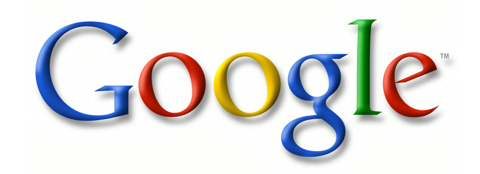
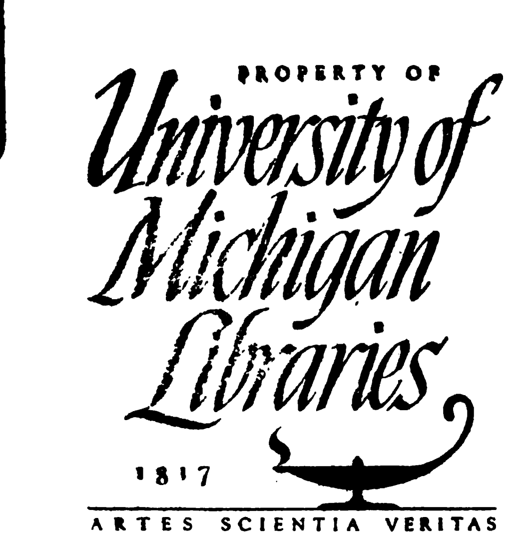
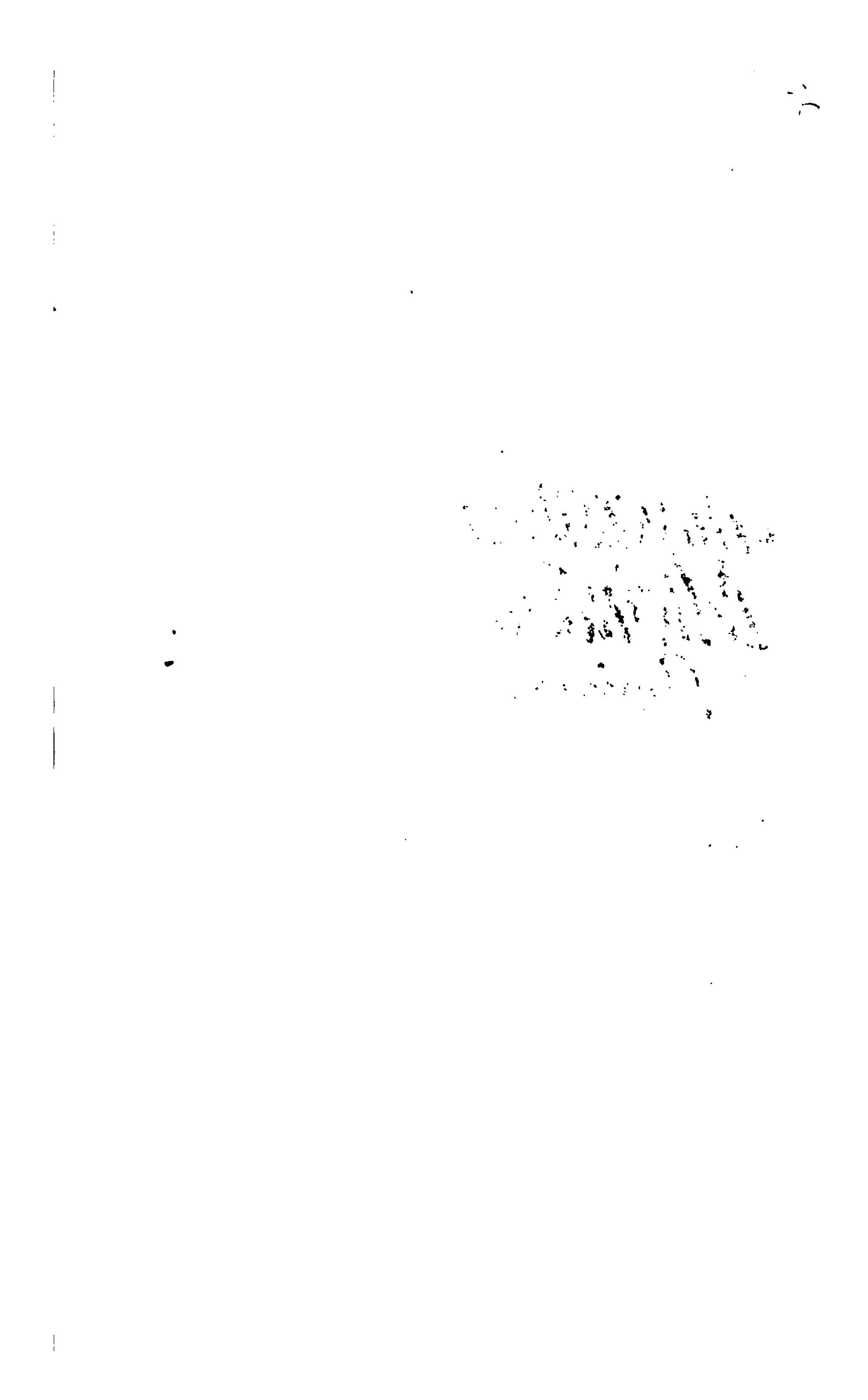


C





Jahrbuch

für

Schweizerische Geschichte

herausgegeben

auf Veranstaltung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft

der

Schweiz.

Sechster Band.

Zürich.
S. Höhr.
1881.

Inhaltsverzeichniss.

Seite.

Protokoll der 35. Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Gehalten zu St. Gallen den 4. und 5. August 1880 V

Verzeichniss der Mitglieder der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, auf den 22. Mai 1881 XIV

Statuten der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz XXIV

Geschichte der Herrschaft Griessenberg im Thurgau. Von Heinrich Zeller-Werdmüller, in Zürich 1

Das Kloster Pfävers. Von Hermann Wartmann, Dr. phil. in St. Gallen 49

Die erste Ausgabe von Farel's Sommaire. Von Franz Joseph Schiffmann, Bibliothekar in Luzern 87

Das Steiner'sche Regiment in Graubünden, 1620—1621. Von Christian Kind, Staatsarchivar in Cur 103

Ludwig XIV. und die schweizerischen Kaufleute. Von Dr. Paul Schweizer, Privatdocent in Tübingen 129

Beilagen 169

Die verlorene Schwyzerchronik. Von Aug. Bernoulli, Dr. phil. in Basel 175

Etude sur les relations de Charles VII et de Louis XI, rois de France, avec les Cantons suisses: 1444—1483. Par Bernard de Mandrot, ancien élève de l'Ecole des Chartes à Paris 201

B. Etude sur les relations de Louis XI avec les Cantons suisses: 1461—1483 (Seconde partie) 203

Appendice 270

Protokoll der 35. Versammlung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

abgehalten in St. Gallen am 4. und 5. August 1880.

Erste Sitzung.

Mittwoch den 4. August, Abends nach 6 Uhr, im Gesellschaftshaus zum Tivoli.

(Anwesend gegen 80 Mitglieder und Ehrengäste.)

1. Herr Präsident Georg von Wyss begrüsst die Anwesenden und stellt die Reihe der zu behandelnden Geschäfte fest.

2. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren:
   K. C. Amrein, Professor, in St. Gallen.
   Herm. Escher, cand. phil., in Zürich.
   Karl Henking, cand. phil., in Zürich.
   Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris.
   Gust. Tobler, Dr., Gymnasiallehrer, in Bern.

3. Die aus der Mitte des Gesellschaftsrathes bestellten Revisoren der Rechnung von 1879, die Herren Vischer und Wartmann, bringen einen schriftlichen Antrag über Annahme und Verdankung der Rechnung gegenüber dem Quästor, Herrn Dr. von Liebenau.

4. Herr Präsident erstattet nach einer einlässlichen schriftlichen Mittheilung des Herrn Dr. Blösch, welcher an Herrn Dr.

Kaiser's Stelle interimistisch die Bibliothek besorgte, Bericht über dieselbe, unter bester Verdankung der von dem Herrn Besorger der Bibliothek aufgewandten Mühe.

5. Es folgen die vom Herrn Präsidenten nach einander eingeleiteten und verdankten Specialberichte der Redactoren über die Publicationen der Gesellschaft:

a) Professor Meyer von Knonau verweist auf den schon seit zwei Monaten zur Versendung gekommenen Bd. V des „Jahrbuches" und bringt, so weit es schon möglich ist, Andeutungen über die Zusammensetzung des 1881 zu druckenden Bd. VI, für welchen insbesondere der Abschluss der über die anfängliche Feststellung grösser gewordenen Arbeit des Herrn B. von Mandrot aufzuheben war.

b) Herr Dompropst Fiala kann wieder, unter Betonung der Wünschbarkeit fortgesetzter Förderung durch die Gesellschaftsmitglieder, auf den regelmässigen Fortgang des „Anzeigers" aufmerksam machen.

c) Herr Dr. Wartmann, als Redactor der „Quellen", berichtet über den Stand der Arbeiten an den Bänden III und V. Besonders aber kann er den stattlichen Bd. IV, bearbeitet von Dr. P. Schweizer, vorlegen: „Correspondenz der französischen Gesandtschaft in der Schweiz, 1664—1671". In einem eingehenden Referate beleuchtet er, gestützt auf die sehr inhaltreiche Einleitung des Herausgebers — „Die Beziehungen der Schweiz zu Frankreich 1664—1671" — die Bedeutung der in dem Bande mitgetheilten Materialien.

6. Herr Chorherr Rohrer legt über die Angelegenheit der Erstellung eines Denkmales für den verstorbenen Chorherrn Dr. Aloys Lütolf Bericht ab, für welches auch aus dem Schoosse der Gesellschaft Beiträge als Zeugnisse ehrenvollen Andenkens geflossen waren.

7. Die Versammlung hört zwei wissenschaftliche Referate:

a) von Herrn Dr. *Bächtold* in Zürich: „Metamorphosen eines deutschen Mystikers" (die ganz die Existenz

des Gottesfreundes im Oberlande aufhebenden neuesten Forschungen über denselben).

b) von Herrn Dr. *P. Schweizer* in Tübingen: Plan zur Edition der französischen Gesandtschafts-Correspondenz für's 16., 17. und 18. Jahrhundert.

8. Dem Gesellschaftsrathe wird die Feststellung der Zeit und des Ortes der Jahresversammlung für 1881 übertragen.

Ein von dem gastfreien Vereine dargebotenes Banket hielt, gewürzt durch kunstreiche Gesangsvorträge und durch Tischreden, die Versammlung noch lange zusammen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag den 5. August, Vormittags 9 Uhr, im Grossrathsaale.

1. Herr Präsident Georg von Wyss erinnert in seiner Eröffnungsrede daran, dass die Gesellschaft 1865 bei ihrer letzten in St. Gallen abgehaltenen Versammlung, der 21. der ganzen Reihe, die Feier ihres 25jährigen Bestehens gehalten habe, und er führt die Entwicklung der Gesellschaft bis zu jenem Momente, hernach in den seither wieder verflossenen anderthalb Jahrzehnten in gedrängten Zügen vor. Dann gedenkt er des seit der letzten Versammlung verstorbenen Ehrenmitgliedes, Archivar *Ludwig Spach* in Strassburg, und des dahingeschiedenen Mitgliedes, Münzdirector *Albert Escher* in Bern; der in Luzern verstorbene Stadtarchivar *Joseph Schneller* hatte in den letzten Jahren dem Gesellschaftsverbande nicht mehr angehört. Ausserdem sind die Herren Rathschreiber *Traugott Zollikofer* in St. Gallen, Pfarrer *Jakob Imobersteg* in Bremgarten bei Bern, *Johann Karl von Tscharner* in Bern gestorben, welche sämmtlich auf verschiedenen Gebieten vaterländischer Geschichte thätig gewesen sind.

Inhaltsverzeichniss.

Seite.

Protokoll der 35. Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Gehalten zu St. Gallen den 4. und 5. August 1880 V

Verzeichniss der Mitglieder der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, auf den 22. Mai 1881 XIV

Statuten der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz XXIV

Geschichte der Herrschaft Griessenberg im Thurgau. Von Heinrich Zeller-Werdmüller, in Zürich 1

Das Kloster Pfävers. Von Hermann Wartmann, Dr. phil. in St. Gallen 49

Die erste Ausgabe von Farel's Sommaire. Von Franz Joseph Schiffmann, Bibliothekar in Luzern 87

Das Steiner'sche Regiment in Graubünden, 1620—1621. Von Christian Kind, Staatsarchivar in Cur 103

Ludwig XIV. und die schweizerischen Kaufleute. Von Dr. Paul Schweizer, Privatdocent in Tübingen 129

Beilagen 169

Die verlorene Schwyzerchronik. Von Aug. Bernoulli, Dr. phil. in Basel 175

Etude sur les relations de Charles VII et de Louis XI, rois de France, avec les Cantons suisses: 1444—1483. Par Bernard de Mandrot, ancien élève de l'Ecole des Chartes à Paris 201

B. Etude sur les relations de Louis XI avec les Cantons suisses: 1461—1483 (Seconde partie) 203

Appendice 270

Protokoll der 35. Versammlung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

abgehalten in St. Gallen am 4. und 5. August 1880.

Erste Sitzung.

Mittwoch den 4. August, Abends nach 6 Uhr, im Gesellschaftshaus zum Tivoli.

(Anwesend gegen 80 Mitglieder und Ehrengäste.)

1. Herr Präsident Georg von Wyss begrüsst die Anwesenden und stellt die Reihe der zu behandelnden Geschäfte fest.

2. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren:
   K. C. Amrein, Professor, in St. Gallen.
   Herm. Escher, cand. phil., in Zürich.
   Karl Henking, cand. phil., in Zürich.
   Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris.
   Gust. Tobler, Dr., Gymnasiallehrer, in Bern.

3. Die aus der Mitte des Gesellschaftsrathes bestellten Revisoren der Rechnung von 1879, die Herren Vischer und Wartmann, bringen einen schriftlichen Antrag über Annahme und Verdankung der Rechnung gegenüber dem Quästor, Herrn Dr. von Liebenau.

4. Herr Präsident erstattet nach einer einlässlichen schriftlichen Mittheilung des Herrn Dr. Blösch, welcher an Herrn Dr.

Kessler, Architekt, in St. Gallen.
Kind, Archivar, in Cur.
Kind, R., in St. Gallen.
Köppel, Buchhändler, in St. Gallen.
Kuhn, Dr., in St. Gallen.
Le Fort, Prof., in Genf.
v. Liebenau, Staatsarchivar, in Luzern.
Locher-Lierheimer, in St. Gallen.
Mayer, Pfarrer, in St. Gallen.
Meyer v. Knonau, Prof., in Zürich.
Meyer, Prof., in St. Gallen.
Meyer-Stähelin, in Rheineck.
Miescher, Pfarrer, in St. Gallen.
Morel, Präsident des Bundesgerichts, in Lausanne.
Motta, E., in Locarno.
Näf, A., Verwaltungsrathspräsident, in St. Gallen.
Näf, J. U., Lehrer, in St. Gallen.
Nahres, W., in St. Gallen.
Oechsli, Dr., in Winterthur.
Oprecht, in St. Gallen.
Pfändler, Landammann, in St. Gallen.
Pfeiffer, Pfarrer, in St. Gallen.
Rahn, Prof., in Zürich.
Rittmeyer, Alb., in St. Gallen.
Rittmeyer, Emil, in St. Gallen.
Roget, Prof., in Genf.
Rohrer, Chorherr, in Luzern.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris.
Rüdin, K., in St. Gallen.
Rüst, Lehrer, in Oberriet.
Ruggle, Dekan, in Gossau.
Ruppaner, Postangestellter, in St. Gallen.
Saylern, Cl. v., in Wil.
Schäfer-Meyer, in St. Gallen.
Scheitlin, in St. Gallen.

in St. Gallen.

Gallen.

allen.

orges.

allen.

kar, in Solothurn.

len.

Gallen.

des Kaufm. Directoriums, in St. Gallen.

in St. Gallen.

Gallen.

in Freiburg.

raph, Schloss Oberberg.

phil., in Zürich.

hitekt, in St. Gallen.

rchivar, in St. Gallen.

rrer, in Wolhusen.

and. phil., in Zürich.

Prof., in Bern.

r., in St. Gallen.

er, Buchdrucker, in St. Gallen.

Pfarrer, in Berneck.

erbühler, Stabsmajor, in St. Gallen.

er, Prof., in St. Gallen.

ensohn, Stiftsbibliothekar, in St. Gallen.

Kamm, Prof., in St. Gallen.

Verzeichniss der Mitglieder

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz

am 22. Mai 1881.

Kanton Zürich.

Bächtold, Dr. *J.,* in Fluntern.
Brunner, Dr. *Jul.,* Professor an der Industrieschule, in Hottingen.
Bürkli, Friedrich, Buchdrucker, in Zürich.
Dändliker, Karl, Dr. phil., Seminarlehrer, in Küssnach.
Escher, Alfred, Dr. jur., in Enge.
Escher, Hermann, cand. phil., in Zürich.
Escher, Jakob, Dr. jur., Oberrichter, in Zürich.
Escher, Konrad, Dr. jur., Kantonsrath, im Bleicherweg, Enge.
Escher-Finsler, Konrad, Banquier, in Zürich.
Geilfus, Dr., alt Rector, in Winterthur.
Grob, Heinrich, Professor am Gymnasium, in Zürich.
Heer, Just., Pfarrer, in Erlenbach.
Höhr, Salomon, Buchhändler, in Zürich.
Horner, Dr. *J. J.,* Bibliothekar, in Zürich.
Hunziker, Dr. *Otto,* Seminarlehrer, in Küssnach.
Keller, Dr. *Gottfried,* alt Staatsschreiber, in Enge.
Meyer von Knonau, Dr. *Gerold,* Professor, in Riesbach.

Meyer, Dr. *Konrad Ferdinand,* in Kilchberg.
Nüscheler-Usteri, Dr. *A.,* in Zürich.
Oechsli, Dr. *Wilh.,* Gymnas.-Lehrer, in Winterthur.
von Orelli, Dr. *Aloys,* Professor, in Zürich.
Pestalozzi-Hirzel, S., in Zürich.
Rahn, Dr. *J. Rudolf,* Professor, in Zürich.
Schindler, Dietrich, alt Landammann von Glarus, in Hottingen.
Schneider, Albert, Dr. jur., Professor, in Hottingen.
Schweizer, Dr. *P.,* Privatdocent, in Tübingen.
Strickler, Dr. *J.,* Staatsarchivar, in Zürich.
Tobler, Ludwig, Dr. phil., Professor, in Hottingen.
Vögelin, Salomon, Professor, in Zürich.
Wirz, Dr. *J. Caspar*, Professor am Gymnasium, in Zürich.
von Wyss, Friedr., sen., Dr. jur., gewesener Professor, im Letten bei Wipkingen.
von Wyss, Friedr., jun., Dr. jur., gewesener Professor in Basel.
von Wyss, Georg, Dr. phil., Professor, in Zürich.
Zeller-Werdmüller, Heinrich, in Riesbach.
Zündel, Pfarrer, in Winterthur. 35

Kanton Bern.

Blösch, Emil, Dr. phil., Oberbibliothekar, in Bern.
von Bonstetten, Gustav, in Thun.
Dübi, Dr. *Th.,* Lehrer an der Realschule, in Bern.
Durrer, Jos., Revisor des eidgen. statist. Bureau, in Bern.
Fetscherin, W., Lehrer an der Kantonsschule, in Bern.
Gehrig, *H.,* Rector, in Burgdorf.
Gisi, W., Dr. phil., eidgen. Vicekanzler, in Bern.
von Gonzenbach, August, Dr. jur., in Bern.
Güder, Eduard, Dr. theol., Decan, in Bern.
Haller, Alb., Pfarrer, in Leissigen.
Hidber, B., Dr. phil., Professor, in Bern.
Hilty, Dr. jur., Professor, in Bern.

2. Es folgen die angekündigten Vorträge:

a) Professor *Meyer von Knonau* in Zürich: Die Casus sancti Galli und insbesondere diejenigen des Kuchimeister.

b) Herr Professor *P. Vaucher* in Genf: Calvin et les Genevois.

— hernach nach einer Pause:

c) Herr Professor *Dierauer* in St. Gallen: Karl Müller von Friedberg, Lebensbild eines St. Gallen'schen Staatsmannes.

3. Zwischen den Vorträgen fand die statutengemäss vorzunehmende Erneuerung des Gesellschaftsrathes statt, für welchen, da Herr Bundesarchivar Dr. Kaiser, Bibliothekar der Gesellschaft und seit 1876 Mitglied des Gesellschaftsrathes, seinen Rücktritt wegen angegriffener Gesundheit erklärt hatte — es ward dem Abwesenden durch den Herrn Präsidenten der Dank der Gesellschaft bezeugt —, ein Mitglied ganz neu bezeichnet werden musste. Die Wahlen ergaben (für eine dreijährige Amtsdauer bis zur Versammlung von 1883):

G. von Wyss, Professor, in Zürich, Präsident.
Th. von Liebenau, Staatsarchivar, in Luzern, Quästor.
G. Meyer von Knonau, Professor, in Zürich, Actuar (Redactor des „Jahrbuches“, seit 1874).
J. J. Amiet, Staatsschreiber, in Solothurn.
Ed. Blösch, Oberbibliothekar, in Bern, Bibliothekar.
Fr. Fiala, Dompropst, in Solothurn (Redactor des „Anzeigers“, seit 1878).
Fr. Forel, Präsident, in Morges.
K. Le Fort, Professor, in Genf.
Fr. Rohrer, Chorherr, in Luzern.
W. Vischer, Professor, in Basel.
H. Wartmann, Dr., in St. Gallen (Redactor der „Quellen“, seit 1876).

Schelling, Vorsteher, in St. Gallen.
Scherrer, Pfarrer, in St. Gallen.
Schlaginhaufen, Vorsteher, in St. Gallen.
Schmidlin, Redactor, in St. Gallen.
Schurter, J., in St. Gallen.
Schwarzenbach, Rathsschreiber, in St. Gallen.
Schweizer, Dr., in Tübingen.
Schweizer, Lehrer, in St. Gallen.
Steiger, Gemeindammann, in St. Gallen.
Stein, Gemeinderath, in St. Gallen.
Stern, Prof., in Bern.
Strickler, Staatsarchivar, in Zürich.
Thuli, Prof., in St. Gallen.
v. Tschudi, Dr., Landammann, in St. Gallen.
Vaucher, Prof., in Genf.
Wartmann, Prof., in St. Gallen.
Wartmann, Dr. *H.,* in St. Gallen.
Wellauer, Waisenvater, in St. Gallen.
Wiedenkeller, in St. Gallen.
Wild, Otto, in St. Gallen.
Wild, E., Architekt, in St. Gallen.
Wirth, Präsident, in Lichtensteig.
Wirz, Prof., in Zürich.
v. Wyss, G., Prof., in Zürich.
Zäch, Fürsprech, in St. Gallen.
Zeller-Werdmüller, in Zürich.
Züblin-Sulzberger, in St. Gallen.
Zürcher-Rietmann, in St. Gallen.

Kanton Glarus.

Dinner, Frid., Dr. jur., in Glarus.
Mayer, G., Pfarrer, in Oberurnen. 2

Kanton Freiburg.

Gremaud, Abbé *Joseph,* Professor, in Freiburg.
Rädle, P. *Nikolaus,* Franciscaner, in Freiburg.
Schneuwly, Jos., Archivar, in Freiburg. 3

Kanton Solothurn.

Amiet, Jakob, Fürsprech, in Solothurn.
Amiet, Joseph Ignaz, Staatsschreiber, in Solothurn.
Bally, Otto, v. Schönenwerd, in Säckingen (Grosshzgth. Baden).
Businger, Kasp. Luk., Regens, in Solothurn.
Cartier, Robert, Pfarrer, in Oberbuchsiten.
Dietschy, Peter, Redactor, in Olten.
Eggenschwiler, Professor, in Solothurn.
Egloff, Professor, in Solothurn.
Fiala, Friedrich, Dompropst, in Solothurn.
Frölicher, Otto, in Solothurn.
Glutz-Blotzheim, Ludwig, Major, in Solothurn.
Hartmann, Alfred, in Solothurn.
Kaiser, V., Dr. phil., Professor, in Solothurn.
Meyer, Joseph, Professor, in Solothurn.
von Sury-von Bussy, Gast., in Solothurn.
von Sury-von Bussy, J., Stadtammann, in Solothurn.
von Wallier-von Wendelstorf, Rudolf, in Solothurn.
Zetter, Franz Ant., Gemeinderath, in Solothurn. 18

Meyer, Dr. *Konrad Ferdinand,* in Kilchberg.
Nüscheler-Usteri, Dr. *A.,* in Zürich.
Oechsli, Dr. *Wilh.,* Gymnas.-Lehrer, in Winterthur.
von Orelli, Dr. *Aloys,* Professor, in Zürich.
Pestalozzi-Hirzel, S., in Zürich.
Rahn, Dr. *J. Rudolf,* Professor, in Zürich.
Schindler, Dietrich, alt Landammann von Glarus, in Hottingen.
Schneider, Albert, Dr. jur., Professor, in Hottingen.
Schweizer, Dr. *P.,* Privatdocent, in Tübingen.
Strickler, Dr. *J.,* Staatsarchivar, in Zürich.
Tobler, Ludwig, Dr. phil., Professor, in Hottingen.
Vögelin, Salomon, Professor, in Zürich.
Wirz, Dr. *J. Caspar*, Professor am Gymnasium, in Zürich.
von Wyss, Friedr., sen., Dr. jur., gewesener Professor, im Letten bei Wipkingen.
von Wyss, Friedr., jun., Dr. jur., gewesener Professor in Basel.
von Wyss, Georg, Dr. phil., Professor, in Zürich.
Zeller-Werdmüller, Heinrich, in Riesbach.
Zündel, Pfarrer, in Winterthur. 35

Kanton Bern.

Blösch, Emil, Dr. phil., Oberbibliothekar, in Bern.
von Bonstetten, Gustav, in Thun.
Dübi, Dr. *Th.,* Lehrer an der Realschule, in Bern.
Durrer, Jos., Revisor des eidgen. statist. Bureau, in Bern.
Fetscherin, W., Lehrer an der Kantonsschule, in Bern.
Gehrig, *H.,* Rector, in Burgdorf.
Gisi, W., Dr. phil., eidgen. Vicekanzler, in Bern.
von Gonzenbach, August, Dr. jur., in Bern.
Güder, Eduard, Dr. theol., Decan, in Bern.
Haller, Alb., Pfarrer, in Leissigen.
Hidber, B., Dr. phil., Professor, in Bern.
Hilty, Dr. jur., Professor, in Bern.

Kanton Schaffhausen.

Bohrer, katholischer Pfarrer, in Schaffhausen.
Henking, Dr. *Karl,* in Schaffhausen.
Mezger, J. J., Professor und Antistes, in Schaffhausen. 3

Kanton Appenzell.

Roth, Dr. *A.,* eidgen. Gesandter, in Berlin.
Rusch, J. B. E., Dr. jur., in Appenzell. 2

Kanton St. Gallen.

Aepli, O., Dr. jur., Nationalrath, in St. Gallen.
Amrein, K. C., Professor, in St. Gallen.
Dierauer, Joh., Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Götzinger, Ernst, Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Näf, August, Präsident des Verwaltungsrathes, in St. Gallen.
Rickenmann, Xaver, Präsident, in Rapperswil.
Wartmann, Hermann, Dr. phil., Secretär des kaufmännischen Directoriums, in St. Gallen. 7

Kanton Graubünden.

Kind, Chr., Stadtarchivar, in Cur.
von Salis-Marschlins, Ulysses, Hauptmann, in Marschlins.
von Sprecher, J. Andreas, in Cur.
Tuor, Ch., bischöflicher Archivar, in Cur. 4

Kanton Aargau.

Fricker, Barthol., Lehrer, in Baden.
Keller, Augustin, Landammann, in Aarau.
Keller, J., Seminarlehrer, in Aarau.

Münch, A., Nationalrath, in Rheinfelden.
Schmidt-Hagnauer, Gustav, Verwaltungsrath, in Aarau.
Schröter, C., Chorherr und Pfarrer, in Rheinfelden. 6

Kanton Thurgau.

Pupikofer, Johann Adam, Dr. phil., Archivar, in Frauenfeld. 1

Kanton Tessin.

Motta, Emilio, Ingenieur, in Locarno.
Sacchi, Carlo, Chorherr, in Bellinzona. 2

Kanton Waadt.

Carrard, Henri, Professor, in Lausanne.
Cérésole, Victor, eidgen. Consul, in Venedig.
de Charrière, Godefr., eidg. Stabsmajor, in Senarclens b. Cossonay.
Duperrex, Professor, in Lausanne.
Favey, G., Staatsanwalt, in Lausanne.
Favrod-Coune, in Lausanne.
Forel, François, alt Gerichtspräsident, in Morges.
Huc-Mazelet, Auguste, in Morges.
de Mandrot, Bern., ancien élève de l'Ecole des Chartes, in Paris.
Morel, J., Bundesgerichtspräsident, in Lausanne.
von Muralt, Dr. *Eduard,* Professor, in Lausanne.
Rivier, Alphons, Professor, in Brüssel.
Secretan, Eug., in Lausanne. 13

Kanton Neuenburg.

Berthoud, Fritz, in Fleurier.
Cuche, Jules, Advocat, in La Chauxdefonds.
Daguet, Alexandre, Professor, in Neuenburg.

de Mandrot, eidgen. Oberst, in Cormondrèche.
de Pury, Edouard, in Neuenburg.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris. 6

Kanton Genf.

de Budé, Eugène, in Genf.
Claparède, Théod., alt Pfarrer, in Genf.
Duby, alt Pfarrer, in Genf.
Dufour, Théoph., Director d. Kant. Arch., in Genf.
Favre, Edouard, Dr. phil., in Genf.
Galiffe, Jean Barthélemy Gaifre, Dr. jur., in Genf.
Gautier, Ad., Ingenieur, in Genf.
Kohler, Charles, Archiviste-paléographe, in Paris.
Le Fort, Charles, gew. Professor, in Genf.
Morel, Charles, Professor, in Genf.
Revilliod, G., in Genf.
Roget, Amédée, Professor, in Genf.
Vaucher, Pierre, Professor, in Genf.
Vuy, Jules, alt Präsident des Cassationshofes, in Genf. 14

214

Ehrenmitglieder.

	Jahr der Aufnahme
Baumann, Ludw., Archivregistrator, in Donaueschingen	1878
Bianchi, Nicom., Sovrintendente degli archivi di stato, in Turin	1878
Bordier, Henri, Bibliothécaire honoraire au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale, in Paris	1850
Dümmler, Ernst, Professor, in Halle	1875
von Liliencron, Freiherr *R.,* Klosterpropst, in Schleswig	1875
Monod, G., Directeur adjoint à l'École des hautes études in Paris	1875
von Ranke, Leopold, Mitglied der Akademie, in Berlin	1850
Riezler, Sigm. Otto, Archivrath, in Donaueschingen	1878
Roth von Schreckenstein, Freiherr *K. H.,* Landesarchiv-Director, in Karlsruhe	1867
Schmidt, Karl, Professor, in Strassburg	1866
Schönherr, David, Archivar, in Innsbruck	1867
Sickel, Theodor, Professor, in Wien	1863
Waitz, Georg, Geheimer Regierungsrath, in Berlin	1863

Howald, K., Notar, in Bern.
Kaiser, Dr. *J.,* Bundesarchivar, in Bern.
König, Dr. *Gustav,* Professor, in Bern.
Kohler, Xavier, Professor, in Pruntrut.
von Lerber-Marcuard, Architekt, in Bern.
Lerch, Jakob, Dr. jur., Oberrichter, in Bern.
Lindt, Paul, Fürsprech, in Bern.
Lüthardt, Fürsprech, Director der Mobiliarassecuranz, in Bern.
Manuel, Dr. *Ernst,* Fürsprech, in Bern.
von Mülinen-von Mutach, Friedrich, in Bern.
von Muralt, Amédée, Gemeinderath, in Bern.
Ochsenbein, G. F., Pfarrer, in Schlosswyl.
Quiquerez, August, alt Regierungsstatthalter, in Delsberg.
Rikli-Valet, Karl, in Wangen (an der Aare).
Schnell, Dr. *Joh.,* gewes. Professor, in Bern.
Stern, Dr. *Alfred,* Professor, in Bern.
Stuber, Fürsprech, in Bern.
Studer, Gottlieb, Professor der Theologie, in Bern.
von Stürler, Moritz, Staatsschreiber, in Bern.
von Tavel, Alexander, Gemeinderath, in Bern.
Tobler, Dr. *Gustav,* Gymnasiallehrer, in Bern.
Trachsler, Secretär des eidgen. Justizdepartements, in Bern.
Trechsel, Friedrich, Dr. theol., Pfarrer, in Bern.
von Wattenwyl-Pourtalès, Ludw. Friedr., in Jolimont bei Bern.
Weidling, Jul., Dr. phil., in Berlin.
von Wurstemberger-Steiger, Rudolf, in Bern.
Zeerleder, Dr. *Albert,* Professor, in Bern. 39

Kanton Luzern.

Aebi, J. W. L., Chorherr, in Beromünster.
Bell, Friedrich, Regierungsrath und Oberst, in Luzern.
Brandstetter, J. L., Dr. med., Professor, in Luzern.
Elmiger, Melchior, Pfarrer, in Schüpfheim.

Estermann, Melchior, Sextar, Pfarrer, in Neudorf.
Fischer, Vincenz, Nationalrath, in Luzern.
Fleischlin, Bernhard, Vicar, in Willisau.
Heller, Mauriz, Pfarrer, in Wohlhusen.
Keiser, Albert, Caplan, in Luzern.
von Liebenau, Dr. *Theodor,* Staatsarchivar, in Luzern.
Reinhardt, Heinr., Professor, in Luzern.
Rohrer, Franz, Chorherr und Professor, in Luzern.
Scherer-Boccard, Graf *Theodor,* in Luzern.
Schiffmann, Fr. Jos., Bibliothekar, in Luzern. 14

Kanton Uri.

Müller, Dr. *F.,* in Altorf. 1

Kanton Schwyz.

Bommer, Ant. Dom., Professor, in Schwyz.
Kälin, J. B., Kanzleidirector, in Schwyz.
Styger, Karl, Alt-Landammann, in Schwyz.
Waser, Maurus, Seminarlehrer, in Schwyz.
von Weber, Xaver, Secretär der Staatskanzlei, in Schwyz. 5

Kanton Unterwalden.

von Deschwanden, Karl, Fürsprech, in Stans.
Durrer, Robert, Landammann und Nationalrath, in Stans.
Gottwald, P. *Benedict,* O. S. B., Bibliothekar, in Engelberg.
Kiem, P. *Martin,* O. S. B., Professor, in Sarnen.
von Matt, Joh., Gemeindspräsident, in Stans.
Wyrsch, Jak., Med. Dr., in Buochs. 6

Kanton Glarus.

Dinner, Frid., Dr. jur., in Glarus.
Mayer, G., Pfarrer, in Oberurnen. 2

Kanton Freiburg.

Gremaud, Abbé *Joseph,* Professor, in Freiburg.
Rädle, P. *Nikolaus,* Franciscaner, in Freiburg.
Schneuwly, Jos., Archivar, in Freiburg. 3

Kanton Solothurn.

Amiet, Jakob, Fürsprech, in Solothurn.
Amiet, Joseph Ignaz, Staatsschreiber, in Solothurn.
Bally, Otto, v. Schönenwerd, in Säckingen (Grosshzgth. Baden).
Businger, Kasp. Luk., Regens, in Solothurn.
Cartier, Robert, Pfarrer, in Oberbuchsiten.
Dietschy, Peter, Redactor, in Olten.
Eggenschwiler, Professor, in Solothurn.
Egloff, Professor, in Solothurn.
Fiala, Friedrich, Dompropst, in Solothurn.
Frölicher, Otto, in Solothurn.
Glutz-Blotzheim, Ludwig, Major, in Solothurn.
Hartmann, Alfred, in Solothurn.
Kaiser, V., Dr. phil., Professor, in Solothurn.
Meyer, Joseph, Professor, in Solothurn.
von Sury-von Bussy, Gast., in Solothurn.
von Sury-von Bussy, J., Stadtammann, in Solothurn.
von Wallier-von Wendelstorf, Rudolf, in Solothurn.
Zetter, Franz Ant., Gemeinderath, in Solothurn. 18

Kanton Basel.

Bernoulli-Burckhardt, August, Dr. phil.
Birmann, M., Ständerath, in Liestal.
Boos, H., Dr. phil., Privatdocent.
Burckhardt, Achilles, Dr. phil.
Burckhardt, Albert, Dr. jur.
Burckhardt, Jakob, Dr. phil., Professor.
Burckhardt, Karl Felix, Dr. jur., Altbürgermeister.
Burckhardt-Burckhardt, Karl, Dr. jur., Regierungsrath.
Burckhardt-Piguet, Theophil.
Cherbuin, Friedr., Rector.
Ehinger, Ludw., Dr. jur.
Erismann, Oskar, Anwalt der Centralbahn.
Frei-Kloss, Emil, Oberst und Nationalrath.
Frey, Hans, Dr. phil.
Fürstenberger, Albert.
Gelzer, Heinrich, senior, Dr. phil., Professor.
Heusler, Andreas, Dr. jur., Professor.
Heusler, Aug., Dr. jur., Untersuchungsrichter.
His-Heusler, Eduard, Dr. phil.
Liechtenhan, Rudolf, Dr. jur.
Merian, J. J., Professor.
Merian, Peter, Dr. phil., Professor, alt Rathsherr.
Merian-Bischoff, Samuel.
Riggenbach-Iselin, A.
Riggenbach, Joh., Professor.
Sarasin, Adolf, Pfarrer.
Sieber, Ludw., Dr. phil., Universitätsbibliothekar.
Steffensen, Karl, Dr. phil., Professor.
Stehlin, Karl, Dr. jur., Ständerath.
Stockmeyer, Immanuel, Antistes.
Vischer-Merian, Karl, alt Rathsherr.
Vischer, Wilhelm, Dr. phil., Professor.
Wieland, Karl, Dr. jur., alt Rathsherr.

Kanton Schaffhausen.

Bohrer, katholischer Pfarrer, in Schaffhausen.
Henking, Dr. *Karl,* in Schaffhausen.
Mezger, J. J., Professor und Antistes, in Schaffhausen. 3

Kanton Appenzell.

Roth, Dr. *A.,* eidgen. Gesandter, in Berlin.
Rusch, J. B. E., Dr. jur., in Appenzell. 2

Kanton St. Gallen.

Aepli, O., Dr. jur., Nationalrath, in St. Gallen.
Amrein, K. C., Professor, in St. Gallen.
Dierauer, Joh., Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Götzinger, Ernst, Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Näf, August, Präsident des Verwaltungsrathes, in St. Gallen.
Rickenmann, Xaver, Präsident, in Rapperswil.
Wartmann, Hermann, Dr. phil., Secretär des kaufmännischen Directoriums, in St. Gallen. 7

Kanton Graubünden.

Kind, Chr., Stadtarchivar, in Cur.
von Salis-Marschlins, Ulysses, Hauptmann, in Marschlins.
von Sprecher, J. Andreas, in Cur.
Tuor, Ch., bischöflicher Archivar, in Cur. 4

Kanton Aargau.

Fricker, Barthol., Lehrer, in Baden.
Keller, Augustin, Landammann, in Aarau.
Keller, J., Seminarlehrer, in Aarau.

Münch, A., Nationalrath, in Rheinfelden.
Schmidt-Hagnauer, Gustav, Verwaltungsrath, in Aarau.
Schröter, C., Chorherr und Pfarrer, in Rheinfelden. 6

Kanton Thurgau.

Pupikofer, Johann Adam, Dr. phil., Archivar, in Frauenfeld. 1

Kanton Tessin.

Motta, Emilio, Ingenieur, in Locarno.
Sacchi, Carlo, Chorherr, in Bellinzona. 2

Kanton Waadt.

Carrard, Henri, Professor, in Lausanne.
Cérésole, Victor, eidgen. Consul, in Venedig.
de Charrière, Godefr., eidg. Stabsmajor, in Senarclens b. Cossonay.
Duperrex, Professor, in Lausanne.
Favey, G., Staatsanwalt, in Lausanne.
Favrod-Coune, in Lausanne.
Forel, François, alt Gerichtspräsident, in Morges.
Huc-Mazelet, Auguste, in Morges.
de Mandrot, Bern., ancien élève de l'Ecole des Chartes, in Paris.
Morel, J., Bundesgerichtspräsident, in Lausanne.
von Muralt, Dr. *Eduard,* Professor, in Lausanne.
Rivier, Alphons, Professor, in Brüssel.
Secretan, Eug., in Lausanne. 13

Kanton Neuenburg.

Berthoud, Fritz, in Fleurier.
Cuche, Jules, Advocat, in La Chauxdefonds.
Daguet, Alexandre, Professor, in Neuenburg.

de Mandrot, eidgen. Oberst, in Cormondrèche.
de Pury, Edouard, in Neuenburg.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris. 6

Kanton Genf.

de Budé, Eugène, in Genf.
Claparède, Théod., alt Pfarrer, in Genf.
Duby, alt Pfarrer, in Genf.
Dufour, Théoph., Director d. Kant. Arch., in Genf.
Favre, *Edouard*, Dr. phil., in Genf.
Galiffe, Jean Barthélemy Gaifre, Dr. jur., in Genf.
Gautier, Ad., Ingenieur, in Genf.
Kohler, Charles, Archiviste-paléographe, in Paris.
Le Fort, Charles, gew. Professor, in Genf.
Morel, Charles, Professor, in Genf.
Revilliod, G., in Genf.
Roget, Amédée, Professor, in Genf.
Vaucher, Pierre, Professor, in Genf.
Vuy, Jules, alt Präsident des Cassationshofes, in Genf. 14

214

Ehrenmitglieder.

	Jahr der Aufnahme
Baumann, Ludw., Archivregistrator, in Donaueschingen	1878
Bianchi, Nicom., Sovrintendente degli archivi di stato, in Turin	1878
Bordier, Henri, Bibliothécaire honoraire au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale, in Paris	1850
Dümmler, Ernst, Professor, in Halle	1875
von Liliencron, Freiherr *R.,* Klosterpropst, in Schleswig	1875
Monod, G., Directeur adjoint à l'École des hautes études in Paris	1875
von Ranke, Leopold, Mitglied der Akademie, in Berlin	1850
Riezler, Sigm. Otto, Archivrath, in Donaueschingen	1878
Roth von Schreckenstein, Freiherr *K. H.,* Landesarchiv-Director, in Karlsruhe	1867
Schmidt, Karl, Professor, in Strassburg	1866
Schönherr, David, Archivar, in Innsbruck	1867
Sickel, Theodor, Professor, in Wien	1863
Waitz, Georg, Geheimer Regierungsrath, in Berlin	1863

Statuten

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz.

(Beschlossen am 28. September 1874.)

I.

Zweck und Bestand der Gesellschaft.

§ 1. Die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz hat die Bestimmung, als Verein der Freunde der vaterländischen Geschichte und als Band der ihr sich widmenden Kantonalgesellschaften, die Geschichte der Schweiz durch Arbeiten zu fördern, zu denen es des allgemeinen Zusammenwirkens bedarf.

§ 2. Die Mitglieder der kantonalen geschichtforschenden und antiquarischen Gesellschaften bedürfen zur Aufnahme in die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft keiner Wahl, sondern werden von Rechts wegen Mitglieder derselben, sobald sie es wünschen. Andere Geschichtsfreunde werden nach vorläufiger Meldung bei dem Präsidenten durch Abstimmung in die Gesellschaft aufgenommen.

§ 3. Auswärtige Gelehrte und Freunde der Geschichte können als Ehrenmitglieder oder als correspondirende Mitglieder aufgenommen werden.

Ehrenmitglieder ernennt die Gesellschaft auf motivirten Antrag des Gesellschaftsrathes; correspondirende Mitglieder ernennt Letzterer von sich aus.

§ 4. Die Mitglieder der Gesellschaft bezahlen einen Jahresbeitrag von 10 Franken. Dagegen erhalten sie die von der Gesellschaft herauszugebende Jahresschrift (§ 9), sowie den Anzeiger für schweizerische Geschichte unentgeltlich.

Wer den Jahresbeitrag nicht entrichtet, wird als aus der Gesellschaft ausgetreten betrachtet.

§ 5. Mitglieder, welche sich zur Leistung eines weitern freiwilligen Beitrages von 10 Franken verpflichten, sind zum unentgeltlichen Bezuge sämmtlicher Publicationen der Gesellschaft berechtigt.

§ 6. Mit den kantonalen historischen und antiquarischen Vereinen steht die Gesellschaft durch ihren geschäftsleitenden Ausschuss in Verbindung. Die Präsidenten der Vereine werden als die Correspondenten für die allgemeine Gesellschaft betrachtet.

§ 7. Die Versammlung der Gesellschaft findet alljährlich an einem von ihr zu bestimmenden Orte statt und dauert zwei Tage, so dass der erste Tag für Geschäfte, der zweite vorzugsweise für wissenschaftliche Belehrung durch Vorträge oder durch Besuch historisch wichtiger Stätten oder Sammlungen verwendet werden kann.

II.

Leitung der Arbeiten.

§ 8. Zur Leitung ihrer Arbeiten bestellt die Gesellschaft auf die Dauer von je drei Jahren durch geheimes absolutes Stimmenmehr einen Gesellschaftsrath, bestehend aus dem Präsidenten, dem Quästor, dem Secretär, dem Archivar der Gesellschaft und sieben weitern Mitgliedern.

Der Präsident wird von der Gesellschaft, der Quästor, der Archivar und der Secretär werden vom Gesellschaftsrath gewählt.

Der Präsident und der Secretär sollen an dem nämlichen Orte ihren Wohnsitz haben.

§ 9. Der Gesellschaftsrath hat die Arbeiten der Gesellschaft anzuordnen und zu überwachen. Ihm liegt sowohl die Herausgabe der regelmässigen Jahresschrift (§ 4), als aller übrigen Gesellschaftspublicationen ob. Ihm steht die Ratification aller mit den Verfassern oder Bearbeitern, mit den Druckern oder Verlegern der Publicationen abzuschliessenden Verträge zu.

§ 10. Zu Durchführung seiner Aufgabe gliedert sich der Gesellschaftsrath nach Bedürfniss in Commissionen, welche die Arbeiten vorbereiten und die erforderlichen Redactions-, Druck- oder Verlagsverträge unter Vorbehalt seiner Ratification abschliessen.

§ 11. Dem Gesellschaftsrathe kömmt die Vertretung der Gesellschaft gegenüber denjenigen Behörden zu, welche ihre Arbeiten durch Geldbeiträge unterstützen.

Er erstattet denselben Namens der Gesellschaft, sowie auch dieser selbst alljährlich Bericht über seine Thätigkeit.

Er übt die ihm nach § 3 zustehenden Befugnisse aus.

Er begutachtet zu Handen der Gesellschaft die von dem Quästor zu stellende Jahresrechnung *).

§ 12. Der Gesellschaftsrath und seine Commissionen versammeln sich nach Bedürfniss. Jedenfalls tritt der Gesellschaftsrath vor der Jahresversammlung der Gesellschaft zur Abfassung seines Jahresberichtes und Begutachtung der Jahresrechnung zusammen.

---

*) Vgl. Jahrbuch, Bd. III p. VI, die Interpretation dieses § 11, Lemma 4, durch die Gesellschafts-Versammlung zu Basel, 1877: „Der Abschluss der Rechnung findet je auf Ende des betreffenden Jahres statt; darauf wird nach Abschluss die Rechnung vom Gesellschaftsrathe geprüft und abgenommen, worauf die nächstfolgende Jahresversammlung der Gesellschaft durch den Gesellschaftsrath, resp. zu bestellende Revisoren aus demselben, die Rechenschaft über die Rechnung des abgelaufenen Jahres empfängt“.

III.

Sammlung der Gesellschaft, Schriftenaustausch.

§ 13. Dem Archivar liegt die Bewahrung und Aeufnung der Bibliothek und Sammlung, der Verkehr mit den dieselbe benutzenden Mitgliedern und die Besorgung des Schriftenaustausches mit andern Vereinen ob.

Er führt über die auf seine Geschäfte bezüglichen Einnahmen und Ausgaben zu Handen des Quästors der Gesellschaft Rechnung.

IV.

Geschäftsleitung.

§ 14. Behufs Vollzug der Beschlüsse der Gesellschaft und des Gesellschaftsrathes wird ein geschäftsleitender Ausschuss gebildet. Derselbe besteht aus dem Präsidenten, dem Quästor und dem Secretär der Gesellschaft (§ 8).

§ 15. Der Präsident leitet die Zusammenkünfte der Gesellschaft, des Gesellschaftsrathes und des Ausschusses. Er bestimmt, nach Anhörung des Gesellschaftsrathes, die Zeit der Jahresversammlung der Gesellschaft und stellt die Tractanden für beide Tage derselben fest. Er vermittelt die Verbindung mit den kantonalen Vereinen, soweit es nicht blossen Schriftenaustausch (§ 13) anbetrifft. Er erstattet der Gesellschaft Bericht über die Geschäftsführung des Ausschusses und legt ihr den Jahresbericht des Gesellschaftsrathes, sowie dessen Befund über die Jahresrechnung vor.

§ 16. Der Quästor besorgt die Cassa und das Rechnungswesen der Gesellschaft.

Er zieht die Jahresbeiträge der Mitglieder ein und besorgt die vertragsgemässen Abrechnungen mit den Verfassern oder Bearbeitern, den Druckern oder Verlegern der Publicationen, sowie die Abrechnung mit dem Archivar der Gesellschaft (§ 13)

Er stellt die vom Ausschusse und Gesellschaftsrath zu prüfende und der Gesellschaft zur Abnahme vorzulegende Jahresrechnung.

§ 17. Der Secretär führt das Protokoll der Gesellschaft, des Gesellschaftsrathes und des Ausschusses und besorgt im Einverständniss mit dem Präsidenten die Geschäftscorrespondenz, soweit dieselbe nicht dem Quästor oder dem Archivar der Gesellschaft obliegt.

§ 18. Der Ausschuss versammelt sich nach Bedürfniss, auf Anordnung des Präsidenten.

GESCHICHTE

DER

HERRSCHAFT GRIESSENBERG

IM

THURGAU.

VON

H. ZELLER-WERDMÜLLER.

Vorliegende Arbeit behandelt Angelegenheiten so rein örtlicher Art, dass der Verfasser ohne ausdrückliche Aufforderung von Seite der Redaction nicht gewagt haben würde, dieselbe zur Veröffentlichung im Jahrbuche anzubieten. — Der Stoff zur Geschichte Griessenberg's findet sich für die spätere Zeit in dem reichhaltigen Herrschaftsarchive, gegenwärtig Eigenthum der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, für die frühern Jahrhunderte in dem St. Galler Urkundenbuche von Dr. Wartmann, in Conradus de Fabaria's und Kuchimeister's Chronik und dem Fürstenbergischen Urkundenbuch von Dr. Riezler in Donaueschingen.

Im mittleren Thurgau, wo die Thur aus dem Berglande heraus in das obstreiche Hügelgelände tritt, dessen Mittelpunkt der Flecken Weinfelden bildet, liegen auf dem linken Flussufer, Weinfelden gegenüber, die Pfarrdörfer Bussnang und Lütmerken mit zahlreichen Nebengemeinden und Höfen. Der Anblick dieses Abschnittes zeigt einen rauhern Charakter als derjenige des rechten Thurufers. — Wie mit wenigen Ausnahmen die thurgauischen Ortsbezeichnungen aus rein deutschen Namen hervorgegangen sind, so tragen auch diese Wohnstätten die Namen schwäbischer Ansiedler, welche nach Eroberung des Landes im Anfange des 5. Jahrhunderts n. Chr. hier ihre Hofstätten errichteten.

Die Gegend um Bussnang und Lütmerken wird zu Anfang des 9. Jahrhunderts zum ersten Mal in den Urkunden des Klosters St. Gallen erwähnt; sie wies damals schon im Wesentlichen die gleichen Ortsnamen auf, wie noch heute. Lütmerken (Liutmarinchova, bei den Höfen der Nachkommen des Lütmar), Bussnang (Bussenanc, Wangen des Buzzo) werden in den Jahren

814 und 822 genannt, die Kirche Lütmerken im Jahre 834, und 15. April 886 (St. Galler Urkundenbuch Nr. 651) hören wir von der neugegründeten Basilica des h. Gallus zu Bussnang. Einen Einblick in die Besitzverhältnisse gewinnt man durch die Vergabungen eines thurgauischen Edeln (Nobilis), Diakons und Caplans des kaiserlichen Erzcaplans und Abts von St. Gallen Grimald. Es ist dies Adalhelm, der, ein angesehener Mann am Hofe Ludwig des Deutschen, später Bischof zu Worms wurde. Im Jahre 853 erhielt er von Ludwig königliches Acker- und Wiesland zu Bussnang und Wichramswiler zum Geschenke; 857 vergabte er seine Eigengüter zu Rotahusen, Bussnang, Wenzineshusen, Wichramswiler, Hüninchova und Wininchova an St. Gallen, denen er 865 weitere Vergabungen an den gleichen Orten, so wie zu Stubinchova, beifügte. Er behält dabei seine Klosterlehen zu Stubinchova, Bussnang, Oberdorf, Lütmerken, Buwil, Fridolteswiler (Friltschen), Märwil, Brunau, Puppinchova, Rotahusen und Boltshusen (bei Weinfelden) [1].

Wir finden also hier einen Edeln, der Allode, Königs- und Klosterlehen in seiner Hand vereinigt und dessen Familie in dieser Gegend zusammenhängende Erbgüter hatte. Doch werden daneben noch andere Grundeigenthümer genannt, so 838 Wolvin zu Weinfelden, Puppinchova, Buwile und andern Ortes, dessen Königslehen dann 853 an Adalhelm übergehen, und 878 Kerenbold zu Lütmerken, Oberdorf und Heschikofen. — Immerhin scheinen die Besitzungen Adalhelm's weitaus die bedeutendsten gewesen zu sein, und es ist merkwürdig zu sehen, dass die Verbindung auf so verschiedenartiger rechtlicher Grundlage beruhender Besitzungen sich hier durch die Jahrhunderte, theilweise wohl ganz unverändert, bis zur Umwälzung von 1798 forterhalten hat.

Noch erfahren wir aus dem Jahre 909 (28. Dec.), dass Bischof Salomon von Constanz die Abtei Pfävers an St. Gallen

---

[1]) Siehe Meyer v. Knonau: St. Gallische Geschichtsquellen, Heft II, Excurs II, p. 118/119.

überträgt, dagegen den Hof Bussnang sich zur lebenslänglichen Nutzniessung ausbedingt; — dann versiegen unsere Quellen für mehrere Jahrhunderte.

Erst im Jahre 1158 finden sich wieder zwei Namen aus dieser Gegend, Berchtold von Bussnang, Domherr zu Constanz, und Adalbert von Bussnang, nobilis. Sie gehörten einem altfreien Geschlechte an, welches, wie aus den spätern Urkunden beinahe mit Sicherheit hervorgeht, im Besitz der Orte Bussnang, Lütmerken, Weinfelden und Umgebung sich befand. Gerne würde man dasselbe mit Adalhelm's Geschlechte in Beziehung setzen, wenn nicht alle und jede verbindenden Anhaltspunkte fehlen würden. Berchtold soll (1174—1184) Bischof von Constanz geworden sein, was indessen durch neuere Forschung als ungewiss nachgewiesen ist [1]), Thiotpert 1174 Abt zu St. Blasien.

Im 12. Jahrhundert wird der Name Albertus de Bussnang noch mehrere Male genannt, wobei wohl Vater und Sohn wegen mangelnder näherer Bezeichung nicht gesöndert werden können. Im Jahre 1209, den 24. Juni, ist Albertus de Bussnang „cum filio suo Alberto“ Zeuge in einer Urkunde (St. Gall. Nr. 838) und von hier aus kann mit annähernder Sicherheit der Stammbaum des Hauses festgestellt werden; allein es frägt sich noch, von welchem der Beiden die weitere Verzweigung der Familie ausgeht. Wohl eher (und hier weiche ich von Meyer v. Knonau's Ansicht, St. Gall. Gesch.-Quellen Heft IV, [Conradus de Fabaria, p. 199 in Nota 182] ab) vom Vater, der mit seinem jungen, gleichnamigen Sohne hier auftritt und ganz wohl einige weitere, nicht urkundlich aufgeführte Kinder (Knaben) haben konnte, als vom jüngern Albrecht, von welchem doch kaum ein Sohn schon 1226 die Würde eines Abtes von St. Gallen (wenn auch „etate quidem juvenis“) erlangen konnte. — Es ist also wahrscheinlich dieser ältere Albrecht von 1209 der Vater Albrecht's (des Jüngern), Stammvaters der Linie Bussnang (der 1228 zu Lütisburg

[1]) Siehe Roth v. Schreckenstein: in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Bd. 29, S. 279.

Zeuge ist), Heinrich's, des ersten Griessenbergers, und des berühmten Abtes Konrad von St. Gallen.

Von diesem Zeitpunkt an trennt sich die Geschichte des Hauses Bussnang und mit ihr die Geschicke der verschiedenen, bisher in einer Hand vereinigten Besitzungen dieser Freien. — Die Familie spaltet sich in die Linie Albrecht's, des Erstgebornen, welcher die väterliche Burg und deren Namen behielt, und diejenige Heinrich's, welcher die Westhälfte der Besitzungen mit der Burg Griessenberg bei Lütmerken zufiel, deren Geschicke wir verfolgen wollen. — Vadian bemerkt (in der kleinen Chronik der Aebte von St. Gallen) über dieses Verhältniss, sei es nach Quellen, sei es aus eigener richtiger Auffassung: „und hat (Abt Konrad) einen bruder, hiess her Heinrich von Bussnang, der sass damalen auf Griessenberg, und hiess man in ouch von dem sitz her Heinrichen von Griessenberg".

Als bestimmte Beweise für die Richtigkeit der Annahme, dass der auch von Kuchimeister als Bruder des Abtes Konrad genannte Heinrich von Griessenberg des Abtes rechter Bruder von Vater und Mutter Seite gewesen, lassen sich aufführen: 1) die neben einander gelegenen Besitzungen der Bussnang und Griessenberg, 2) der Umstand, dass vor 1230 die Griessenberger überhaupt nicht erscheinen, 3) die beiden Linien gemeinsamen Vornamen Albrecht und Heinrich, 4) das gemeinsame Wappen, ein von gold und blau viermal sparrenförmig getheilter Schild (dagegen führten die Bussnang als Helmzierde den wachsenden Pfau, die Griessenberg eine gelbe, roth aufgestülpte, durch einen Pfauenbusch geschmückte, spitze Mütze mit Wiederholung des Wappenschildes: Zürcher Wappenrolle Nr. 144).

Diese Trennung in zwei Linien verschiedenen Namens wiederholt sich übrigens recht oft; so sind ja die Montfort und Werdenberg, die Habsburg-Laufenburg und jüngern Kiburger, die Neuenburg, Aarberg und Nidau, die Bechburg und Falkenstein im Jura, die Ramstein und Falkenstein im Schwarzwald, die Truchburg und Hohenegg derart abgetheilte Familien. Das Nämliche könnte beim niedern Adel an Dutzenden von Beispielen nach-

gewiesen werden: es seien nur noch die Rorschach und Rosenberg, die Ramswag, Schenken von Landegg und Sonnenberg erwähnt.

Für den dritten Bussnanger, Konrad, konnte mit Rücksicht auf die Stellung der Familie wohl keine Besitzung abfallen; er wurde nach damaliger Sitte in's Kloster gethan, mit Vadian zu sprechen, „nicht um andachtz willen, sonder dass er gut tag bi guter narung han möcht und sin brueder dester bass herren sin möchtend". — Abt Konrad sorgte dann allerdings in jeder Beziehung dafür, dass seine Brüder als grosse Herren auftreten konnten.

Der seit 1230 urkundlich genannte Freie Heinrich von Griessenberg, Lieblingsbruder des Abtes, kam durch denselben in sehr nahe Beziehungen zum Stifte St. Gallen und ein guter Theil der später zu nennenden St. Gallischen Lehen mag damals schon an die Griessenberger gelangt sein.

Durch die Vergabungen des ältern Grafen Diethelm von Toggenburg, nach dem Brudermorde von 1226, war Abt Konrad in den Stand gesetzt, reiche Lehen zu vergeben, welche wohl in erster Linie seinen Brüdern Heinrich von Griessenberg und Albrecht von Bussnang zu Gute kamen. Griessenberg, dessen Erbgüter keine zwei Stunden östlich von Renggerswil und Wengi, Hauptburgen Diethelm III. von Toggenburg, gelegen waren, musste dann wohl auch mit seinem Bruder Albrecht in Abwesenheit des Abtes im Jahre 1232 den Krieg um die toggenburgische Vergabung als Hauptbetheiligter aufnehmen (Conr. de Fabaria, p. 219). Der Abt, selbst heimgekehrt, führte den Krieg mit Nachdruck weiter und im Friedensschluss von 1234 (Urk. St. G. Nr. 873) musste der Toggenburger versprechen, die Burgen des Abtes und seiner Helfer, sowie die Güter, welche der Abt oder seine Brüder oder die Ministerialen seiner Kirche in ihrer Gewalt halten, hinfort unbehelligt zu lassen. Als Testamentsvollstrecker des 1238 verstorbenen Abtes soll Heinrich (nach Kuchimeister) dessen letztwillige Vergabungen im Betrag von 1000 Mark Silber durch Zulagen aus eigenen Mitteln beträchtlich erhöht haben.

Heinrich von Griessenberg überlebte den noch in jüngeren Jahren vom Tode ereilten Abt um viele Jahre. Er erscheint noch in einer Urkunde vom 12. Juni 1257 (St. G. 937) unter den „milites" in erster Linie, wohl als der Aelteste unter denselben.

Von seinen Söhnen Albrecht und Heinrich wird der ältere derselben, Albrecht, am 3. October 1258 (St. G. Nr. 943) als Ritter genannt. Er verheirathete sich 1269 mit der Tochter des Freien Lütold von Regensberg (wohl der 1253 genannten Gertrud), wobei er von seinem Vetter (consanguineus) [1]), dem St. Galler Abt Berchtold von Falkenstein, am 30. November (St. G. Nr. 982) eine Aussteuer von 40 Mark Silber für dieselbe erhielt. Albrecht starb jedenfalls frühe mit Hinterlassung eines nach dem Grossvater mütterlicherseits benannten Sohnes Lütold.

Der jüngere Bruder, Heinrich, erscheint erst seit 1270 in den Urkunden. Er nimmt in der Geschichte seiner Zeit eine ganz bedeutende Stellung ein. Vermählt mit Gräfin Adelheid von Montfort (Tochter des Grafen Rudolf zu Feldkirch), war er durch dieselbe Neffe des Abtes Wilhelm von St. Gallen und 1282 einer dessen Bürgen bei dem Uebereinkommen mit dem zurücktretenden Abt Rumo von Ramstein. Von nun an war er in Glück und Unglück seines Oheims treuer Anhänger. Als Abt Wilhelm im Jahre 1287 mit König Rudolf in Fehde gerieth und von demselben geächtet wurde, lag er mit ihm zu Wil und half bei Vertheidigung der Stadt gegen die zu Schwarzenbach liegenden Königlichen. Es wurde damals ein Anstands-

---

[1]) Abt Berchtold von Falkenstein ist wohl ein Schwestersohn Abt Konrad's von Bussnang. Nach Kuchimeister (M. v. K. St. Gall. Geschichtsquellen, Heft V, p. 27) war eine Bussnang seine Muhme, der Griessenberger sein Vetter. Zieht man in Betracht, dass seine Brüder (mit Ausnahme Eigilwart's, welcher den väterlichen Stammnamen trug), wie die Bussnang, Konrad, Albrecht und Heinrich (auch der Name Berchtold selbst gehört dazu) benannt waren (M. v. K.'s Kuchimeister p. 23, Nota 45), so liegt die Vermuthung nahe, dass seine Mutter Junta (Judenta) eine Bussnang gewesen sei.

friede geschlossen, der im Sommer 1288 wieder ausging. Auch jetzt ergriff der Freiherr wieder das Schwert für den Abt, und als sich letzterer im Herbst von Wil nach der alten Toggenburg zurückgezogen hatte, begleitete er einen andern Oheim, den Bischof Friedrich von Cur, auf einem Streifzug gegen die königlich gesinnten Grafen von Werdenberg. In einem Treffen bei Balzers im Vorarlberg erlagen sie indessen den Werdenbergern und ihren Helfern, denen von Schellenberg, zu Fnde 1288 oder Anfangs 1289. Gefangen, wurden beide nach Werdenberg geführt, wo Bischof Friedrich am 3. Juni 1290 bei einem misslungenen Fluchtversuche zu Tode fiel, Heinrich von Griessenberg aber bis nach König Rudolf's Tod im Sommer 1291 in Gewahrsam verblieb.

Im Jahre 1289 brachen die Königlichen und der Gegenabt Konrad von Gundelfingen eine klösterliche Burg nach der andern. Nach der Zerstörung der Burg zu Appenzell zogen sie mit der daselbst gebrauchten Wurfmaschine — Swenkel[1]) — vor die Veste Wiltberg bei Jonswil[2]), welche von den Knechten Heinrich's von Griessenberg vertheidigt wurde und wahrscheinlich dessen Lehen von St. Gallen war, da Wiltberg, das Gut, und die Leute 1324 unter den Griessenberger-Lehen von St. Gallen erscheint. Die Feinde fanden hier hartnäckigsten Widerstand, und erst nach siebenwöchiger Beschiessung und Untergrabung wurde die Burg übergeben und sodann gebrochen. Dann begann die bis in's Frühjahr 1290 andauernde Belagerung von Iberg bei Wattwil, welche Burg ebenfalls dem Griessenberger

---

[1]) Die Abbildung eines solchen findet sich im Pariser Minnesängercodex in der Abbildung zum „Minnesänger von Trosberg".

[2]) Ganz unrichtig wird dieses Wildberg von Vadian und noch in neuerer Zeit in Vogel's Memorabilia Tigurina nach dem zürcherischen Wilberg (jetzt Wildberg) versetzt. Das in der Sammlung der zürcherischen Antiquarischen Gesellschaft in Zürich aufbewahrte Schwert und Panzerhemd, welches in den Ruinen Wilberg's aufgefunden wurde, rührt demnach nicht von der Belagerung von 1289 her, sondern von dem Untergang der Burg durch Brandunglück im Jahre 1320.

anvertraut war, und wo ein Herr von Hewen für ihn den Befehl führte. Lange trotzte die Burg allen Anstrengungen der Gegner, und eine Zumuthung an Griessenberg, gegen seine Freilassung den Befehl zur Uebergabe Iberg's zu ertheilen, wurde von demselben zurückgewiesen: „die burg wär syn nit, e er sie wölt antwurten, er wölt e sterben, wan sy wär ym nun empfolhen". — Schliesslich fiel Iberg doch.

Abt Wilhelm, der sich auf Alt-Toggenburg nicht mehr länger hatte halten können, war schon im Frühjahr 1289 bei Nacht von da geflohen und hielt sich mit Heinrich von Güttingen eine Zeit lang in der Au an der Thur, unterhalb Griessenberg's, auf einer griessenbergischen Besitzung verborgen. (Diese Au ist ohne Zweifel das nämliche Gut Ow, auf der rechten Seite der Thur, zwischen dieser und dem bei Weinfelden herabfliessenden Giessen, welches Gräfin Kunigund von Schwarzenberg am St. Thomas Abend 1458 der Gemeinde Märstetten schenkte.) — Dann gelang es dem Abte, über den Bodensee nach Sigmaringen, und von da nach Aspermont in Rhätien zu entkommen, wo er bis zu seiner Wiedereinsetzung und der Befreiung Heinrich's von Griessenberg verblieb.

Im Jahre 1289 ward dem Freien „och die alt Griessenberg zerbrochen, die lag ob der Tur", sagt Kuchimeister. — Diese Alt-Griessenberg lag an der Thurhalde auf der Ostseite eines von Lütmerken nach der Thur hinabgehenden, tiefen Tobels, so dass selbe auf drei Seiten durch steile Abhänge geschützt war. Die einzig zugängliche Südseite war durch drei Gräben geschützt, die zwei innern rasch aufeinander folgend, während zwischen diesen und dem äussersten Graben Raum genug für Vorburg und die Wohnungen des Hofgesindes vorhanden war. Auf diesem Abschnitt liegt jetzt der Hof Altenburg.

Anstatt dieses alten Griessenberg, das nicht mehr aus den Trümmern erstehen sollte, wurde nunmehr Neu-Griessenberg — entweder von Heinrich's Bruder, Albrecht, schon früher erbaut, oder erst nach dem Frieden von 1292 neu gegründet — Sitz der Herrschaft. Diese neue, bei dem Hofe Tümpfel gelegene

Burg, welche von einem tiefen Tobel auf drei Seiten umgeben und nur auf einer Schmalseite zugänglich ist, eignete sich zur Vertheidigung noch besser, als die alte, befand sich aber ziemlich auf der Westgrenze der Herrschaft, zu welcher damals jenseits des Tobels höchstens die Höfe Buchschoren und Ochsenhard (letzteres mit einer Dienstmannenburg) gehörten.

Es versteht sich wohl von selbst, dass Abt Wilhelm nach seiner Wiedereinsetzung seine Getreuen für die gehabten Verluste entschädigte, namentlich in Gestalt von Pfandschaften, von denen Batzenhaid und Rickenbach 1294 (St. G. 1085) genannt werden. Auch Abt Heinrich von Ramstein spricht in einer Urkunde vom 18. April 1302 (St. G. 1138) von den „pfender, dü sü (Heinrich und Lütold von Gr.) von Abt Wilhelm und andern üsern vordern hant gihept“. Selbst auf Stadt und Hof Wil hatten sie sich ein Anrecht erworben, wofür ihnen aber 1302 die Vogtei Bernhardzell überlassen wurde. — Ob Heinrich mit Abt Wilhelm die Schlacht bei Göllheim am Donnersberge 1298 auf Seite König Adolf's durchgefochten, wissen wir nicht.

Als 1302 unter Abt Heinrich von Ramstein der Streit mit Oesterreich geschlichtet und das Städtchen Schwarzenbach, das Trutz-Wil, abgebrochen wurde, erwarb Heinrich von Griessenberg das gleichnamige Schloss von Jakob dem Hofmeister von Frauenfeld um 200 Mark Silber, und machte so die ihm einst so feindselige Burg zum Mittelpunkte seines dortigen, reichen Besitzes.

Gleich wie andere Edle und Städte aus Gegnern des Herzog Albrecht zu Freunden des zwar harten, aber auf Ordnung haltenden Königs wurden, war dies auch bei Heinrich von Griessenberg der Fall. Mit dem Sohne seines alten Feindes von 1287, Hartmann von Baldegg zu Elgg, erscheint er späterhin oft in den Urkunden der Herzoge von Oesterreich [1]). Und wie Baldegg

---

[1]) Auch in dem um 1306 mit Wappen geschmückten Saale des Hauses zum Loch in Zürich waren die Wappen von Griessenberg und Baldegg unmittelbar neben einander angebracht.

sein St. Galler Lehen Elgg aufgegeben und als Afterlehen von Oesterreich wieder angenommen hatte, so scheinen auch die Griessenberger mit ihren freien Stammgütern die Herzoge als ihre Lehensherren anerkannt zu haaen.

Nach der Ermordung König Albrecht's am 1. Mai 1308 gelangte Freiherr Heinrich von Griessenberg in eine ganz hervorragende Stellung, da er nebst den Grafen von Hochberg und Strassberg dem jungen Herzog Leopold von Königin Elisabeth zu Räthen und Amtleuten gegeben wurde. Bei der Fehde gegen die Königsmörder, als österreichischer Landvogt im Aargau sehr thätig (im Vertrage mit Zürich betreffend die Schnabelburg, 1. August 1309, ist er einer der von Oesterreich bezeichneten Schiedsrichter), erhielt er Güter des geächteten Rudolf von Balm zu Altishofen (Kirchensatz), Rota und Altbüren (s. Geschichtsfreund XXVII, p. 309/11, 2. Mai und 19. Juli 1316). Am 1. Mai 1310 ist er Bürge für Elisabeth von Oesterreich und ihren Sohn Leopold wegen der Rudolf von Aarburg versprochenen Aussteuer, neben den Grafen von Habsburg, Toggenburg, Fürstenberg und 8 Rittern (Fürstenb. Urkundenbuch).

Er blieb indessen auch noch für St. Gallen besorgt. Am 12. October 1313 verpflichten sich Heinrich, Ritter, Lütold, Ritter, und Heinrich der jung von Griessenberg, den Abt von St. Gallen gegen gewisse Ansprüche Eberhard's von Bichelsee auf den Kelnhof zu Wil zu beschützen. (Allerdings scheint das eigene Interesse hiebei mitgewirkt zu haben.) Ob der hier vorkommende Heinrich der Junge ein Sohn Heinrich's oder Lütold's war, ist nicht festzustellen: er muss früh gestorben sein, vor den beiden alten Herren. Pupikofer (Ritterburgen von Dalp, Bd. III, p. 185) nahm in früherer Zeit an, es sei dieser ein Sohn des ältern Heinrich gewesen und seinem Vater als Landvogt im Aargau gefolgt: — es ist dies gewiss unrichtig —, einem Jüngling wäre eine so wichtige Stelle nicht anvertraut worden.

Noch 1318 schlossen Heinrich von Griessenberg, Rudolf von Aarburg und Hermann von Ruod als Pfleger und Amtleute der Herzoge von Oesterreich einen Anstandsfrieden mit den drei

Ländern und verlängerten denselben 1319, laut Urkunde von St. Ulrich's Abend.

Ritter Heinrich[1]) scheint ohne Kinder gewesen zu sein; jedenfalls überlebten ihn dieselben nicht. Gemeinsam mit seinem Neffen und Erben, Ritter Lütold von Griessenberg, Sohn Albrecht's, vergabte er am 7. Mai 1316 (Geschichtsfreund III, p. 243) die Kirche und den Kirchensatz zu Affeltrangen an das Kloster Fischingen als Ersatz für den durch sie und ihre Vorfahren früher diesem Gotteshaus zugefügten Schaden. Er und der sehr oft mit ihm zusammen vorkommende Lütold werden noch 1320, Heinrich 1323 urkundlich genannt[2]). Bald hernach müssen Onkel und Neffe kurz nacheinander verstorben sein, ersterer zwischen 7. October 1323 und 9. December 1324, als die letzten männlichen Träger eines Namens, der nicht einmal ein ganzes Jahrhundert, aber glänzend, in der St. Gallen'schen Geschichte auftritt[3]).

Der ganze Griessenbergische Besitz an Eigen- und Lehensgütern fiel nunmehr an Lütold's Tochter Adelheid, Gemahlin des Grafen Diethelm VIII. von Toggenburg, welche am 8. Dec. 1324 (St. G. Nr. 1296) von Abt Hiltpolt mit den St. Gallen'schen Lehen ihrer Familie in der Herrschaft Griessenberg, bei Wil und im Toggenburg belehnt wurde. Diese Lehen bestanden aus Konrad dem Sternegger und Heinrich von Leonberg (ihren Amtleuten), Leuten zu Fridoltshofen (Friltschen), den Höfen Junk-

---

[1]) Dessen dreieckiges Siegel (an einer Urkunde von 1309) den Wappenschild von Griessenberg und die Umschrift S. Haïnrici Nobilis de Griezenberg (in Majuskeln) zeigt.

[2]) Beim Verkaufe von Neftenbach 1352 erwähnt Jakob von Wart den von Griessenberg als seinen Verwandten und Eigenthümer des Kelnhofes Pfungen. War etwa Lütold mit einer von Wart verheirathet oder kommt die Verwandtschaft von den Regensberg her? Jedenfalls war Lütold's Tochter späterhin auch Besitzerin der Burg Pfungen.

[3]) Dass die im 15. Jahrhundert in Zürich vorkommenden bürgerlichen und geistlichen Griessenberg keine verarmten, durch österreichische Unbill heruntergekommenen Sprossen der Freiherren waren, liegt klar am Tage.

holz, Egg, Blatten, Hofen, Bennikon, beide Eichrain, Binsegg, dem Kelnhof zu Bussnang, den Höfen in der Stöcken, zu Essenrüti im Thurthal, zu Jonswil, Lutenried, Dietswil, Rickenbach, Sennhaus, Hüttistetten, Egg, Nord, Wittwil, Niederhofen im Rindal, den Huben und Zehnten in Zutzwil, Weiern, dem Gute Wildberg, Kirchensatz und Zehnten zu Henau, den Vogteien Niederuzwil, Algetshusen, Stetten, Husen, Busswil, Rotahusen, Vogtei und Zehnten zu Züberwangen, dem dritten Theil des Burglehens des Steins der alten Toggenburg [1]), den ihre Amtleute für sie angesprochen; der Hof zu Wil wurde ihr dagegen nicht verliehen. (Die Pfandlehen zu Bernhardzell, Morshub, Helfenswil, Rickenbach, Batzenhaid, Aadorf, der Oberhof zu Elgg, die Zehnten zu Maugwil, Bronshofen, zu Wyden und Zuzwil gingen als Witthum an Frau Adelheid von Griessenberg, geborne von Montfort, über und sollten laut Urkunde vom 20. October 1327 (St. G. 1318) auf ihre Brüder sich vererben.)

Immerhin wird man, wenn man noch die Eigengüter, Reichenauer- und österreichische Lehen, wie Burg und Gerichte Griessenberg, die Burg Schwarzenbach, die Kirchensätze Lütmerken und Weinfelden, Zwing und Bann zu Märwil, den Kelnhof Pfungen in's Auge fasst, begreifen, wenn die Erbin eines so begüterten Hauses nicht nur wegen ihrer Herkunft, sondern auch ihres Besitzes halber von den ersten Dynasten der Umgegend umworben war. Graf Diethelm von Toggenburg, welchem sie ihre Hand reichte, war der einzige weltliche Sprosse seines Hauses. Er konnte mittelst diesen griessenbergischen Erbes seine toggenburgischen Lande in willkommener Weise abrunden

---

[1]) Vgl. Wegelin, Geschichte des Toggenburg I, p. 134, der „den Stein" als Stammsitz einer Dienstmannenfamilie betrachtet; es ist dies doch nicht ganz sicher: z. B. der „Stein" zu Baden, der „Stein" zu Rheinfelden bezeichnet die Burg selbst. Vielleicht war der „Stein" die alte Toggenburg selbst oder Name eines bestimmten Gebäudes der Burg, wobei möglicherweise der Thurm verstanden ist, welcher in seinen Grundmauern noch jetzt sichtbar ist und ausserhalb der Gräben auf einer Felsenklippe sich erhob.

und viele alttoggenburgische, seit dem Brudermorde seinem Hause entfremdete Besitzungen wenigstens als Lehen von St. Gallen an sich bringen.

Diese bei Eingehung der Verbindung gehegten Erwartungen erfüllten sich nicht. Da Adelheid ihren Gatten nur mit einer einzigen Tochter (und zwar wohl erst spät) beschenkte, entsagte Diethelm's Bruder Friedrich V. zur Erhaltung des Geschlechtes dem geistlichen Stande 1323, und aus seiner Ehe mit Kunigund von Vatz entsprossten die letzten Toggenburger.

Diethelm, welcher mit seinem Bruder Friedrich 1334 „zu Schwarzenbach auf der Burg“ durch Vergabung eines Gutes zu Ochsenhard für beide und die Muhme von Griessenberg ein ewiges Oellicht vor dem Marterbild aussen am Chor der Kirche zu Lütmerken, und im Jahr 1336 für sich und Adelheid eine Jahrzeit im Kloster Rüti stiftete, fiel am 21. September 1337 als Anführer der Zürcher im Gefechte von Grynau, und wurde wie seine Vorfahren im Erbbegräbnisse zu Rüti beigesetzt.

Diethelm's Wittwe [1]) verheirathete sich nach einigen Jahren, wahrscheinlich 1341, mit dem Landgrafen Konrad von Fürstenberg, mit welchem sie in kinderloser Ehe lebte. Gegen ihren Schwager, Friedrich V. von Toggenburg, hatte sie wegen Herausgabe des Morgengutes ihres ersten Gemahls lange Zeit Streit zu führen; das Hofgericht Rottweil ächtete dafür den Grafen schon 1344, und aberächtete ihn 1358. In letzterm Jahr entschied das Landgericht im Thurgau zu Adelheid's Gunsten und durch einen 1359, 18. Juni, abgeschlossenen Vertrag kam auf Burg Schwarzenbach die Sache zu einem gütlichen Austrage.

Mit dem Besitzthum von Gräfin Adelheid gingen allerlei Veränderungen vor, und es sprechen verschiedene Anzeichen dafür, dass das Griessenberger Erbe bei Geldverlegenheiten des Landgrafen aushelfen musste. Nachdem schon 1346 Konrad von Fürstenberg Schloss und Herrschaft Pfungingen (Pfungen)

---

[1]) Sie stiftete 1338 ihrem erschlagenen Gemahl eine Jahrzeit im Kloster Maggenau.

an Otto von Wellenberg verliehen [1]), verkaufte er 1355 den Kirchensatz Weinfelden, damals Lehen von Oesterreich, an Hermann von Breitenlandenberg. Im Jahre 1367 (15. November) mussten Adelheid und ihre Tochter erster Ehe die Einwilligung dazu ertheilen, dass die Veste Griessenberg, Leute und Gut, um 2000 Pfund Pfennig an Heinrich, Ulrich und Rudolf die Harzer von Konstanz pfandweise verschrieben wurde. Dafür erhielt sie freilich für sich, ihre Tochter Clementia von Toggenburg, verehelichte Freiin von Hewen, und deren Kinder aus erster (mit Ulrich von Hohenklingen) und zweiter Ehe, die Burgen Alt- und Neu-Wartenberg und Geisingen, sowie die Städte Wolfach und Hausach zum Unterpfande. Schon früher waren ihr Wartenberg und Geisingen versetzt; aber sie hatte 1363 auf deren Pfandschaft, sowie auf die 1000 Mark Silber, wofür ihr selbe versetzt waren, verzichten müssen. — Landgraf Konrad von Fürstenberg starb den 15. März 1370, und Adelheid überlebte ihn nur kurze Zeit. Sie stiftete am 30. December 1370 zu Wil für sich selbst eine Samstag nach Katharina im Kloster Maggenau abzuhaltende Jahrzeit, und muss bald nachher gestorben sein, da 1373 auf St. Niklaus Abend Konrad von Filmemberg, Leutpriester zu Lütmerken, zu Lütisburg in der Veste beurkundet, dass in Folge der s. Z. gemachten Vergabungen die Jahrzeit von Graf Diethelm von Toggenburg selig, seiner Gemahlin Adelheid von Griessenberg selig, und deren Mutter Frau Agnes sel. von Griessenberg jährlich auf S. Franciscus mit zwei Priestern begangen werden soll.

Aus dem Privatleben der Gräfin Adelheid wissen wir nur, dass sich gegenwärtig in der grossherzoglichen Bibliothek in

[1]) Diese Nachricht ist durch Leu's Lexikon überliefert; die Urkunde selbst bis jetzt nicht beigebracht. Die Frage, wie Fürstenberg diese Besitzung aus den Wartischen Gütern erworben, löst sich einfach. Die Griessenberg, als Wartische Anverwandte, besassen 1322, wie oben erwähnt, den Kelnhof Pfungen und erhielten, wie es scheint, auch die Burg selbst, sei es durch Restitution, welche Jakob von Wart vergeblich nachsuchte, sei es als Belohnung für die Thätigkeit bei Bestrafung der Königsmörder.

Karlsruhe ein Exemplar des „Marienlebens“ von Walther von Rheinau aus Bremgarten findet, welches auf der Innenseite des Vorderdeckels die Worte trägt: „Dis buch gab uns unser frow von Fürstenberg, die geboren ist von Griessenberg, da man zalt von gottes geburt 1369“. Wer so beschenkt wurde, wissen wir nicht (vielleicht das Kloster Maggenau?). — Als Gräfin von Toggenburg führte die Gräfin in rundem Siegel die zwei Wappenschilde von Toggenburg und Griessenberg mit der Inschrift (in Majuskeln): S. Adelhaidis comitisse de Toggeburg, als Landgräfin von Fürstenberg diejenigen von Fürstenberg und Griessenberg und die Legende: S. Adelhaid uxoris comitis d. Fürstenberg.

Einzige Erbin Adelheid's, der letzten Griessenbergerin, war ihre Tochter Clementia von Toggenburg, in erster Ehe mit dem Freien Ulrich von Hohenklingen (noch 1361), ein zweites Mal mit dem Freien Heinrich von Hewen (seit vor 1367) verheirathet. Ihre Kinder erster Ehe, Diethelm, Walter, Elisabeth und Adelhaid (1361), kommen nicht weiter in Betracht. Griessenberg gelangte niemals in deren Hände, und St. Galler Lehen des Hauses Griessenberg wurden 1375 durch Clementia von ihrem Sohn erster Ehe, Walther von Hohenklingen, zurückgekauft, um dieselben ihren Kindern zweiter Ehe, Peter und Wolf von Hewen, abzutreten. — Diese Lehen lagen zu Schwarzenbach, Jonswil, Niederglatt, Niederbüren, Niederhelfenswil, Lenggenwil und dem Berggericht. (Noch lange blieben ihre Nachkommen hier begütert und angesessen, und erst im Jahre 1483 verkaufte Freiherr Peter von Hewen, Herr zu Hohentrins, und sein Bruder Heinrich von Hewen, Dompropst zu Strassburg, die Veste Schwarzenbach und ihre Vogteien in der Umgegend [1]) an das Stift Sanct Gallen).

[1]) Wenn man in's Auge fasst, dass die Hewen im 15. Jahrhundert nicht mehr im Hegau, sondern bei Wil ihren Hauptsitz hatten, so erklärt sich ihre vermittelnde Stellung im alten Zürichkrieg von selbst; ebenso wird das Benehmen der Zürcher Aebtissin Anna von Hewen dadurch eher begreiflich.

Griessenberg selbst behielt Clementia in ihren eigenen Händen, wie Urkunden Heinrich's von Hewen aus den Jahren 1382 und 83 und nach seinem Tode eine solche von Clementia selbst (dat. Engen, Freitag nach Walpurgis) beweisen: „Mittwoch vor unser Frowen Tag ze Mitte Ogsten". 1397 aber verkaufte Clementia, Gräfin von Toggenburg, Wittwe Heinrich's von Hewen (in Verhinderung ihres „Oheims" Donat von Toggenburg durch Ritter Albrecht von Bürglen verbeiständet), die Veste Griessenberg mit Land und Leuten, Lehen von Oesterreich, Zwing und Bänne zu Rotahusen und Märwile, ihre dazu gehörigen Lehen, z. B. den Tobelhof zu Hofen, die Reichenauer Lehen, bestehend in Kirche und Kelnhof Lütmerken, der Mühle zu Griessenberg, den Höfen Filmensberg und Bowen, ausgenommen diejenigen Lehen, welche wappengenössig sind, sodann die Kastvogtei des Klosters Wagenhausen bei Stein am Rhein um 2440 Pfund Heller Constanzer Währung an Konrad von Hoff, Grosshansen Sohn, und seine Frau Anna, Bürger von Constanz. Die Urkunde ist von Gebhard Ehinger, Stadtammann zu Constanz, gefertigt. Clementia's Söhne gaben in besonderer Urkunde ihre Zustimmung.

So ging Griessenberg etwa 170 Jahre nach Trennung der Linien Bussnang und Griessenberg in fremde Hände über, und es tritt eine Zeit vielfachen Besitzwechsels ein.

Wie lange Konrad von Hoff die Herrschaft inne hatte, können wir nicht genau feststellen. Im Jahr 1406, dem Jahr nach der Schlacht am Stoss (Vadian I., pag. 503), zerstörten ihm die Appenzeller die Burg, die aber bald sich wieder erhoben haben muss. — Im Jahre 1420 auf Matthiasabend fertigt v. Hoff zu Constanz noch einen Erbauskaufsvertrag zwischen verschiedenen seiner Eigenleute zu Filmensberg, muss aber die Herrschaft bald nachher an die Edeln von Klingenberg abgetreten haben, welche ihrerseits die Besitzung nebst Spiegelberg vor 1434 pfandweise an Elisabeth, geborne Gräfin von Montfort,

und ihren Gemahl Wilhelm, Markgraf von Baden-Hochberg, überliessen. Gleichzeitige Belege für diese Annahme fehlen allerdings; allein wir besitzen eine Urkunde von 1463, Mittwoch vor Sonntag Judica, worin die Gebrüder Eberhard und Kaspar von Klingenberg auf das Lösungsrecht der Herrschaften Spiegelberg und Griessenberg verzichteten, welches sie von ihrem Vater, Ritter Johann von Klingenberg, her gegenüber dem Markgrafen besassen. Auch wird in Documenten betreffend das Schlösschen Ochsenhard, das in die Herrschaft Griessenberg gehörte, von Lehensbriefen von Seite der Klingenberger gesprochen. Der Kauf Griessenberg's stimmt auch ganz gut mit dem, was wir sonst von den Klingenbergern wissen, die im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts einen recht ansehnlichen Landbesitz an sich gebracht hatten. Schon seit Mitte des 13. Jahrhunderts Herren zu Hohentwiel, hatten sie 1419 und 1433 die Stadt Stein und Hohenklingen erworben, auch 1384 Oberbussnang, Mettlen und Wertbühl von den Edeln von Bürglen erkauft. Dass Johann von Klingenberg, Ritter und Landvogt im Thurgau, auf Hohentwiel, seinen Besitz bei Bussnang um die Herrschaften Griessenberg und Spiegelberg erweiterte, entsprach den Traditionen der Klingenberg. Wenn Johann sodann seinen Erwerb der Gräfin Elisabeth von Montfort als Wittwensitz pfandweise überliess, so geschah diess wohl mit der Absicht, die Herrschaften nach ihrem Tode wieder zu lösen, was aber wegen des inzwischen eingetretenen ökonomischen Verfalles der Klingenberger nicht mehr geschah [1]).

Wie gesagt, waren die Vesten und Herrschaften Griessenberg und Spiegelberg mindestens seit 1434 Besitzung Markgraf

---

[1]) Ein Document aus der Klingenberger Zeit liegt noch im Griessenberger Archiv, eine Urkunde der Hauptleute des St. Georgenbundes von Ober- und Niederschwaben, an der Donau und dem Hegau, datirt Dienstags vor Pfingsten 1431. Es geht aus derselben hervor, dass die der Ritterschaft gegebene, goldene Bulle König Sigismund's und ein Vidimus des Briefes von König Heinrich (von England?) bei Caspar von Klingenberg auf Hohentwiel hinterlegt waren.

Wilhelm's von Baden-Hochberg und seiner Gemahlin Elisabeth von Montfort, verwittweter Gräfin von Nellenburg. Da der Markgraf im alten Zürichkriege eine hervorragende Stellung auf österreichischer Seite als Landvogt im Elsass und oberster Befehlshaber zu Zürich einnahm, so konnte nicht ausbleiben, dass die schwyzerische Partei ihn auf alle Weise zu schädigen trachtete. Fründ's Chronik erzählt (S. 188 der Druckausgabe) zum Jahre 1444: „Am nächsten fritag fruo nach sant Jörgentag da luffent etlich guot gesellen von Wyl hinus und namend die zwo vestinen Spiegelberg und Griessenberg, die des vorgenanten margrafen von Röteln und siner frowen warent, mit gewalt in, wan niemand reisig zūg daruf was, und verbrantend die, und zugend wyder heim".

Wie lange die widerstandslos gebrochene Burg in Asche gelegen, lässt sich nicht genau sagen. Jedenfalls wurde dieselbe einstweilen nicht als Veste, sondern als blosser Edelsitz wieder hergestellt; denn noch 1478 wird sie als „Burgstall" bezeichnet, obwohl längst wieder bewohnt.

Nach dem Tode der Markgräfin Elisabeth, welche 1448 und 1450 mit ihrem Manne für sich, ihre Eltern (Graf Wilhelm von Montfort und Kunigund [von Toggenburg]), so wie für einen Sohn, Hugo von Hochberg, Jahrzeiten in der Kirche zu Lütmerken gestiftet hatte, gingen die Herrschaften Griessenberg und Spiegelberg an ihre Tochter Kunigund von Schwarzenberg, geborne Gräfin von Nellenburg über. Diese, nebst ihrem Gemahl Johann, Freiherrn von Schwarzenberg, belehnte am St. Thomas Abend 1458 die Gemeinde Märstetten mit der Au an der Thur. Schon 1464 eine Wittwe, verkaufte sie im Jahre 1466 die Herrschaft Spiegelberg, mit Ausnahme des Dorfes Wulfikon und der Höfe zu Strubenwiler (jetzt Strohwilen) und Aerwile (jetzt Haarweilen!), welche sie mit Bewilligung Kaiser Friedrich III. (laut Urkunde Pfinztag vor S. Margarethen 1466, ausgestellt in Wiener Neustadt) der Herrschaft Griessenberg einverleibte.

Die Gräfin Kunigund muss eine sehr kirchlich gesinnte Frau gewesen sein. Denn nicht nur stiftete sie im Jahr 1471 die Caplaneipfrund U. L. Frauen zu Griessenberg in der Burg, und bewidmete dieselbe mit einem Zehnten und Hof zu Thundorf; nicht nur versah sie im Jahre 1473 die Kirche zu Märstetten[1]) mit einer Frühmesspfründe und St. Wendelinsaltar; sondern sie begabte auch (Osterabend 1471) die neugestiftete Pfründe zu Gündelhard bei Liebenfels mit 15 Stück Gelds, einem Versprechen gemäss, welches sie der Anna von Tettikofen, Frau des Hans Lantz, Hofmeister und Stadtammann zu Constanz, gemacht. Sie behielt sich dabei die lebenslängliche Collatur der Pfründe vor. Dagegen findet sich keine Angabe, dass sich Frau Kunigund auch an der Erneuerung der Kirche St. Peter und Paul in Lütmerken betheiligt hätte, für welche der Edle Ulrich Rugg von Tannegg (zu Ochsenhard) den 12. December 1472 einen Ablass auswirkte.

Die Gräfin starb 1477/78. Ihr Bruder, Markgraf Rudolf von Baden-Hochberg, Graf zu Neuenburg, wurde ihr Nachfolger im Besitze Griessenberg's, seines mütterlichen Erbes halber, worüber er sich mit seinem Schwager, Graf Ludwig von Oettingen, verständigt hatte. Da die Besitzung selbst für den Herren von Neuenburg wohl wenig unmittelbaren Nutzen haben konnte, so veräusserte der Markgraf schon Dienstag vor St. Katharina 1478 die Herrschaft und Burgstall Griessenberg, den Kirchensatz Lütmerken und die Caplaneipfründen Märstetten und Griessenberg um 3277 Gulden an Jakob von Helmstorf.

Vierzig Jahre lang hatten die Helmstorf Griessenberg inne; dann verkauften auf St. Konrad 1519 Jakob's Söhne, Jörg,

---

[1]) Schon früher hatte sie der Gemeinde Märstetten ihre Gewogenheit bezeugt, als sie, wie bereits bemerkt, im Jahre 1458 den dortigen Gemeindsgenossen das Gut Au an der Thur gegen einen Zins von 3 Mütt Hafer als Erblehen abtrat, unter Vorbehalt, dass das zum Bau und Unterhalt der Schlösser Griessenberg und Spiegelberg nöthige Holz vom Lehensherrn im dortigen Walde geschlagen werden dürfe.

Heinrich und Hans Jakob, sowie deren Mutter, Wittwe Walpurg von Helmstorf, geborne Muntprat, die Besitzung um 1875 Gulden an Balthasar Engeli von Constanz. Aber schon Montag nach Laetare 1529 traten Engeli's Wittwe Anna, geborne Rugg von Tannegg, und ihre Tochter Anna ihrerseits die Herrschaft Griessenberg durch ihren Vogt Wilhelm von Fulach zu Laufen um 3201 fl. 8 ß. 9 d. an Heinrich von Ulm, Bürger zu Constanz, ab. Damit gelangte die Herrschaft wieder für lange Zeit in feste Hände.

Da zugleich mit dieser Handänderung in Folge der Reformation ein ganz neuer Abschnitt in der innern Geschichte des Thurgaues beginnt, so ist es wohl an der Zeit, die rechtlichen Verhältnisse, wie sie vorher schon und nachher bis zur Staatsumwälzung von 1798 wesentlich unverändert bestanden, etwas näher ins Auge zu fassen.

Die Herrschaft leitete die ihr zustehenden Rechte und Einkünfte von ganz verschiedenen Rechtstiteln her. Die Veste Griessenberg, so wie Twing und Bann der Herrschaft waren — wenigstens seit dem 14. Jahrhundert — Lehen von Oesterreich und seit 1460 der die Landgrafschaft Thurgau regierenden Stände. Kirche und Kelnhof Lütmerken, die Mühle zu Griessenberg, das Fahr und die Vogtei zu Amlikon, die Höfe Filmensberg und Bowen waren Erblehen von der Reichenau; andere Höfe, z. B. der Tobelhof zu Hofen, der Hof Hünikon, später auch der Weiher zu Eppenstein, waren von St. Gallen verliehen. Zur Burg gehörende Schildlehen gingen im Jahre 1397 beim Verkaufe der Herrschaft nicht an den neuen Käufer über, und erst im Jahre 1538 wurde die dieser Classe angehörige Ortschaft Buchschoren wieder mit Griessenberg vereinigt. — Die verschiedenen Lehenhöfe waren dann wieder als Afterlehen weiter vergeben. Indessen fanden sich innerhalb der Gerichtsmarchen auch Unterthanen im Besitz unmittelbarer Lehen an Land und Zehnten, so wie von freiem Eigen. Die Leistungen

der Lehensleute bestanden theils in Geld, theils in Naturalien; einmal sind „2 Bennen Buw“ (Mist) als Lehenszins genannt. Zur Bearbeitung der Schlossgüter konnten bis zu einem gewissen Masse Frohndienste gefordert werden.

Dem Stande nach zerfielen die griessenbergischen Unterthanen in freie Vogtleute und Eigenleute, welch' letztere sei es dem Herrn, sei es den verschiedenen Gotteshäusern zu Fällen und Lässen pflichtig waren [1]).

Die hohe Gerichtsbarkeit zu Griessenberg gehörte dem Landgerichte der Grafschaft Thurgau, das bis 1499 der Stadt Constanz, nachher den X alten Orten zustand. Mit der Herrschaft war nur die niedere Gerichtsbarkeit verbunden, von welcher in vielen Fällen noch an das Landgericht appellirt werden konnte. — Das aus einem Vogt, als Vertreter des Herrn, und einer Anzahl Richter bestehende Gericht versammelte sich gewöhnlich, vom Waibel verbeiständet, unter der grossen Gerichtslinde vor dem Schlosse Griessenberg, woselbst auch von Zeit zu Zeit der ganzen Gemeinde die Gerichtsoffnung vorgelesen wurde. Wer zu angesagter Stunde nicht zum Jahr- oder Vogtgericht erschien, wurde bestraft.

Die Befugnisse des Gerichtes betrafen die Bestrafung von Streithändeln und geringen Körperverletzungen (Blutruns), Verläumdung, Beschimpfung, wofür dem Herrn Busse zu bezahlen war. Ebenso gehörten vor das Gericht Uebertretungen der Verordnungen über Vieh- und Schweineweide, Jagdfrevel, unbefugtes Fischen, Holzfrevel, Beschädigung von Einzäunungen, Befahren verbotener Wege. Hart gebüsst wurde der Verkauf von Pfändern ohne Bewilligung des Gläubigers. Zur niedern

[1]) Da Heirathen zwischen Hörigen verschiedener Herren oft zu Streitigkeiten über die Zugehörigkeit führten, und namentlich die geistlichen Stiftungen in dieser Beziehung grosse Ansprüche machten, so verdient Erwähnung, dass nach Entscheidung von 1568 eine Hofjüngerin von Griessenberg, welche einen Gotteshausmann heirathet, dem Gerichtsherrn gleichwohl eigen verbleibt.

Gerichtsbarkeit gehörte auch die Fertigung von Schuldbriefen und Verkäufen, ferner die Entscheidung von Civilprocessen, z. B. über Wegrecht, Weidtrieb, Anriss, über streitigen Grundbesitz und Leistungen aller Art.

Die am 1. August 1475 ausgestellte, 1605 erneuerte Gerichtsoffnung (im Jahre 1877 aus anderer Quelle in den Mittheilungen zur Thurgauischen Geschichte abgedruckt) enthält folgende besonders bemerkenswerthe Bestimmungen.

Wer sein Gut verkaufen will, soll dasselbe zuerst seinen nächsten Freunden, dann der Herrschaft Griessenberg anbieten, in dritter Linie einem Eigenmann der Herrschaft, dann wem er will. (Ein Entscheid der Tagsatzung von 1541 anerkennt auch das Recht des Herrn, Höfe, welche auswärtigen Personen gehören, die nicht auf denselben Wohnung nehmen wollen, um den Kaufschilling an sich zu ziehen.)

Den Herrschaftsleuten war nicht nur die Jagd auf Hasen, Füchse und Dachse gänzlich untersagt; es sollten auch die grossen schädlichen Hunde, so wie auch die kleinen, welche dem Wilde nachstellen, abgethan werden [1]).

Vögel, Tauben, Fische, Hühner u. dgl. mussten zuerst der Herrschaft, dann den Wirthen angeboten werden, bevor dieselben ausser die Gerichte verkauft werden durften.

Neue Häge, Zäune und Einfänge durften ohne Bewilligung der Herrschaft nicht gemacht werden.

Es war untersagt, das Wasser des Mühlgrabens zu schwellen und auf die Wiesen zu leiten.

Bei Verkäufen war es strenge verboten, mehr Weinkauf (Trinkgeld) als einen halben Gulden von hundert Gulden Kaufwerth zu geben.

Der Preis des von den Wirthen auszuschenkenden Weines wurde von verordneten Schätzern festgestellt. —

---

[1]) Diese Bestimmung hat 14 Jahre vor Waldmann's Sturz grosse Uebereinstimmung mit dem Hundeverbot von 1488, das ganz im Sinne der damaligen Gesetzgebung war und nur brutal durchgeführt werden sollte.

Während diese Gerichtsoffnung nur Strafen, Bussen, Verordnungen und Verbote enthält, finden sich in der Offnung der Rechte und Gefälle des Spitals in der Reichenau für die Höfe Mettendorf, Lustorf und Heschikofen (Heschikofen wurde 1538 von den Herren zu Griessenberg gekauft), ausgestellt Dienstag vor Reminiscere 1456 (erneuert 1516), folgende auf die Verhältnisse und Gefälle der Reichenauer Hofjünger bezügliche Bestimmungen:

Dreimal im Jahr, zu Mai, Martini und Lichtmess soll Gericht gehalten werden. Wenn der Herr selbst kommt, „mag er kommen selbdritt mit vierthalb rossen, mit zwei vogelhunden und einem wind, und mit einem habich, und soll der keller jedem pferd ein göw viertel haber, den hunden brod aus dem korbe und dem habich eine schwarze henne geben". Dem Herrn und den Knechten wurde zu Maien Kraut und Fleisch, Muoss und Braten aufgestellt, dazu dem Herrn rother und weisser Wein, den Knechten Bier; zu Martini war das Kraut durch Räben (weisse Rüben), zu Lichtmess durch Gerste ersetzt.

Der Herr hat das Recht, über Zwing und Bann zu richten, mit Ausnahme von „überfang der strass", Diebstal und Frevel, über welche der Vogt des Kelnhofes zu richten hat. Die Bussen werden zwischen der Reichenau und dem Vogtherrn getheilt.

Der Kelnhof Heschikofen hatte jährlich 11 Mütt Kernen altes Wiler Mass, und Eier und Hühner wie von Alters her, an Reichenau zu liefern. Der Kernen muss nach Feldbach an den See gebracht werden, und es sollen allda die Amtleute dem Keller und den Knechten zu essen geben, und den Rossen Heues genug.

Wenn ein Waibel die Ostereier nach Reichenau trägt und so weit gekommen ist, dass er den See sieht, so soll, wenn er fällt und die Eier zerbrechen, der Zins für entrichtet gelten. Kommt er glücklich an, so soll ihn der Spitalherr über den See nach Reichenau und zurück führen lassen. Ist letzteres wegen Wind und Unwetter nicht möglich, so soll er dort beherbergt und verköstigt werden.

Die Fastnacht- und Herbsthühner soll der Waibel einsammeln und dem Amtmann des Spitals übergeben; er selbst hat keines zu entrichten und darf sich ein beliebiges Huhn für sich auswählen. „Wär ouch sach, dass der waibel käme zu denselben zyten in einer frowen huss die ain kindbetterin wäre, so sol er im haissen das hun geben und sol im das hopt abwürgen und sol ir das hun wieder geben und sol dass selbig hopt einem ammen bringen. Derselbig ammen soll denne ainem herren das hopt für die hen und zu ainem warzeichen geben".

Wenn der Kernenzins acht Tage vor oder acht Tage nach St. Martin ausserhalb der vier Thore des Kelnhofes auf der Fertigung nach Feldbach dem Keller und seinen Knechten von des „gotteshuses krieg und spän wegen" abgenommen wird, so gilt er für entrichtet. Bei „Landbrast" sollen die Gefälle bei Unvermögen der Hofjünger bis nach der dritten Erndte nicht eingefordert werden. Erst dann hat der Spitalherr das Recht, auf die Erndte, nöthigenfalls die Güter selbst, zu greifen.

Wer von den Hofjüngern ein Weib nahm, die nicht nach der Au gehörte, so musste er sie bei Strafe in deren Hörigkeit einkaufen. —

Ueber Fälle und Lässe gibt die Offnung folgende Vorschriften:

Bei Todesfall des ältesten im Hause ist dem Herrn das beste Haupt Vieh verfallen; dieses kann aber von den Angehörigen um den dritten Pfennig gelöst werden.

Wenn eine Mannsperson ohne Söhne oder ohne Brüder mit ungetheiltem Erbe verstirbt, so verfällt dem Keller „das beste häss wie er zu kirchen und zu haimgarten gegangen ist" und dem Waibel „das häss als er ann guttemtag zu holtz und wald gegangen ist".

Wenn ein Weib stirbt, das keine unverheirathete Tochter oder keine Schwester, mit der sie in Gütergemeinschaft lebte, hinterlässt, so ist dem Spitalherren das zweitbeste Bett, oder, wenn nur eines vorhanden, dieses verfallen, indessen nur, wenn ihr Mann sich binnen Jahr und Tag wieder verheirathete. Dann

soll der Ammann, wenn das neue Weib zur vordern Thüre eingeht, das Bett zur hintern Thüre ausziehen: mag es nicht ob der Schwelle durch, so soll er es unter der Schwelle hinausziehen.

Wenn eine Wittwe ohne unverheirathete Töchter oder Schwestern stirbt, so fällt dem Herrn das Bett, das Garn und das unzerschnittene Tuch, das sie hinterlässt, anheim. Ebenso verfällt dem Keller das Sonntagskleid, dem Waibel das Alltagskleid von Frauen, die weder unverheirathete Töchter noch Schwestern hinterlassen.

Wenn ein Mann ohne Leibeserben stirbt, so verfällt der Au seine Fahrhabe, dem Keller das „fyrtägliche häss“ und geschliffene Waffen, dem Waibel das Werktagskleid. Doch sind aus der Fahrhabe voraus die Schulden zu tilgen. —

Die Offnung enthält viele mildernde Bestimmungen des strengen Rechts, und wenn der Wöchnerin das Fastnachtshuhn todt zurückgegeben wird, so liegt offenbar ein Wink für sie darin, sich mit demselben gütlich zu thun.

Wie alle grösseren Freien, so hatten wohl auch die Griessenberger ihre zu Rittern erhobenen reisigen Lehensmänner, die später, obwohl oft sogar Hörige, sich zum Adel rechneten. Es ist dabei gar nicht immer daran zu denken, dass solche ritterliche Dienstmannen immer eine eigene Burg oder Thurm besessen hätten; oftmals bewohnten sie gewiss einfache Lehenshöfe oder hatten in der Vorburg des Lehensherren ihren Sitz. — Pupikofer nennt als solche Dienstleute die Edelknechte von Tümpfel, Junkholz und Buchschoren, ohne nähere Angaben. Die Namen Junkholz und Buchschoren finden sich wirklich in dem Verzeichniss ausgestorbener thurgauischer Ritter und Edelknechte, welches in die ostschweizerischen Chroniken des 15. Jahrhunderts aufgenommen ist; allein wenigstens diejenigen Junkholz, deren Wappen Stumpff in seiner Chronik abbildet, gehören dem elsässischen Adel an.

Der Sitz der angeblichen Herren von Buchschoren, wie er von Pupikofer und Andern bezeichnet wird, war Standort einer

ganz andern Burg (Ochsenhard); indessen findet sich 1334 eine Guta von Buchschoren, deren ritterliche Abkunft zwar nicht festzustellen ist, im Besitz eines griessenbergischen Lehenshofes zu Ochsenhard.

Möglicher Weise gab es griessenbergische Ministerialen von Lütmerken. Im Jahr 1334 ist Rudolf von Lütmerken neben Heinrich von Lönberg, einem Dienstmann aus dem St. Gallen'schen Lehensgebiet der Griessenberger, Zeuge bei der Vergabung der Toggenburger Grafen an die Kirche Lütmerken, und laut einer leider nur noch in Abschrift erhaltenen Urkunde von 1383 fügt Berthold von Lütmerken (kein Geistlicher), bei Verkauf eines seiner Grundstücke daselbst, dem Siegel des Lehensherrn Heinrich von Hewen sein eigenes Siegel bei. Dies deutet allerdings auf Ritterbürtigkeit [1]).

Ganz bestimmt können dagegen die Ministerialen von Ochsenhard nachgewiesen werden. Ihr Sitz lag Griessenberg gerade gegenüber, auf der linken Seite des Tobels bei dem jetzigen Hofe Burg, und wird 1484 ausdrücklich ein Lehen der Klingenberg genannt (von der Zeit um 1430 her, als die Klingenberg die Herrschaft Griessenberg inne hatten).

In unseren Griessenberger Urkunden findet sich 1385 Ital Ochsenhard von Ochsenhard zu Wil als Verkäufer von Gütern zu Aerwile (sein Siegel zeigt im Wappen einen stehenden Ochsen); um 1415 machten nach Pupikofer Heinrich und Hermann von Ochsenhard mit Zustimmung von Hans von Bussnang und Konrad

[1]) Doch nicht mit völliger Sicherheit; denn die Siegelfähigkeit, welche im 12. Jahrhundert nur dem höchsten Adel zukam, hatte schon im 13. Jahrhundert bei Geistlichen und Weltlichen rasch überhand genommen, und im 15. Jahrhundert bediente sich nicht nur der gesammte Adel und die städtischen Bürger, auch die Juden, eigener Wappensiegel; sondern wir treffen in den Griessenberger Urkunden schon 1462 die herrschaftlichen, dem Bauernstande angehörigen Untervögte im Besitz von Siegeln mit ihrem Privatwappen, so die Metzger von Strubenwiler, die Wetzel, die Kölbli, genannt Manser, zu Griessenberg, die Näf zu Spiegelberg, die Heller zu Münchaffeltrangen.

Rugg eine Vergabung an die neue Kirche in Hüttlingen. — Indessen sass schon 1393 und wohl geraume Zeit vorher Rudolf Rugg von Tannegg auf Burg Ochsenhard, und dieses Schlösslein nebst der Gerichtsbarkeit darüber verblieb seiner Familie bis zum Jahre 1484, als Heinrich Rugg von Tannegg das „Schloss“ (Montag nach Fronleichnam) an Konrad Gurras, Schultheiss zu Wil, verkaufte. Nachdem 1533 „Haus und Burgsäss“ Ochsenhard von Hans Muntprat zu Wil an zwei Gebrüder Kollbrunner übergegangen war, verfiel das Bürglein mehr und mehr; die mit der Burg verbundene, auf deren Umkreis beschränkte, kleine Gerichtsbarkeit ging unter, und es bildete später der Hof „Burg“ ein streitiges Gebiet zwischen dem Landgericht und Griessenberg, da die niedern Gerichte als heimgefallen sowohl von dem Oberlehensherrn, als von der Herrschaft Griessenberg, die solche als Afterlehen abgetreten hatte, beansprucht wurden. Die Sache wurde den 20. Juni 1763 durch einen Vergleich erledigt, welcher die griessenbergischen Ansprüche im Wesentlichen anerkannte.

Der Kirchensatz Lütmerken gehörte als Lehen von der Reichenau den Herren auf Griessenberg. Die Gefälle desselben, die Zehnten, so wie die Unterhaltungspflicht der Kirche standen indessen dem dortigen Leutpriester unmittelbar zu. Die Rechte des Herren beschränkten sich auf die Besetzung der Pfründe und auf das jus spolii, die Beerbung des Leutpriesters, falls er sich nicht bei Lebzeiten davon losgekauft hatte. Jahrzeiten wurden in der Kirche Lütmerken nicht nur von den Gerichtsherren, sondern auch noch Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts von den Freien von Bussnang gestiftet. Auch die Rugg von Tannegg auf Ochsenhard nahmen sich 1472 der Kirche an, indem Ulrich Rugg von Guillermus, Cardinaldiakon, für die Erneuerung der Kirche St. Peter und Paul zu Lütmerken einen Ablass auswirkte.

Als der Constanzer Patrizier und Rathsherr Heinrich von Ulm im Jahre 1528 Herr zu Griessenberg wurde, war in den

gemeinen Herrschaften die Reformation in siegreichem Fortgang begriffen, und es wurde auch in Lütmerken 1529 die Messe abgeschafft, da M. Alexander Schmutz, Leutpriester daselbst, auf die reformirte Seite übergetreten war. Da der Gerichtsherr, als Bürger von Constanz und Schwager des dortigen Reformators Ambrosius Blaarer, ohnehin zur erneuerten Glaubenslehre sich bekannte, so vollzog sich die Aenderung an und für sich ohne Anstand; dagegen erhoben sich Streitigkeiten zwischen den Betheiligten über die Verwendung verschiedener kirchlicher Stiftungen, namentlich der Jahrzeiten und Caplaneigüter. Die Bauern weigerten sich z. B., fernerhin Zinse für Jahrzeitstiftungen zu bezahlen, da ja doch keine Seelenmessen mehr gelesen werden. Dieser Ansicht stimmte nun freilich der Rath in Zürich nicht bei, welcher am 13. December 1529 verordnete, dass die Widumsgüter der Pfründe zudienen, die Jahrzeiteinkünfte für die Armen verwendet werden sollen. Kelche und Messgewänder musste der Gerichtsherr zu Handen der Armen wieder herausgeben.

Andrerseits suchte von Ulm als Collator der Caplaneipfründen Griessenberg und Märstetten deren Einkünfte an sich zu ziehen. Bezüglich der Caplanei Griessenberg wies Zürich zwar unterm 18. Januar 1530 die Ansprüche der Bewohner „des Fleckens“ Griessenberg, welche Herausgabe des Pfrundgutes zu Armenzwecken verlangten, zurück; dagegen hatte der Collator dafür zu sorgen, dass die Caplanei künftig mit einem fähigen Prädicanten versorgt werde. Die Besorgung des Gottesdienstes in dieser Capelle wurde dann dem Pfarrer zu Lütmerken übertragen. Betreffend der Caplaneipfrund Märstetten wurden dem Herrn von Ulm laut Entscheid des zürcherischen Rathes vom 13. Juni 1531 erstens die Collaturrechte überhaupt nur theilweise zuerkannt, sodann deren Einkünfte theils dem Pfarrer von Märstetten, theils dem alten Pfarrer Stephan Meyer leibdingsweise überwiesen; nach dessen Tode oder anderweitiger Versorgung aber soll sein Antheil dem Armengute zufallen. Als dann nach der Schlacht bei Kappel ein Rückschlag in kirchlichen Dingen eintrat, und auch in Märstetten ein Theil der

Einwohner zur alten Kirche zurückkehrte, wurde Donnerstags vor der alten Fastnacht 1534 ein Vertrag zwischen Heinrich von Ulm und der Gemeinde Märstetten abgeschlossen, dahin gehend, dass diejenigen Gemeindsgenossen, welche einen Messpriester haben wollen, die Caplaneipfründe daselbst nach Belieben verleihen sollen, vorbehältlich der Rechte von Griessenberg. (Diese Rechte wurden dann später von den Söhnen von Ulm's am 9. Juli 1593 dem Stifte Kreuzlingen abgetreten.)

Die Gesinnungen Heinrich von Ulm's, als eines reformirten Constanzer Patriziers, gegenüber dem nach Meersburg ausgewanderten Bischofe, spiegeln sich in einer Urkunde von 1537, wonach ihm vom Bischof von Constanz als Herrn der Reichenau Bestätigung seiner Lehen verweigert wurde, da er nicht schwören wollte, des Bischofs und des Domcapitels Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden. Er liess sich dann einen notarialischen Revers darüber ausstellen, dass er die Bestätigung nachgesucht.

Die Herrschaft Griessenberg vergrösserte er im Jahre 1538 um die Höfe zu Heschikofen und Buchschoren, letzteres Schildlehen von Reichenau, so wie die Weiher zu Eppenstein und Marpach, Lehen von St. Gallen, welche er von seinem Bruder Gregor von Ulm erwarb, der in diesem Jahre die benachbarte Herrschaft Wellenberg gekauft hatte und nun diese besser zur Herrschaft Griessenberg passenden Theile seines Erwerbes an Heinrich abtrat.

Heinrich von Ulm starb im Jahre 1547 mit Hinterlassung einer Wittwe Barbara, geb. Blaarer, und minderjähriger Kinder, darunter drei Söhne, Hans Walther, Heinrich und Achior, welche den Oheim Gregor auf Wellenberg zum Vormund erhielten. — Im folgenden Jahr (August 1548) wurde Constanz von den kaiserlichen Truppen besetzt, Bischof und Messe mit Gewalt wieder eingeführt, und die Häupter der Evangelischen vertrieben, vorab der Reformator Ambrosius Blaarer. Er flüchtete sich nun am 24. August mit seiner Familie zunächst unter das gastliche Dach des Hauses Griessenberg, auf Einladung seiner Schwester, Frau Barbara von Ulm, „einem gar treuen Weib“, wie Antistes

Bullinger sie nennt. Hier weilte er bis zum Herbst 1549, siedelte dann aber am 28. October nach Winterthur über, da inzwischen König Ferdinand geradezu seine Ausweisung aus dem Thurgau verlangt hatte. — Später im Herbste 1562 übernahm er auf Bitte seiner Schwester die Pfarrstelle zu Lütmerken, bis zur Rückkehr seines Neffen Diethelm Blaarer, dem die Pfründe von den von Ulm zugedacht war. Er führte daselbst eine sehr strenge Kirchenzucht ein; aber zu Lichtmess 1564 wurde aus Missgunst der benachbarten Geistlichen, denen wegen der grossen Anziehungskraft des greisen Reformators nur wenige Zuhörer verblieben, eine Weisung der regierenden sieben Orte an die Herrschaft gerichtet, sie möge die Pfarre mit einem andern Prediger besetzen. Dem gegenüber zog sich Blaarer im September 1564 wieder nach Winterthur zurück. Es erhielten dann zwei junge Neffen Blaarer's, Söhne von Thomas, hinter einander die Pfründe. — Es ist natürlich, dass bei so engen Beziehungen zu einem hervorragenden Manne der Reformationszeit die Herrschaft Griessenberg in streng protestantischem Sinne geleitet wurde.

Im Jahre 1553 übernahm Hans Walther, der älteste Sohn Heinrich's von Ulm, die Verwaltung des gemeinsamen Erbes, während die jüngern Brüder, Heinrich und Achior, unter Anleitung ihres rechtsgelehrten Oheims Thomas Blaarer von Gyrsberg ihren juristischen Studien oblagen. Heinrich, geb. 1537, studirte im Jahre 1556 mit seinen Freunden J. J. von Mandach und Gerold Escher an der damals berühmten Rechtsschule in Orleans, laut Eintrag in die Matrikel der dortigen deutschen Nation. Als gebildeter Jurist bekleidete er später das Amt eines Landvogtes der damals einem protestantischen Herrn gehörenden Landgrafschaft Stühlingen. Er war mit Margaretha Escher vom Luchs verheirathet, und erwarb 1577 das Bürgerrecht der Stadt Zürich.

Als im Jahr 1580 der mit Anna Lantz von Liebenfels vermählte Hans Walther von Ulm kinderlos starb, verblieb Griessenberg gemeinsames Eigenthum der Brüder Heinrich und Achior,

aus deren Zeit unsere Acten nichts besonders Erwähnenswerthes zu berichten haben.

Dagegen ging im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts eine wichtige Veränderung in den Verhältnissen der Herrschaft vor sich. Heinrich von Ulm war mit Hinterlassung eines Sohnes, Marx, und sechs Töchtern[1]) im Jahre 1601 gestorben, und der Sohn hatte sich 1604 in Folge eines Vertrages mit dem Onkel Achior von Ulm in den Alleinbesitz der Herrschaft gesetzt[2]). — Es war die Zeit, wo die von den Jesuiten geleitete Gegenreformation im Reiche draussen grosse Fortschritte machte und auch im Thurgau von Seite der fünf mitregierenden katholischen Orte Alles aufgeboten wurde, um ohne offene Verletzung des Landfriedens die Ausübung des reformirten Gottesdienstes und den Einfluss des neben dem paritätischen Glarus einzig mitregierenden reformirten Standes Zürich zu beschränken. Namentlich wurde versucht, durch die Gerichtsherren die Messe in reformirten Gegenden wieder herzustellen und reformirte Gerichtsherren sei es zur Verläugnung ihres Glaubens, sei es durch Nergeleien zum Verkauf ihrer Güter an Katholiken zu veranlassen. Wir erinnern in ersterer Beziehung an den Gachnanger Handel von 1614 und an die Gegenreformation in Mammern durch den Stephaniterritter Hans Walther Roll von Bernau. Bestrebungen der andern Art vereitelte Zürich 1614 durch Ankauf der Herrschaften Weinfelden (von den von Gemmingen) und Pfyn (von den Wamboldt). — Der junge Gerichtsherr von Griessenberg erschien der katholischen Partei als eine für ihre Zwecke zu bearbeitende Persönlichkeit. Dass dieselbe hierin nicht fehlgriff, zeigt uns schon ein Brief, ausgestellt in Zürich den 16. Januar 1607, worin von Ulm's Oheime Hans Escher und Hans Georg Grebel ihm „uss veterlicher trüw und wolmeinung auch schuldiger pflicht“ mittheilen, es heisse in Zürich:

[1]) Anna, Ursula, Barbara, Margaretha, Katharina, Anna Maria.

[2]) Die Schwestern erhielten dabei als Erbtheil 12,000 Gulden, eingerechnet das zu 8000 Gulden gewerthete Haus zum rothen Rad an der obern Kirchgasse in Zürich.

„das sich bim vetern etwas unbestendigkeit in der religion erzeigen welle“ —: „Inn dem das er synen wandelund vil khundschaft zu den Jesuitern zu Constantz habe, und das er gesinnet syn sölle in der kapellen zu Griessenberg einen altar ufrichten zu lassen. Darzu dan der veter einsteils von den Jesuitern beredt und anderteils auch um anderer ursachen willen bewegt worden syn möchte. Damit er dardurch an ort und enden, darvon wir gehört, desto besser in ein hyrat khome“ (am Rande fügen sie bei: „zu wellichem wir dem vetern, wann es syn fortgang gewündt, vil glücks wünschen“). Sie beschwören dann ihren jungen Vetter, von der wahren evangelischen Religion nicht abzuweichen. Auf eine ausweichende Antwort berichteten sämmtliche Verwandte, Hans und Marx Escher, Hans Georg Grebel, Hans Rudolf, Hans, Hans Friderich und Hans Hartmann Meiss neuerdings unterm 23. Hornung 1607, die Sache sei wider ihr Wissen vor Rath gekommen, und sie ersuchen den Vetter, nächsten Sonntag behufs Besprechung der Angelegenheit nach Zürich zu kommen. Diese Schritte der Angehörigen und andere Vorstellungen blieben umsonst; denn im Laufe des Jahres trat Junker Marx von Ulm zur römischen Kirche über und verheiratete sich mit einem katholischen Fräulein, Barbara Reichlin von Meldegg, worauf die Verwandten unterm 7. März 1608 ihren Schwager Gregor von Ulm zu Wellenberg aufforderten, die jüngste, noch minderjährige Schwester des Abgefallenen nach Wellenberg hinüber zu nehmen.

Auf Schloss Griessenberg wurde inzwischen die Kapelle für den katholischen Gottesdienst in Anspruch genommen, und auch in der Pfarrkirche zu Lütmerken sollte wieder ein Altar aufgerichtet werden. Dies veranlasste den Zürcher Rath, seinen Bürger unterm 27. September 1608 zu einer Besprechung nach Winterthur einzuladen, welche aber erst am 17. Mai 1609 stattfand und bei welcher ein Vergleich zu Stande kam, der folgende Hauptbestimmungen enthielt:

1. Die Kapelle der Kirche zu Lütmerken, in welcher sich das Erbbegräbniss der Herren von Griessenberg befindet, soll

dem von Ulm zu freier Benutzung aushin gegeben werden. Dagegen soll nicht gestattet sein, in der Kirche selbst einen Altar zu errichten. Bei Begräbnissen von Katholiken darf der Messpriester von Griessenberg die Leichenrede zu Lütmerken von der Kanzel halten; es soll bei der Beerdigung geläutet werden dürfen, und erlaubt sein, die Gräber von Katholiken mit Kreuzen zu schmücken.

2. Der Zehnten der zum Schloss gehörenden Güter soll von der Kirche Lütmerken nebst einigen andern Leistungen auf den Messpriester zu Griessenberg übergehen. Im Uebrigen kann der Herr von Ulm aus dem Kirchengut die Besoldung des Priesters aufbessern.

3. An den Bau eines katholischen Pfarrhauses soll das Kirchengut Lütmerken zweihundert Gulden beitragen, zahlbar in zehn Jahren in Raten von je zwanzig Gulden.

Dieses Abkommen wurde hinterher von Marx von Ulm nicht in urkundlicher Weise bestätigt. Als er dann wider Abrede, gedeckt durch einen Abschied der katholischen Orte vom 19. October 1609, zu Anfang des Jahres 1610 Anstalten traf, um in der Kirche zu Lütmerken einen Altar aufzustellen, und Zürich dagegen Einsprache that, wurde ihm durch gleichlautende Zuschriften der Orte Uri, Schwyz, Nidwalden, Obwalden, Luzern und Zug deren Schutz gegenüber Zürich bei seinen Neuerungen zugesagt. Die Aufstellung eines Altars in der Pfarrkirche zu Lütmerken erfolgte im Mai 1612, angeblich, damit die Seelenmessen für die zur Pestzeit des Jahres 1611 verstorbenen Katholiken am Orte ihrer Bestattung abgehalten werden können. Durch Besiedelung der verödeten Höfe mit Katholiken aus Schwaben und dem St. Gallischen hatte er eine katholische Mehrheit im Pfarrdorfe zu Stande gebracht und die Evangelischen eingeschüchtert.

Der beleidigte Rath von Zürich liess nunmehr dem Gerichtsherrn durch Seckelmeister Johannes Kambli und Rathsherrn Heinrich Schneeberger den 19./29. Mai 1612 unter Vermeldung höchster Ungnade persönlich das Bürgerrecht aufkünden. Dies

wurde nicht rückgängig gemacht, obwohl Marx von Ulm versicherte, es falle ihm nicht ein, den reformirten Gottesdienst, Taufstein und Tisch des Herrn aus der Kirche Lütmerken zu verdrängen. Dagegen schenkte ihm die Stadt Luzern unterm 27. Dezember 1612 ihr Bürgerrecht, was den Junker 1614 veranlasste, seinen neuen Mitbürgern durch seinen Schreiber ein Trinkgeschirr als Zeichen der Dankbarkeit überreichen zu lassen[1]).

Ein neuer Anlass zu Reibereien entstand im Jahre 1614. Mit Bezug auf das Pfrundeinkommen der Pfarre Lütmerken war es bis jetzt nach dem Vertrag von 1609 gehalten worden; nunmehr aber ging der Collator in einer für den Pfarrer Onofrius Seemann sehr empfindlichen Weise vor. Die Pest von 1611 hatte auch in der Herrschaft Griessenberg mit entsetzlicher Heftigkeit gewüthet, und eine Menge Güter waren in Folge Todesfalles verkäuflich und fällig geworden. Dieselben wurden vom Gerichtsherren theils an Katholiken vergeben, theils für geringes Geld erworben und mit den Schlossgütern vereinigt. Von diesen neuen Erwerbungen verweigerte nun von Ulm den Zehnten an die reformirte Pfarre, da im zweiten Artikel des Abkommens von 1609 die Zehnten der Schlossgüter ausdrücklich dem Messpriester vorbehalten seien. Auf Verwahrung Seemann's und des Raths von Zürich nahm sich Luzern seines Bürgers an, und schliesslich wurden durch Vergleich vom 17./27. November 1614 die Pfrundeinkünfte zu gleichen Theilen ausgeschieden; sonst blieben die Verhältnisse der beiden Confessionen im Wesentlichen beim Alten.

Der Pfarrer Onofrius Seemann, welcher seit 1592 die Pfarre inne hatte, war überhaupt zu dieser Zeit nicht auf Rosen gebettet. Er hatte im Jahre 1611 (4. Mai) nach Zürich berichtet,

---

[1]) Bezüglich dieses Geschirres bemerkt die Weisung an den Abgesandten: „Zu Zürich von dem Goldschmid Georg Hamberger die zwei Wäplein erfordern, mit nacher Lutzern nehmen und darmit verrichten in massen mir günstig anbevohlen worden uff das Lutzerner geschürr unden uff den Fuss von farben schmeltzen, dem Würth die Schiltlein geben, und wo er will abmahlen lassen“.

wie der Comthur des Johanniterhauses Tobel, Hans Walther von Roll, Stephaniterritter, einen den Evangelischen freundlichen Ordensstatthalter verjagt, und wie der Pfarrer von Bussnang, welcher auch die Seelsorge zu Tobel versah, um eines Zehntens willen in der Comthurei den Ohrenbläser und Saufbruder mache. Es sei dies namentlich für die Evangelischen sehr schädlich, da bei solchem Benehmen der Geistlichen der gemeine Mann nicht einzusehen vermögc, welchen Vorzug die reformirte Kirche vor der katholischen verdiene und so leichter zum Abfall gebracht werde. Roll gelangte 1614 in Besitz einer Abschrift dieses Briefes, worauf ein schweres Ungewitter über den Pfarrer hereinbrach, der schliesslich froh sein musste, mit Ausstellung einer Ehrenerklärung, die ihn nicht zu sehr demüthigte, und Bezahlung der aufgelaufenen Kosten davon zu kommen. Seemann, der s. Z. an der Vermählung von Ulm persönlich theilgenommen, scheint übrigens von seinem ehemaligen Zögling und Patronatsherrn auf Schloss Griessenberg persönlich nicht verfolgt worden zu sein; denn er erhielt von demselben bis zu seinem seligen Ende (1641) alljährlich „aus Gnaden“ zehn Eimer Wein in den Pfarrkeller, wie auch später seine Nachfolger.

Marx von Ulm, „Herr zu Griessenberg und Liebburg, fürstlich St. Gallischer Rath und Landeshofmeister“, war jedenfalls ein ganz gewandter Mann, der seine materiellen Interessen durchaus nicht vernachlässigte. Von Seite seiner Frau war er in Besitz des Schlosses Liebburg bei Constanz gelangt; die Pestzeit von 1611 hatte er, wie schon erwähnt, zur Abrundung seiner Schlossgüter benutzt; er liess das Archiv der Herrschaft ordnen und theilweise mit Copialbüchern versehen; die alten Offnungen wurden erneuert. Seine Stellung als Landeshofmeister des Abtes von St. Gallen von 1616—1646 und 1653 war jedenfalls eben so einträglich, als einflussreich, und gewiss fiel die Aussicht auf Erlangung dergleichen Stellen bei Uebertritten zum Katholizismus schwer in's Gewicht, da ja reformirte Gerichtsherren der Unterthanenlande keinerlei Aussicht hatten, zu Amt und Würden zu gelangen. Er war natürlich um so mehr per-

sona grata, als der Abt von St. Gallen die Gegenreformation mit grossem Nachdruck betrieb, und er selbst mit ächtem Convertiteneifer die gleichen Wege wandelte.

Es ging zwar mit der Katholisirung der Herrschaftsleute nicht ganz nach Wunsch — die versuchte Katholisirung der Kirchgemeinde Lustorf, zu welcher das Dorf Wulfikon gehörte, hatte gar keinen Erfolg, und die Katholiken zu Lütmerken zählten 1633 nur 55 zur Communion gehende Personen —; aber es wurde wenigstens der katholische Cultusapparat in vollen Gang gebracht. Nachdem Junker Marx von Ulm am 9. Dezember 1638 unter Leitung der Dominicaner zu Constanz die Erzbruderschaft zum Rosenkranz in der Kapelle zu Griessenberg gestiftet, wurde 1639 die Weihung der Kirche Lütmerken und der Kapelle Griessenberg [1]) mit grossem Gepränge vorgenommen. — Wir folgen bei Beschreibung dieser Weihe einem gleichzeitigen Berichte.

Am 5. November 1639 ritt „ihre fürstliche Gnaden, Herr Johann von Hornstein, Bischof von Constanz“, mit grossem Gefolge von seinem Bischofsitz ab; dasselbe bestand aus Oberst H. Keller von Schleitheim, Hauptmann zu Constanz, dem Beichtiger Pater Daniel, Societatis Jesu, Matthias Walser, Obervogt zu Meersburg, dem Leibarzt Philipp Müller, Wilhelm Hund von Lauterbach, Obervogt zu Balingen, W. Chr. von Bernhausen, Obervogt zu Güttingen, Johann Franz von Bodmann zu Möckingen, sodann dem Stadtammann von Constanz, einem Hofjunker, dem Hofkaplan, dem Ceremoniarius, einem Kaplan, zwei Kammerdienern und zwei Lakeien.

Dieser „Cavalcade“ ritten um zwei Uhr von Griessenberg aus entgegen: Marx von Ulm mit seinen drei Söhnen, Jakob Werner von Ulm, fürstl. St. Gallischer Rath, Heinrich Christoph und Franz Rafael von Ulm, begleitet von Hans Ludwig von Heidenheim zu Klingenberg, Wolf Dietrich von Hallwil zu Blidegg, Johann Wilhelm von Bernhausen zu Hagenwyl. Sie empfingen

---

[1]) Welche 1638 mit zwei Glocken versehen worden war.

den Bischof an der Grenze der Herrschaft und geleiteten denselben auf die Burg.

Am folgenden Tage, Sonntag 6. November, nach Celebration einer Messe in der Schlosskapelle, fuhr der Bischof um sieben Uhr nach Lütmerken, wo Abt Pius von St. Gallen von Wil her ebenfalls anlangte, in Begleit des Stadthauptmanns von Wil, Rathsherr Johann Pfyffer von Luzern, und einem Gefolge von 10 Pferden. Sie waren an der Grenze von drei Adelichen empfangen worden. — Der Bischof weihte nun in vierstündiger Ceremonie, assistirt von den Pfarrern von Sitterdorf und Tobel, die Kirche mit vier Altären, las eine Messe und ertheilte die Firmung. Nachher ritten sie nach Griessenberg zurück. „Zu gemainer Tafel, so auf dem Saal zubereit gewest, sind so wol baide Fürsten, als ander Herren gesessen und haben mit einander zu Mittag gessen", — währenddem der Capucinerguardian von Frauenfeld in der Schlosskapelle für das gemeine Volk eine Predigt hielt. — „Zur Nacht haben baide Fürsten sambt Ihren Beichtvättern in Ihro fürstl. Gnaden von Costanz Zimmer allein mit einanderen gessen, die übrigen Herren aber sind zur Taffel gangen".

Montag den 7. November früh nahm der Abt von St. Gallen Abschied, während der Bischof die Schlosskapelle mit drei Altären weihte, was bis 11 Uhr währte. Vor und nach dem Essen ertheilte der Bischof die Confirmation, im Ganzen an beiden Tagen an vierzig Personen.

„Als nun diese solennitet genzlich vollendet worden, ist ir fürstl. Gnaden den 8 diess zu morgens bei gutter zeit, nach zuvor gehördter heiligen Mess und folgender eingenommenen morgensuppen, sambt der ganzen Adenlichen Cavalleria aufgebrochen und sehr wohl content, wie zuvor bis an die Thur begleittet, nacher Costanz gezogen".

Die reformirten Herrschaftsangehörigen konnten sich in diesen Tagen damit trösten, dass der äussern Machtentfaltung der innere Erfolg durchaus nicht entsprach und die Katholiken der Herrschaft meist aus fremden Ansässen bestanden.

Aus Briefen des katholischen Geistlichen zu Griessenberg ist ersichtlich, dass er im Jahr 1641 die nöthige Ausstattung der neugeweihten Altäre mit bedeutendem Aufwand in Constanz anfertigen liess, und um den Evangelischen die bevorzugte Stellung des Katholizismus noch mehr fühlen zu lassen, musste im gleichen Jahre nach dem Tode von Pfarrer Seemann der neue Geistliche auf das bisherige Pfarrhaus zu Gunsten der Katholiken verzichten, wogegen auf gemeinsame Kosten ein neues Haus für den Geistlichen erstellt wurde. Indessen wurden den Evangelischen bei diesem Anlass die ihnen laut des Landfriedens zustehenden Rechte bestätigt, auch dem Rathe zu Zürich das Versprechen gegeben, bei Erledigung der Pfarrstelle dessen Vorschlag berücksichtigen zu wollen.

Gegen Ende seines Lebens sicherte Junker Marx von Ulm, „der von dem allgütigen Gott aus der dicken Finsterniss der zwinglischen Secten zu dem Licht der allein seligmachenden katholischen Religion berufen worden“ und letztere auch bei seinen Unterthanen einzuführen beflissen ist, mit Urkunde von Martini 1651 der katholischen Pfründe Lütmerken vermehrte Einkünfte zu, unter Stiftung ewiger Messen für die Familie von Ulm. Ebenso erneuerte er die Stiftung der Sta. Maria und St. Marcus geweihten Schlosskapelle. Er starb 1654.

Ueber seine Privatverhältnisse melden unsere Quellen wenig. Er war seit 1606 mit einer Reichlin von Meldegg verheirathet und hatte drei, oben genannte, Söhne. Als Landeshofmeister des Abts von St. Gallen, mit welcher Stelle die Obervogtei im Tablat verbunden war, hielt er sich von Amtswegen sehr oft, wohl meistens, bei St. Gallen auf. Wie andere Amtspersonen seiner Zeit, unterbrach er gern die Geschäfte etwa durch eine Badenerfahrt. — Politische Neuigkeiten erfuhren die Schlossbewohner theils brieflich, theils aus der (Augsburger) Ordinari Post Zeitung, von welcher sich Bruchstücke, in verschiedenen Copialbänden zerstreut, vorgefunden haben. — Hie und da, bei adelichem oder geistlichem Besuch, mag es auf Griessenberg

hoch hergegangen sein; — von der Liebburg, wo damals der älteste Sohn weilte, schreibt am 20. April 1640 der katholische Pfarrer von Lütmerken, Christoph Keller: „Vorschein noch am Dornstag sindt beide Herren von Montfort und beide von Königsegg, wie auch Thumherr Brümssi by uns auf der Liebburg gewessen, sich lustig auf dem Saal gemacht, aber unser Fässlin hat ein guets Loch bekommen“. — Ob den Jagdfreuden gehuldigt wurde, findet sich nicht aufgezeichnet. Gelegenheit dazu war vorhanden; denn Wolfstreiben und Wildschweinschaden werden öfters erwähnt. Als Hans Caspar von Ulm zu Hüttlingen 1619 Wildschweine im Jagdeifer bis auf Griessenberger Gebiet verfolgen und schiessen liess, entschuldigte er sich beim Vetter durch Uebersendung eines Beuteantheils, womit er das Gesuch verband, nächster Tage anlässlich einer Jagd die Griessenberger Forsten mit fremden Hunden betreten zu dürfen.

Jakob Werner von Ulm, fürstl. St. Gallischer Rath und Landeshauptmann der Grafschaft Thurgau, vermählt mit Clara von Bodmann, welcher nach des Vaters Tode die Herrschaft antrat, scheint der Geistlichkeit, wenn nicht das Herz, so doch den Geldbeutel mehr verschlossen gehalten zu haben, als der Vater; so hinterhielt er wenigstens der Rosenkranzbrüderschaft zu Griessenberg die Zinsen von Capitalien, welche die von Ulm'sche Familie derselben übergeben hatte. — Er starb schon 1664; sein Sohn Marx Antonin von Ulm (Gemahlin Maria Francisca von Bodmann) genoss dagegen seines Besitzes bis 1704. Sei es durch seine Mutter, sei es durch seine Frau, gelangte dieser in Besitz des Schlosses Langenrain bei Bodmann am Ueberlingersee, wo sich die Familie später meistens aufhielt. Er wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts in den Reichsfreiherrenstand erhoben.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts erhoben sich wieder Anstände, die reformirte Pfarre betreffend. Das 1642 neu erbaute Pfarrhaus war ganz baufällig, und die Gutsherrschaft weigerte sich, dasselbe herzustellen. Nach schleppenden Verhandlungen, seit 1704, zwischen dem zürcherischen Obervogte zu Weinfelden

und der verwittweten Freifrau Maria Francisca von Ulm, kam im März 1712 ein Vertrag zwischen Zürich und ihrem Sohne Franz Wernher Johann von Ulm, fürstl. St. Gallischem Rath und Obervogt zu Rosenberg, zu Stande, kraft welchem der Stand Zürich den Umbau des Pfarrhauses übernahm, dagegen der Freiherr sich verpflichtete, die Pfründe jeweilen nach Massgabe eines von Zürich einzureichenden Dreiervorschlages neu zu besetzen, und zwar das nächste Mal mit einem Stadtbürger von Zürich.

Bald nach diesem Vergleich brachte der Toggenburgerkrieg von 1712 eine Veränderung der politischen und confessionellen Verhältnisse. Zürich, durch seine Besitzungen und die Verbindung mit den aufständischen Toggenburgern vollkommen Herr der Lage im Thurgau, entbot den 29. April, dem Tag der Besetzung Frauenfeld's, zwei Männer im Namen der ganzen Gemeinde Griessenberg durch den Quartierhauptmann auf das Schloss Weinfelden, wo ihnen eröffnet wurde, es solle die Gemeinde dem Stande Zürich den Eid der Treue leisten und vier Mann nach Frauenfeld zur Armee abgeben. Der Eid wurde am nämlichen Abend noch unter der Gerichtslinde zu Griessenberg abgelegt — dem den regierenden sieben Orten geschwornen Eide unschädlich — und die verlangten vier Mann nach Frauenfeld gesandt. Der Freiherr war abwesend, sei es beim Abte, sei es in Deutschland. — Der weitere Verlauf der Dinge während des Krieges ging hier offenbar ganz ruhig vorüber, und es sicherte dann der Landfrieden von 1713 für immer die Rechte der evangelischen, wie der katholischen Herrschaftsangehörigen. — Neben allerlei Festsetzungen über Benutzung des Kirchhofes, Wahl des Messmers und Vorsingers, bestimmte der am 3. April 1713 zu Stande gekommene Specialvertrag über Ausführung des Landfriedens in der Herrschaft Griessenberg, abgeschlossen zwischen Joh. Ludwig Hirzel (von Zürich), Abraham Tscharner (von Bern) und Joh. Ignaz Rüpplin (von Frauenfeld) einerseits, und Franz Wernher Johann, Freiherr von Ulm, anderseits, dass der Vogt abwechselnd aus den Evangelischen und Katholischen zu erwählen, und das Gericht je nach Ergebniss einer vorzunehmenden

Zählung zu zwei Dritteln oder zur Hälfte mit Evangelischen zu besetzen sei[1]).

Es folgte nun eine Zeit der Ruhe; zwar beschwerten sich noch 1733 die Evangelischen, dass an der paritätischen Kanzel ein katholisches Abzeichen (das Monogramm Jesus, oben ein Kreuz, unten drei Nägel, in einem Strahlenkranze) angebracht worden sei. Sonst hört man nichts mehr von Bedrückungen; dagegen mehren sich die Anzeichen materiellen Aufschwungs der Gegend. Im Jahr 1727 erhielt das Wirthshaus zu Amlikon die landvögtliche Concession einer Bäckerei, 1739 diejenige einer Schmiede (schon 1524 war eine solche in Griessenberg durch einen Schmid aus Bozen errichtet worden), und aus einer Urkunde aus 1763 ergibt sich, dass das Fahr zu Amlikon schon vor geraumer Zeit durch eine Thurbrücke ersetzt worden war. Am 2. December 1742 wurde von den Katholiken der Pfarre Lütmerken und der Höfe Bennikon, Hub und Vogelsang eine katholische Freischule gestiftet, welche allerdings nur im Winter offen stand, und zwar zwölf Wochen vom ersten Sonntag Advent an. Es geschah dies im Wetteifer mit den evangelischen Schulen, welche Zürich im ganzen Thurgau kräftig unterstützte.

Während der Wohlstand der Unterthanen wuchs, scheint bei der Familie von Ulm das Gegentheil eingetreten zu sein. Nachdem schon 1742 Johann Franz von Ulm zu Langenrain, bei Belehnung mit der von seinem Onkel Franz Werner Johann auf ihn übergegangenen Herrschaft Griessenberg, vom Landvogte im Thurgau die Bewilligung erhalten hatte, Geld auf die Herrschaft aufzunehmen, suchte er dann in den Fünfziger Jahren bei steigender Finanznoth seine Besitzung zu verkaufen. Lange

[1]) Gleichzeitig, 2. Mai 1718, erfolgte auch eine Verständigung zwischen dem Freiherrn und seinen Unterthanen betreffend das Tavernenrecht, das der Herrschaft gemäss Urkunde von 1492 ungeschmälert verblieb. Dagegen durfte ein Jeder das eigene Gewächs an Wein ohne Entrichtung eines Tavernengeldes ausschenken. Auch sollten die Herrschaftsangehörigen in Zukunft sich verheirathen dürfen, ohne Bezahlung einer Gebühr für die Bewilligung hiezu.

... ...ern. Nach langem Schwanken
... die Befürchtung, es möchte
... ...tyn, Hüttlingen und Wellen-
... erwerben) die finanziellen Be-
... Stadt Luzern laut Urkunde vom
... Griessenberg um 84,000 Gulden
... an die Frau Baronin. Die
... ...schen Händen und wurde von
... ...ste war Jost Heinrich Ranuti
... Allein es ergab sich bald,
... ...ervögtlicher Verwaltung nicht
... ...erseits gegen Ende des vorigen
... Hader so ziemlich erloschen
... Revolution den alten Zuständen
... Luzern durch Obervogt Joseph
... ...mber 1793 die Herrschaft um
... ...uisd'ors an den Juden Wolf
... ...en von Karl Anton von Kraft,
... Es lässt sich schwer sagen,
... ...ar, oder ob Kraft nur (gegen
... ...terschacher des Juden hergab.
... ...schaft schon wieder in neue
... ...tarz, die halben Gerichte zu
... Güter zu Griessenberg und
... ...merken an Joseph Pankratius
... ...zu Wil, Herrschaft und
... laut Kaufbrief vom 28. August
... franz. Louisd'ors an die Ge-
... und Stadtfähnrich Heinrich Schult-
... erwarben dann am 14. November
... ...bruar 1797) von Grübler dessen Antheil
... mit Ausnahme der katholischen Collatur, um
... ...hundert Gulden Reichsgeld.

... Mittheilung von Herrn Staatsarchivar Dr. Theodor
... ...zern.

Unter diesen letzten Gerichtsherren Griessenberg's lösten sich die althergebrachten, theilweise bis zur Besiedelung des Landes von Seite unseres deutschen Stammes hinaufreichenden Verhältnisse. Zuerst wurden im Jahre 1795 die Leibeigenschaftsgefälle in der ganzen Landgrafschaft Thurgau aufgehoben. Dieselben waren längst zur blossen Formalität geworden, und trugen im ganzen Lande jährlich nicht mehr als tausend Gulden ein. Dieser Ausgleichung der Standesverhältnisse der Unterthanen folgte im Jahre 1798 der Untergang der niedern Gerichtsbarkeit und die Erstellung selbständiger Gemeinden, zugleich mit der Erhebung des Thurgau zu einem gleichberechtigten Glied der Eidgenossenschaft, was, wie bekannt, im Februar 1798 in bester Ordnung unter Zustimmung der regierenden Orte vor sich ging. — Dann folgte die Zeit des Umsturzes, der Helvetik und des Krieges, wobei dann freilich Alles darunter und darüber ging. In den Griessenberger Acten findet sich einzig eine Zuschrift der Verwaltungskammer des Cantons Thurgau vom 17. März 1799, worin der Bürger Oberhensli, Verwalter der ehemaligen Herrschaft Griessenberg, ersucht wird, alle auf Zehnten, Bodenzins, Territorial- und Domanialrechte bezüglichen Acten und Pläne gegen Bescheinigung zur Einsicht vorzulegen. Die einstweilige Aufhebung der Lehenszinse, wie der Zehnten, war ein schwerer Schlag für die damaligen Gerichtsherren; weit mehr noch litten Gemeinde und Schlossherr unter den schweren Kriegszeiten und Requisitionen, welche im April 1800 die Ausschreibung einer Vermögenssteuer von 7½‰ (was damals noch für enorm galt) von Seite der Municipalität Lütmerken zur Folge hatte.

Das Schlossgut Griessenberg sank in Folge dieser Vorfälle so sehr im Werthe, dass bei Uebernahme desselben durch Herrn Major Schulthess allein, am 2. Februar 1802, dasselbe mit den dazu gehörenden Rechten nicht mehr der Summe der darauf haftenden Schulden entsprach (fl. 40,000 bei Leu & Cie., — fl. 10,000 bei der Stadt Luzern) und die Erben der übrigen Antheilhaber dem Uebernehmer noch fl. 4600 Aufgeld geben mussten.

unterhandelte er darüber mit Luzern. Nach langem Schwanken überwogen confessionelle Gründe (die Befürchtung, es möchte Zürich, welches schon Weinfelden, Pfyn, Hüttlingen und Wellenberg besass, auch dieses Gebiet erwerben) die finanziellen Bedenken [1]), und so übernahm die Stadt Luzern laut Urkunde vom 2. April 1759 die Herrschaft Griessenberg um 84,000 Gulden und tausend Gulden Trinkgeld an die Frau Baronin. Die Herrschaft blieb also in katholischen Händen und wurde von luzernischen Obervögten (der erste war Jost Heinrich Ranuti Segesser von Brunegg) verwaltet. Allein es ergab sich bald, dass der Ertrag der Güter unter obervögtlicher Verwaltung nicht befriedigen konnte, und da einerseits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der confessionelle Hader so ziemlich erloschen war, andrerseits die französische Revolution den alten Zuständen bedrohlich wurde, so veräusserte Luzern durch Obervogt Joseph Egidius Balthasar am 29. November 1793 die Herrschaft um achttausend neue französische Louisd'ors an den Juden Wolf Dreyfus von Endingen zu Handen von Karl Anton von Kraft, österr. Oberamtmann zu Stockach. Es lässt sich schwer sagen, ob Dreyfus der Agent Kraft's war, oder ob Kraft nur (gegen Vergütung) seinen Namen zum Güterschacher des Juden hergab. — Im Jahr 1795 ging die Herrschaft schon wieder in neue Hände über, und zwar, am 18. März, die halben Gerichte zu Heschikofen und Hüseren, einige Güter zu Griessenberg und der katholische Kirchensatz Lütmerken an Joseph Pankratius Grübler, St. Gallischen Geheimrath zu Wil, Herrschaft und Schlossgut Griessenberg dagegen laut Kaufbrief vom 28. August 1795 um sechstausendfünfhundert franz. Louisd'ors an die Gebrüder Rathsherr Johannes und Stadtfähnrich Heinrich Schulthess von Zürich. Dieselben erwarben dann am 14. November 1796 (gefertigt 11. Februar 1797) von Grübler dessen Antheil an der Herrschaft, mit Ausnahme der katholischen Collatur, um achtzehntausendfünfhundert Gulden Reichsgeld.

---

[1]) Nach gütiger Mittheilung von Herrn Staatsarchivar Dr. Theodor von Liebenau in Luzern.

Unter diesen letzten Gerichtsherren Griessenberg's lösten sich die althergebrachten, theilweise bis zur Besiedelung des Landes von Seite unseres deutschen Stammes hinaufreichenden Verhältnisse. Zuerst wurden im Jahre 1795 die Leibeigenschaftsgefälle in der ganzen Landgrafschaft Thurgau aufgehoben. Dieselben waren längst zur blossen Formalität geworden, und trugen im ganzen Lande jährlich nicht mehr als tausend Gulden ein. Dieser Ausgleichung der Standesverhältnisse der Unterthanen folgte im Jahre 1798 der Untergang der niedern Gerichtsbarkeit und die Erstellung selbständiger Gemeinden, zugleich mit der Erhebung des Thurgau zu einem gleichberechtigten Glied der Eidgenossenschaft, was, wie bekannt, im Februar 1798 in bester Ordnung unter Zustimmung der regierenden Orte vor sich ging. — Dann folgte die Zeit des Umsturzes, der Helvetik und des Krieges, wobei dann freilieh Alles darunter und darüber ging. In den Griessenberger Acten findet sich einzig eine Zuschrift der Verwaltungskammer des Cantons Thurgau vom 17. März 1799, worin der Bürger Oberhensli, Verwalter der ehemaligen Herrschaft Griessenberg, ersucht wird, alle auf Zehnten, Bodenzins, Territorial- und Domanialrechte bezüglichen Acten und Pläne gegen Bescheinigung zur Einsicht vorzulegen. Die einstweilige Aufhebung der Lehenszinse, wie der Zehnten, war ein schwerer Schlag für die damaligen Gerichtsherren; weit mehr noch litten Gemeinde und Schlossherr unter den schweren Kriegszeiten und Requisitionen, welche im April 1800 die Ausschreibung einer Vermögenssteuer von 7½ ‰ (was damals noch für enorm galt) von Seite der Municipalität Lütmerken zur Folge hatte.

Das Schlossgut Griessenberg sank in Folge dieser Vorfälle so sehr im Werthe, dass bei Uebernahme desselben durch Herrn Major Schulthess allein, am 2. Februar 1802, dasselbe mit den dazu gehörenden Rechten nicht mehr der Summe der darauf haftenden Schulden entsprach (fl. 40,000 bei Leu & Cie., — fl. 10,000 bei der Stadt Luzern) und die Erben der übrigen Antheilhaber dem Uebernehmer noch fl. 4600 Aufgeld geben mussten.

Bei wieder eintretenden ruhigeren Verhältnissen löste Major Schulthess durch schiedsrichterliche Vergleiche 1803 und 1811 die Beziehungen zum Collator der katholischen Pfarre Lütmerken und zur Kaplaneipfrund Griessenberg, welche zu Quellen vielen Verdrusses geworden waren. Er kaufte den Pfrundinhabern die verschiedenen Gefälle derselben und den Zehnten zu Thundorf ab.

Nachdem Alles geregelt, verkaufte späterhin Herr Schulthess die Güter in Abtheilungen, schliesslich auch den Rest mit dem Schloss.

Schon im 18. Jahrhundert war das im 15. Jahrhundert aufgeführte Schloss (eine geringe Abbildung desselben gibt Herrliberger) wegen Zerbröckeln des Felsens in Folge Unterwaschung durch den Bach abgebrochen[1]) und durch eine im Burggraben (!) aufgeführte Herrschaftswohnung ersetzt worden. Dieselbe, ein anspruchsloses Gebäude, besteht jetzt noch; Schloss und Herrschaft aber gehören nur mehr der Vergangenheit an.

Das Archiv der Herrschaft moderte auf einem Dachboden Zürich's, bis im Jahre 1875 der Enkel des letzten Gerichtsherrn, Herr Fr. Schulthess-Pestalozzi, dasselbe in zuvorkommender Weise der Antiquarischen Gesellschaft abtrat.

---

[1]) Herr Dr. J. A. Pupikofer schrieb mir am 4. Mai 1879: „Von der Burgfeste ist keine Spur mehr erhalten. Mein sel. Vater erzählte mir, dass er, als Knabe (um 1770) bei Wigoltingen beschäftigt, den furchtbaren Schall hörte und den entsetzlichen Staubwirbel sah, mit welchem der Felsenhügel der Ruine Griessenberg in das Tobel hinunterstürzte". („Da haben wir" fügt er bei, „werden die Kritiker sagen, eine offenbare historische Unmöglichkeit, — einen Zeitraum von 109 Jahren, über den der Zeuge hinüberspringt, als läge nur ein schmaler Mühlbach dazwischen. Glücklicher Weise kann ich aber die historische Möglichkeit mit Civilstandszeugnissen belegen".)

Stammtafel des Hauses Griessenberg.

Albrecht von Bussnang, 1209.

Albrecht von Bussnang, 1208—1228.	Konrad von Bussnang, Abt zu St. Gallen, † 1238.	Heinrich von Griessenberg, Ritter, 1230—1257.
Heinrich und Albrecht, 1244.	Albrecht von Griessenberg, 1258 Ritter; 1269 vermählt mit (Gertrud?) von Regensberg.	Heinrich von Griessenberg, Ritter, 1270—1323/24; vermählt mit Adelheid von Montfort, sie lebt noch 1327.
Haus Bussnang.	Lütold von Griessenberg, Ritter, 1284—1321; vermählt mit Agnes von ?	?
	Adelheid von Griessenberg, 1324, gestorben um 1372, vermählt mit:	? Heinrich von Griessenberg, der Jung, 1314.

1) Graf Diethelm von Toggenburg, erschlagen 1337. — 2) Landgraf Konrad von Fürstenberg, 1341, † 1370.

Clementia von Toggenburg. lebt noch 1397, vermählt mit:

1) Ulrich von Hohenklingen, † vor 1367. — 2) Heinrich von Hewen, vor 1367, † vor 1393.

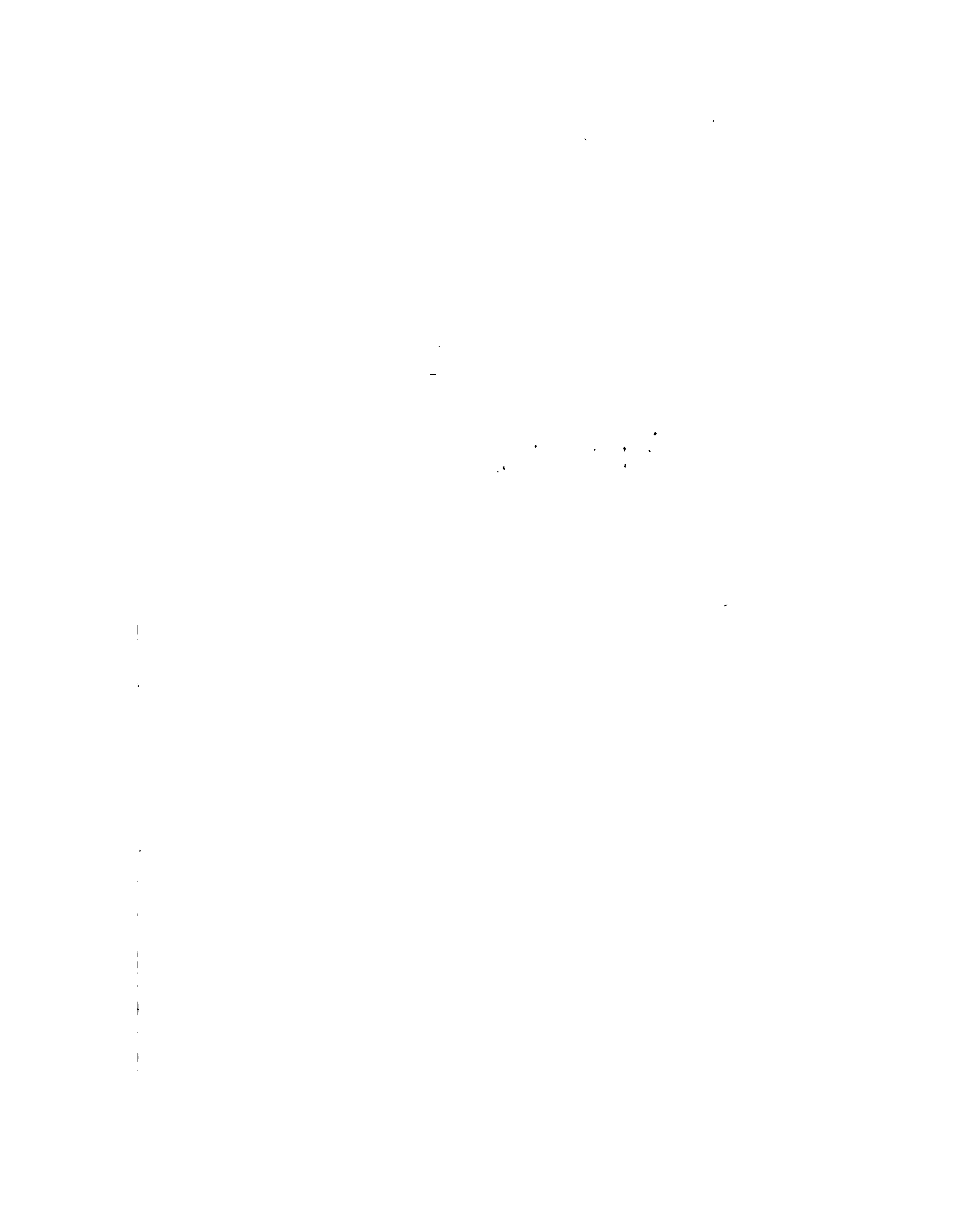
Kinder von 1) Ulrich von Hohenklingen			Kinder von 2) Heinrich von Hewen	
Diethelm von Hohenklingen, 1361, 1367.	Walter von Hohenklingen, 1361, 1375.	Elisabeth — Adelheid.	Peter von Hewen Ritter.	Wolfram von Hewen.
			Herren von Hewen.	

DAS

KLOSTER PFÄVERS.

Von

HERMANN WARTMANN.



Die mittelalterliche Geschichte des jetzigen Kantons St. Gallen setzt sich im Wesentlichen zusammen aus der Geschichte von zwei Klöstern: St. Gallen und Pfävers, und von zwei Adelsgeschlechtern: der Grafen von Montfort-Werdenberg und der Grafen von Toggenburg.

Die Geschichte dieser Klöster und Geschlechter bestimmt auch diejenige der umliegenden Landschaften. Für das Sarganserland oder das St. Gallische Oberland sind das Kloster Pfävers und das Haus Montfort-Werdenberg vor Allem wichtig geworden. Um so viel höher indess das Kloster über der Ebene liegt, als die Schlösser von Freudenberg und Sargans, um so viel früher leuchtet von jener Höhe das freundliche Licht des Gotteshauses durch die Jahrhunderte, — seit seinem Entstehen beinahe der einzige helle Punkt dieser Gegend während der ganzen Zeit, in welcher die Bevölkerung des Verbindungsthales zwischen dem Rhein- und Linthgebiete zu den „Walchen" zählte und „wälsch" gesprochen hat.

Der Strahl, der diese Leuchte entzündete, fiel von Osten auf die Höhe des Pfäverser Berges; so viel scheint immer deutlicher hervorzutreten aus den Nebeln der Legende und Sage, welche die Anfänge des Klosters und seinen Stifter umwallen. Das Bündner Oberland war nach den neuesten Forschungen Heimat und Ausgangspunkt des Wanderbischofs Pirmin, Disentis seine erste, Pfävers die zweite, Reichenau die dritte Stiftung; die weitern liegen ausser unserm Gesichtskreise.

Anm. Vortrag, gehalten an der Hauptversammlung des historischen Vereins von St. Gallen, zu Ragaz am 22. Juli 1878.

Der bisher jeder Deutung widerstrebende Name „Favares“ hat jedenfalls schon an der Stelle gehaftet, wo Pirmin an viel begangener Alpenstrasse um das Jahr 720 ein Klösterchen zu Ehren der h. Gottesgebärerin Maria gründete, nicht um daselbst sein Leben in beschaulicher Andacht zu verbringen, wie der h. Gallus in der Abgeschiedenheit an der Steinach, sondern um in rastloser Missionsthätigkeit seinen Stab weiter zu setzen, nachdem er dort oben ein Häuflein mit seinem Eifer erfüllter, romanischer Christen unter der Regel des h. Benedict zu klösterlichem Leben verbunden und wohl auch noch für gehörige Ausstattung seiner Stiftung gesorgt hatte. Bedenkt man, wie damals die oberste geistliche und weltliche Gewalt über Rätien in den Händen des Bischofs von Cur vereinigt war und wie aus der ältern Geschichte von Pfävers keinerlei Conflicte zwischen dem Kloster und Bisthum bekannt sind, so liegt die Annahme sehr nahe, dass der Bischof von Cur selbst es gewesen, der dem Stifte die Ausstattung gegeben durch Ueberlassung aller bisher dem Bischof und Präses von Currätien zustehenden Einkünfte und Rechte in dem Thal der Duminga (Tamina), von dem schon damals in Weinreben gebetteten Ragaz bis zu dem Sardonagletscher. Auch damit scheint der Bischof einverstanden gewesen zu sein, dass das neue Kloster gleich von Anfang an in geistlichen Dingen unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt wurde. Damit waren Pfävers alle jene Kämpfe erspart, die St. Gallen so lange mit Constanz zu führen hatte und deren ganze Bitterkeit noch heute aus den ältesten Chroniken und Urkunden des Klosters erkennbar ist. Ueberhaupt ist offenbar die Jugendzeit der Pirmin'schen Stiftung weit friedlicher und ruhiger verflossen, als diejenige der Zelle des h. Gallus. Denn auch als die mächtigen Karolingischen Herrscher unmittelbar in die Geschicke Rätiens einzugreifen begannen, wandten sie dem Kloster Pfävers unverändert ihre Gunst zu. Karl der Grosse nahm es in seinen unmittelbaren Schirm, und Ludwig der Fromme befreite es von den Steuern und Dienstleistungen an die königlichen Beamten. Auch die freie Wahl des Abtes ist den Mönchen

von Pfävers spätestens im Jahr 840 durch kaiserliche Gunst gewährt worden.

Wann und wie das Kloster Pfävers zu seinen übrigen, weit zerstreuten Besitzungen gekommen, darüber kann leider keine nähere Auskunft gegeben werden. Nahezu tausend jetzt noch erhaltene Urkunden aus den ersten zwei Jahrhunderten der Existenz von St. Gallen als Kloster lassen uns in den Hauptumrissen den Anwachs und die Ausbildung des St. Gallischen Gebiets deutlich erkennen; von Pfävers dagegen sind aus den ersten fünf Jahrhunderten seines Bestandes ausser den kaiserlichen und päpstlichen Diplomen, welche die allgemeinen Verhältnisse des Klosters bestimmen, gar keine weitern Documente vorhanden. Es führt Dies fast nothwendig zu der Annahme, dass nach rätischem Rechte bei Schenkungen von Land und Leuten schriftliche Ausfertigungen nicht erforderlich waren, sondern die feierliche mündliche Uebertragung vor öffentlicher Gerichtsversammlung genügte.

Obschon wir also über den Besitzstand von Pfävers erst aus sehr viel späterer Zeit unterrichtet sind, können wir doch aus der Lage und Vertheilung seiner Besitzungen mit ziemlicher Sicherheit erkennen, was dem Kloster hiebei besonders förderlich war und bei Ausbreitung seines Besitzes und seines Einflusses bestimmend einwirkte. Es ist die alte Verkehrs- und Handelsstrasse vom Limmatthal über den Walensee und den Kunkels zu den grossen Bündner Alpenpässen, an welcher die meisten und wichtigsten Besitzungen des Klosters liegen. Das Kloster muss förmlich die Bedeutung eines Hospizes für die dieses Weges Ziehenden gehabt haben; wie denn auch im spätern Mittelalter noch Schenkungen und Begünstigungen an Pfävers damit begründet werden, dass seine Mittel nicht mehr ausreichen zur fernern Uebung der bisherigen Gastfreundschaft. Wer auf einer Romfahrt im Dienste des Kaisers oder auf einer Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostel oder in Handelszwecken auf diesem Wege sich bereit machte, die Schrecken des Hochgebirges zu bestehen, wer wohlbehalten aus denselben zurück-

kehrte, der fand hier freundliche Aufnahme, und mancher Hof ist gewiss als Gelübde, mancher als Dank für glückliche Heimkehr dem Kloster geschenkt worden. Wenigstens die zahlreichen Erwerbungen des romanischen Pfävers in dem ehemaligen Zürichgau, bei dessen Bewohnern ja als Gotteshäuser die Klöster Schännis, Einsideln, St. Gallen und das Frauenstift Zürich im höchsten Ansehen standen, scheinen kaum anders zu erklären. Zu Wäggis am Luzernersee, zu Mettmenstetten, Hedingen, Engstringen, in Zürich selbst, zu Männedorf, Tuggen, Wesen, in allen Ortschaften des jetzigen Sarganserlandes finden wir grössern oder kleinern Klosterbesitz; dann thalaufwärts zu Untervaz, zu Cur, im Schanfigg, zu Flims und den umliegenden Dörfern, im Schamserthal, in den Ortschaften der sogenannten Herrschaft. Dagegen treffen wir in dem eigentlichen Rheinthal — von dem Scholberg bis zum Bodensee — einzig in der Gegend des jetzigen Rankweil auf zusammenhängenden alten Pfäverser Besitz; in Fussach bezog der Abt einen Tuchzins von 30 Ellen von dem Hafenamt (officium portus); in Arbon besass das Kloster ein Haus, von welchem alle Jahre 200 Gangfische als Zins geschickt werden mussten; über dem Bodensee, bei Markdorf, hatte es den vereinzelten Hof Berkheim erworben, im Toggenburg ein versprengtes Gut bei Wattwil.

Wo aber das Kloster grössern Besitz erwarb, da setzte der Abt als Einzieher der Einkünfte und Abgaben, als Aufseher über die Bewirthschaftung der Klostergüter durch Hörige und freie Lehensleute seine Meier ein. Diese Verwalter und Aufseher über die grössern Besitzungen des Klosters erhielten ihren eigenen Hof zur Bewirthschaftung und hoben sich durch die Bedeutung des Amtes und die materiellen Vortheile desselben bald über ihre Genossen. Als jetzt noch lebende Zeugen des Ansehens, zu welchem die Geschlechter der Meier unter günstigen Verhältnissen gelangten, mögen hier nur die Tschudi und die Meier von Knonau aufgeführt werden. Jene legten den Grund zu der spätern hervorragenden Stellung ihres Geschlechtes als Meier

---

[1]) Der Hof Rüti wurde erst im 15. Jahrhundert angekauft.

der Aebtissin von Säckingen im Thale Glarus, diese als Meier der Aebtissin von Schännis in dem zürcherischen Hofe Knonau. Von den Meiern des Klosters Pfävers nahm derjenige zu Ragaz weitaus die erste Stelle ein. Hier war der Mittelpunkt der Verwaltung über das älteste, zusammenhängende Klostergebiet des Taminathales; hier war offenbar schon vor der Gründung des Klosters die Mal- oder Gerichtsstätte für die Bewohner des Gebiets oberhalb der Sar bis zu den Ausläufern des Calanda hinter Ragaz.

Wie für gute weltliche Verwaltung und Aufsicht, so sorgte das Kloster auch für die Erbauun gvon Kirchen auf seinen Höfen und für Besetzung der Kirchen mit getreuen Priestern. Folgendes ist das Verzeichniss der ihm später zustehenden Kirchensätze: Die Capelle des h. Gaudentius am Fusse des Septimers, die Pfarrkirche zu Mons, die Pfarrkirche zu Ruschein mit den Filialen in Seth und Ladir, die Pfarrkirche Flims, die Pfarrkirche St. Peter in Schanfigg, die Salvatorskirche bei Cur, die Pfarrkirchen zu Igis, zu Untervaz, zu Vättis, die Pfarrkirche in Pfävers, die Pfarrkirche Ragaz mit der Filiale in Valens, die Pfarrkirche in Mels mit den Filialen zu Vilters und Wangs, die Pfarrkirche in Walenstad mit der Filiale Quarten, die Pfarrkirche in Gams mit der Filiale im Schönenboden bei der Burg Wildenhaus, die St. Valentinscapelle bei Rüti, die Pfarrkirche Eschen am Eschenerberg in der Herrschaft Vaduz — sämmtlich im Curer Bisthum gelegen; ferner die Pfarrkirche zu Tuggen, die Pfarrkirche zu Busskirch mit ihren Filialcapellen St. Dionys, Kempraten und an der Fluo (Fly bei Wesen), die Pfarrkirchen zu Männedorf, zu Hedingen, zu Wäggis; — diese im Constanzer Bisthum gelegen. Gewiss sind die wenigsten dieser Kirchen und Capellen als schon bestehende an Pfävers übertragen worden; die grosse Mehrzahl hat ohne Zweifel mittelbar oder unmittelbar ihre erste Entstehung dem Kloster zu verdanken. Ausgestattet wurden die meisten sehr reichlich mit Vergabungen der Umwohner. Wie diese Kirchengüter von dem Kloster gewissermassen als finanzielle Reserve für schlimme Zeiten benutzt

worden sind, werden wir später sehen. Die Zeitfolge, in welcher die genannten kirchlichen Stiftungen entstanden oder an Pfävers gekommen, kann leider nicht festgestellt werden; jedenfalls beweist ihre lange Reihe so viel, dass das Kloster Pfävers in den ersten Jahrhunderten seines Bestandes dem Missionscharakter seines Stifters treu geblieben und dass es ihm gelungen ist, in kurzer Zeit der Mittelpunkt kirchlichen Lebens in weitem Umkreise zu werden, trotz und neben der bischöflichen Kirche in Cur.

Sehr zu bedauern ist es, dass auch über das innere Leben und Treiben der Mönche während der romanischen Zeit des Klosters keine nähere Kunde erhalten blieb. Keine Hauschronik erzählt uns von der Heimsuchung durch die Sarazenen, die im 10. Jahrhundert als räuberische Schwärme über die Berge kamen; von den Beziehungen zu den benachbarten rätischen Grossen, von milden und strengen Aebten, von Kunstübungen und Studien romanischer Tutilo's, Notkere und Ekkeharde, von Jugendstreichen rätischer Schüler. Das Einzige, was einen Blick thun lässt in die geistige Arbeit der Mönche auf dem Pfäverserberge, sind ein paar durch glücklichen Zufall auf uns gekommene Aufzeichnungen über ihren Bücherschatz. Da finden sich neben den Missalien, Evangelien, Psaltern und Responsorien für den Kirchendienst die Werke der Kirchenväter zu theologischen Studien, einige Schriften des Aristoteles und des Cicero, Sallust, Boetius für den Unterricht an der Schule; aber nicht weniger, ebenfalls für den Schulgebrauch und zur Privaterbauung, die vergnüglichen Dichtungen der heidnischen Poeten: Homer, Theokrit, Cato, Terenz, Virgil, Ovid, Horaz, Juvenal, Persius etc. Auch das Waltharilied war da oben zu treffen.

Das Verzeichniss dieser Bücher ist an sich schon ein vollgültiger Beweis eines regen, geistigen Lebens der Pfäverser Mönche, das den untern rätischen Gegenden gewiss in gleicher Weise zu Gute kam, wie die Arbeit der St. Gallischen Brüder den oberalamannischen Landen. Ein zweiter Beweis liegt in den Beziehungen, die Pfävers laut seinem heute noch erhaltenen Verbrüderungsbuche schon damals mit zahlreichen andern, dar-

unter sehr angesehenen Klöstern angeknüpft hatte. Auch mit St. Gallen war um das Jahr 850 eine solche Gebetsverbrüderung abgeschlossen worden: Pfävers trug den St. Gallischen Abt Grimald mit 104 Klosterbrüdern in sein Buch, St. Gallen den Pfäverser Abt Silvanus mit 51 Klostergeistlichen, darunter nur 7 mit deutschen Namen, in das seinige.

Diese erste freundliche Beziehung der beiden Klöster zu einander sollte bald für längere Zeit einem sehr gespannten Verhältnisse weichen. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts hatte sich Salomon, ein junger Kanzler Karl's III., aus vornehmer, schwäbischer Familie, von König Arnolf die Abtei St. Gallen verleihen lassen als Preis seines Abfalls von dem alten, allerdings unfähigen Herrn, dem er zuerst gedient. Der gleiche Salomon wurde bald nachher auch zum Bischof von Constanz erhoben und arbeitete sich schon unter Arnolf zu einem der ersten und einflussreichsten Männer im Hofdienst der letzten Karolinger empor. Unter Ludwig dem Kinde gehörte er dem Kreise hoher geistlicher Herren an, die im Namen des unmündigen Herrschers das Reich regierten, aber eben durch dieses Regiment in den feindlichsten Gegensatz zu den weltlichen Grossen traten, welche die Herrschaft der Priester hassten. Dieser vielgewandte und hochgestellte Abtbischof Salomon warf im Jahr 905 sein begehrliches Auge auf das „Abteilein" im curischen Rätien und liess sich dasselbe von dem königlichen Kinde ohne Rücksicht auf das Wahlrecht der Mönche übertragen, unter Fürsprache der Bischöfe von Augsburg und Freisingen und mit Zustimmung des Markgrafen Burkhart von Rätien, in dessen Gebiet das Kloster lag und der es von dem Könige zu Lehen trug.

Vier Jahre nachher sah sich Salomon veranlasst, seine „Abtei" Pfävers weiter an das Kloster St. Gallen zu verschenken; jedoch unter einer ganzen Reihe von Bedingungen, die den Werth der Schenkung gleich von Anfang an mindestens fraglich, wenn nicht geradezu illusorisch machten. Zunächst behielt er sich selbst auf Lebenszeit die Abtei vor; ausserdem wurde St. Gallen verpflichtet, ihm ebenfalls auf Lebenszeit den thurgauischen Hof

Bussnang gegen den Scheinzins von 1 Schilling (solidus) zu überlassen. Weiter sollte nach Salomon's Tode der Hof Bussnang auf Lebenszeit und das Kloster Pfävers für so lange an seinen Brudersssohn Waldo übergehen, bis Waldo die Bischofswürde erlangt hätte. Trat dieser Fall ein, dann sollte Pfävers an St. Gallen kommen. Würde aber durch königliche Verfügung Pfävers dem Kloster St. Gallen entzogen, so fiele Bussnang sofort an St. Gallen zurück; und würde der Hof Bussnang von den St. Gallischen Mönchen dem Neffen vorenthalten, so besässe Waldo Pfävers nach erblichem Rechte und behielte jeder Theil das Seinige. Eine Schenkung, ganz charakteristisch für den berühmten Abtbischof Salomon! Zuerst hatte er dabei sein eigenes Interesse sorgfältigst gewahrt; dann dasjenige der Verwandtschaft, und erst nachdem Onkel und Neffe alle Vortheile, die der Beschenkte ihnen sofort einräumen sollte, möglichst lange genossen und schliesslich nothgedrungen von ihnen Abschied genommen, dann durfte endlich der grossmüthig Bedachte auch zu seinem Vortheil kommen. Dabei ist zu beachten, wie 905, wo Salomon empfängt, Pfävers so bescheiden ein „Abteilein" (abbaciuncula) genannt wird; 909 aber, wo er gibt, zur „Abtei" geworden ist. — Bei dem unaussprechlichen Namen Gottes und dem Tage des furchtbaren Gerichts wird Jeder, der alsdann Versöhnung und die Gemeinschaft der Heiligen zu erlangen wünscht, beschworen, dieser Abmachung Nichts in den Weg zu legen. Ausser den Mithandelnden waren zwei Bischöfe und sechs Grafen des Reiches in der Kirche St. Gallen zugegen, als Notker der Stammler am 28. December 909 diese Verschreibung zu Pergament brachte. Einer von jenen Grafen wurde übrigens — im Vorbeigehen gesagt — kurze Zeit nachher auf Salomons Anstiften ermordet; zwei andern ein paar Jahre später, hauptsächlich auf seinen Antrieb, der Kopf vor die Füsse gelegt.

An Pomp hat es demnach nicht gefehlt bei dieser verclauselirten Uebergabe von Pfävers an St. Gallen; und auch dafür hat der Abtbischof noch gesorgt, dass Ludwigs Nachfolger, König Konrad, das Document bestätigte (14. März 912).

Allein die St. Gallischen Klosterbrüder hatten keine Lust, auf so ungewisse Aussichten hin auf ihre Einkünfte von dem Hofe Bussnang ohne jede anständige Gegenleistung zu verzichten. Sie scheinen diesen Hof gegen weit höhern Zins einem alamannischen Landmann ausgeliehen zu haben, und als nun bald darauf (914) Waldo noch sehr jung zum Bischof von Cur erhoben wurde und St. Gallen mit Berufung auf die Verschreibung von 909 die Auslieferung des Klosters Pfävers von ihm verlangte, da verweigerte er sie, weil St. Gallen seinen Verpflichtungen zuerst nicht nachgekommen sei. Vor königlichem und herzoglichem Gerichte behielt Waldo Recht, und um den St. Gallern auch nach seinem Tode das leere Nachsehen, sich selbst aber bei den Mönchen von Pfävers ein gutes Andenken zu sichern, setzte er später wieder einen eigenen Abt — Erenbrecht mit Namen — daselbst ein und sorgte noch wenige Monate vor seinem Ableben für dessen Bestätigung und für die Bestätigung aller frühern Freiheiten des Klosters durch König Otto I. (Februar 949).

Die einzige Folge der Salomonischen Schenkung war für St. Gallen viel Aerger und Verdruss und eine lang anhaltende Verstimmung gegen die Wälschen, die noch ein volles Jahrhundert später in Ekkehart's Klostergeschichten, in Anekdoten aus der Ottonischen Zeit vernehmlich nachklingt.

So war denn Pfävers der Gefahr, eine St. Gallische Propstei zu werden, glücklich entgangen und sich selbst zurückgegeben. Man begreift, warum es sich nach solchen Erfahrungen mit doppeltem Eifer nicht bloss um die regelmässige Bestätigung, sondern auch um Erweiterung der von frühern Kaisern und Königen erlangten Freiheiten bemühte. Von Heinrich III. erhielt es im Jahr 1040 die werthvolle Zusicherung, dass weder die Abtei selbst, noch ihre Besitzungen jemals einem andern Kloster oder irgend einer Person zu Lehen oder Eigenthum gegeben werden sollten. Auch Heinrich IV. erneuerte im Jahr 1067 diese Zusicherung. Als aber in seinem gewaltigen Kampfe mit dem Papstthum, das einen Gegenkönig nach dem andern

wider ihn in's Feld rief, das Kloster Pfävers sich ganz auf die päpstliche Seite stellte und sich der von Hirschau ausgehenden, streng kirchlichen Reformation der Benedictinerklöster anschloss — St. Gallen wollte davon Nichts wissen —, da besann sich Heinrich nicht mehr, trotz seines frühern Versprechens das gegnerische Kloster als Belohnung einem getreuen Anhänger zu überweisen. Er verlieh es im Jahr 1095 dem Bischof Burkhart von Basel, und Heinrich V. bestätigte diese Verleihung in der Form eines Umtausches der Abtei gegen das bischöfliche Schloss Rappoltstein im Elsass. Zuwiderhandelnden wurde eine Busse von nicht weniger als 1000 Pfund Goldes angedroht: 500 Pfund an die Kammer des Königs, 500 an die Kirche Basel (1114).

Es versteht sich wohl von selbst, dass der kurz vorher zur Einführung strengerer Klosterzucht und neuer Hebung des kirchlichen Eifers von Hirschau nach Pfävers berufene Abt Gerold sich dieser Incorporation zu Gunsten des Basler Bischofs mit allen Kräften widersetzte und beim Papste dagegen Schutz suchte. Es versteht sich auch von selbst, dass sich Paschalis II. geradezu verpflichtet erachtete, die als Strafe für die Anhänglichkeit an die päpstliche Sache ausgesprochene Incorporation rückgängig zu machen. Als seine Mahnschreiben an den Bischof diesen nicht von seinen Ansprüchen abwendig machten, citirte der Papst beide Parteien nach Rom. Abt Gerold brach mit seinen Pergamenten selbst dahin auf und focht gegenüber den Gesandten des Bischofs vor dem Cardinalscollegium seine Sache siegreich durch. Eine päpstliche Bulle vom 29. Januar 1116 bestätigte auf das Feierlichste die Freiheit des Klosters von jeder fremden Gewalt und sprach dem Kaiser oder Könige jedes Verfügungsrecht über dasselbe ab, da es nicht von Kaisern oder Königen, sondern von andern getreuen Männern gegründet und bereichert worden sei.

Das war die neue Sprache, welche die Nachfolger Petri seit Gregor VII. gegen die weltlichen Herrscher führten. Freilich blieb es oft genug nur bei den grossen Worten, und hätte es sich in unserm Falle um Ansprüche des Bischofs von Cur, statt

um solche des weit entfernten Bischofs von Basel gehandelt, so wäre vielleicht der Spruch des Papstes nicht der letzte Entscheid gewesen. Nun aber genügte er, um ein an sich unnatürliches Verhältniss wieder gänzlich zu lösen. Der Bischof von Basel musste seine Gelüste nach Pfävers aufgeben. Die Gefahr, als Ganzes unter fremde Gewalt zu kommen, war für das Kloster zum zweiten Male glücklich beseitigt.

Dafür taucht eine andere auf; diejenige, im Einzelnen vergewaltigt zu werden und durch Verschleuderung des Besitzes zu verarmen. In einer Bulle des Papstes Honorius II. vom 23. Jan. 1127 ist diese Gefahr zum ersten Male angedeutet. Der Bestätigung des Entscheids von Paschalis zu Gunsten von Pfävers ist in diesem Documente die weitere Mahnung und Erinnerung beigefügt: dass kein Vogt des Klosters irgend eine Erpressung gegen dasselbe auszuüben wage und dass auch kein Abt Vollmacht besitze, die Klostergüter zu verkaufen, zu entfremden oder zu Lehen zu geben.

Unterbrechen wir hier für einen Augenblick die rasch fortschreitende Betrachtung der besondern Schicksale des Klosters Pfävers, um uns von den sehr durchgreifenden Veränderungen Rechenschaft zu geben, die von der Zeit der sächsischen Kaiser bis zu derjenigen der Hohenstaufen, vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, in den Bevölkerungs- und Lebensverhältnissen der Thalschaften im obern Rheingebiete stattgefunden haben. Eine zahlreiche deutsche Ansidelung, vorzüglich ein zahlreicher deutscher Adel und mit ihm das ausgebildetste deutsche Lehnwesen, hielt während dieser Zeit im untern und sogar im obern Rätien Einzug.

Seit Karl der Grosse einen deutschen Markgrafen über Rätien gesetzt und die Erhebung der Nachkommen dieses ersten rätischen Markgrafen zu Herzogen von Schwaben die rätische Grafschaft in sehr enge Verbindung mit dem Herzogthum Schwaben gebracht hatte, waren die wichtigsten geistlichen und weltlichen Aemter Curratiens immer ausschliesslicher mit Deutschen besetzt worden. Die Grafen von Ober-

und Unter-Rätien, die Bischöfe von Cur und die Aebte von Pfävers tragen fast ausschliesslich deutsche Namen. Sie kamen mit deutschen Gefährten, zogen deutsche Verwandte und Bekannte nach sich und übertrugen diesen wiederum ihrerseits Aemter und Güter und Lehen. So weit war bis zu der Hohenstaufenzeit diese Umwandlung gediehen, dass nicht bloss unter den Herren auf den inzwischen zahlreich erstandenen festen Häusern und in den Capiteln der Bischöfe und Aebte, nicht bloss unter deren höhern und niedern Angestellten, sondern auch unter den gewöhnlichen freien Grundbesitzern des Landes die deutschen Namen die romanischen beinahe verdrängt hatten. Nur an den Oertlichkeiten blieben die letztern meist unverändert haften, und die hörige Bevölkerung weist noch die alte Nationalität auf in den Privaturkunden des Klosters Pfävers, die seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zahlreicher zu werden beginnen.

Das ganze Thal des Rheins vom Bodensee bis zum Scholberg, das Gebiet von der Sar bis zum Walensee war unter ein schwäbisches Grafengeschlecht gekommen, welches in der Burg Montfort seinen Sitz aufgeschlagen hatte, von dort aus aber sich bald in drei Zweige theilte. Die ältere Linie behielt die untern Landschaften Feldkirch-Bregenz; die jüngere nannte sich zuerst einfach nach dem Schlosse Werdenberg, nahm aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine neue Theilung vor und schied sich seitdem in die Familien der Grafen von Werdenberg-Sargans, die auf dem Schlosse Sargans residirten und denen auch die Herrschaft Vaduz zugehörte, und der Grafen von Werdenberg-Rheinegg, denen Werdenberg selbst verblieb und überhaupt — vom Scholberg an abwärts — der ganze Hausbesitz auf dem linken Rheinufer zugetheilt wurde. Durch Kauf erwarb sich dieser dritte Zweig der Montforter im Jahr 1277 auch die Herrschaft Heiligenberg und wurde von da an gewöhnlich durch die Beifügung dieses Namens von den Vettern von Sargans unterschieden. In dem Wappen behielt die ältere Linie von Montfort die ursprüngliche rothe Fahne ihres Stammgeschlechts, der Pfalz-

grafen von Tübingen; Werdenberg-Sargans führte die weisse Fahne als Abzeichen, Werdenberg-Heiligenberg die schwarze.

Diese Grafschaft der Montforter entsprach in ihrem Gesammtumfang dem alten Rheingau und untern Rätien. In dem obern Rätien gieng die Grafschaft in lauter einzelne Gerichte auseinander. Ein solches Gericht bildete auch die kleine Herrschaft Freudenberg, die den Herrn von Wildenberg zufiel, eben einem jener nach Rätien eingewanderten deutschen Adelsgeschlechter, welches seine Stammburg im bündnerischen Oberlande unterhalb Fellers aufgeführt hatte. Diese Wildenberger sassen auch auf Freudenberg und hielten hier im Namen des Kaisers das Blutgericht über die Leute oberhalb der Sar, also auch über diejenigen des unmittelbaren Gebiets der Abtei Pfävers. Das Gericht über Ehre, Erbe und liegendes Gut dieser Klosterleute hielt aber zu Ragaz im Namen des Abts der Freiherr von Sax, einer von jenen Vögten des Klosters, welche die obenangeführte Bulle des Papstes Honorius von Gewaltthätigkeiten gegen das Kloster abmahnte, das sie schützen und schirmen sollten. Auch über die Besitzungen von Pfävers zu Untervaz waren die Herren von Sax Klostervögte. Alle diese Klostervogteien galten als Reichslehen und wurden von den Kaisern ihren Getreuen als Belohnung für geleistete oder zu leistende Dienste übergeben. Dass in den Zeiten schwerer Kämpfe und Unruhen den Vögten gegen ihre Schutzbefohlenen ziemlich freie Hand gelassen wurde, wenn sie nur fest zu der kaiserlichen Partei hielten, lässt sich voraussetzen, und wie es in dem kampf- und fehdeerfüllten 13. Jahrhundert dem Abte von Pfävers mit den Vögten der entfernten Klosterbesitzungen ergieng, lässt sich aus Demjenigen entnehmen, was er von den Herren von Sax und von seinem Meier zu Ragaz in der Nähe erfahren musste, als es nothwendig erschien, zum Schutze des Klostergebiets an wohlgelegener Stelle ebenfalls ein festes Haus oder eine Burg zu erbauen. Darüber ist uns ein alter, ausführlicher und anschaulicher Bericht erhalten, und da dieser Bericht das einzige vollbeschriebene Blatt aus der mittelalterlichen Geschichte des

Klosters bildet, wollen wir nicht unterlassen, denselben hier einzuschieben.

So erzählt der ungenannte Schreiber[1]:

„Als einst zur Zeit des erlauchtesten und unbesiegtesten Kaisers Friederich (II.) die Gnade des Friedens und die Gerechtigkeit des Gerichts sich in das Gegentheil zu verwandeln begannen und der Reiche überall den Aermern zu unterdrücken suchte, da trat ein Ritter, Dienstmann und Meier des Klosters, ein verständiger und einsichtiger Mann, vor den ehrwürdigen Abt Konrad von Zwiefalten, der damals die Regierung der Abtei Pfävers inne hatte, und sprach zu ihm: ‚Herr, da Ihr keinen sichern und befestigten Zufluchtsort habt, in welchem Ihr Euch und alles Eure zu Kriegszeiten vor einem Anfall vertheidigen könnt, gienge es nach meinem Rathe, wenn es Euch gefiele, auf diesem Steine ein Haus zu gründen, in dem Ihr und die Eurigen in Fehdezeiten mit allen Habseligkeiten sicherer wohnen würdet‘.

Als der Ritter dem Abte Solches vorgetragen, begann der Abt nach reiflichem Rathschlag mit seinen Mitbrüdern und Freunden ein Haus auf demselben Steine zu bauen und liess alles Nöthige herbeiführen und setzte den Ritter selbst zum Werkmeister und sorgte dafür, dass ihm und allen Werkleuten Zahlung geleistet und reichlicher Vorrath aus seinem Keller gegeben würde. Da nun das Haus auf dem Steine erbaut war, begann der Ritter in demselben seine Wohnung aufzuschlagen und sich von jener Zeit an dem genannten Abte und andern Nachfolgern desselben in Allem und Jedem zu widersetzen, auch sie mit ihren Mönchen und Leuten schwer zu bedrücken, und weigerte sich, das Haus, das man Wartenstein genannt hatte, dem Klosser auszuliefern, dem es als Eigenthum zugehörte.

Weil er aber durch solche Bedrückung und Ungerechtigkeit gegen das Kloster den Unwillen des edlen Mannes, Herrn Albrecht von Sax, dieser Zeit Vogt des Klosters, auf sich gezogen hatte — auch durch andere Ungebühr, die er bei anderer Gelegen-

---

[1]) In etwas abgekürzter Form.

heit gegen Herrn Albrecht selbst ausgeübt —, nahm Herr Albrecht in gerechtem Zorn eines Tages den Ritter durch List in dem Dorfe Ragaz gefangen und führte ihn gebunden vor die Burg Wartenstein. Und als ihn seine Gattin und Diener gefangen und gebunden sahen, lieferten sie erschreckt und seufzend dem Herrn Albrecht die Burg auf sein Verlangen aus, in der Meinung, durch diese Uebergabe der Burg den Gefangenen aus den Banden zu befreien. Herr Albrecht jedoch, der die Vogtei des Klosters auf dem Berg und in der Ebene von dem unbesiegtesten Kaiser Friederich als Pfand inne hatte, liess sofort den Gefangenen auf seine Burg Sax führen und in einen Thurm werfen, in welchem er zwei Jahre und sechs Monate eingekerkert blieb. Ihn löste nachher der ehrwürdige Abt des Klosters Pfävers, Herr Ludwig von St. Gallen, aus, der dem vorgenannten Abt Konrad von Zwiefalten in der Regierung der Abtei folgte.

Sobald aber der vorgenannte Vogt das Haus inne hatte, begann er die Aebte und Klosterbrüder und ihre Leute noch schwerer zu drücken, als der früher genannte Ritter. Er ergriff sogar den vorerwähnten Herrn Ludwig, unsern Abt, wegen der Burg, damit er ihm dieselbe zum Eigenthum übergebe und ihn damit belehne, und hielt ihn sieben Wochen lang in der Burg gefangen. Wegen dieser Gewaltthat und anderer Bedrängnisse, die er den Klosterbrüdern zufügte, verklagten ihn diese schärfer bei dem erhabensten Kaiser. Auf solche wiederholte Klagen hatte die Gewalt des erlauchtesten und erhabensten Friederich Mitleid mit den geschädigten und beleidigten Klosterbrüdern und verlangte von Herrn Albrecht nachdrücklicher, dass er ihn die Vogtei, die er von ihm als Pfand besass, für das schuldige Geld zurückkaufen lasse. Als Herr Albrecht es hörte, versetzte er die erwähnte Vogtei dem Herrn von Falkenstein für siebzig Mark Silber und übergab die Burg in seine Hände. Der plagte die Aebte, nämlich Herrn Ludwig und dessen Nachfolger Hugo von Villingen, und die übrigen Mönche noch grausamer, als die zwei vorgenannten Tyrannen.

Inzwischen war Herr Albrecht an den kaiserlichen Hof ge-

gangen, in der Absicht, der Verhandlung über die Vogtei, deren Fortgang er fürchtete, zugleich zuvorzukommen und sie hinzuhalten; und dennoch wich er der erhabensten Gegenwart des Kaisers öfters aus, weil er bei diesem wegen des Unrechts und der Bedrängnisse, die er den Klosterbrüdern zugefügt, schwer verklagt war. Nachdem er daher unverrichteter Dinge nach Hause zurückgekehrt war, starb Herr Albrecht, und ihm folgten drei Söhne: Herr Heinrich, Herr Albrecht und Herr Ulrich von Sax, mit welchen der edle Mann Heinrich von Wildenberg verwandt und befreundet war.

Dieser löste nach dem Tode ihres Vaters die Vogtei von dem Herrn von Falkenstein und übergab sie seinem Neffen, dem vorgenannten Heinrich, als dem ältesten unter den drei Brüdern. Der war sowohl durch Gunst, als durch Recht des Alters Vogt über alle Besitzungen seiner Brüder und wohnte nun, wie seine Vorgänger, auf der Burg Wartenstein, gegen die Gerechtigkeit, bis zu dem Zeitpunkte, da sie ihre ganze Erbschaft unter sich theilten. Als sie nun das Bewegliche und Unbewegliche unter sich getheilt hatten, fiel dem Herrn Ulrich die Burg Sax zu mit allem Zubehör; dem Herrn Heinrich die Burg Clanx mit Allem, was dazu gehörte; dem Herrn Albrecht aber die vorerwähnte Vogtei über den Berg und die Ebene mit der genannten Burg, die er ebenfalls mit Gewalt, gegen die Gerechtigkeit, behielt und besass.

Und als er in derselben bis zur Ankunft des Bruders Berchtold, von dem Orden der Minderbrüder, gewohnt hatte und Bruder Berchtold eines Tages zu dem Volke predigte über Unrecht und Ungerechtigkeit und vieles Andere, wurde Herr Albrecht durch Eingebung der göttlichen Gnade von der innersten Zerknirschung über das Unrecht und die Ungerechtigkeit durchdrungen, die er oft und wiederholt dem vorbemerkten Kloster zugefügt und angethan hatte, so dass er die Burg Wartenstein dem ehrwürdigen Herrn Rudolf von Bernang, der damals als Nachfolger der Herren Ludwig und Hugo Abt war, um fünfzig Mark zu rechtmässigem Eigenthum verkaufte. Da aber Herr Rudolf die Auslieferung

der Burg verlangte zu Handen des Klosters, erwiederte ihm Herr Albrecht: ‚Wenn Ihr nicht auch die erwähnte Vogtei kauft, die ich Euch zum Kaufe anbiete, werde ich die genannte Burg niemals in Eure Hände aufgeben'. Sehr bestürzt und erregt berieth Herr Rudolf seine Mitbrüder und Freunde, die ihm riethen, dass er die Vogtei kaufe. Er kaufte sie daher mit ihrem Rathe recht und redlich für 250 Mark Silber von Herrn Albrecht, worauf die Vogtei und die Burg nach dem Willen der göttlichen Gnade und mit der Hülfe und Gewährung der Jungfrau Maria ihm zu Handen des Klosters frei übergeben wurde. Und die Uebergabe erzeugte Freude bei den Leuten des Klosters auf der Erde und bei den Engeln im Himmel.

Der erlauchteste Friederich aber, der römische Kaiser, den vorstehenden Kauf der Vogtei gutheissend, enthob unser Kloster gnädig jeder Patronats- und Vogteigerichtsbarkeit und jeder Art Unterthänigkeit, indem er dasselbe in seinen besondern und des Reichs alleinigen, immerwährenden Schutz nahm, wie der mit goldener Bulle besigelte Brief, den er uns gegeben, des Mehreren darthut".

— Ganz so, wie der unbekannte Klosterchronist geschrieben, ist es nun freilich nicht zugegangen mit der Einlösung der Vogtei von den Herren von Sax. Der zuletzt erwähnte kaiserliche Gnadenbrief ist schon 1221, also 36 Jahre vor der Kaufurkunde erlassen worden, die aus dem Jahr 1257 datirt, als Kaiser Friedrich schon längst sein müdes Haupt zur Ruhe gelegt hatte. Dass all' das Erzählte trotz der kaiserlichen Versprechungen in dem Briefe von 1221 geschehen konnte, beweist am besten, wie wenig auf solche Versprechungen zu geben war. Wenn Noth an den Mann kam, verschenkten und verpfändeten weltliche und geistliche Herrscher wieder rücksichtslos, was noch zu ihrer Verfügung stand, ohne sich durch die feierlichsten Verschreibungen gebunden zu erachten. Uebrigens hätte Friedrich später keinen Grund mehr gehabt, den Mönchen von Pfävers besondere Gnaden zu erweisen; denn als er in seine verhängnissvollen Kämpfe mit dem Papstthum verwickelt wurde,

stellte sich Pfävers, wie einst zu den Zeiten Heinrich IV., wieder auf die Seite des Papstes und erlitt gerade desswegen durch die Anhänger des gebannten Kaisers vielfache Schädigung. In diesen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst mag wohl auch der Streit zwischen Vogt und Kloster seinen Anlass oder Grund gehabt haben oder doch dadurch verbittert und verschärft worden sein; und der für das Kaiserhaus der Hohenstaufen und ihre Anhänger so unglückliche Ausgang jener Kämpfe hat möglicher Weise die Herren von Sax am meisten, noch mehr als die Predigt des Bruder Berchtold, zur Veräusserung der Vogtei über Pfävers veranlasst. Mag Dem sein, wie ihm wolle: so viel ist sicher, dass Abt Rudolf II. von Bernang die Zeit sehr wohl zu benutzen verstand, um die Abtei nicht bloss von dem unmittelbaren Drucke der Vögte zu befreien, sondern auch die Verfügung über das Meieramt zu Ragaz, dessen Inhaber nachgerade ebenfalls eine übermächtige und unbequeme Stellung gewonnen hatte, wieder gänzlich frei an das Kloster zurückzubringen. Im Jahr 1263 schloss er im feierlichen Maiengerichte bei der Brücke in Ragaz mit dem kinderlosen Meier und Dienstmann Hermann einen Vertrag, nach welchem Hermann das Amt des Meier selbst und alle seine Lehen vom Kloster diesem zurückstellte und ihm dazu noch seinen Privatbesitz in Ragaz vermachte; wogegen ihm das Kloster für seine übrige Lebenszeit Unterhalt und Kleidung nach Nothdurft liefern musste. Von da an erscheint kein erblicher Meier mehr in Ragaz. Wechselnde Klosterangestellte versahen den Dienst; der bisherige Frohn- oder Meierhof wurde dem jeweiligen Inhaber des Amts nur gegen die Verpflichtung zu sofortiger Rückgabe auf Verlangen des Abtes verliehen.

Ganz ebenso sorgfältig war Abt Rudolf II. vorgegangen, als er sich schon im Jahre 1261 genöthigt sah, auf Rath seines Convents und seiner Ministerialen wieder einen Klostervogt anzunehmen, da das Kloster „wegen der Schlechtigkeit der Zeit“ der Hülfe des weltlichen Armes nicht entbehren konnte. Heinrich von Wildenberg, Herr zu Freudenberg, wurde dazu angenommen, aber unter einer ganzen Reihe von Verpflichtungen,

einer förmlichen Wahlcapitulation, für deren getreue Einhaltung er Bürgen stellen musste. Burg Wartenstein blieb natürlich ausdrücklich dem Kloster vorbehalten, doch sollte sie im Nothfall von dem Vogte vertheidigt werden; eine andere Burg oder Befestigung auf Pfäverser Gebiet anzulegen, war sowohl dem Vogte, wie jedem Andern verboten.

Diese Abmachung verhinderte zwar spätere Streitigkeiten zwischen den Inhabern von Freudenberg und der Abtei über die gegenseitigen Rechte in Ragaz nicht. Allein von ähnlichem Missbrauch der Vogteirechte, wie ihn die Herren von Sax geübt hätten, verlautet doch Nichts mehr; und wenn auch noch Gefahr vorhanden gewesen wäre, dass die naheliegende Verwechslung der Klosterleute mit den eigenen Unterthanen der Herrschaft Freudenberg mit der Zeit hätte bedrohlich werden können, so verschwand diese Gefahr durch das Aussterben Derer von Wildenberg und die dadurch veranlasste Trennung der Vogtei von der Herrschaft Freudenberg. Diese Herrschaft gieng durch Erbschaft an die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg über; die Vogtei kam an die Grafen von Werdenberg-Sargans. Die Vermuthung liegt nahe — besonders im Hinblick auf die oben erwähnten Streitigkeiten zwischen Pfävers und Wildenberg —, dass das Kloster sehr absichtlich die Vogtei nicht mehr den neuen Inhabern von Freudenberg anvertraute, sondern sie auf den ihm nicht so unmittelbar auf dem Nacken sitzenden Grafen von Sargans übergehen liess.

Soweit es demnach die Stellung des Klosters im Allgemeinen und die Verhältnisse seines unmittelbaren Gebiets betrifft, stand es im Anfang des 14. Jahrhunderts sehr günstig mit Pfävers. Zum Schutze der entfernter gelegenen, so arg zerstreuten Besitzungen reichten dagegen in der Zeit des Interregnums und der Gegenkönige alle Klugheit und Umsicht der Aebte und Conventherren nicht aus. Dort hausten die Vögte aus grossen und kleinen Geschlechtern so ziemlich nach Belieben und griffen um die Wette zu, so weit es in ihrer Macht lag, oder sahen den Uebergriffen Anderer durch die Finger. Im Jahr 1306 erliessen da-

her Abt und Convent eine feierliche Protestation gegen die Verschleuderung des Klosterbesitzes durch die Nachlässigkeit der Vögte und die Gewaltthätigkeit fremder Einbrecher, besonders gegen die Schädigung der Vogtei Wäggis, „welche durch die übermässige Raubbegierde des Königs Albrecht sehr ausgeplündert sein soll". Anderes Unglück folgte. Man vernimmt aus dem Jahre 1327, wie Bischof Johann von Cur dem Kloster Pfävers die Kirche Ragaz mit der Filiale Valens einverleibte zu einigem Ersatz für den Schaden, den das Kloster während der Fehde des Bischofs mit Donat von Vaz durch Raub von Vieh, Verbrennung von Häusern, Verwüstung der Besitzungen, Flucht der Hörigen erlitten. Mit Schrecken liest man darnach, wie im Jahr 1349 das Land durch die grosse und unerhörte Pest des schwarzen Todes heimgesucht wurde, welche im Mai begann und bis Martini dauerte. Als Abt Hermann im folgenden Jahre eine Jahrzeit für die ihr zum Opfer gefallenen Klosterleute stiftete, schätzte er deren Anzahl über 2000. Zur Heilung des Schadens wurden mit der Erlaubniss des Bischofs von Cur die Kirchen von Männedorf, Busskirch und St. Dionys an das Kloster gezogen (1351). Was aber durch diese Incorporationen gut gemacht sein mochte, das verdarb wieder eine Feuersbrunst, die im Jahre 1362 einen Theil des Klosters verzehrte. Und wie es nach diesem Brande zugegangen, lässt die Bulle Papst Gregor's XI. von 1371 ahnen, durch welche er alle Diejenigen excommunicirte, die zur Zeit der Verwüstung un der Feuersbrunst dem Kloster Etwas entzogen. Der Domprobst zu Cur wurde aufgefordert, dem Kloster mit allen Mitteln wieder zu dem Entfremdeten zu verhelfen. Das einfachste Mittel zur Stärkung der zerrütteten Finanzen sah man in neuen Incorporationen: die Kirche von Mels mit ihren Filialen von Wangs und Vilters wurde einverleibt (1376). Dennoch fand man erst 10 Jahre später Kraft und Muth zu einem vollständigen Neubau der theils durch den Brand zerstörten, theils durch das Alter zerfallenen Klostergebäude sammt Kirche.

Um diese Zeit bereiteten sich im Sarganserlande und

Rheinthale Veränderungen vor, die in rascher Folge durch eigenthümliche Verwicklungen zu ganz neuen Zuständen dieser Landschaften führen sollten. Das Haus Habsburg-Oesterreich erwirbt zunächst durch Kauf von der Erbtochter der Meier von Windegg die Vogtei Nidberg (1371), dann in dem Zerfall aller drei Linien des Monfort-Werdenbergischen Hauses rasch nacheinander die Herrschaft Bregenz-Feldkirch ebenfalls durch Kauf (1390), die Herrschaften Sargans (1396) und Freudenberg (1404) durch Verpfändung und scheint momentan ganz an die Stelle der Werdenberger zu treten. Allein durch die Theilnahme an dem für sie so unglücklichen und kostspieligen Appenzellerkriege geriethen die Herzoge Leopold und Friedrich in solche Verbindlichkeiten gegen den mit ihnen verbundenen, aber höchst vorsichtig operirenden Grafen Friedrich VII. von Toggenburg, dass sie ihm für eine Schuld von 3000 Goldgulden das ganze Sarganser- und Gasterland als Pfand überlassen mussten. Durch weitere kluge Benutzung der Umstände brachte der gleiche Graf Friedrich auch noch das ganze Rheinthal — meistens durch Pfandschaft — in seine Gewalt; das Prättigäu und Davos gehörten ihm schon. So war das Kloster Pfävers plötzlich eine Enclave der grossen toggenburgischen Herrschaft geworden. Zu seinem Glücke hatte es indess noch unmittelbar vor dem Uebergang der Grafschaft Sargans an Oesterreich die Vogtei von dem Grafen um eine schwere Summe Geldes zurückgekauft — der Toggenburger hatte dem Grafen Hans schon 350 Mark Silber auf dieselbe vorgeschossen — und sich dann von König Ruprecht im Jahre 1408 diesen Loskauf der Vogtei von dem Hause Werdenberg-Sargans ausdrücklich bestätigen und die weitere Freiheit ertheilen lassen, dass der Abt sich künftig von Reichs wegen einen Schirmer erwählen, ihn auf beliebige Zeit behalten und nach Gutdünken wieder entlassen, durch einen andern ersetzen oder auch sich ganz ohne Schirmer behelfen möge.

Damit hatte sich Pfävers der österreichischen und toggenburgischen Oberherrlichkeit noch rechtzeitig so weit wie möglich entzogen. Einzig das Blutgericht über die Klosterleute war mit

der Herrschaft Freudenberg auf Graf Friedrich übergegangen, der von seinen Unterthanen gefürchtet wurde, „wie ein hauend Schwert“. Im Uebrigen stand das Kloster ganz selbständig da auf dem Höhepunkt seiner staatsrechtlichen Stellung. Eben das strenge Regiment Friedrich's in diesen Landen machte es dem Abte möglich, sich ohne besondern Schirmer zu behelfen.

Allein Friedrich VII. war der letzte Toggenburger, und nach seinem Tode im Jahr 1436 geschahen sehr unvermuthete Dinge. Es ist aus der allgemeinen Schweizergeschichte bekannt, wie viele begehrliche Augen sich auf seine Erbschaft gerichtet haben; wie insbesondere Zürich einerseits und Schwiz und Glarus anderseits schon zu Lebzeiten Friedrich's alle möglichen Vorbereitungen trafen, um dereinst die Landschaften zwischen Rapperswil und Ragaz an sich zu bringen. Hier schürzte sich der Knoten, der nur durch das Schwert des sogenannten alten Zürichkriegs zerhauen werden konnte. Die eigenthümlich sorgfältige Politik Friedrich's hatte für alle seine Landschaften bis auf fünf Jahre nach seinem Tode ein Burgrecht oder Schutz- und Trutzbündniss mit Zürich abgeschlossen, daneben aber auch vorübergehende Landrechte mit Schwiz und Glarus, und sich in diesen Burg- und Landrechten Beistand gegen allfällige aufrührerische Gelüste seiner Unterthanen von eben Denjenigen zusichern lassen, deren Beispiel seine eigenen Landschaften am ehesten zur gewaltsamen Erwerbung voller Selbständigkeit hätte anreizen können. Dennoch gewährte er in richtigem Verständniss der Zeit den Bewohnern seines ganzen Gebiets jede freie Bewegung, die überhaupt mit dem sichern Bestande seiner Herrschaft verträglich war. So gedachten denn auch nach seinem Ableben die Sarganser- und Gasterländer gar nicht, so ohne Weiteres über sich verfügen zu lassen. Sie wollten mitsprechen bei der Gestaltung ihres zukünftigen Geschicks; sie verbanden sich zusammen und setzten Räthe und Hauptleute: — „sie wurbent (verlangten, betrieben) etwa mangs und wärent selbs gern herrn gsin“, wie der österreichisch gesinnte Chronist sagt. Am Ende erschien es den Sarganser- und Gasterländern als das Beste, unter die

Herrschaft der weit entfernten österreichischen Herzoge zurückzukehren; jedoch nicht ohne in einer fortgesetzten Verbindung mit den eifrigst um ihre Freundschaft werbenden Nachbarn aus der Eidgenossenschaft einen schützenden Rücken zur Sicherung ihrer localen Freiheiten zu behalten. Sie schickten daher eine gemeinsame Gesandtschaft nach Innsbruck zu Herzog Friedrich mit der Bitte, dass er sie von der Wittwe des Grafen Friedrich, an den sie ja als Pfandschaft gekommen, wieder lösen möchte, und Dies geschah auch. Die beiden Landschaften Gaster und Sargans wurden wieder österreichisch. Von da an giengen sie aber auseinander. Die Gasterländer schlossen nach längerem Schwanken ein Landrecht oder Schutzbündniss mit Schwiz und Glarus ab und zwar unter der Einwilligung ihres Landesherrn, des Herzogs Friedrich; die Sarganserländer dagegen neigten sich Zürich zu, mit welchem sie durch den regen Handelsverkehr über die rätischen Alpenpässe nach Italien in gewinnbringender, alter Verbindung standen. Bevor sie jedoch zum Abschluss eines Bündnisses in Form eines Burgrechts mit Zürich gelangten, geschah es, dass Graf Heinrich von Werdenberg-Sargans — auf seinen bündnerischen Besitzungen aus dem Vazischen Erbe wieder zu Kräften gekommen — die Grafschaft von Herzog Friedrich von Oesterreich durch Bezahlung des Pfandsatzes von Anno 1396 zurücklöste, wie dieser sie von der Gräfin von Toggenburg als zweiter Pfandinhaberin zurückgelöst hatte. Nach vierzigjähriger Abwesenheit zogen also die Grafen von Werdenberg noch einmal in das Schloss Sargans ein. Die Herrschaft Freudenberg dagegen blieb freier, österreichischer Besitz, soweit nicht die besondern Rechte des Abts von Pfävers in Betracht kamen. Nidberg und Walenstad waren österreichische Vogteien unter der hohen Gerichtsbarkeit der Grafen von Sargans. — Ohne sich jedoch viel um ihre Herren zu bekümmern, schlossen die Gemeinden Walenstad, Flums, Mels, Ragaz und Gretschins das eingeleitete Burgrecht mit Zürich dennoch ab, am 21. December 1436. Einzig die Stadt Sargans hielt fest an dem Grafen Heinrich, der dieses Bündniss eben so

wenig anerkannte, als Herzog Friedrich. Vielmehr schloss Heinrich am 30. Januar 1437 für alle seine Besitzungen, die Grafschaft Sargans inbegriffen, ein Landrecht mit Schwiz und Glarus, Zürich's heftigsten Gegnern, ab. In Antwort darauf rückten die Zürcher unter ihrem Panner in das Land und fielen mit den neuen Verbündeten über die österreichischen Vogteien her. Walenstad wurde besetzt, Nidberg und Freudenberg nach kurzer Belagerung erobert und in Brand gesteckt. Die österreichischen Unterthanen sagten sich gänzlich von ihrer Herrschaft los und begannen deren Güter öffentlich zu verkaufen; die Unterthanen des Grafen versagten ihm jede Huldigung, bis er ihren Bund mit Zürich bestätigt hätte, und verboten bis dahin durch Auskündung in der Kirche zu Mels die Entrichtung von Zinsen und Steuern in das Schloss zu Sargans.

Diese Zustände konnten sich durch ein paar Jahre hinziehen, weil von einem kräftigen Einschreiten gegen die aufrührerischen Oberländer allgemein der Ausbruch des immer ernstlicher drohenden Krieges zwischen den Ländern und Zürich erwartet wurde und Jeder mit nur zu gutem Grunde sich scheute. diesen Brand zu entzünden. Lange bemühten sich Schwiz und Glarus, die Sarganserländer durch freundliche Ueberredung von dem Bündniss mit Zürich abzubringen und sie zur Anerkennung und Beschwörung des von dem Grafen mit ihnen abgeschlossenen Landrechts zu bewegen. Als aber alle Bemühungen Nichts fruchteten und unter der Oberleitung von Zürich mit der Bildung einer neuen, selbständigen Thalschaft Schritt für Schritt vorgegangen wurde, die den Ländern den Rücken bedrohte, da gieng diesen schliesslich die Geduld aus. Ohne Rücksicht auf weitere Folgen übersandten sie im October 1440 dem Hauptmann, Rath und ganzer Gemeinde im Sarganserland den Absagebrief „wegen des grossen trangs, unrechts, übels und mutwillens, so ir an dem grafen Heinrich, unserm lantsman, begand“. Den 800 Mann, welche die zwei Orte vom See her in das Land schickten, rückte vom Rhein her der Graf mit dem befreundeten Adel entgegen. Vor dieser Macht flüchteten sich

die Führer der Volksbewegung nach kurzem Widerstande am Bommelstein bei Walenstad ausser Landes; in wenigen Tagen war die ganze Landschaft zum Gehorsam gegen die früheren Herrn zurückgebracht, das Bündniss mit Zürich abgethan und das Landrecht mit Schwiz und Glarus beschworen. Nach Freudenberg, Nidberg und Walenstad kehrten die österreichischen Amtleute zurück. Wie vorausgesehen, kam aber auch in Folge dieses Zugs nach dem Sarganserland der Krieg zwischen den Ländern und Zürich zum Ausbruch, und, was nicht vorausgesehen, in kurzer Zeit führte dieser Krieg zu einem Bündnisse zwischen Zürich und Oesterreich und kehrte auch die Parteiverhältnisse in der Landschaft Sargans vollständig um. Graf Heinrich und seine Söhne und sogar die österreichischen Herrschaftsleute von Nidberg und Freudenberg versuchten zuerst, stille zu sitzen, d. h. neutral zu bleiben. Das gieng indess nicht lange; sie mussten Partei ergreifen und für Oesterreich einstehen. Zu einer bleibenden Eroberung und Besetzung der Landschaft durch die Eidgenossen kam es zwar nicht; ebensowenig zu einer grossen Kriegführung in dieser Gegend. Der Entscheid fiel auf anderer Seite. Doch mussten sich die Eidgenossen immerhin vor einem Angriff vom Sarganserland her sichern. Zweimal durchzogen ihre Schaaren das Land. Das erste Mal im Februar 1445, wobei das Städtchen Sargans erstürmt wurde; das zweite Mal im März 1446, wo ein ansehnlicher österreichischer Kriegshaufe, der sich bei Ragaz gesammelt hatte, unter grossem Gemetzel gänzlich zersprengt wurde. Das Ende des Krieges liess schliesslich trotz der merkwürdigsten Wechselfälle während desselben die Landschaft in den gleichen Verhältnissen, in die sie unmittelbar nach dem Tode Friedrich's von Toggenburg zurückgekehrt war: die Herzoge von Oesterreich und der Graf von Sargans blieben die Herren des Landes; der Letztere erneuerte sein Landrecht mit Schwiz und Glarus und schloss sich enge an diese ihm zunächst gelegenen Glieder der Eidgenossenschaft an, in dem sehr richtigen Gefühle, dass darin die beste und einzige Sicherheit für ihn liege.

Ein höchst unangenehmes Nachspiel hatte der Krieg für den Abt von Pfävers. Unter dem Vorwande, „dass er sich bei dem grossen Streit und Krieg zu Ragaz nicht betragen, wie er schuldig gewesen“, belegte ihn Kaiser Friedrich III., der sich seinerseits in seinem langen Leben überall nicht betrug, wie er schuldig war, mit einer Strafe und Brandschatzung von nicht weniger als 3000 Mark Silber. Und obschon sich der Abt und seine Leute „nützit schuldig wussten“ und trotz der Fürsprache der damaligen österreichischen Kriegsführer selbst, des Freiherrn von Brandis, des Grafen Heinrich von Sargans und des Junker Hans von Rechberg, musste Pfävers 1453 doch fl. 1200 an den österreichischen Vogt zu Walenstad, Nidberg und Freudenberg bezahlen und froh sein, mit dieser ermässigten Erpressung des Reichsoberhaupts davon zu kommen. Ohne Frage wäre das Kloster weit mehr berechtigt gewesen, von dem Hause Oesterreich Ersatz zu verlangen für die Schädigung seiner Angehörigen durch die Kriegsereignisse, an denen es eigentlich ganz unbetheiligt war. Dass die Gotteshausleute an den Volksbewegungen von 1436/37 gegen die österreichische Herrschaft und den Grafen zu Sargans höchstens gezwungenen Antheil nahmen, beweist ein im Zürcherarchiv liegender Brief von Hauptmann und Rath ob dem Walensee (vom 23. December 1436), in welchem sich diese provisorische Regierung — wie heutzutage gesagt würde — bei dem Rathe von Zürich darüber beklagt, dass die Leute des Abts zu Ragaz das Burgrecht mit Zürich nicht beschwören wollen, während in den übrigen vier Kirchspielen — Walenstad, Flums, Mels, Gretschins — kaum zehn bis zwölf Männer sich des Eides geweigert hätten. Eben so wenig scheint sich der Abt aber unbedingt auf die Seite von Oesterreich und Werdenberg-Sargans geschlagen zu haben, da er im Jahre 1437 sich veranlasst fand, bei dem Concil in Basel jämmerliche Klage zu führen über ungerechte Erhebung von Steuern und Abgaben durch Herzoge, Fürsten und andere weltliche Gewalten. Der Zürichkrieg selbst musste das Kloster höchst empfindlich schädigen, da er eben jene Gegenden am

härtesten traf, in denen Pfävers vorzüglich begütert war. Dass nach Abschluss des Friedens gerade der Abt von Rüti von dem Papst damit beauftragt wurde, dem Kloster Pfävers wieder zu Demjenigen zu verhelfen, was ihm ungerechter Weise entzogen und entfremdet worden, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Pfäverser Besitzungen im Gebiete der Linth und des Kantons Zürich ganz besonders von den Verwüstungen und der Willkür des Krieges heimgesucht worden waren. Es thaten auch die Eidgenossen den adeligen Conventherren schwerlich Unrecht, wenn sie bei denselben keine grossen Sympathien für sich voràussetzten, besonders wenn — was mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf — das Kloster sich gleich bei Ausbruch der Unruhen im Sarganserland unter den speciellen Schirm Oesterreich's begeben und mit dem Herzog ein ähnliches Schirmverhältniss eingegangen war, wie es seiner Zeit zu den Grafen von Werdenberg-Sargans bestand.

Bald sollte Pfävers in die nächsten Beziehungen zu den gefürchteten Eidgenossen kommen. Im Jahre 1460 brach um unbedeutender äusserer Ursachen willen ein neuer Krieg derselben mit dem vorderösterreichischen Hause aus. Ohne ernstlichen Widerstand war in wenigen Tagen der Thurgau für die sieben Orte erobert — Bern nahm keinen Antheil an diesen nicht gerade sehr ruhmvollen Zügen —, während ein kleinerer Heerhaufen, aus Urnern, Schwizern und Glarnern, auch einer Schaar Zürcher bestehend, über den Walensee gegen Feldkirch aufbrach und im Vorbeigang die österreichischen Herrschaften im Sarganserlande, diesmal für bleibend, zu Handen nahm. Sie wurden, wie der Thurgau, eine Landvogtei der sieben Orte, nachdem ein Versuch der drei Orte Uri, Schwiz und Glarus, die Vogteien Freudenberg, Nidberg und Walenstad für sich allein zu behalten, durch ein Schiedsgericht abgewiesen worden war. Auf Freudenberg nahm der neue Landvogt seinen Sitz; kein Zweifel, dass er nicht von Stund an diejenigen Rechte über das Kloster Pfävers beansprucht und ausgeübt hat, welche den Herzogen von Oesterreich zur Zeit des Uebergangs zuge-

standen hatten, ohne lange zu fragen, ob sich der Abt vielleicht ohne Schirmer zu behelfen gedenke. Bestimmte Zeugnisse dafür besitzen wir freilich erst aus der Zeit nach dem Ankauf der gräflich sargansischen Herrschaft und der Uebersidelung des Landvogts auf das Schloss zu Sargans. Dieser Auskauf der sargansischen Grafen fand im Jahr 1482 um 30,000 Goldgulden statt. Damit waren die Eidgenossen Herrn und Meister im ganzen, jetzt St. Gallischen Oberland. Sie liessen das Kloster Pfävers bald ihre schwere Hand fühlen und griffen energisch ein, um in dessen verlotterte Wirthschaft bessere Ordnung zu bringen.

Der erste Handel nahm, so weit wir sehen, im Jahre 1486 damit seinen Anfang, dass in Pfävers sehr despectirlich über die neuen Oberherren des Landes gesprochen und von einem eifrig loyalen Manne Solches dem Landvogt hinterbracht wurde. Sofort erfolgte eine Ladung des Abtes vor die Tagsatzung zu Baden, um sich wegen der geführten Reden zu verantworten. Der Dompropst von Cur, ein Freiherr von Brandis, gab sich dazu her, die nähere Untersuchung an Ort und Stelle zu besorgen. Der Ausgang war eine Warnung an den Abt, seine Zunge besser im Zaume zu halten, und die Ueberweisung eines Kaplans an den Bischof von Cur zur Bestrafung, damit er in Zukunft die Eidgenossen in Ruhe lasse und Andern zum Beispiel diene. Im Herbste des gleichen Jahres beauftragte die Tagsatzung Boten von Glarus und Zürich, gemeinsam mit einem Vertreter des Bischofs von Cur den ganzen Zustand des Klosters einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, damit das Gotteshaus nicht ganz verderbe. Der Bericht der Boten führte zu einer Reihe von weitern Massregeln gegen die allerdings in bedenklichem Verfalle begriffene Abtei, deren Abt auf Wartenstein residirte und deren wenige Conventualen es sich zu Pfävers in eigenen Häusern standesgemäss wohl sein liessen. Der Abt erhielt strenge Weisung: in Zukunft des Gotteshauses Zinse, Zehnten und Güter nicht ohne Wissen und Willen des Bischofs und der Eidgenossen, seiner Schirmvögte, zu verkaufen oder zu verändern, abgelöste Renten bestens wieder anzulegen und sich so einzurichten, dass er jährlich und

so oft es verlangt werde, Rechenschaft ablegen könne; nebst mancherlei andern mehr oder weniger freundschaftlichen, aber ausnahmslos sehr eindringlichen Mahnungen. Und als im Jahre 1489 die Abtei erledigt wurde, scheuten sich die neuen Schirmherren gar nicht, von sich aus den Berner von Mülinen, welcher in Derer von Bern Landen und Gebieten erzogen und eines bewährten Lebenswandels sei, ganz offen zum Nachfolger des abgegangenen Abts zu empfehlen.

So hatte man den Schirm eines Stifts, dessen Vorstand ein „Fürst des Reichs“ hiess, in Pfävers bisher gewiss nicht verstanden. So weit war es auch noch nicht, dass sich die adeligen Herren meist schwäbischer Abkunft — das Vorarlberg inbegriffen — den bernischen Schützling der Eidgenossen wirklich zum Abt aufdrängen liessen, wie grossen Werth diese bei der zunehmenden Spannung gegen Kaiser und Reich und den schwäbisch-österreichischen Adel darauf legen mochten. Das schienen die Conventualen indess doch verstanden zu haben, dass sie selbst Hand dazu bieten müssten, eine bessere Ordnung im Kloster zu schaffen. Sie wählten daher wohl wieder einen deutschen Adeligen, den Feldkircher Melchior von Hörnlingen, aber einen guten Haushalter. Die Gerechtigkeit erfordert es auch, zu sagen, dass die eidgenössischen Schirmer dem neuen Abt in seinen Bemühungen, Eingaben und Ausgaben in's Gleichgewicht zu bringen und Schulden abzubezahlen, mit aller Bereitwilligkeit an die Hand giengen und es ihn auf keine Weise entgelten liessen, dass er gegen ihren Willen an seinen Posten gekommen. Sie genehmigten seine Jahresrechnungen; sie gestatteten ihm den Verkauf der entfernten Besitzungen zu Hedingen und Männedorf, der Zehnten zu Ruschein, Seth, Ladir; sie unterstützten ihn kräftig gegen die Ansprüche zweier zürcherischer Priester von Tobel und Göldli, die sich vom Papst Anweisungen auf Pfäverser Pfarreien erkauft hatten und denen Abt Melchior ohne Scheu vor der über ihn verhängten Excommunication des Entschiedensten entgegentrat; sie standen ihm zur Seite, als Klosterleute die Entrichtung des Falls verweigerten.

Kurz, es bestand durch mehrere Jahre ein ganz erträgliches, um nicht zu sagen gutes Verhältniss zwischen Schirmern und Beschirmten oder nach jetzt wohl richtigerer Bezeichnung zwischen Vögten und Bevogteten. Einzig als das Kloster für die Erwerbung der Pfarrei zu Feldkirch durch einen zu rasch verstorbenen Bruder des Abts, für den es sich verbürgt hatte, 70 fl. zu bezahlen hatte, gab es ein Stirnrunzeln der gestrengen Herrn und eine scharfe Mahnung, dass Aehnliches in Zukunft nicht mehr vorkommen dürfe (1497). Auch Das hätte den Eidgenossen schwerlich gefallen, wenn sie es gewusst hätten: dass Abt Melchior die alten Freiheiten des Klosters eifrig aus dem Klosterarchive hervorsuchen und in amtlich beglaubigter Abschrift zusammenstellen liess. Bei solchen Studien sind dem Abt ohne Zweifel recht unangenehme Gedanken aufgestiegen über die Stellung, welche er und seine Abtei zu den regierenden Orten einnahmen. Man kann es ihm auf keine Weise verdenken, wenn er dem Kampfe zwischen dem Reiche und den Eidgenossen, der sich immer unverkennbarer vorbereitete, mit der stillen Hoffnung entgegen sah, durch ihn von dem Drucke befreit zu werden, der auf ihm und dem Stifte lastete. Da trat ganz unvorhergesehen ein Ereigniss ein, welches den Abt Melchior noch vor dem Ausbruche des Kriegs zu einem Opfer desselben machte.

Graf „Jörg“ von Werdenberg-Sargans — derselbe, der den Eidgenossen seine Herrschaft verkauft hatte — war durch seine Umtriebe am Hofe Herzog Sigmund's zu Innsbruck gegen den Heimfall der tirolischen Lande an die kaiserlich österreichische Linie schon vor Jahren in die Reichsacht gerathen. Er stand bekanntermassen mit Schwiz und Glarus im Landrecht und gewann dadurch und als Feind des Kaisers die Sympathie auch der übrigen eidgenössischen Orte für sich. Sie thaten ihr Möglichstes, dass die Acht von ihm genommen würde; aber Alles vergeblich. Nun begab es sich, dass ein angesehener kaiserlicher Rath, Gossenbrot mit Namen, das Bad zu Pfävers besuchte, für dessen Besuch die Eidgenossen Jedermann freies Geleit durch ihr Gebiet zugesichert hatten. Kaum hörte Graf

Georg davon, so liess er durch seine Freunde von Schwiz und Glarus an den Landvogt zu Sargans die Weisung ergehen, dass er den Gossenbrot gefangen nehme, um ihn bei den Verhandlungen über die Aufhebung der Reichsacht zu verwerthen. Inzwischen hatte aber auch Abt Melchior von diesem Attentate Kenntniss erhalten und war keineswegs gesonnen, sich einen solchen Eingriff in den Frieden seines Bades und die Vergewaltigung des selbst von Graf Georg als Biedermann anerkannten kaiserlichen Raths auf seinem Gebiet gutwillig gefallen zu lassen. Er erschien mit Bewaffneten in dem Bade und brachte den Bedrohten auf seine Feste Wartenstein in Sicherheit. Graf und Landvogt kamen darauf in das Schloss und verlangten, dass Gossenbrot zu Handen der VII Orte als Schirmherrn des Gotteshauses auf der Burg festgehalten werde, bis der Landvogt nach Zürich geritten, um dort zu erfahren, was weiter in Sachen zu thun wäre. Auf ihr Drängen gab der Abt schliesslich das verlangte Versprechen, jedoch ohne jede Verantwortlichkeit, wenn Gossenbrot ohne sein Zuthun entkäme. Bei näherer Ueberlegung fand er es indess für gerathen, während der Zürcher Reise des Landvogts sammt seinem Gaste aus dem Lande zu entweichen und Silbergeschirr, Briefe, Sigel und vorhandene Gelder mitzunehmen. Dazu soll er den Befehl hinterlassen haben, dass ihm zwölf Ochsen und ebenso viele Pferde nachgeschickt werden; was aber nicht geschah (Sept. 1498). Natürlich besetzte nun der Landvogt die Burg Wartenstein und nahm das Kloster bis auf Weiteres unter seine ganz unmittelbare Obhut.

Es ist auffallend, wie versöhnlich sich die Schirmherren in dieser Angelegenheit zeigten. Schon am 9. October beschlossen sie, den Abt auf seine Bitte in das Gotteshaus zurückkehren zu lassen. Doch gaben sie das Schloss Wartenstein Angesichts des drohenden Kriegs nicht mehr aus den Händen. Sie setzten einen eidgenössischen Amtmann darauf und versahen es mit Büchsen, Pulver und anderem Kriegsbedarf, und als ihre Boten erschienen, um die gewohnte Rechnungsablage entgegen zu nehmen, enthüllten sich noch viel weitergehende Projecte: die ganze weltliche Ver-

DIE

ERSTE AUSGABE VON FAREL'S

SOMMAIRE.

Von

FRZ. JOS. SCHIFFMANN.

Il n'est pas bon de laisser un fait dans le vague; il faut l'étudier et le décrire.

A. Rilliet, Lettre à Merle d'Aubigné.

Nach der Annahme Aller, die sich mit Farel und seinen Schriften speciell beschäftigten — und ihre Zahl ist nicht klein —, schrieb er den Sommaire während seinem ersten Aufenthalte in Montbéliard, und „erschien derselbe Ende 1524 oder Anfang 1525 anonym, wahrscheinlich in Basel gedruckt".

Besonders eingehend hat diese Annahme Baum in der Einleitung ausgeführt, die er seinem Neudrucke der Ausgabe von 1534 beigab, und die diese Ansicht zur allgemeinen Geltung brachte, so dass sie die Zustimmung von Männern wie Stälin (Wirttemb. Geschichte. IV, 243) und Kampschulte (Calvin. I, 113) gewann.

Sehen wir uns bei Baum oder einem seiner Vorgänger nach den Beweisen hiefür um, so finden wir, dass der Aufstellung eine Stelle Farel's zu Grunde liegt. Diese Stelle, die der Brief, welchen Farel auch seiner Ausgabe von 1552 beigab, enthält, (219—240) lautet wie folgt:

„Il est certain, treschers en nostre Seigneur Jesus, que desia *il y a enuiron treze ou quatorze ans,* que le bon et fidele seruiteur de Dieu, docteur et pasteur de l'Eglise, *Jean Oecolampade,* à la requeste d'aucuns bons personnages, *m'admonesta d'escrire en langue vulgaire* pour donner quelque instruction à ceux qui ne sauent en latin, en touchant brieuement aucuns poincts, sur lesquelz le monde n'estoit bien enseigné, afin que tous ceux de

la langue Françoise peussent auoir plus droite intelligence et cognoissance de Jesus, qui de si peu est purement cognu et seruy, et qu'ilz fussent retirez et sortissent des tresgrandes tenebres d'erreurs, esquelles tant de gens sont detenues, et qu'on peust auoir quelque aide pour mieux entendre ce qu'on lit en la saincte Escriture. *Combien que regardant ma petitesse, ie n'eusse tasché ne proposé de rien escrire:* comme aussi ie n'eusse osé prescher, attendant que nostre Seigneur, de sa grace, enuoyast personnages plus propres et plus suffisans que ne suis: toutefois comme en la predication à laquelle ce sainct personnage ordonné de Dieu, et legitimement entré en l'Eglise de Dieu, m'incita auec l'inuocation du Nom de Dieu, ie ne pensay qu'il me fust licite de resister: *mais selon Dieu i'obeis estant requis et demandé du peuple et du consentement du Prince* qui auoit cognoissance de l'Euangile, *et prins la charge de prescher: aussi par luy admonesté d'escrire, ie ne peu refuser, que ie ne misse peine et diligence de faire comme i'estoye enhorté d'un si grand Pasteur. Parquoy le plus brieuement que pour lors me fust possible, ie mis en auant ce petit Liuret,* taschant de retirer les gens des abuz du Pape et de ses escoles, lesquels sont en tel nombre et si grans que rien plus" (219. 220).

Allein so bestimmt die Stelle und so zutreffend die Ausführung Baum's erscheint, bei näherer Prüfung verlieren beide diesen Charakter.

In dem angeführten Briefe (226) versichert Farel:

„— combien que par effet, et par escrit, auant que i'eusse mis la main en ce Liuret, i'auoye testifié le Baptessne appartenir aux petiz enfans, tant en les baptizant, qu'en ostant les fatras et crachas du Pape, escriuant les prieres exhortations, demandes et promesses que on garde, quand les enfans sont presentez pour estre baptizez". Hiezu bemerkt nun Baum VI: „C'étoit (le Sommaire) le second ouvrage publié par Farel, car la Manière et Fasson, soit la première liturgie des Eglises réformées de France, l'avoit précédé, comme Farel le dit lui-même en „l'Epistre aux fidèles" (226).

Nun lesen wir aber auf dem Schlussblatte (44 a) der erwähnten Liturgie „Manière et Fasson“: „Imprimé par Pierre de Vingle a Neufchastel, le xxix. iour Daoust. Lan. 1533“ (Dufour ccIV) [1]. Farel belehrt uns somit, die Liturgie sei vor dem Sommaire erschienen, und Baum übersieht, dass, wenn er diess betont, er mit seiner Annahme in Widerspruch geräth; denn an eine frühere Ausgabe der Liturgie, was dann doch der Fall sein müsste, ist nicht zu denken (Rilliet: Calvin, Catéchisme franç. xvi).

Einen weitern Beweis, dass der Sommaire später, als von Baum angegeben wird, erschien, bietet uns die Erwähnung der Schrift: Declaration de la Messe, die wir Seite 40/41 der Ausgabe des Sommaire von Baum, Seite 100/101 der Ausgabe von 1552 angeführt finden. Diese ist ein anonymer Druck von P. de Vingle. Von diesem Drucker kennen wir keinen Lyoner-Druck vor 1529 und keinen datirten Lyoner-Druck nach ad VIII eid. Maii 1531 (Panzer VII, 349. N. 630. Bodius, Unio dissident.). Den 17. Oct. 1532 empfahl der Rath von Bern den Drucker demjenigen von Genf. Sie möchten ihm — so schrieb Bern — trotz dem Widerspruch Einiger gestatten, sich in Genf zu etabliren, um das Neue Testament und andere französische Erbauungsbücher zu drucken, da er wegen dem Drucke Neuer Testamente aus Lyon ausgewiesen worden sei (Herminjard Corresp. II, 446. Dufour cxxIII). Den 18. Nov. 1532 (Herminjard II, 462) ist Farel ungewiss, ob de Vingle schon daselbst eingetroffen; allein de Vingle machte erst den 18. Hornung 1533 (Dufour cxxVII) von seiner Empfehlung Gebrauch. Die Schritte, die er nun that, beweisen, dass er indess Kenntniss von dem Briefe erhalten hatte, mit dem A. Saunier den 5. Nov. 1532 (Herminjard II, 448) Farel von dem Beitrage der Waldenser

---

[1]) Le Catéchisme français de Calvin avec 2 notices par A. Rilliet et Th. Dufour. Genève 1878. Eine durch die zwei Beigaben höchst werthvolle Publication, deren bibliographische Partie zudem das bedeutendste ist, das seit Jahren in der Schweiz auf diesem Gebiete erschienen.

an den Druck der Bibel in französischer Sprache Mittheilung machte, und denselben gleichzeitig ersuchte, auch für den Druck von Bodio's Unio besorgt zu sein. Er suchte jetzt beim Rathe um die Bewilligung für den Druck Beider nach. Allein der Druck von Bodius wurde ihm abgeschlagen, und zufolge Rathsbeschlusses vom 13. März 1533 (Herminjard III, 31. Dufour cxxx) einzig gestattet, die Bibel zu drucken. Diese Drucklegung sollte jedoch nur nach der Antwerper Uebersetzung von Lefèvre geschehen, ohne jedwelchen Zusatz oder Abänderung, unter der Gefahr, dass dem Drucker die Exemplare weggenommen würden. Zudem wurde demselben ausdrücklich der Druck jeder andern Schrift ohne vorherige Erlaubniss verboten (Dufour cxxxi). Diese Schlussnahmen, die de Vingle's Hoffnungen und Plane trotz aller Bemühungen und wiederholter Verwendung Bern's (Herminjard III, 30. 33) vereitelten, veranlassten ihn, Genf, wo wir ihn bis zum 2. April 1533 (Herminjard III, 35. Dufour cxxxii) urkundlich verfolgen können, er jedoch, wie das Ansuchen Bern's schliessen lässt, den 27. Mai 1533 noch weilte (Deschwanden: Eidg. Abschiede IV, l. c. 78), zu verlassen. Schon im August desselben Jahres begegnen wir ihm in Neuenburg in voller Thätigkeit (Dufour. ccii. cciv, auch Etrennes Neuch. I. 132).

Ueber de Vingle's Aufenthalt von seiner Ausweisung aus Lyon bis zu seiner Niederlassung in Genf hat man nur Andeutungen (Dufour. cxxvi. cxxvii). Gewiss ist, dass er während dieser Zeit die Druckerei im Verborgenen betrieb, wie diess auch aus dem Schreiben von A. Saunier 5. Nov. 1532 hervorgeht (Herminjard. II, 452). Dahin nun haben wir besonders alle die Schriften zu zählen, die ohne Angabe einer Jahrzahl etc. erschienen. Dass er, wie Dufour (cxxvii) annehmen möchte, vor seiner gestatteten Niederlassung in Genf, auch daselbst im Verborgenen gedruckt habe, ist mehr als zweifelhaft; denn dadurch hätte er bei der herrschenden Stimmung sowohl beim Procureur fiscal als im Rathe sein Gesuch unmöglich gemacht, wie dies klar aus der Stellung hervorgeht, die der Rath bei der Abgabe seiner Berner Empfehlung einnahm. Die Schriften ohne Druck-

ort, aber mit Jahreszahl, haben wir als Neuenburger Drucke anzusehen, und nicht für Genfer Producte zu halten. Durch die Angabe des Druckjahres hätte er dem Rathe von Genf selbst einen Beitrag zu seiner Controle geboten. Dagegen durfte er das in Neuenburg als einem der Reform bereits angehörenden Orte wohl wagen, wie er denn auch schon den 22. August 1533 den „Livre des marchands“ mit Angabe von Jahr und Tag und den 29. August 1533 die „Manière et Fasson“ selbst mit seinem Namen und der Angabe des Druckortes erscheinen liess. Unter die Zahl der Schriften, die er im Geheimen druckte, somit vor der Niederlassung in Genf, gehört auch die „Declaration de la Messe“. Die Zeit noch näher zu präcisiren, ermöglicht uns deren Verfasser.

Als Verfasser der Schrift, die zuerst anonym erschien, bekannte sich auf dem Titelblatte der zweiten Ausgabe von 1544 „Anthoine Marcourt“. A. Marcourt war (Boyve, J., Annales de Neuch. II, 314. Godet, Hist. 129) der erste Pastor des den 4. Nov. 1530 reformirt gewordenen Neuenburgs. Es ist möglich, dass er, wie Herminjard II, 297 und Dufour CXLIII vermuthen, dieselbe Persönlichkeit ist, die S. Gryphius den 21. Dec. 1530 an Farel empfahl. Da den 17. Juni 1538 der Rath von Neuenburg an den von Genf schrieb, Marcourt sei „prèz de huit ans“ (Dufour CXLIII) bei ihnen gewesen, so bekommen wir für den Antritt seines Pastorates die erste Hälfte von 1531. In diese Zeit nun, mit der die reformatorische Thätigkeit Marcourt's beginnt, fällt auch die Abfassung der Schrift. Während wir keine Schrift vor dieser Zeit kennen, die nachweislich Marcourt angehört oder ihm auch nur zugeschrieben wird, zählen wir dagegen bis zum Jahre 1535 vier, die mit Bestimmtheit ihn zum Verfasser haben. Von diesen ist die „Declaration de la Messe“ die älteste. Dafür spricht der Umstand, dass in ihr die Anonymität des Druckes viel sorgfältiger gewahrt wird, als dies im „Livre des marchands“ statt hatte. Denselben liess Marcourt den 22. August 1533 zum ersten Mal erscheinen (wir lesen selbst Tag und Jahr des Druckes). Das Anagramm: „Riche marchant

Il n'est pas bon de laisser un fait dans le vague; il faut l'étudier et le décrire.

A. Rilliet, Lettre à Merle d'Aubigné.

Nach der Annahme Aller, die sich mit Farel und seinen Schriften speciell beschäftigten — und ihre Zahl ist nicht klein —, schrieb er den Sommaire während seinem ersten Aufenthalte in Montbéliard, und „erschien derselbe Ende 1524 oder Anfang 1525 anonym, wahrscheinlich in Basel gedruckt".

Besonders eingehend hat diese Annahme Baum in der Einleitung ausgeführt, die er seinem Neudrucke der Ausgabe von 1534 beigab, und die diese Ansicht zur allgemeinen Geltung brachte, so dass sie die Zustimmung von Männern wie Stälin (Wirttemb. Geschichte. IV, 243) und Kampschulte (Calvin. I, 113) gewann.

Sehen wir uns bei Baum oder einem seiner Vorgänger nach den Beweisen hiefür um, so finden wir, dass der Aufstellung eine Stelle Farel's zu Grunde liegt. Diese Stelle, die der Brief, welchen Farel auch seiner Ausgabe von 1552 beigab, enthält, (219—240) lautet wie folgt:

„Il est certain, treschers en nostre Seigneur Jesus, que desia *il y a enuiron treze ou quatorze ans,* que le bon et fidele seruiteur de Dieu, docteur et pasteur de l'Eglise, *Jean Oecolampade,* à la requeste d'aucuns bons personnages, *m'admonesta d'escrire en langue vulgaire* pour donner quelque instruction à ceux qui ne sauent en latin, en touchant brieuement aucuns poincts, sur lesquelz le monde n'estoit bien enseigné, afin que tous ceux de

la langue Françoise peussent auoir plus droite intelligence et cognoissance de Jesus, qui de si peu est purement cognu et seruy, et qu'ilz fussent retirez et sortissent des tresgrandes tenebres d'erreurs, esquelles tant de gens sont detenues, et qu'on peust auoir quelque aide pour mieux entendre ce qu'on lit en la saincte Escriture. *Combien que regardant ma petitesse, ie n'eusse tasché ne proposé de rien escrire:* comme aussi ie n'eusse osé prescher, attendant que nostre Seigneur, de sa grace, enuoyast personnages plus propres et plus suffisans que ne suis: toutefois comme en la predication à laquelle ce sainct personnage ordonné de Dieu, et legitimement entré en l'Eglise de Dieu, m'incita auec l'inuocation du Nom de Dieu, ie ne pensay qu'il me fust licite de resister: *mais selon Dieu i'obeis estant requis et demandé du peuple et du consentement du Prince* qui auoit cognoissance de l'Euangile, *et prins la charge de prescher: aussi par luy admonesté d'escrire, ie ne peu refuser, que ie ne misse peine et diligence de faire comme i'estoye enhorté d'un si grand Pasteur. Parquoy le plus brieuement que pour lors me fust possible, ie mis en auant ce petit Liuret,* taschant de retirer les gens des abuz du Pape et de ses escoles, lesquels sont en tel nombre et si grans que rien plus" (219. 220).

Allein so bestimmt die Stelle und so zutreffend die Ausführung Baum's erscheint, bei näherer Prüfung verlieren beide diesen Charakter.

In dem angeführten Briefe (226) versichert Farel:

„— combien que par effet, et par escrit, auant que i'eusse mis la main en ce Liuret, i'auoye testifié le Baptesme appartenir aux petiz enfans, tant en les baptizant, qu'en ostant les fatras et crachas du Pape, escriuant les prieres exhortations, demandes et promesses que on garde, quand les enfans sont presentez pour estre baptizez". Hiezu bemerkt nun Baum VI: „C'étoit (le Sommaire) le second ouvrage publié par Farel, car la Manière et Fasson, soit la première liturgie des Eglises réformées de France, l'avoit précédé, comme Farel le dit lui-même en „l'Epistre aux fidèles" (226).

Nun lesen wir aber auf dem Schlussblatte (44 a) der erwähnten Liturgie „Manière et Fasson": „Imprimé par Pierre de Vingle a Neufchastel, le xxix. iour Daoust. Lan. 1533" (Dufour CCIV) [1]. Farel belehrt uns somit, die Liturgie sei vor dem Sommaire erschienen, und Baum übersieht, dass, wenn er diess betont, er mit seiner Annahme in Widerspruch geräth; denn an eine frühere Ausgabe der Liturgie, was dann doch der Fall sein müsste, ist nicht zu denken (Rilliet: Calvin, Catéchisme franç. XVI).

Einen weitern Beweis, dass der Sommaire später, als von Baum angegeben wird, erschien, bietet uns die Erwähnung der Schrift: Declaration de la Messe, die wir Seite 40/41 der Ausgabe des Sommaire von Baum, Seite 100/101 der Ausgabe von 1552 angeführt finden. Diese ist ein anonymer Druck von P. de Vingle. Von diesem Drucker kennen wir keinen Lyoner-Druck vor 1529 und keinen datirten Lyoner-Druck nach ad VIII eid. Maii 1531 (Panzer VII, 349. N. 630. Bodius, Unio dissident.). Den 17. Oct. 1532 empfahl der Rath von Bern den Drucker demjenigen von Genf. Sie möchten ihm — so schrieb Bern — trotz dem Widerspruch Einiger gestatten, sich in Genf zu etabliren, um das Neue Testament und andere französische Erbauungsbücher zu drucken, da er wegen dem Drucke Neuer Testamente aus Lyon ausgewiesen worden sei (Herminjard Corresp. II, 446. Dufour CXXIII). Den 18. Nov. 1532 (Herminjard II, 462) ist Farel ungewiss, ob de Vingle schon daselbst eingetroffen; allein de Vingle machte erst den 18. Hornung 1533 (Dufour CXXVII) von seiner Empfehlung Gebrauch. Die Schritte, die er nun that, beweisen, dass er indess Kenntniss von dem Briefe erhalten hatte, mit dem A. Saunier den 5. Nov. 1532 (Herminjard II, 448) Farel von dem Beitrage der Waldenser

---

[1] Le Catéchisme français de Calvin avec 2 notices par A. Rilliet et Th. Dufour. Genève 1878. Eine durch die zwei Beigaben höchst werthvolle Publication, deren bibliographische Partie zudem das bedeutendste ist, das seit Jahren in der Schweiz auf diesem Gebiete erschienen.

an den Druck der Bibel in französischer Sprache Mittheilung machte, und denselben gleichzeitig ersuchte, auch für den Druck von Bodio's Unio besorgt zu sein. Er suchte jetzt beim Rathe um die Bewilligung für den Druck Beider nach. Allein der Druck von Bodius wurde ihm abgeschlagen, und zufolge Rathsbeschlusses vom 13. März 1533 (Herminjard III, 31. Dufour cxxx) einzig gestattet, die Bibel zu drucken. Diese Drucklegung sollte jedoch nur nach der Antwerper Uebersetzung von Lefèvre geschehen, ohne jedwelchen Zusatz oder Abänderung, unter der Gefahr, dass dem Drucker die Exemplare weggenommen würden. Zudem wurde demselben ausdrücklich der Druck jeder andern Schrift ohne vorherige Erlaubniss verboten (Dufour cxxxi). Diese Schlussnahmen, die de Vingle's Hoffnungen und Plane trotz aller Bemühungen und wiederholter Verwendung Bern's (Herminjard III, 30. 33) vereitelten, veranlassten ihn, Genf, wo wir ihn bis zum 2. April 1533 (Herminjard III, 35. Dufour cxxxii) urkundlich verfolgen können, er jedoch, wie das Ansuchen Bern's schliessen lässt, den 27. Mai 1533 noch weilte (Deschwanden: Eidg. Abschiede IV, l. c. 78), zu verlassen. Schon im August desselben Jahres begegnen wir ihm in Neuenburg in voller Thätigkeit (Dufour. ccii. cciv, auch Etrennes Neuch. I. 132).

Ueber de Vingle's Aufenthalt von seiner Ausweisung aus Lyon bis zu seiner Niederlassung in Genf hat man nur Andeutungen (Dufour. cxxvi. cxxvii). Gewiss ist, dass er während dieser Zeit die Druckerei im Verborgenen betrieb, wie diess auch aus dem Schreiben von A. Saunier 5. Nov. 1532 hervorgeht (Herminjard. II, 452). Dahin nun haben wir besonders alle die Schriften zu zählen, die ohne Angabe einer Jahrzahl etc. erschienen. Dass er, wie Dufour (cxxvii) annehmen möchte, vor seiner gestatteten Niederlassung in Genf, auch daselbst im Verborgenen gedruckt habe, ist mehr als zweifelhaft; denn dadurch hätte er bei der herrschenden Stimmung sowohl beim Procureur fiscal als im Rathe sein Gesuch unmöglich gemacht, wie dies klar aus der Stellung hervorgeht, die der Rath bei der Abgabe seiner Berner Empfehlung einnahm. Die Schriften ohne Druck-

ort, aber mit Jahreszahl, haben wir als Neuenburger Drucke anzusehen, und nicht für Genfer Producte zu halten. Durch die Angabe des Druckjahres hätte er dem Rathe von Genf selbst einen Beitrag zu seiner Controle geboten. Dagegen durfte er das in Neuenburg als einem der Reform bereits angehörenden Orte wohl wagen, wie er denn auch schon den 22. August 1533 den „Livre des marchands" mit Angabe von Jahr und Tag und den 29. August 1533 die „Manière et Fasson" selbst mit seinem Namen und der Angabe des Druckortes erscheinen liess. Unter die Zahl der Schriften, die er im Geheimen druckte, somit vor der Niederlassung in Genf, gehört auch die „Declaration de la Messe". Die Zeit noch näher zu präcisiren, ermöglicht uns deren Verfasser.

Als Verfasser der Schrift, die zuerst anonym erschien, bekannte sich auf dem Titelblatte der zweiten Ausgabe von 1544 „Anthoine Marcourt". A. Marcourt war (Boyve, J., Annales de Neuch. II, 314. Godet, Hist. 129) der erste Pastor des den 4. Nov. 1530 reformirt gewordenen Neuenburgs. Es ist möglich, dass er, wie Herminjard II, 297 und Dufour CXLIII vermuthen, dieselbe Persönlichkeit ist, die S. Gryphius den 21. Dec. 1530 an Farel empfahl. Da den 17. Juni 1538 der Rath von Neuenburg an den von Genf schrieb, Marcourt sei „prèz de huit ans" (Dufour CXLIII) bei ihnen gewesen, so bekommen wir für den Antritt seines Pastorates die erste Hälfte von 1531. In diese Zeit nun, mit der die reformatorische Thätigkeit Marcourt's beginnt, fällt auch die Abfassung der Schrift. Während wir keine Schrift vor dieser Zeit kennen, die nachweislich Marcourt angehört oder ihm auch nur zugeschrieben wird, zählen wir dagegen bis zum Jahre 1535 vier, die mit Bestimmtheit ihn zum Verfasser haben. Von diesen ist die „Declaration de la Messe" die älteste. Dafür spricht der Umstand, dass in ihr die Anonymität des Druckes viel sorgfältiger gewahrt wird, als dies im „Livre des marchands" statt hatte. Denselben liess Marcourt den 22. August 1533 zum ersten Mal erscheinen (wir lesen selbst Tag und Jahr des Druckes). Das Anagramm: „Riche marchant

ou paoure poullaillier", das sich in den Schlussversen der zweiten Ausgabe vom 30. Dec. 1534 findet, und dessen Auflösung Dufour (CCIII) mit „Anthoi. Marcour prêcheur à la ville poli" gibt, unterstützt ebenfalls die Annahme, Marcourt habe auch die „Declaration" als Pastor von Neuenburg geschrieben; denn im Schlussworte, das der Pseudonym Cephas Geranius der „Declaration" beifügt, lesen wir eine ähnliche Anspielung. Cephas Geranius nennt darin Marcourt: „nostre loyal et bon amy *Pantapole*, veritable censeur" (Dufour CCII). Beachtenswerth ist ferner, dass Marcourt sich für die Herausgabe einer Mittelsperson, des erwähnten Cephas Geranius, bediente. Es trägt dies so recht den Charakter einer Erstlingsschrift, während sie zudem zur Annahme führt, dass er sich nicht am Druckorte befand, dass die Schrift somit nicht in Neuenburg erschien, wo es in Wahrheit weder für Marcourt noch de Vingle einer Mystifikation in dieser Richtung bedurfte, wie uns auch seine übrigen Drucke belehren. Da wir nun wissen, dass Beide von Lyon kamen und dass sie noch 1530 daselbst sich aufhielten, und dass ebenso Beide von 1533, spätestens August, an zusammen in Neuenburg weilten, so fällt somit sowohl wegen der totalen Anonymität des Druckes als solcher, als wegen der Abwesenheit Marcourt's vom Druckorte, der Druck der „Declaration" nicht in die Neuenburger Periode, und da wir auch von der Genfer Thätigkeit absehen müssen, so ist derselbe in die Zeit nach der Ausweisung de Vingle's aus Lyon und vor 18. Hornung 1533 [1]) anzusetzen, somit in die Zeit der ambulanten Thätigkeit des Druckers.

Diese Feststellung der Pastoration Marcourt's und des Druckes der Schrift erhält ihre Bedeutung für unsere Annahme, dass Farel's „Sommaire" nicht vor 1534 erschienen sei, durch den Umstand, dass Farel (219 der Ausgabe von 1552) seine „Epistre" mit den Worten einleitet: „La raison pourquoy ceste œuure a esté faite, et tant differée d'estre reueué, et pour-

[1]) Dufour (CCII) setzt den Druck „en 1533 ou 1534".

quoy a esté augmentée par Guillaume Farel". Denn aus diesen Worten, die wir zudem im Briefe selbst wiederholt finden (230. 234), geht doch gewiss klar hervor, dass bis jetzt die Schrift unverändert geblieben sei. Es ist das eine Aufstellung, die Baum selbst (Préface VI) mit den Worten bestätigt, die Schrift sei bisher „sans aucun changement du texte original" erschienen, und: „nous sommes certain qu'elle donne le texte primitif" (VII); allerdings zwingt die angeführte Versicherung Farel's zu dieser Annahme. Wenn wir dies aber zugeben müssen, so liegt darin ein weiterer Beweis, dass der Sommaire nicht vor 1534 erschienen; sonst hätte Farel die jedenfalls nicht vor 1531 erschienene „Declaration" nicht erwähnen können, noch sich in seiner „Epistre" wiederholt entschuldigt, wesshalb er es verschoben habe, die Schrift zu revidiren, und warum er sie nun vermehre.

Diesen Beweisen gegen die bisherige Annahme, für die wir das Zeugniss Farel's selbst haben, will ich nun ein Beleg anschliessen, das sich uns aus einer Parallele zwischen den Thesen und dem Sommaire ergibt. Bei flüchtiger Durchsicht der Thesen, seiner ersten Publication, finden wir, dass C. Schmidt (Farel und Viret. 4) dieselben in vorzüglicher Weise charakterisirt, wenn er von ihnen sagt: „Man sieht, es herrscht in der Aufeinanderfolge dieser Sätze noch bedeutende Confusion; es war der erste Anlauf eines feurigen Geistes, dem es noch an einem festen durchgebildeten System mangelte; der praktische Gegensatz gegen die Aeusserlichkeiten und die menschlichen Zuthaten im Katholizismus herrscht vor; doch ist der grosse Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben bestimmt ausgesprochen, und Christus wird dargestellt als der alleinige Lehrer, Gesetzgeber und Herr". Ebenso müssen wir dem Urtheile Baum's zustimmen, das er über den Sommaire fällt (Préface XIV. XV): „Si la disposition des matières laisse à désirer, ces petits chapitres néanmoins, par leur ton scripturaire, par leurs citations faites avec tant d'à propos, par leur tendance pratique qui va droit au but, ne manquent pas de produire leur effet

Schriften Farel's, des „Sommaire“ vor Ende November 1535 überhaupt nicht gedenkt.

Der Irrthum über das Alter der Ausgabe entstand dadurch, dass man die vermeinte Beweisstelle in der „Epistre“ aus dem Zusammenhange riss, und sie buchstäblich in ihrem dunklen Wortlaute nahm, statt sie aus dem Briefe zu erklären. Dadurch kam man zur Annahme, die Stelle stricte auf die Abfassungszeit zu beziehen, während Farel damit einzig bezweckt, darzulegen, wie es kam, dass er Schriftsteller ward und in der Folge diese Schrift verfasste. Der für die Schrift gewählte Titel „Sommaire“ legt uns ebenso eine von der bisherigen abweichende Auffassung nahe. Crespin, Hist. des Martyrs 1582 [1]) (103 a) erzählt uns: „Gewisse Mitglieder der reformirten Kirche von Paris hätten sich in Folge plötzlicher Anwandlung und ohne erst den Rath besserer Einsicht einzuholen, im August oder September 1534 entschlossen, einen der Ihrigen, Namens Ferret, in die französische Schweiz zu schicken, „pour avoir un *sommaire* de ce qu'on donnerait à cognoistre au peuple pour instruction de la foy et religion chrestienne“. Dieser Umstand nun führt mich zur Annahme, Farel, der sich damals in Genf aufhielt, habe für die Schrift, die den 23. December 1534 erschien und wohl schon im Drucke war, dann diese Bezeichnung gewählt, sei es, um sie zu rechtfertigen, oder aber, um damit seine Antwort zu bezeichnen. Erst nach dieser Zeit begegnen wir auch dem „Sommaire“ zum ersten Male in der Correspondenz der Reformatoren. In einem Briefe von S. Grynäus in Basel an Farel in Genf, Ende November 1535 (Herminjard. III, 372), befürwortet Grynäus die Aussöhnung mit P. Caroly, mit dem Zusatze, eine seiner Schriften habe ihm die Befürchtung eingeflösst, sein Glaube an die Göttlichkeit Jesus sei zu bezweifeln. Das haben wir auf das 3. Capitel: „De Jesuchrist“ des Sommaire zu beziehen. Wir dürfen nicht annehmen, dass Caroly zehn Jahre mit seiner weitgehenden Klage zugewartet habe, und das

[1]) Die Princeps war mir leider nicht zur Verfügung.

Stillschweigen des Erasmus wäre nicht zu erklären, wenn wir uns erinnern, wie aufmerksam er Farel's literarische Anfänge verfolgte und wie er sie wiederholt (Herminjard. I, 286. 289. 298) bespricht.

Allerdings ist es möglich, dass Farel schon während seines ersten Aufenthaltes in Montbéliard trotz dessen Kürze einzelne Materien der Schrift meditirte. Ein Brief Oecolampad's (Herminjard I, 335), zusammengehalten mit einer Stelle des „Sommaire" (Ausg. v. Baum. 65), lässt dies vermuthen. Es ist auch möglich, dass unter dem „Indice", von dem Toussain schreibt, eine verwandte Schrift Farel's zu verstehen ist. Dagegen widerspricht der Annahme, dass der Sommaire früher in abweichender Ausgabe, was wir doch nach einem Vergleiche mit den Thesen annehmen müssten, erschienen sei, Farel's wiederholte Versicherung: Die Schrift sei seit ihrem ersten Erscheinen unverändert geblieben. Diese Erklärung, wie sie die Annahme einer frühern, abweichenden Ausgabe in bestimmtester Weise ausschliesst, negirt sie auch die Hoffnungen, die Kirchhofer (Studien und Kritiken. 1831. I. 284) damit verband. Wir wissen, dass, wenn ein solcher Fund denkbar wäre, er uns nur den Wortlaut der Neuenburger Ausgabe von 1534 bieten würde. Allein die Schrift — dafür, glaube ich, sprechen die von mir angeführten Gründe — war eben nicht das Werk seines Aufenthaltes in Montbéliard, noch erschien sie Ende 1524 oder Anfangs 1525 in Basel. Viel eher hätten wir ihr Erscheinen dem Impulse der Pariser Gemeinde zuzuschreiben, wie auch deren Initiative ihr höchst wahrscheinlich den Titel gab. Ich komme zum Schlusse: Die Ausgabe, die den 23. December 1534 in Neuenburg die Presse verliess, ist die älteste, die Editio Princeps der Schrift. — Die sich unmittelbar aufdrängende Frage: — Welche Schrift tritt nun vor Calvin's Institutionen an Stelle des „Sommaire", als der erste Versuch einer Zusammenfassung der Lehren des französischen Protestantismus? — diese Frage werde ich in einem weitern, bereits vorbereiteten Aufsatze zur Besprechung bringen.

Excurse.

1) Die Abfassungszeit der „Epistre" Farel's. In seiner Einleitung weist Baum auch nach, dass die in der Ausgabe von 1552[1]) enthaltene „Epistre" aus einer frühern Ausgabe herüber genommen worden sei. Er kömmt dann zum Schlusse: „Cette „Epistre" fut donc écrite, l'édition *revue et augmentée du Summaire* fut donc publiée en 1538". Allein er übersieht, dass wir unter Calvin's Institutionen, auf die Farel wiederholt verweist, die französische Ausgabe zu verstehen haben, weil die Hinweisung auf die lateinische, da Farel ausdrücklich von der „instruction à ceux qui ne sauent en latin" (219) spricht, keinen Sinn hätte. Die erste Ausgabe, die mit der „Epistre" als Anhang und unter Farel's Namen erschien, fällt somit nach dem Erscheinen der ersten französischen Ausgabe der „Institutionen", die 1541 erfolgte. Baum, der seine Beweisführung speciell auf die Differenzen mit Caroly und den Libertins stützt, und, wie wir gesehen haben, die vermehrte Ausgabe desshalb in das Jahr 1538 versetzt, übersah ferner die Worte Farel's in der „Epistre": „i'eusse confuté leurs machinations, et ce depuis cinq ou six ans" (230. der Ausgabe v. 1552), weil sie zu seiner Berechnung nicht stimmten. Zählen wir nun zu 1537 oder 1538 fünf oder sechs Jahre, so erhalten wir 1543 oder 1544. Gewiss ist, dass die letzte anonyme und unveränderte Ausgabe 1542 erschien; dagegen kenne ich wenigstens keine Ausgabe der Jahre 1543 oder 1544. Wohl aber spricht folgende Briefstelle bei Kirchhofer (Theolog. Studien u. Krit. 1831. 286) bestimmt für die Existenz einer veränderten Ausgabe vom Jahre 1543: „Summarium satis diligenter et *emendate* impressum est". Jo. Arquerius Farello Novavillæ 27 Mart. 1543.

---

[1]) Die Liberalität, mit der mir mein verehrter College, Herr Biblio thekar Dr. Dierauer, Professor in St. Gallen, das Exemplar der Vadianischen Bibliothek, das einzige in der Schweiz bekannte, zur Benutzung überliess, förderte wesentlich meine Studien und verpflichtet mich zu öffentlicher Verdankung.

2) Serrières oder Neuenburg? Auch bezüglich der Oertlichkeit der Neuenburger Druckerei de Vingle's hat sich eine Controverse entsponnen. Die Bibel von 1535 wird in bibliographischen Kreisen gemeinhin Bible de Serrières genannt, und damit, wohl veranlasst durch J. Boyve (Annales de N. II, 338. 351), die Tradition verbunden, ihr Druck sei in Serrières bei Neuenburg ausgeführt worden.

Gegen diese Annahme machte mein verehrter College, Herr Bibliothekar J. H. Bonhôte in Neuenburg (Musée neuchâtel. III [1866] 175), den Wortlaut ihrer Schlussschrift geltend, die diese Tradition als völlig unbegründet erweist. Derselben Ansicht ist auch Herminjard (III, 294). Ebenso Dufour (CLXII, n. 1), der zudem noch auf die Schlussschrift der Manière et fasson 1533 verweist. Obwohl man als weiteres Belege noch die des N. Test. von 1534 beiziehen könnte, so glaubte ich gleichwohl, dass die Tradition einen historischen Kern enthalte; allein ich muss gestehen, dass ich diese Annahme wenigstens für die Bibel aufgegeben habe. Wenn wir aus der Schlussschrift der „Manière et fasson" ersehen, dass de Vingle schon den 29. August 1533 Neuenburg als Druckort nannte, und wir dies mit dem Briefe von A. Saunier vom 22. Sept. 1533 (Herminjard III, 80) zusammenhalten, dessen Klagen absolut der Bibel[1]) gelten, so kommen wir zum Resultate, dass die Bibel in Neuenburg gedruckt wurde; denn aus dem Briefe Saunier's ergibt sich, dass zur Zeit, als die „Manière" in Neuenburg erschien, der Druck der Bibel noch gar nicht begonnen hatte. Diess schliesst nun allerdings nicht aus, dass wir den Anfang der Druckerei selbst nicht gleichwohl

[1]) Den Beweis hiefür finde ich in den Schritten, die de Vingle in Genf, im Anschlusse an den Brief Saunier's an Farel, für den Druck der Bibel that; in der auf die Waldenser und den Bibeldruck bezüglichen Stelle in der Zuschrift Olivetan's an Farel und Saunier; in den Schlussversen derselben, deren Anfangsbuchstaben bekanntlich die Worte bilden: „Les Vandois peuple évangélique ont mis ce trésor en publique"; dann darin, dass Olivetan die Zuschrift, die die Bibel von 1535 einleitet, auch an Saunier richtet.

in Serrières zu suchen haben, wofür sich neuerdings auch Daguet (Hist. 7e éd. II, 41) ausgesprochen hat, und wofür auch spricht, dass Serrières damals der Landungsplatz war (Godet, Hist. de la Réf. de N. 88), der de Vingle, nachdem er Genf verlassen, die erste Stätte bot; wo er jedoch längstens von Ende Mai bis August 1533 geweilt hätte.

DAS

STEINER'SCHE REGIMENT

IN

GRAUBÜNDEN, 1620—1621.

Von

CHR. KIND.

Im Standesarchive von Graubünden befindet sich ein mässiger Folioband von 344 Seiten, enthaltend die Abschrift von Briefen, welche Oberst Johann Jakob Steiner von Zürich während seines Aufenthaltes in Graubünden theils an die Standeshäupter von Zürich und an dortige vertraute Personen schrieb und von diesen empfing, theils an die Häupter der drei Bünde und andere dortige Optimaten, sowie an den französischen Repräsentanten Etienne Gueffier, theils an benachbarte Landvögte von Sargans, Werdenberg und Sax, oder an den Hauptmann auf Gutenberg und den Grafen von Hohenembs richtete. Die Sammlung ist nicht chronologisch geordnet und entbehrt auch eines Index. Wahrscheinlich wurde dieselbe von Minister Ulysses von Salis-Marschlins angelegt und gelangte in Folge der gewaltsamen Schritte, welche das Strafgericht von 1794 gegen den Minister und seine ganze Partei verfügte, in den Besitz des Landesarchives. Wenn auch die mitgetheilten Briefe sehr zahlreich sind, so kann sie doch nicht als vollständig gelten. Im Zürcherischen Staatsarchive befinden sich noch einige Stücke, die wesentliche Lücken ergänzen. Ausserdem ist es als ein Mangel zu bezeichnen, dass manche der in die Sammlung einverleibten Schreiben weder Datum noch Adresse enthalten. Indessen kann der vorliegende Stoff im Ganzen genommen genügen, um ein Bild über die Verhältnisse des Obersten Steiner und seines Regimentes während seines Aufenthaltes in Bünden zu entwerfen.

Es dürfte hiezu um so eher Veranlassung geboten sein, als die Sammlung der eidgenössischen Abscheide zu den Jahren 1620/21 von dieser Correspondenz keinen Gebrauch machen konnte.

Das Regiment Steiner war bekanntlich vom Stande Zürich als Hülfstruppe nach den Bünden entsendet worden behufs einer

allgemeinen Unternehmung gegen Veltlin, von der der beste Erfolg erwartet wurde, da auch Bern mit sieben Fähnlein zur Wiedergewinnung Veltlins und Abdrängung der Spanier von diesem politisch und militärisch gleich wichtigen Gebiete Hand geboten hatte. Die nicht geringen Schwierigkeiten des Zuzuges jedoch bei der Stellung, die die fünf Orte schon damals einnahmen, sowie der verderbliche Ausgang bei dem allzukühnen Vorrücken der Berner vor Tirano können hier nicht in Berücksichtigung gezogen werden, weil sie nicht in den Rahmen der Steiner'schen Correspondenz fallen und anderwärts hinlänglich beleuchtet sind. Dagegen erscheint es zum Verständniss derselben erforderlich, einen Blick auf die politischen Verhältnisse der drei Bünde unmittelbar nach dem Missgeschicke vor Tirano und der dasselbe begleitenden tiefen Entmuthigung zu werfen.

Die Spanier hatten den Angriff auf Tirano abgeschlagen. Die Reste des Bernischen Heeres, gedeckt von den drei Fähnlein Zürcher und den Bündnern, kehrten nach Bormio zurück. Auch die Zürcher hatten beim Rückzuge ihre Kriegskasse eingebüsst. Indessen schien die schlimme Scharte doch noch ausgewetzt werden zu können, wenn Hülfe von Venedig eintraf, wie sie mit Bestimmtheit erwartet wurde. Die Spanier wagten es nicht, die Fähnlein weiter zu beunruhigen. Aber bei den Bernern war nach den bittern Verlusten alle Kriegszucht aufgelöst, und auch die Bündner zerstreuten sich nach Hause, da keine Hülfe erschien. So konnten auch die Zürcher nicht in Bormio zurückbleiben; sie zogen sich über Livigno nach Zuz zurück, wo sie die weitern Befehle ihres Standes abwarteten. Wie die katholischen Fähnlein des obern Bundes sich von Anfang an, den Rathschlägen aus den fünf Orten Gehör gebend, gesträubt hatten, an dem Feldzuge Theil zu nehmen, so blieb auch jetzt ein neues Aufgebot fruchtlos. Im Gegentheil reifte nunmehr bei den Führern des obern Bundes der Gedanke, die Wiedergewinnung Veltlins in eigene Hand zu nehmen und anstatt mit Waffengewalt auf dem Wege der Unterhandlung mit Mailand das nämliche Ziel zu erreichen, und wohl noch sicherer, wenn als Preis

für die Erstattung der verlornen Provinz die bisher bestandene Religionsfreiheit dargeboten werde. Es war ja diese Frage der tiefste Kern der ganzen Entzweiung, die sowohl die dreizehn Orte der Eidgenossenschaft als auch die drei Bünde auseinanderhielt, die die Parteien antrieb und wohl auch nöthigte, die Stütze für den einmal eingenommenen Standpunkt bei auswärtigen Mächten zu suchen.

Noch war indessen nichts abgeschlossen, als am 28. Sept. Oberst Steiner in Zuz den Befehl erhielt, aufzubrechen und bis auf Weiteres an sichern Orten in der Herrschaft Mayenfeld Quartiere zu beziehen. Indem er nun zugleich die Reste des Berner Heeres unter Hauptmann Abraham Binder, dem einzigen übriggebliebenen Führer eines Fähnleins, mit dem Nöthigen ausrüstete, damit sie wenigstens mit militärischen Ehren zurückkehren konnten, traf Steiner Anfangs October (sein erstes Schreiben datirt vom 4./14. October) in Mayenfeld ein. Schon am 13./23. September hatte er an Zürich geschrieben, es sei neues spanisches Volk im Veltlin eingerückt, und es gehe das Gerücht, dass die fünf Orte aufgebrochen seien, wie man weiss, um das Gebiet des obern Bundes zu besetzen und die spanisch-mailändische Politik wirksam zu unterstützen. Es ist zudem aus den eidgenössischen Abscheiden zur Genüge bekannt, dass dieser Aufbruch nicht für eigne Rechnung erfolgte, sondern mit mailändischem Golde bezahlt war. Diese auffallende Separatstellung des obern Bundes, gefahrdrohend wie sie war für die Politik des Hofes von St. Germain, veranlasste nun zunächst neue Unterhandlungen, um den Frieden in den Bünden wieder herzustellen. Die eidgenössischen Orte boten ihre Vermittlung an, jedoch, wie gewöhnlich, völlig fruchtlos. Der obere Bund suchte die beiden andern Bünde zu sich herüber zu ziehen, und sah sich hierin von der Plantanischen Partei im Gotthausbunde unterstützt. Dagegen hatte Gueffier von den beiden andern Bünden das Versprechen immerwährender Neutralität erlangt, und letztere bemühten sich ernstlich, auch im obern Bunde die Rückkehr zur Neutralität zu erwirken. Für den Preis der Neutralität

wollte sich Gueffier anheischig machen, das Veltlin wieder den Bünden an die Hand zu stellen. Dabei blieb aber immer die Religionsfrage ein ungelöster Punkt, und Frankreichs Zusagen eben desshalb zweideutig. Das Wort Religionsfreiheit selber war für beide Parteien ein Begriff, mit dem sie spielten, der aber im Munde der einen ganz andern Inhalt hatte, als im Munde der andern. Die Reformirten verstanden unter der Religionsfreiheit die Zulassung derselben im Veltlin in demselben Umfange, wie sie in den herrschenden Gemeinden ausgeübt wurde, d. h. die Anerkennung des Rechtes der Mehrheit sich für die eine oder die andere Kirche zu entscheiden. Die Katholiken verstunden dagegen unter dem nämlichen Ausdruck das Recht, überall Missionen einzurichten, Collegien des Jesuitenordens zu gründen, und die Wiederherstellung der Rechte der alten Kirche in ihrem ganzen Umfange zu betreiben, ohne hieran durch Landesbeschlüsse oder Gemeindemehrheiten gehindert zu sein. Es verbarg sich also hinter dem Worte Religionsfreiheit eine folgenschwere Entscheidung, und das war der Grund, warum man nie zusammenkam, mochte auch das Volk als solches noch so verlangend nach Ruhe und Frieden sein.

Während so die Unterhandlungen betrieben wurden, hatte Steiner Zeit, sich in die eigenthümlichen Verhältnisse Graubündens als nahestehender Beobachter hineinzuleben, war doch sein Schwager Heinrich Bräm, Statthalter, der Abgeordnete Zürichs in Cur während dieser Versuche, den Frieden herzustellen. Er selber würde gerne der evangelischen Partei allen Vorschub geleistet haben, wenn er nicht fortwährend amtlich und ausseramtlich gemahnt worden wäre, sich auf seine militärische Aufgabe zu beschränken. So schrieb er am 4./14. October an seinen Bruder. Indem er ihm dankt für die Warnung, sich nicht allzusehr blosszugeben, bemerkt er, „es habe freilich hier seltsame wunderbare Köpfe, dass man nicht weiss, wer Freund oder Feind ist". Wie er in den obschwebenden Verhältnissen dachte, geht deutlich genug aus einem Schreiben vom 15./25. October hervor. Er erwähnt in seinem Bericht an Junker

Hans Escher des Gerüchtes, dass Planta (wahrscheinlich Rudolf) nächste Woche durch Engadin und Davos zu den Fünfortischen stossen werde, und fügt bei, er würde sich freuen, ihm zu begegnen: seiner Truppen grösste Freude wäre es, wenn sie mit den Fünförtischen ein Bockshorn abstossen müssten. Es werde doch endlich sein müssen. So hochgradig nun aber auch die Spannung war, zu einem activen Eingreifen fand Steiner vorläufig weder Auftrag noch Gelegenheit; seine Wirksamkeit beschränkte sich vorläufig darauf, einzelne Verfolgte unter seinen Schutz zu nehmen, und überhaupt jener Partei der „Gutherzigen", d. h. der hervorragenden Lenker des Thusner Strafgerichtes, einen Rückhalt zu bieten. So erhielt er schon am 26. October/6. November von Zürich aus den Befehl, den Prädicanten von Schams (Janett) und denHauptmann Jacob Joder von Casutt in des Regimentes Schutz aufzunehmen, da dieselben als Mitglieder des obern Bundes in dem Umfang desselben keine Sicherheit mehr fanden. Zwei Tage zuvor war ja der Bürgermeister von Cur, Gregorius Mayer, während die Stadt für die im Lager zu Embs stehenden Oberbündner zur Begrüssung des französischen Residenten die Thore geöffnet hatte, in seinem Hause aufgesucht, gefangen genommen und zunächst in's oberbündische Lager, hernach gleichsam als Geisel nach Ilanz geführt worden, von wo er erst Ende December, laut Steiner's Bericht an Bräm vom 22. Dec./1. Jan. durch Flucht aus dem heimlichen Gemach, entkam, und da er in Cur sich nicht geborgen wusste, sich unter Steiner's Schutz nach Malans begab.

Wie jedoch der Züricher Oberst an diesen stürmischen Bewegungen keinen öffentlichen und amtlichen Antheil zu nehmen hatte, so beschäftigte er sich in der ersten Zeit hauptsächlich damit, die Angelegenheiten seines Regimentes vom Tiraner Feldzug her in Ordnung zu bringen. Zahlreiche Briefe beschlagen diesen Gegenstand.

Er hatte Rechnung zu stellen für die aus dem Zeughause erhaltenen Waffen, welche, soweit sie auf dem Rückzuge verloren gegangen waren, der Regierung ersetzt werden mussten.

Demnach ersuchte er zunächst um Ermässigung der Taxen für die zu ersetzenden Gegenstände und erlangte folgende von ihm selbst vorgeschlagene Ansätze: für einen Harnisch fl. 8, für eine Muskete fl. $5^1/_2$, für ein Bandelier 12 Batzen, für eine Flasche ebenso, für eine Helbarte 1 fl. 5 Sch., für einen Spiess 25 Sch. Für die verbrauchte Munition verlangte er Nachlass der Kosten, drang aber hiemit bei den Herren von Zürich nur schwer durch. Der Entscheid über letztern Punkt wurde von Bürgermeister Rahn auf den Schluss der ausserordentlichen Tagsatzung in Baden, welche eben wegen der Bündner Angelegenheiten zusammentreten sollte, vertagt.

In nicht minderm Grade nahm ihn der Ersatz seiner persönlichen Ausrüstung in Anspruch, soweit dieselbe vor Tiran zu Verlust gelangt war. Es handelte sich um seine Baarschaft sowie um eine goldene Kette. Namentlich war er durch den Verlust seiner Baarschaft, aus der er den Sold seiner Truppen bei der längern Dauer des Feldzuges hätte bestreiten sollen, in grosser Unruhe. Er sah sich genöthigt, sofort ein Anleihen bei dem Freiherrn Thomas von Schauenstein zu erheben, um seine Leute in guter Stimmung zu erhalten. In Zürich entschloss man sich nur sehr schwer zu dieser Nachzahlung, und ohnehin blieb der Seckelmeister fortwährend im Rückstande mit den Geldlieferungen. Es würde ein Leichtes sein, eine ganze Blumenlese von Lamentationen Steiner's über dieses Thema zusammenzustellen; allein unsere Darstellung würde damit doch unverhältnissmässig in's Breite verlaufen. Diese Geldgeschichten hatten aber noch eine andere unerquickliche Seite. Als Zahlmeister war vom zürcherischen Zahlamte Joh. Heinrich Pöschung in Cur bestellt. Nun ereignete es sich, dass eine Soldzahlung in lauter Curer und Haldensteiner Halbdiken ausgerichtet wurde, augenscheinlich in der Absicht, dieser wenig beliebten Münze die Heimkehr an ihren Ursprungsort zu erleichtern. Steiner und seine Leute waren aber mit dieser Zahlungsart gar nicht zufrieden und schöpften Verdacht, als ob Pöschung zwar grobe Silbersorten erhalten hätte, allein dieselben zu seinem Vortheile

verwendet und die Zahlung in schlechter Scheidemünze vorgezogen hätte. Steiner verlangte daher, dass die Geldsendungen direct an ihn zu bestellen seien. In Zürich zeigte man wenig Neigung, der Verdächtigung Pöschung's Glauben beizumessen, und behielt sich die Convenienz des Seckelmeisters ausdrücklich vor.

Unter solchen Umständen, bei der langen Dauer des Lagerlebens, ohne andauernde Beschäftigung der Mannschaften, die durch die wiederholten Befehle von Zürich zur Unthätigkeit verurtheilt war, bei der mangelhaften Zahlung und der im Lande selbst herrschenden Theuerung aller Lebensmittel war es nicht zu verwundern, dass sich die Mannszucht mehr und mehr lockerte, und Steiner bereits Meutereien zu befürchten hatte. Er liess sich daher, um einen Profoss im Lager zu haben, einen Scharfrichter von Zürich kommen. Es fehlt in Steiner's Correspondenz keineswegs an Andeutungen, die auf Ausschreitungen gegen die Mannszucht hinweisen.

Der Mannschaftsbestand hatte ohne Zweifel seit Beginn des Auszuges manche erhebliche Veränderung erlitten. Von dem ursprünglichen Aufgebot war wohl die Mehrzahl nach Verlauf der drei ersten Monate Dienstzeit zurückgekehrt, und an deren Stelle andere, vielfach unzuverlässigere Elemente eingetreten. Der Rath in Zürich sah sich mehrfach genöthigt, Leute aus dem Regimente zu requiriren, die Schulden halber ausgetreten waren. Ein Marketender Ulrich Pfrunder wurde in Mayenfeld erschossen, der Thäter aber trotz der Vorstellungen Steiner's in Freiheit gelassen, ein Umstand, der wohl vermuthen lässt, dass der Haupttheil der Schuld auf Seiten des Getödteten lag. Die fünf Orte als Schirmorte des Stiftes Pfävers führten Beschwerde, dass durch zürcherische Mannschaften dem Stifte Ochsen ab der Waide getrieben und in Malans geschlachtet worden seien, dass die Klosterknechte auf offener Strasse überfallen, Steine in's Badtobel gewälzt worden seien, die das untere Haus einschlugen. Man sei sogar in's Kloster eingedrungen und habe sich in den Kellern desselben gütlich gethan. Steiner wurde dieser schweren Anklagen halber zur Vernehmlassung aufgefordert. Nach seiner

im Züricher Staatsarchive befindlichen Darstellung wäre allerdings der grösste Theil jener Beschwerden unbegründet gewesen. Da in den eidgenössischen Abscheiden von diesem Vorfalle nichts erwähnt ist, derselbe demnach nicht zu einem Entscheide gelangt zu sein scheint, so muss wenigstens irgendwelcher Anlass zur Beschwerdeführung geboten worden sein, wenn auch nicht gerade alle derartigen Auftritte durch Steiner'sche Mannschaften herbeigeführt wurden. Da indessen bald hernach eine förmliche Meuterei im Lager ausbrach, wobei durch Trommelschlag zur Rückkehr unter den Gehorsam aufgefordert werden musste, so ergibt sich hieraus schon zur Genüge, welcher Art die herrschenden Einflüsse im Regiment waren.

Nicht geringere Sorge als der Bedarf der Feldkassa machte dem Obersten der Verlust seiner goldenen Kette, und der Wunsch, den gebührenden Ersatz hiefür zu erhalten. Und hiefür bedurfte es unstreitig noch zarterer Saitentöne, als in der amtlichen Correspondenz. Man ersieht desshalb unschwer, welche Mühe sich Steiner gab, um den Amtsbürgermeister in günstiger Stimmung zu erhalten. Er gratulirt ihm zu Familienereignissen in jenem feierlichen Tone des 17. Jahrhunderts; er sendet ihm verschiedene Sorten von Wildhühnern auf seine Tafel, Birkhühner, Pernissen und Schneehühner, damals wohl in Zürich eine ziemlich seltene Delicatesse; er versorgt ihn mit vertraulichen Nachrichten.

Wenig gemüthlich war dagegen die gleichzeitige Spannung gegenüber dem Obersten Guler. Bekanntlich hatte Guler beim Vormarsche nach Tirano die rechte Thalseite zu halten, um den von Poschiavo erwarteten Zuzug zu erwarten, und mit demselben vereint in der Flanke vorzugehen. Da jener Zuzug ausblieb, und mit Abwarten somit Zeit versäumt wurde, konnte Guler den Obersten Steiner bei der versuchten Berennung Tirano's nicht unterstützen, und wurde so alles vereitelt, was zur Herstellung der Waffenehre erforderlich schien.

Während nun in Cur die Verhandlungen wegen des spanischen Bündnisses gepflogen wurden, erschien mit geschickter

Berechnung der Umstände, wie man glaubt von jesuitischer Seite, ein Pasquill, betitelt der Kelchkrieg, welches in den feindseligsten Ausdrücken die Unternehmung besprach und namentlich auf einzelne vorgekommene Excesse gegen Kirchen und Priester hinwies. Das Erscheinen dieses Pasquills bewies genugsam die furchtbare Aufregung, die in den katholischen Orten herrschte und fortwährend genährt wurde, und jede Annäherung unter den Parteien ausschloss. Guler, der jener beliebten Vermischung des politischen und religiösen Standpunktes überall und immer entgegentrat, glaubte die Antwort auf diesen Ausfall nicht schuldig bleiben zu dürfen, und veröffentlichte seinerseits eine Darstellung des Feldzuges, bei der vielleicht seine eigne Person und seine Leistungen mehr wie gebührend in den Vordergrund traten. Hiedurch fühlte sich Steiner, als er von dieser Darstellung Kenntniss erhielt, schwer verletzt, und wandte sich 6./16. Jan. 1621 sofort an den Rath von Zürich mit dem Gesuche, er möchte die Publication hindern, und behielt sich für alle Fälle eine Protestation vor. In Zürich scheint man indessen Steiner's Empfindlichkeit als zu weitgehend beurtheilt zu haben, der Rath sprach ihm daher 10./20. Februar die Verwunderung über seine Protestation aus und beschränkte sich darauf, ihm die Einsendung von Gegenbemerkungen freizustellen. Das Verhältniss zu Guler blieb so ein tief verbittertes. Man erkennt dies theils aus dem ganzen Ton der von Steiner verfassten Beschreibung des Feldzuges, welche die Schuld des Misslingens hauptsächlich auf Guler zurückführt; mehr noch aus der Verwendung, die er dem Landvogte Andreas Enderlin gegenüber der gerichtlichen Verfolgung wegen Confiscation von Guler's Effekten angedeihen liess. Vollends aber aus der Mittheilung förmlichen Wirthshausklatsches an den Rath von Zürich nach dem Fehlschlagen des zweiten Wormserzuges, als ob Guler in verrätherischer Weise ihn im Stiche gelassen hätte, erhellt, wie bitter sich das Verhältniss dieser zwei Männer in kurzer Zeit gestaltet hatte.

Unterdessen hatten die Unterhandlungen wegen des mailändischen Bündnisses dahin geführt, dass die Häupter des obern Bundes ohne förmlichen Auftrag von Seiten der Gemeinden eine Abordnung nach Mailand gehen liessen, um die Angelegenheit in's Reine zu bringen, und die Aufforderung an die andern Bünde erging, sich der Gesandtschaft anzuschliessen. Gueffier war im höchsten Grade betroffen über diesen Schritt, der es klar bewies, wie sicher die spanische Partei ihrer Sache zu sein glaubte, und wie weit ihre Verbindungen auch im Gotthausbunde namentlich schon gediehen waren. Die Gerichte reformirten Bekenntnisses im obern Bunde wurden förmlich gezwungen, sich dem mailändischen Bündnisse anzuschliessen. In Hohentrins musste dieser Gegenstand verhandelt werden, während das Fleckenstein'sche Fähnlein den Gerichtsring umstellte. Noch weniger fehlte es an Drohungen und Gewaltthätigkeiten gegen einzelne einflussreiche Personen. Es ist bereits erwähnt, dass Hauptmann Joder von Casutt und der Pfarrer Janett sich in den Schutz des Steiner'schen Regimentes begeben mussten, und dass der Bürgermeister Mayer während des feierlichen Empfangs des französischen Residenten in seinem Hause aufgehoben worden war. Schwere Misshandlung, Beraubung und Beschimpfung hatte auch der Pfarrer Stephan Gabriel in Ilanz zu erdulden; täglich und stündlich bedroht war der Pfarrer Georg Cazin in Tamins. Aehnlich wie Mayer wurde auch Nicolaus Schöni, gewesener Vicar des Veltlins, aufgehoben und nach Campodolcino abgeführt.

Die Frage wegen des Anschlusses der beiden andern Bünde an die Gesandtschaft nach Mailand kam unterdessen durch die Landesabstimmung zum Austrag. Hauptsächlich in Folge der unermüdlichen Thätigkeit des Pompejus von Planta, der mit dem von Scaramuzzia mitgebrachten Gelde nicht zu geizen brauchte, ergaben sich in der Abstimmung, wie Steiner den 9./19. Januar 1621 nach Zürich berichtete, schon elf Gerichtsstimmen des Gotthausbundes für Abordnung einer Gesandtschaft nach Mailand, so dass es bereits auf der Waage stund, ob die Behauptung der Gueffier zugesagten Neutralität im Gott-

hausbunde noch möglich sei. Nur im Zehngerichtenbunde wurde die Abordnung nach Mailand vollständig verweigert und blieb man somit der französischen Politik treu.

Der Hof von St. Germain wurde daher von den evangelischen Städten nachdrücklich aufgefordert, sich der bündnerischen Angelegenheiten mit grösserm Ernste anzunehmen, wenn nicht alles und für immer verloren sein solle. In der That war eine Zeit lang beabsichtigt gewesen, den Marschall Bassompierre abzuordnen, der es dann aber vorzog, in Madrid unmittelbare Unterhandlungen einzuleiten, worauf an dessen Stelle die Abordnung des Herrn von Montholon in nahe Aussicht gestellt wurde.

Augenscheinlich suchte nun aber Gueffier, wohl um in der Gunst des Hofes sich neuerdings zu befestigen, noch vor Ankunft dieses Abgeordneten seinen Angelegenheiten eine günstigere Wendung zu geben. Wenn auch an der Sonderstellung des obern Bundes vorläufig nichts mehr zu ändern war, so lag desto mehr alles daran, den Gotthausbund von weitern Umgarnungen abzuhalten und den Einfluss abzuschneiden, der sich bisher der französischen Politik in so wirksamer Weise entgegen gestemmt hatte.

Die Seele aller dieser Umtriebe war Pompejus von Planta, Erbmarschall des Hochstifts und Schlosshauptmann auf Remüs, ein kühner und entschlossener Mann. Vom Strafgerichte zu Thusis war er unter Einziehung seines Vermögens mit Landesverweisung und Achtserklärung bestraft worden, und hatte er sich seither in Feldkirch und der Enden aufgehalten, war aber jetzt, als die Frage des spanischen Bündnisses das höchste politische Interesse in Anspruch nahm, in's Land zurückgekehrt, uud hatte seinen Sitz in Rietberg genommen. Ihm war es auch hauptsächlich zuzuschreiben, dass sich im Gotthausbunde bereits eilf Gerichtsstimmen fanden, die dem Anschlusse an das spanische Bündniss zustimmten. So schien es eine unabweisliche Forderung der französischen Politik, sich wo immer möglich dieses Mannes zu versichern und weitern Umtrieben den Faden abzuschneiden. Der kühne Ritt des Georg Jenatsch und seiner

Mitverschwornen, des Blasius Alexander, der beiden Hohenbalken und des Gallus im Riet, ihr Erscheinen vor Schloss Rietberg im Frühlicht des 15./25. Februar, der unvermuthete Ueberfall und die Hinstreckung des gefürchteten Pompejus sind so bekannt, dass hier die Einzelheiten übergangen werden können. Hier handelt es sich mehr darum, zu untersuchen, wie diese Männer dazu kamen, eine solche unerhörte That zu unternehmen. Persönlich genommen hassten ihn die beiden Prediger Jenatsch und Alexander als einen Feind der evangelischen Kirche: war doch erst kürzlich unter den Augen des Pompejus die Kanzel in Almens mit Axthieben zertrümmert worden. Als Mitglieder des gewesenen Strafgerichtes konnten sie sich die Berechtigung zuschreiben, den Bannbruch, der ihn vogelfrei machte, persönlich zu rächen. Als Parteigänger sahen sie in ihm den Feind des Vaterlandes, mit dem man auf dem Kriegsfusse steht. Die Hohenbalken, als Vertriebene aus ihrem Heimatsitze Münsterthal, hassten die Gebrüder Planta als Urheber des österreichischen Einbruches in's Münsterthal. Unstreitig war aber die That eine vorbereitete. Auf Pferden, die der Oberst Steiner ihnen bewilligt hatte, führten sie den Ritt aus, und der Oberst wurde in Cur in öffentlicher Rathssitzung beschuldigt, er habe zur Ausführung des Rietberger Ueberfalles geholfen. Es ist nun aber nicht anzunehmen, dass Steiner, der fortwährend gemahnt wurde, sich auf der Linie der Vorsicht zu halten, von sich aus in eine so gefährliche Unternehmung sich eingelassen habe; vielmehr wurde er durch Gueffier bewogen, seine Vermittlung und Unterstützung den „Gutherzigen“ angedeihen zu lassen.

Schon am Tage nach dem Rietberger Ueberfall, 16./26. Februar, gab er nach Zürich Bericht über den Beginn der französischen Intervention zur Erstattung Veltlins und fügt bei, dass nach Wunsch der Gutherzigen Zürich sich mit Montholon in's Vernehmen setzen sollte. Gleichzeitig verspricht er auch ein besonderes Bedenken über das Mailändische Capitulat und die Ermordung des Pompejus von Planta.

Die blutige That rief allgemeines Entsetzen hervor, und da sich die Urheber sofort wieder in den Schutz des Regimentes zurückbegaben, so war es nicht zu verwundern, dass man alsbald die eigentlichen Anstifter vermuthen konnte. Für Steiner selbst entstund eine arge Klemme. Auf der einen Seite war das Gericht Fürstenau in der grössten Gefahr, von den Oberbündischen und Fünförtischen wegen des dort geschehenen Landfriedensbruches mit bewaffneter Macht angegriffen zu werden, und wurde Steiner von dorther dringend ersucht, zu Hülfe zu kommen. Anderseits suchte aber Zürich jeden Hauch eines Verdachtes von sich ferne zu halten und gebot Steiner, seine Truppen beieinander zu halten, und im Falle er von den Fünförtischen angegriffen werden sollte, Bericht zu geben; zudem solle er sich mit der „zusammengerotteten pünterischen Gesellschaft“ nicht beladen, sondern Vorsicht gebrauchen (Schreiben vom 3. und 13. März St. n.).

Uebrigens erwies es sich sofort, dass der Rietberger Ueberfall keineswegs bloss als vereinzelter persönlicher Racheakt aufzufassen sei, sondern vielmehr als das Vorspiel einer grössern Unternehmung zur wirklichen Zurückdrängung der spanischen Umtriebe gemeint war. Während Steiner, durch die drohenden Bewegungen der Fünförtischen, die sich bereits Cur näherten, ängstlich geworden, sich an Gueffier wandte, um mit seinem Regiment in französischen Dienst überzutreten und so seine politische und militärische Stellung zu sichern, brachen Jenatsch und seine Genossen in's Unterengadin auf, um die dortigen Gerichte zur Erhebung der Fähnlein aufzurufen, und mit denselben einen Vorstoss gegen die Oberbündischen zu unternehmen. Sie warfen auch im Engadin jeden Widerstand nieder, der ihnen von der Plantanischen Partei entgegen gestellt werden wollte.

Steiner hatte übrigens bei der ihm auferlegten Stellung so viel Unangenehmes zu hören, dass er sich doch entschlossen hatte, entgegen seinen Instructionen einen Vormarsch zu machen, wohl um die Bewegung, die sich im Engadin vorbereitete, auch

seinerseits zu unterstützen. Man hatte ihm vorgeworfen, die Gegenwart seines Regimentes bringe dem Lande keinen Nutzen, er sei von Venedig besoldet und nur Venedigs wegen da. Um solche und ähnliche Reden zu stillen, bot er der Stadt Cur bei Annäherung der fünförtischen Truppen auf dem Felde von Embs seinen Schutz an, und obwohl dieser abgelehnt wurde, rückte er in der Richtung gegen Reichenau vor. Der Sinn dieser Bewegung wäre unverständlich, wenn sie nicht im Einverständnisse mit Jenatsch erfolgt ist; sie konnte aber dazu dienen, den Feind über die Richtung des Vorstosses zu täuschen, den Jenatsch beabsichtigte. Wenn sich nämlich Steiner den Vorposten zu Embs näherte, durfte geschlossen werden, dass die Engadiner aus dem Albulathale gegen Cur vorrücken werden, und dass demnach hauptsächlich die Stellung von Reichenau zu sichern sei. In Zürich, wo er wieder wegen Geldmangel anklopfen musste, entschuldigte er seinen Aufbruch, der übrigens nur ein Scheinmanöver war, eben mit den üblen Nachreden, denen er ausgesetzt gewesen sei, bemerkt aber gleichzeitig, dass Montholon's Ankunft sehnlichst erwartet werde, da die Engadiner schon mit aller Macht auf seien. Es war diess am 9./19. März. Schon vier Tage später, also den 13./23. März, fand der Angriff auf Thusis statt, und in Folge dessen erklärt er am 15./25. März, dass er auf Ansuchen der Gutherzigen und Gueffier's nach Embs ziehen werde. Ohne Zweifel würde er sich gerne ebenfalls an der Verfolgung des Feindes betheiligt haben; allein die am 17./27. März aus Zürich eingetroffenen Befehle, nicht weiter vorzurücken und sich in keine Thätlichkeiten gegen die Fünförtischen einzulassen, hielten ihn in Embs zurück, bis die Fähnlein von der Verfolgung zurückgekehrt waren. In Reichenau wurde der Bundesschwur erneuert und den wieder zur Bundestreue zurückgekehrten Hochgerichten ihre Fähnlein erstattet und selbst die Kriegscontribution erstattet. Nur die den Fünförtischen abgenommene Beute und die in Disentis aufgefundene mailändische Fahne gelangten zur Vertheilung an die siegreichen Fähnlein. Der Zweck schien erreicht, der spanische Einfluss geknickt;

die französische Politik hatte wieder Oberwasser. Selbst Jenatsch und seine Genossen, denen doch der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung verdankt werden musste, erhielten nichts von der Beute. Es fällt daher auf, dass sich Steiner so angelegentlich bemühte, eines der von den Fünförtischen erbeuteten Pferde als Siegesgewinn zu erlangen, und sich hiefür zuerst an Blasius Alexander, später dann an den Hauptmann Rudolf von Salis zu wenden. Ein Beweis zum Mindesten, wie hoch er seinen geheimen Antheil an der Unternehmung anschlug.

Die Ereignisse folgten sich von jetzt an rasch, und zogen auch das Steiner'sche Regiment immer mehr in ihre Kreise. Mit der Vertreibung der Fünförtischen war nur ein Theil der Aufgabe beendigt. Noch war die Mesolcina von mailändischen Truppen besetzt, welche von Bellenz her als Hülfstruppen der Fünförtischen dort eingedrungen waren, und auch die Gefahr, dass die Fünförtischen zurückkehren werden, um ihre Scharte auszuwetzen, war durchaus nicht beseitigt. Die vier Fähnlein der Surselva wurden daher befehligt, im Tavetscher- und Medelserthale die Grenzen besetzt zu halten, während die übrigen Fähnlein nach Misox abrückten und die dortigen Landschaften von fremden Gästen reinigten.

Bei diesen Aufgaben hatte das Steiner'sche Regiment nicht mitzuwirken. Desto grösser war aber von jetzt an die Bedeutung dieser Hülfstruppen, als die verbannten Bündner sich in Feldkirch gesammelt hatten, und dort höchst drohende Reden führten. Steiner ersuchte daher am 7./17. April um Verhaltsmassregeln, und in der That war keine Zeit zu verlieren, da er schon drei Tage später zu berichten hatte, das kaiserliche Volk, das sich in Feldkirch gesammelt habe, betrage 6000 Mann zu Fuss und 300 Pferde. Er erhielt jetzt Befehl, die so sehr bedrohte Luzisteig zu verwahren (11./21. April). Dabei war der Rath von Zürich der Ansicht, die Sache werde keine besondere Gefahr haben, da Montholon, der jetzt in Solothurn angelangt sei, die Angelegenheiten schon in Ordnung bringen werde. Allein schon Tags darauf hatte der Rath, von anderer

Seite her über die Sachlage genauer unterrichtet, den Oberst beauftragt, er solle die drei Bünde zur Besatzung der Steig und anderer Pässe mahnen, d. h. während letztere noch im Misox beschäftigt waren, in seinem Theil hauptsächlich den Rhein bewachen, ohne Anlass zu Angriffen zu geben, sich selber aber nicht in Gefahr begeben, sondern die Bündner voranschicken. Es leuchtet ein, dass bei Annäherung einer so bedeutenden Abtheilung Kriegsvolk bei Feldkirch Zürich anfing, für eigenes Gebiet in der Herrschaft Sax besorgt zu werden, und auch für die Grafschaft Sargans zu fürchten hatte. Unter dem 17./27. April berichtete Steiner nach Ankunft des Prättigauer Zusatzes in Malans in der Stärke von 12—1400 Mann, er habe die Bewachung des Rheins den Grafschaftsleuten in Sargans übertragen, und bedürfe für sich selbst, um gegen die anrückende Reuterei gerüstet zu sein, noch 150 lange Spiesse.

Während dessen hatten die Bündner Fähnlein beim Pian di St. Giacomo oberhalb Misox die Wattenwyl'schen Truppen, 1500 Mann, welche sich dort verschanzt hatten, angegriffen und zurückgetrieben und die Landschaft von den Eindringlingen gesäubert. Hiemit war die Unternehmung, welcher der Ritt nach Rietberg zum Ausgangspunkte gedient hatte, zu einem befriedigenden Ende gelangt, die Bünde nicht nur befreit von Fremden und gefährlichen Umtrieben, sondern auch vermöge der Ankunft Montholon's in Erwartung einer baldigen Erledigung der Veltliner Angelegenheit. Gerade in Voraussicht seiner Sendung waren von hülfbereiter Hand die wesentlichsten Hindernisse seiner Einwirkung vorweg beseitigt worden.

Um so mehr konnte jetzt alle Aufmerksamkeit den Vorgängen unter der Steig zugewandt werden. Es folgte jene Abordnung nach Innsbruck, um zu erfahren, was die Ansammlung von Kriegsvölkern für einen Zweck verfolge, und wessen man sich hinsichtlich der Erbeinigung zu versehen habe. Unterdessen waren aber laut Schreiben Steiner's vom 19./29. April 500 Mann Fussvolk und 130 wallonische Reiter in Vaduz angelangt, und ein Vortrab letzterer dieses Tages bis zum Catharinenbrunnen

auf Recognoscirung vorgedrungen. Da bündnerischerseits Feuer auf sie gegeben wurde, antwortete das Schloss Gutenberg aus zwei Falconeten. Es hiess sogar, Erzherzog Lüpold werde in eigener Person mit 200 Mann in Feldkirch anlangen. Steiner befehligte nun 600 Mann Bündner zur Bewachung der Steig „mit ganzer Fahne“ und verordnete hiezu noch zwei Rotten seines Regiments. Da er sich nach Besichtigung des Wasserstandes im Rhein überzeugt hatte, dass ein Flussübergang nicht mehr zu befürchten sei, so begnügte er sich dem Rhein entlang mit einer einfachen Postenlinie. Dagegen konnte er seine Besorgnisse wegen der Mesolcina nicht unterdrücken, da der Oberst Bravo noch immer mit 3000 Mann in Bellenz stund und somit eine dortige Besatzung der Grenze nicht entbehrt werden konnte. Obschon es sich nachgerade herausstellte, dass die ganze Ansammlung von Kriegsvolk unter der Steig höchstens darauf berechnet war, Furcht einzuflössen, so schien es doch erforderlich zu sein, die naheliegende Gefahr zu benutzen, um in den evangelischen Städten neuerdings das Interesse für die bündnerischen Angelegenheiten zu wecken. Daher entschlossen sich die „Gutherzigen“ zu einer Reise nach Zürich, Basel, Schaffhausen und St. Gallen, um durch ihr Erscheinen neue Hülfsmittel für die Vertheidigung des Landes zusammenzubringen. Nach dem zweifachen Siege über die eingedrungenen feindlichen Kriegsvölker hatte sich in den evangelischen Städten die öffentliche Meinung ganz zu ihren Gunsten erklärt. Man wünschte die Männer zu sehen, die in kurzer Zeit mit der grössten persönlichen Aufopferung solche Leistungen aufzuweisen hatten. Steiner empfahl daher seine Freunde und Schützlinge an Zürich „als die nächst Gott nicht die mingsten Instrument gewesen, dass das spanische Wesen, vorab die mailändische Capitulation aus dem Land gemehret, ja mit streitbarer Hand die Spanischen zum andern Mal aus dem Land gejagt sind“. Er wünscht desshalb, dass sie an die befreundeten Städte empfohlen werden, und will mit der weitern Bemerkung, dass selbige von der gemachten Beute nichts erhalten hätten, ohne Zweifel andeuten, dass der Bewunderung

auch thatsächliche Beweise der Anerkennung folgen dürften. Es ist bekannt, dass jene Reise Jenatsch's und seiner Genossen sich zu einem wirklichen Triumphzuge gestaltete, indem sie überall als die neuen Tellen begrüsst wurden.

Zürich schärfte auf seine Berichte dem Obersten neuerdings ein, nichts gegen die Oesterreicher zu unternehmen, es wäre denn, dass er angegriffen würde, und selbst dann nicht, wenn die Bündner versuchen sollten, einen Ausfall in's österreichische Gebiet zu machen. Es war vielleicht überflüssig, diese Mahnung ergehen zu lassen, da Steiner weit entfernt war, sich und sein Regiment in allzunahe Berührung mit dem Feinde zu bringen, vielmehr trotz aller Aufforderungen und ihm wegen seiner Unthätigkeit gemachten Vorwürfe in Mayenfeld blieb. Aber allerdings würde wenig gefehlt haben, dass sich längs des Rheins ein Kampf entspann, der an die Zeiten des Schwabenkriegs erinnern und auffällige Aehnlichkeit mit den damaligen ersten Begegnungen darbieten konnte. Der Landsturm war in ganz Bünden und Vorarlberg ergangen. Am 30. April/10. Mai war erzherzoglicherseits ein Reiterangriff erfolgt, der von den Bündnern zurückgewiesen wurde, jedoch auf beiden Seiten mehrere Todte hinterliess. Die Prättigauer wollten, der unaufhörlichen Allarmirungen überdrüssig, einen Ausfall von der Steig machen. Durch die Bemühungen der Gesandtschaft in Innsprugg und hauptsächlich Montholon's, dessen eifrige Thätigkeit Steiner in einem Schreiben vom 17./27. Mai lobend hervorhebt, war es indess gelungen, die feindliche Bedrohung der Steigschanzen einzustellen. Die Bedrohung der Steig lässt sich um so mehr auf versuchte Repressalien gegen die jüngsten Ereignisse zurückführen, als Pompejus von Planta herzoglicher Rath war, und Joh. Heinrich von Planta, pfandherrlicher Inhaber der Herrschaft Rhäzüns, persönlich nach Innsbruck geeilt war, um Beschwerde zu führen über den Einbruch in sein Schloss und die dabei vorgefallenen Eigenthumsbeschädigungen, welche die Engadiner bei ihrem Vormarsche von Thusis herab begangen hatten.

Somit war für einige Wochen Ruhe eingetreten; man konnte

Ende Juli sogar die Besatzung in Misox nach Hause entlassen; alles schien im besten Zuge wegen der Wiederherstellung Veltlins. Auch Steiner hoffte mit seiner Mannschaft baldigst den Heimweg antreten zu dürfen. Er verlangte daher Abrechnung über das ganze Dienstjahr, und falls die Abberufung noch nicht möglich sei, für ein zweites Dienstjahr eine feste Capitulation mit geregelten Soldverhältnissen.

Indessen zogen neue Wolken politischer Wirren am Horizonte empor. Die anfänglich so anerkennend begrüsste Thätigkeit Montholon's hatte keine rasche Erfolge aufzuweisen, wie sie doch nach allem erwartet wurden und erwartet werden durften. Bei den reformirten Bündnern regte sich der Argwohn, als ob er sich der katholischen Partei zu sehr nähere. Schon Mitte August sprach man öffentlich davon, man sei der höfischen Umtriebe müde; die französischen Versprechungen erweisen sich als trügerisch. Gehoben durch die letzten Erfolge vertraute man, es müsse möglich sein, auch ohne fremde Unterstützung sich Veltlins zu bemächtigen und den wirren Knoten so auf einmal zu zerhauen. Es ist bemerkenswerth, dass derartige Stimmen sich erhoben, als die „Gutherzigen“ beiläufig von ihrer Rundreise zurückgekehrt sein mochten, und ebenso bemerkenswerth, dass anfänglich selbst Steiner gegenüber das Geheimniss gehütet wurde. In dem gleichen Schreiben vom 20./30. Juli, worin er die Entlassung der Besatzung in der Mesolcina meldet, beklagt er sich über das Benehmen der Bündner, die ihm keine Nachrichten mittheilen und immer nur Hülfeleistungen haben wollen. Man möchte sagen, fügt er in seinem Missmuthe bei, es sei keinem Bündner zu trauen.

In Zürich war man über das Scheitern der Unterhandlungen Montholon's und die drohenden Anzeichen neuer Unruhen in den Bünden in nicht geringer Besorgniss, und Steiner erhielt den gemessenen Befehl, sich ohne besondere Instruction bei dem vorhabenden Veltlinerzuge in Nichts einzulassen und sich einzig auf die Vertheidigung der Steigschanzen zu beschränken. Bekanntlich unterblieb dann der erste Anlauf, indem auf Andringen

Gueffier's und der vier evangelischen Städte vom Beitag der Aufbruch eingestellt wurde. Steiner berichtete hierüber mit der Meldung, dass der Vortrab nächster Tage zurückerwartet werde, in ziemlich gereizter Stimmung: „Die Püntner treibend also ihre alte Weis, indem sie zwarend vil erkennend, aber wenig begehrend auszurichten, noch einen rechten Ernst in ihren Sachen zu erzeigen". Aus diesem Zusammenhang lässt sich schliessen, dass Steiner eine neue Unternehmung nicht ungerne gesehen hätte und selbst persönlichen Antheil zu nehmen gewünscht hätte, sich aber durch das geheimnissvolle Treiben der Bündner gekränkt fühlte, und seine Verurtheilung zur Unthätigkeit um so weniger geduldig ertrug, je zahlreicher die Vorwürfe und scharfen Bemerkungen waren, die aus seiner unmittelbaren Umgebung ihm zukamen.

Der Beitag hatte indessen die Unternehmung nicht endgültig eingestellt, sondern nur die Einholung von Vollmachten seitens der Gemeinden abgewartet. Da diese nun in ihrer Mehrheit die Erneuerung des Feldzuges in's Veltlin trotz aller erfolgten Abmahnungen billigten, so erfolgte nach Bericht Steiner's vom 28. Sept./8. Oct. der Aufbruch der Fähnlein aller drei Bünde nach dem Oberengadin, woselbst dann die weitere Unternehmung vorbereitet werden sollte.

Gleichzeitig brach aber in Steiner's Regiment eine wie es scheint schon lange gährende Meuterei aus, die er hauptsächlich auf die Zahlung in schlechter Valuta zurückführte, aber auch zum Theil geheimen Aufhetzungen betreffend Verzögerung der Heimkehr zuschrieb. Es bleibt jedoch auffallend, dass diese Meuterei in Steiner's Regiment gerade in dem Moment zum Ausbruch gelangte, wo die Bündner eine Unternehmung vorbereiteten, von deren günstigem Erfolge die volle Herstellung der Waffenehre erwartet wurde. Wie das Regiment von der Theilnahme hieran ausgeschlossen blieb, so konnte und musste wohl in der Mannschaft die Unzufriedenheit überhandnehmen, das Verlangen nach Abberufung stürmisch auftreten, und der Wunsch, die Waffenbrüderschaft mit den Bünden, bei der weder

Ehre noch reicher Lohn und Beute in Aussicht stund, abzubrechen, sich geltend machen.

Auch die zweite Wormser Unternehmung, die offenbar nur als plötzlicher Ueberfall geplant war, scheiterte aus Mangel an genügender Vorbereitung und Ausrüstung, zumal die Spanier bereits gewarnt waren und, ohne den Flecken Bormio im Geringsten zu schonen, ihr Feuer spielen liessen. Steiner berichtete über jenen Misserfolg in förmlich wegwerfender Weise, und zwar so, dass er seine Vorwürfe gegen den Oberst Guler mit heftigen Worten erneuerte.

„Was dann das arbeitselige Püntnerische Wesen betrifft", schreibt er unter dem 9./19. October, „werden Ew. Gnaden allbereit verstanden haben, was massen der schöne püntnerische Aufbruch in das Veltlyn in das Werk gerichtet worden, und wie die fähndlin gem. III Pündten in die 10000 stark sich den 30. jüngst verwichenen Septembris zu Scamfs, Zuz und anderstwo in dem obern Engadyn versamlet habind. Von dannen sind sie der Grafschaft Wormbs zugezogen, und habende sich zwaren des Haubtfleckens bemächtiget, aber alsbald sie gesehen, dass der Feind (wie wohl in gar geringer Anzahl, sintemal der Reuteren nit über 40 gewesen) aus der Veste hinausgefallen, und etwas wenigs Widerstandts gethan, ist ihnen alsbald aller Muth und Herz entfallen. Insonderheit aber war unter ihren Führern nicht einer, der das Volk anzuführen, oder ihnen einen Muth zu schöpfen, oder selber zu streiten begehrt hätte; und handt sich hiemit allerdings eingestellt und verhalten, wie Sie Ew. Gnaden von uns oftermahlen beschriben und vorgesagt worden, was sie namlich überall für ein Volk seygindt, und was es umb ihr Sachen in gemein und besonderbahr für eine Beschaffenheit habe; wie sich Ew. Gnaden zweifelsohne noch wohl werden zu erinnern wüssen. Welche unser Schreiben aber man (sic!) nur in Wind geschlagen und ihnen keinen Glauben hat geben wöllen; sonder nur die angehört, so diese Land in gegenwärtige Ungelegenheiten und Jammer gebracht. Wie sich nun die Führer und das Volk in diesem Zug verhalten, eben so und nicht

anderst hat sich ferndriges Jahrs im Veltlyn und benantlich in Tyran das pündnerische Volk und sonderlich ihr Haubt und Führer verhalten auch, sind auf den Bergen hinter den Kestenenbaumen den ganzen Tag verbliben, und hat Er der Führer wider die gethane Abred und sein vilfaltiges Versprechen das Volk auch nie anzuführen begehrt, wie sich dann der gemeine Mann dessen ofter klagt hat, man aber sölichs nie glauben wöllen, dieweil sie allen ihren Sachen ein ander Farb anstreichen könnend, sich daraus zu wicklen, und andere ehrliche Oberkeiten in ihren Schweiss zu stecken, und dasjänige, was sie entweder verderbt, oder nit understahn dörfend, mit ihrem falschen Schein und Fürgeben, auf Sie namlich, andere Oberkeiten zu laden, und sie in Gefahr zu bringen, da sie aber das Herz nit handt etwas auszurichten, was grosser Thaten sie sich je austhüendt, wie dann uns fürkomt, dass mehrgedachter Führer sich unverschamt grosser Dingen rühmen dörfe, die er im Tyranischen Zug verrichtet habe, daran aber nüt ist, Ihme bei der Welt ein Glimpf zu schöpfen, als wann er und die Püntner diejenigen wären, die allen Feinden ein Schrekken einjagend könnind. Hand also dem Feind den Rüken gekehrt, und sind schandlich wiederumb abgezogen, jedes Fändlin an sein Ort, unangesehen sie einmal einhellig gewesen, und mit gmeinem Rath zu Feld gezogen sind, und hat Ihnen nützid gemanglet, dann dass sie nit wiederumb ein oder zwey Regiment Eydtgnossen gehebt, die sie, wie in angeregtem tyranischen Zug auch beschechen, hätten im Schweiss stäcken lassen, und dem Feind übergeben können.

Ist hiemit dieser Zug, der Ihnen von Ew. Gnaden und den übrigen dreyen Evangelischen eydtgn. Stätten, wie auch sonderbaren Personen so offt missrathen worden, nicht nur ohne Frucht, und mit schlechter Reputation ihres Vatterlandts, auch Verlust etwas Volks, sonderlich Junker Hartmann Plantes abgangen: sondern das Haus Mayland, und der Landtsfürst Erzherzog Leopold zu Oesterreich etc. erst von neuem in die Waffen gebracht worden, wie dann allbereit etliche Fahnen zu Ross und

zu Fuss bis hinauf gen Balzers kommen sind, und täglich noch mehr folgen söllend, auch die vergangne Nacht das Leopoldische Volk einen Lermen durch das ganze Brättigeuw gemacht hat, ohnangesehen die Herren Commissarie gemeiner dreyer Pündten noch zu Imbst bei Ihr fürstlichen Durchlaucht sich befindend, und im Frieden zu tractieren Befelch hand, der aber wie zu besorgen. durch disen unzeytigen Aufbruch schlächtlich wird befördert werden.

Unter dessen ist auf heutigen Tag ein Bytag zu Chur angestelt. Was nun weiter erfolgen möchte, oder wie disen Leuten, die Ihnen nit rathen lassend, und bei denen kein Einigkeit noch treuwes Zusammensetzen nit ist, weiters könne geholfen werden, das mögen wir nit wüssen". —

Jedermann wird sagen müssen, dass die Verbitterung gegen Oberst Guler den Blick Steiner's für ein gerechtes Urtheil wesentlich trübte. Nachdem Worms in Brand geschossen war, und der Führer Hartmann Planta unter den Ersten gefallen war, war es nicht mehr Mangel an Muth, wenn man, eignen Geschützes entbehrend, ohne festen Stützpunkt darauf verzichten musste, gegen Schanzen Sturm zu laufen. Im Uebrigen bezeichnete Steiner die Folgen der an ihrer Unzulänglichkeit missglückten Unternehmung richtig. In der That kam diese Schilderhebung der drei Bünde nur ihren lauernden Feinden zu Nutze. Erzherzog Leopold erachtete nunmehr den Augenblick als günstig, um seinen längst gehegten Absichten eine vollständige Ausführung zu sichern, seine Hoheitsrechte im Grosstheil der Zehn Gerichte geltend zu machen, und mittels derselben die Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses mit den Mitteln der kriegerischen Gewalt durchzuführen.

Schon neun Tage nach obigem Berichte wurden die trüben Aussichten zur Wirklichkeit; die Bewegungen Leopold's führten zu einem Einbruch in's Prättigau unter Erhard Brion. Das Schlapiner Joch war ganz unbewacht geblieben, und so wälzten sich seine Mannschaften gegen Klosters. Am 27. October in der Morgenfrühe wurde von Montafun her die Grenze über-

schritten und, ohne Widerstand zu finden, Klosters geplündert und in Brand gesteckt. Bei 200 Personen wurden in ihren Betten, nach Steiner's Bericht, erwürgt. Schon Tags zuvor war unter Aloys Baldiron ein ähnlicher Einbruch im Unterengadin erfolgt. Es lag somit ein vorbereiteter Plan zur Ausführung vor, zumal gleichzeitig auch von Gutenberg aus ein nächtlicher Vormarsch bis an die Schanzen der Steig unternommen wurde. Schon am 1. November folgte hierauf die Besetzung des Unterengadins unter Rudolf Planta und der Einmarsch der Spanier in die Grafschaft Cläven; Oberengadin und Bergün capitulirten; und es stunden somit dem Feinde fast ohne Schwertstreich alle Pässe offen.

In Folge dieser Nachrichten wurde Steiner mit frischer Munition versehen und dabei angewiesen, sich streng innerhalb der Vertheidigungslinie zu halten. Seine Stellung war allerdings höchst gefährdet. Man wollte wissen, dass der Feind von Davos über Schanfigg nach Cur vorrücken werde, und dass Rudolf Planta darauf ausging, das Regiment aus dem Lande zu drängen. Er habe geäussert, die Züricher seien lange genug im Lande gewesen, man werde ihnen bald den Weg zeigen. Steiner verlangte daher schleunigen Bericht, „damit er nicht zwischen Thür und Angel komme". Das Land sei allenthalben verrathen; er werde sich so gut als möglich zu sichern suchen, protestire aber gegen alle Verantwortlichkeit.

Unter diesen Umständen erhielt er am 29. Octb./8. Nov. den Befehl zum Abzug. An eben diesem Tage war es, dass Erzherzog Leopold den Pass über die Steig von der Herrschaft Mayenfeld forderte und ihn auch von den drei Bünden bewilligt erhielt. Steiner bewerkstelligte daher seinen Abzug durch die Grafschaft Sargans, mit dem Bemerken an Zürich, er habe den frühern Befehl, durch die Herrschaft Sax abzumarschiren, desshalb nicht ausgeführt, um derselben nicht eine Passperre zuzuziehen. In Rüti wollte er weiterer Befehle gewärtig sein.

LUDWIG XIV.

UND DIE

SCHWEIZERISCHEN KAUFLEUTE.

Von

PAUL SCHWEIZER.

Während meines Aufenthaltes in Paris 1877 wurde mir durch die gütige Vermittlung unseres hochverdienten Gesandten die ausserordentliche Vergünstigung zu Theil, in das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten eindringen und daselbst Wochen lang in den für unsere vaterländische Geschichte so werthvollen diplomatischen Correspondenzen studiren zu dürfen. Meine Arbeit galt einer Sammlung von sieben Foliobänden, welche die diplomatische Correspondenz zwischen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1664—1671 enthält, d. h. in der Periode, wo Mouslier, der Nachfolger Labarde's, französischer Resident war. Sie werden leicht begreifen, dass ich heute nicht in der Lage bin, Ihnen die Gesammtresultate dieser Studien mitzutheilen, sondern mich auf einen einzelnen Punkt beschränke, wozu mir jene Papiere mehr eine allgemeine Anregung als das Material selbst boten. Der Werth jener Gesandtschaftsberichte liegt nicht sowohl darin, dass sie eine vollständige Darstellung der Verhandlungen geben, als vielmehr in der ganz neuen Beleuchtung, welche sie von dem veränderten Standpunkt aus auf die schweizerischen Verhältnisse werfen. Da möchte ich denn einen Punkt herausgreifen, der mich selbst beim Lesen dieser Papiere am meisten überrascht hat.

Anm. Unveränderter Abdruck eines Vortrages, gehalten in der antiquarischen Gesellschaft in Zürich (26. Januar 1878). Einzelne Theile dieses Vortrages sind benutzt worden in dem Abschnitt: Zollprivilegien, in der Einleitung zur Correspondenz der französischen Gesandtschaft 1664—1671, Quellen zur Schweizergeschichte Bd. IV, p. LXXII; doch konnte dort die merkwürdige Gesandtschaft Escher's und Hochrütiner's von 1663 nicht so eingehend behandelt werden.

Nicht sehr unerwartet ist es, dass der Resident Mouslier als den Herd der Opposition gegen Frankreich Zürich bezeichnet, wohl aber, dass Zürich in dieser Beziehung nicht als die Stadt Zwingli's, die traditionelle Gegnerin der Solddienste, sondern als Handelsstadt erscheint, mit einem Wort, dass es die Kaufleute, die handeltreibende und industrielle Bevölkerung von Zürich ist, welche allen Bestrebungen und Wünschen Frankreichs die grössten Hindernisse entgegensetzt.

Der Einfluss der Handelsinteressen auf unsere Politik datirt also keineswegs erst aus dem 19. Jahrhundert. Für das 17. Jahrhundert mag derselbe um so auffallender erscheinen, als die regierenden Geschlechter der eidgenössischen Orte meistens nicht der Handelsclasse angehörten, auch in Zürich nur zum geringsten Theil, also in der Tagsatzung sich wenige Vertreter der commerciellen Interessen fanden, wie namentlich der Abgeordnete der Stadt St. Gallen und etwa der eine oder andere von Basel, Schaffhausen, Zürich. Allein es gab damals so gut wie heute, und vielleicht noch mehr, auch andere Wege als nur die directen. Oftmals kamen die Kaufleute aus allen Städten in Masse nach Baden, wenn die Tagsatzung über ihre Interessen berieth, und bearbeiteten die Gesandten vor und nach der Sitzung mit dringenden Vorstellungen; auch financielle Opfer scheuten sie nicht, und die Verachtung der regierenden Herren gegen die Krämer erstreckte sich nicht zugleich auf ihr Geld. In einzelnen Fällen, wo man geradezu mit Handelsinteressen sich beschäftigte, wurde den Kaufleuten auch eine officielle Vertretung durch zwei oder mehr Deputirte zugestanden, die dann an den Sitzungen der evangelischen Orte und auch an Commissionssitzungen theilnahmen, ja selbst an Gesandtschaften in's Ausland. Namentlich gilt dies von der eidgenössischen Grossbotschaft, welche zur Erneuerung des französischen Bundes im Jahr 1663 nach Paris abging. An diesem Ereigniss und den vorhergehenden und nachfolgenden Verhandlungen entfalteten die schweizerischen Kaufleute die grösste Thätigkeit; ich wähle daher dies zum Mittelpunkt meiner Darstellung.

Gerade über diese Bundeserneuerung äussert sich Mouslier in einer Weise, welche die grosse Bedeutung der Kaufleute und ihrer Opposition gegen Frankreich in's richtige Licht stellt. In seiner Depesche vom 16. Juli 1669 sagt er mit einem Rückblick auf jene Verhandlungen: „Die Kantone hätten sich nie zur Bündnisserneuerung bewegen lassen, welche von der Mehrzahl, besonders von Zürich, sieben oder acht Jahre lang hintertrieben wurde, wenn man nicht ihre Kaufmannswaaren zu Lyon und an den Grenzen mit Beschlag belegt hätte, unter dem Vorwand, sie hielten die Kleinodien der Krone zurück, obgleich diese an Zahlungsstatt für rückständigen Sold den Hauptleuten gegeben worden, die an den Waaren keinen Theil hatten" (Quellen zur Schweizergeschichte IV, p. 259).

Die nämliche Ansicht wird übrigens auch von schweizerischer Seite ausgesprochen. Die im März 1657 zu Aarau versammelte Conferenz der evangelischen Orte beschloss: „Da die zu Lyon den Kaufleuten auferlegten Zölle vom Gesandten veranlasst und als Zwangsmittel zum Abschluss des Vertrages anzusehen seien, so solle dem Gesandten geschrieben werden, er möge die Aufhebung jener Massregeln auswirken". Auch geschah es namentlich unter dem Einfluss der Kaufleute, dass die Erneuerung des 1651 abgelaufenen Bündnisses, welche von den katholischen Orten schon 1653 eingegangen wurde, von den evangelischen noch mehrere Jahre verzögert wurde, bis endlich die Kaufleute, durch die Unterbrechung ihres Handels genöthigt, den Widerstand aufgaben. Um so eifriger suchten sie jetzt bei den Verhandlungen des Bündnisses ihre Interessen geltend zu machen und gegen eine Wiederholung ähnlicher Massregeln sich genügende Garantie zu verschaffen.

Um ein Urtheil darüber zu gewinnen, was die Schweizer für ihren Handel verlangen konnten, ist es unerlässlich, einen Rückblick zu thun auf die bisherigen Verkehrs- und Zollverhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz seit Beginn der französischen Bündnisse. In erster Linie sind diese Verhältnisse abhängig von der Geschichte der französischen Handels- und Zoll-

gesetzgebung, wovon ich einen kurzen Ueberblick zu geben versuchen will.

Das Zollwesen des Mittelalters, wie es selbst in Frankreich noch bis Mitte des 16. Jahrhunderts fortdauerte, unterscheidet sich von den neueren Systemen am meisten dadurch, dass an den Grenzen des Königreichs keine Eingangs-, sondern nur Ausgangszölle bestanden. Ohne jede fiscalische Absicht hatten diese Zölle nur den Zweck, gewisse unentbehrliche Waaren, wie namentlich Lebensmittel, Gold und Silber, Kriegsmaterial im Lande zu behalten. Das System liess sich leicht auch zum Schutz der Industrie anwenden, sobald dieselbe eine nationale Bedeutung gewann. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts zeigen sich solche Bestrebungen theils in gänzlichem Verbot der Ausfuhr von Rohstoffen, theils in Erschwerung derselben durch hohe Zölle. Dasselbe Princip führte dazu, der Einfuhr nicht nur keine Schwierigkeiten zu bereiten, sondern sie im Gegentheil durch besondere Privilegien zu begünstigen. Solche Privilegien wurden zunächst zu Gunsten der grossen Messen ertheilt; für die von Lyon, welche Ludwig XI. einsetzte, um den Markt von Genf nach Lyon zu ziehen, erhielten nicht allein die Schweizer Kaufleute, sondern auch die Graubündner und die der deutschen Reichsstädte bedeutende Privilegien, wie z. B. Zollfreiheit für 15 Tage zur Zeit der Messe, Freiheit von Abgaben und Steuern. Alles dies gaben die französischen Könige freiwillig im eignen Interesse und durchaus nicht in Folge politischer Verwendung der eidgenössischen Orte. In der Zeit der grossen Entdeckungen wurde die Begünstigung der Kaufleute von der Ausnahme zur Regel; in den Cahiers der berühmten Etats généraux von 1484 wird das Princip der Handelsfreiheit deutlich ausgesprochen. Mitten in diese Zeit fällt die erste Garantie der Privilegien für die schweizerischen Kaufleute im Freiburger Friedensvertrag von 1516, welcher im fünften Artikel alle Privilegien und Freiheiten bestätigt, „qui leur pourroient avoir esté donnés par les Rois de France, en la ville de Lyon“, aber ohne diese Freiheiten irgendwie näher zu bezeichnen.

Noch viel unbestimmter lautet aber der neunte Artikel, aus welchem nachher die Schweizer die wichtigsten Schlüsse ziehen wollten: „Beide Parteien versprechen, dass alle Kaufleute, Gesandte, Pilger und andere Leute mit ihren Gütern und Waaren in beiden Ländern frei handeln und wandeln können, ohne Belästigung oder neue Zollauflagen, ausser den bisher gebräuchlichen". Man sieht, dies sind Bestimmungen, wie sie im ganzen Mittelalter in jedem Friedensvertrag zu finden sind. Jedenfalls kann nur eine sehr gewaltsame Interpretation aus diesen Worten mit den schweizerischen Kaufleuten den Schluss ziehen, dass die französischen Könige auf alle Ewigkeit hinaus sich verpflichten, bei allen und jeden Veränderungen und Neuerungen, die sie im Zollwesen vornehmen, die Schweizer auszunehmen. In Betracht gezogen, dass Frankreich damals ganz bereitwillig specielle Handelsverträge mit Spanien, England, Venedig, Dänemark schloss, ist kaum zu bezweifeln, dass auch die Schweiz einen solchen hätte erlangen können, wäre nicht ihr Handel damals allzu unbedeutend gewesen, als dass auch nur der Gedanke daran hätte aufkommen können.

Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam man in Frankreich von diesen sozusagen freihändlerischen Tendenzen zurück und näherte sich immer mehr einem Protectionssystem. Nachdem ein im ersten Eifer der neuen Theoretiker erlassenes Verbot der Einfuhr von Fabricaten an der Unmöglichkeit der Durchführung gescheitert war, legte Heinrich III. 1581 einen Eingangszoll von 2 % auf alle Arten von Waaren, der sich in der Folgezeit immer erhöhte.

Die bisher besprochenen Zölle an den Grenzen des Königreichs bildeten jedoch nur einen Theil des Zollwesens. Daneben existirten die noch älteren Binnenzölle, Transitzölle, Octrois, Weg- und Brückengelder. Einen Uebergang dazu zeigt die eigenthümliche Stellung der Provinces reputées étrangères, d. h. Provinzen, welche in Bezug auf die Zölle gleich dem Ausland behandelt wurden und also auch ihre eignen Zölle hatten. Es waren dies zum Theil altfranzösische, in Mitten des Reiches

gelegene Provinzen, wie Auvergne, Perigord, dann auch die südlichen Dauphiné, Languedoc, Provence. Auch in den übrigen Provinzen liess sich das mittelalterliche System der Binnenzölle weder durch die Vereinigung mit den Kronländern verdrängen, noch durch die spätere centralisirende Gesetzgebung des absoluten Königthums. Diese Provincialzölle und Octrois giengen einfach aus der Hand der alten Herrschaften an die königliche Domäne über.

Bei diesen Zöllen trat das Protectionssystem noch früher auf und übte einen noch grössern Einfluss aus als bei den Grenzzöllen. Die Idee einer Protection knüpfte sich ganz natürlich zuerst an die wenigen Punkte an, wo die Industrie zuerst auf französischem Boden von den Königen gegründet und künstlich grossgezogen wurde; so namentlich an Lyon, wohin schon Ludwig XI. italienische Seidenarbeiter gezogen hatte. Zum Schutze dieser Industrie wurde in Lyon eine Douane errichtet, wann, ist nicht genau nachzuweisen; doch lässt sich indirect schliessen, dass es schon vor 1516 geschah. Sie erhob einen Zoll von etwa 5 % des Werthes von im Ausland fabricirten Seiden-, Gold- und Silberstoffen. Freilich bezog sich dies nur auf die Einfuhr aus Italien und Spanien, weil in andern Ländern noch keine irgend bedeutende Seidenfabrication bestand.

Eine erhöhte Bedeutung gewann diese Douane, als Lyon 1540 das Monopol für Seide erhielt, so dass alle aus Italien und Spanien importirte Seide, sowohl Rohstoffe als Fabricate, durch Lyon passiren mussten und nur dort verkauft werden durften.

Waren diese Bestimmungen doch nur zum Schutz einer einzelnen besonders zu begünstigenden Industrie getroffen, so machte sich dann unter der Regierung Heinrich's III. das allgemeine Protectionssystem auch für die Lyoner Douane geltend. Ein Edict von 1585 verordnete, dass sämmtliche Waaren, welche aus England, Flandern und Deutschland durch die Rhone nach dem Süden giengen, in Lyon einen Zoll bezahlen von 5 %. Um Betrug zu verhindern, erhielt die Douane 1605 die Er-

laubniss, eine Anzahl von Bureaux auch ausserhalb des Lyonergebietes in Dauphiné, Provence und Languedoc zu errichten, was zu zahlreichen Streitigkeiten Anlass gab, einmal weil die Zollpächter behaupteten, für die ausserhalb gelegenen Bureaux nicht unter der Gerichtsbarkeit der Lyoner Douane zu stehen, sodann, weil sie den Kaufleuten die Verpflichtung, nach Lyon zu gehen, erliessen, wenn sie nur an einem Bureau den Zoll entrichteten. Dies brachte der Stadt Schaden, weil sie selbst einen Theil der Zölle unter dem Titel Subvention und Tiers de ville in Pacht hatte. Zum Ueberfluss wurde 1595 an der Rhone noch eine zweite Douane in Vienne gegründet, nachher nach Valence verlegt und aufrecht erhalten trotz der Proteste von Lyon und der unaufhörlichen Streitigkeiten. Für die Schweizer kam diese Douane von Valence ganz besonders in Betracht, da der grösste Theil ihrer Waaren diesen Weg nehmen musste, um nach Spanien und von da nach Westindien, dem eigentlichen Bestimmungsort, zu gelangen.

Auf Grund dieser Uebersicht über die französische Zollgeschichte wäre nun zweierlei festzustellen: einmal, welche Zölle schon vor 1516 bestanden und gemäss dem Friedensvertrag für die Schweizer verpflichtend waren, sodann, welche von den später aufgelegten Zöllen eine Verletzung des Friedensvertrages enthielten.

Was die Grenzzölle betrifft, so ist unbestreitbar und selbst von den Schweizern zugegeben, dass schon vor 1516 ein Ausgangszoll bestand von ungefähr 5 % des Werthes. Derselbe war aber für die Schweizer nicht sehr bedeutend, da sie viel weniger Waaren aus Frankreich ausführten, als sie dahin importirten. Der Unterschied betrug im 17. Jahrhundert 1 : $1^1/_2$ des Werthes. Um so gefährlicher war ihnen das ebenfalls vor 1516 bestehende Ausfuhrverbot von Gold und Silber. Hierüber sagt der Friedensvertrag nichts. Erst 1556 erhielten die Schweizer ein Privileg, die aus ihren Waaren erlösten Summen frei und unbelästigt heimführen zu dürfen, aber mit der Verpflichtung, vom Generalstatthalter zu Lyon einen Pass zu lösen und die

Während meines Aufenthaltes in Paris 1877 wurde mir durch die gütige Vermittlung unseres hochverdienten Gesandten die ausserordentliche Vergünstigung zu Theil, in das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten eindringen und daselbst Wochen lang in den für unsere vaterländische Geschichte so werthvollen diplomatischen Correspondenzen studiren zu dürfen. Meine Arbeit galt einer Sammlung von sieben Foliobänden, welche die diplomatische Correspondenz zwischen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1664—1671 enthält, d. h. in der Periode, wo Mouslier, der Nachfolger Labarde's, französischer Resident war. Sie werden leicht begreifen, dass ich heute nicht in der Lage bin, Ihnen die Gesammtresultate dieser Studien mitzutheilen, sondern mich auf einen einzelnen Punkt beschränke, wozu mir jene Papiere mehr eine allgemeine Anregung als das Material selbst boten. Der Werth jener Gesandtschaftsberichte liegt nicht sowohl darin, dass sie eine vollständige Darstellung der Verhandlungen geben, als vielmehr in der ganz neuen Beleuchtung, welche sie von dem veränderten Standpunkt aus auf die schweizerischen Verhältnisse werfen. Da möchte ich denn einen Punkt herausgreifen, der mich selbst beim Lesen dieser Papiere am meisten überrascht hat.

Anm. Unveränderter Abdruck eines Vortrages, gehalten in der antiquarischen Gesellschaft in Zürich (26. Januar 1878). Einzelne Theile dieses Vortrages sind benutzt worden in dem Abschnitt: Zollprivilegien, in der Einleitung zur Correspondenz der französischen Gesandtschaft 1664—1671, Quellen zur Schweizergeschichte Bd. IV, p. LXXII; doch konnte dort die merkwürdige Gesandtschaft Escher's und Hochrütiner's von 1663 nicht so eingehend behandelt werden.

Nicht sehr unerwartet ist es, dass der Resident Mouslier als den Herd der Opposition gegen Frankreich Zürich bezeichnet, wohl aber, dass Zürich in dieser Beziehung nicht als die Stadt Zwingli's, die traditionelle Gegnerin der Solddienste, sondern als Handelsstadt erscheint, mit einem Wort, dass es die Kaufleute, die handeltreibende und industrielle Bevölkerung von Zürich ist, welche allen Bestrebungen und Wünschen Frankreichs die grössten Hindernisse entgegensetzt.

Der Einfluss der Handelsinteressen auf unsere Politik datirt also keineswegs erst aus dem 19. Jahrhundert. Für das 17. Jahrhundert mag derselbe um so auffallender erscheinen, als die regierenden Geschlechter der eidgenössischen Orte meistens nicht der Handelsclasse angehörten, auch in Zürich nur zum geringsten Theil, also in der Tagsatzung sich wenige Vertreter der commerciellen Interessen fanden, wie namentlich der Abgeordnete der Stadt St. Gallen und etwa der eine oder andere von Basel, Schaffhausen, Zürich. Allein es gab damals so gut wie heute, und vielleicht noch mehr, auch andere Wege als nur die directen. Oftmals kamen die Kaufleute aus allen Städten in Masse nach Baden, wenn die Tagsatzung über ihre Interessen berieth, und bearbeiteten die Gesandten vor und nach der Sitzung mit dringenden Vorstellungen; auch financielle Opfer scheuten sie nicht, und die Verachtung der regierenden Herren gegen die Krämer erstreckte sich nicht zugleich auf ihr Geld. In einzelnen Fällen, wo man geradezu mit Handelsinteressen sich beschäftigte, wurde den Kaufleuten auch eine officielle Vertretung durch zwei oder mehr Deputirte zugestanden, die dann an den Sitzungen der evangelischen Orte und auch an Commissionssitzungen theilnahmen, ja selbst an Gesandtschaften in's Ausland. Namentlich gilt dies von der eidgenössischen Grossbotschaft, welche zur Erneuerung des französischen Bundes im Jahr 1663 nach Paris abging. An diesem Ereigniss und den vorhergehenden und nachfolgenden Verhandlungen entfalteten die schweizerischen Kaufleute die grösste Thätigkeit; ich wähle daher dies zum Mittelpunkt meiner Darstellung.

Gerade über diese Bundeserneuerung äussert sich Mouslier in einer Weise, welche die grosse Bedeutung der Kaufleute und ihrer Opposition gegen Frankreich in's richtige Licht stellt. In seiner Depesche vom 16. Juli 1669 sagt er mit einem Rückblick auf jene Verhandlungen: „Die Kantone hätten sich nie zur Bündnisserneuerung bewegen lassen, welche von der Mehrzahl, besonders von Zürich, sieben oder acht Jahre lang hintertrieben wurde, wenn man nicht ihre Kaufmannswaaren zu Lyon und an den Grenzen mit Beschlag belegt hätte, unter dem Vorwand, sie hielten die Kleinodien der Krone zurück, obgleich diese an Zahlungsstatt für rückständigen Sold den Hauptleuten gegeben worden, die an den Waaren keinen Theil hatten" (Quellen zur Schweizergeschichte IV, p. 259).

Die nämliche Ansicht wird übrigens auch von schweizerischer Seite ausgesprochen. Die im März 1657 zu Aarau versammelte Conferenz der evangelischen Orte beschloss: „Da die zu Lyon den Kaufleuten auferlegten Zölle vom Gesandten veranlasst und als Zwangsmittel zum Abschluss des Vertrages anzusehen seien, so solle dem Gesandten geschrieben werden, er möge die Aufhebung jener Massregeln auswirken". Auch geschah es namentlich unter dem Einfluss der Kaufleute, dass die Erneuerung des 1651 abgelaufenen Bündnisses, welche von den katholischen Orten schon 1653 eingegangen wurde, von den evangelischen noch mehrere Jahre verzögert wurde, bis endlich die Kaufleute, durch die Unterbrechung ihres Handels genöthigt, den Widerstand aufgaben. Um so eifriger suchten sie jetzt bei den Verhandlungen des Bündnisses ihre Interessen geltend zu machen und gegen eine Wiederholung ähnlicher Massregeln sich genügende Garantie zu verschaffen.

Um ein Urtheil darüber zu gewinnen, was die Schweizer für ihren Handel verlangen konnten, ist es unerlässlich, einen Rückblick zu thun auf die bisherigen Verkehrs- und Zollverhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz seit Beginn der französischen Bündnisse. In erster Linie sind diese Verhältnisse abhängig von der Geschichte der französischen Handels- und Zoll-

gesetzgebung, wovon ich einen kurzen Ueberblick zu geben versuchen will.

Das Zollwesen des Mittelalters, wie es selbst in Frankreich noch bis Mitte des 16. Jahrhunderts fortdauerte, unterscheidet sich von den neueren Systemen am meisten dadurch, dass an den Grenzen des Königreichs keine Eingangs-, sondern nur Ausgangszölle bestanden. Ohne jede fiscalische Absicht hatten diese Zölle nur den Zweck, gewisse unentbehrliche Waaren, wie namentlich Lebensmittel, Gold und Silber, Kriegsmaterial im Lande zu behalten. Das System liess sich leicht auch zum Schutz der Industrie anwenden, sobald dieselbe eine nationale Bedeutung gewann. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts zeigen sich solche Bestrebungen theils in gänzlichem Verbot der Ausfuhr von Rohstoffen, theils in Erschwerung derselben durch hohe Zölle. Dasselbe Princip führte dazu, der Einfuhr nicht nur keine Schwierigkeiten zu bereiten, sondern sie im Gegentheil durch besondere Privilegien zu begünstigen. Solche Privilegien wurden zunächst zu Gunsten der grossen Messen ertheilt; für die von Lyon, welche Ludwig XI. einsetzte, um den Markt von Genf nach Lyon zu ziehen, erhielten nicht allein die Schweizer Kaufleute, sondern auch die Graubündner und die der deutschen Reichsstädte bedeutende Privilegien, wie z. B. Zollfreiheit für 15 Tage zur Zeit der Messe, Freiheit von Abgaben und Steuern. Alles dies gaben die französischen Könige freiwillig im eignen Interesse und durchaus nicht in Folge politischer Verwendung der eidgenössischen Orte. In der Zeit der grossen Entdeckungen wurde die Begünstigung der Kaufleute von der Ausnahme zur Regel; in den Cahiers der berühmten Etats généraux von 1484 wird das Princip der Handelsfreiheit deutlich ausgesprochen. Mitten in diese Zeit fällt die erste Garantie der Privilegien für die schweizerischen Kaufleute im Freiburger Friedensvertrag von 1516, welcher im fünften Artikel alle Privilegien und Freiheiten bestätigt, „qui leur pourroient avoir esté donnés par les Rois de France, en la ville de Lyon“, aber ohne diese Freiheiten irgendwie näher zu bezeichnen.

Noch viel unbestimmter lautet aber der neunte Artikel, aus welchem nachher die Schweizer die wichtigsten Schlüsse ziehen wollten: „Beide Parteien versprechen, dass alle Kaufleute, Gesandte, Pilger und andere Leute mit ihren Gütern und Waaren in beiden Ländern frei handeln und wandeln können, ohne Belästigung oder neue Zollauflagen, ausser den bisher gebräuchlichen“. Man sieht, dies sind Bestimmungen, wie sie im ganzen Mittelalter in jedem Friedensvertrag zu finden sind. Jedenfalls kann nur eine sehr gewaltsame Interpretation aus diesen Worten mit den schweizerischen Kaufleuten den Schluss ziehen, dass die französischen Könige auf alle Ewigkeit hinaus sich verpflichten, bei allen und jeden Veränderungen und Neuerungen, die sie im Zollwesen vornehmen, die Schweizer auszunehmen. In Betracht gezogen, dass Frankreich damals ganz bereitwillig specielle Handelsverträge mit Spanien, England, Venedig, Dänemark schloss, ist kaum zu bezweifeln, dass auch die Schweiz einen solchen hätte erlangen können, wäre nicht ihr Handel damals allzu unbedeutend gewesen, als dass auch nur der Gedanke daran hätte aufkommen können.

Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam man in Frankreich von diesen sozusagen freihändlerischen Tendenzen zurück und näherte sich immer mehr einem Protectionssystem. Nachdem ein im ersten Eifer der neuen Theoretiker erlassenes Verbot der Einfuhr von Fabricaten an der Unmöglichkeit der Durchführung gescheitert war, legte Heinrich III. 1581 einen Eingangszoll von 2 % auf alle Arten von Waaren, der sich in der Folgezeit immer erhöhte.

Die bisher besprochenen Zölle an den Grenzen des Königreichs bildeten jedoch nur einen Theil des Zollwesens. Daneben existirten die noch älteren Binnenzölle, Transitzölle, Octrois, Weg- und Brückengelder. Einen Uebergang dazu zeigt die eigenthümliche Stellung der Provinces reputées étrangères, d. h. Provinzen, welche in Bezug auf die Zölle gleich dem Ausland behandelt wurden und also auch ihre eignen Zölle hatten. Es waren dies zum Theil altfranzösische, in Mitten des Reiches

gelegene Provinzen, wie Auvergne, Perigord, dann auch die südlichen Dauphiné, Languedoc, Provence. Auch in den übrigen Provinzen liess sich das mittelalterliche System der Binnenzölle weder durch die Vereinigung mit den Kronländern verdrängen, noch durch die spätere centralisirende Gesetzgebung des absoluten Königthums. Diese Provincialzölle und Octrois giengen einfach aus der Hand der alten Herrschaften an die königliche Domäne über.

Bei diesen Zöllen trat das Protectionssystem noch früher auf und übte einen noch grössern Einfluss aus als bei den Grenzzöllen. Die Idee einer Protection knüpfte sich ganz natürlich zuerst an die wenigen Punkte an, wo die Industrie zuerst auf französischem Boden von den Königen gegründet und künstlich grossgezogen wurde; so namentlich an Lyon, wohin schon Ludwig XI. italienische Seidenarbeiter gezogen hatte. Zum Schutze dieser Industrie wurde in Lyon eine Douane errichtet, wann, ist nicht genau nachzuweisen; doch lässt sich indirect schliessen, dass es schon vor 1516 geschah. Sie erhob einen Zoll von etwa 5 % des Werthes von im Ausland fabricirten Seiden-, Gold- und Silberstoffen. Freilich bezog sich dies nur auf die Einfuhr aus Italien und Spanien, weil in andern Ländern noch keine irgend bedeutende Seidenfabrication bestand.

Eine erhöhte Bedeutung gewann diese Douane, als Lyon 1540 das Monopol für Seide erhielt, so dass alle aus Italien und Spanien importirte Seide, sowohl Rohstoffe als Fabricate, durch Lyon passiren mussten und nur dort verkauft werden durften.

Waren diese Bestimmungen doch nur zum Schutz einer einzelnen besonders zu begünstigenden Industrie getroffen, so machte sich dann unter der Regierung Heinrich's III. das allgemeine Protectionssystem auch für die Lyoner Douane geltend. Ein Edict von 1585 verordnete, dass sämmtliche Waaren, welche aus England, Flandern und Deutschland durch die Rhone nach dem Süden giengen, in Lyon einen Zoll bezahlen von 5 %. Um Betrug zu verhindern, erhielt die Douane 1605 die Er-

laubniss, eine Anzahl von Bureaux auch ausserhalb des Lyonergebietes in Dauphiné, Provence und Languedoc zu errichten, was zu zahlreichen Streitigkeiten Anlass gab, einmal weil die Zollpächter behaupteten, für die ausserhalb gelegenen Bureaux nicht unter der Gerichtsbarkeit der Lyoner Douane zu stehen, sodann, weil sie den Kaufleuten die Verpflichtung, nach Lyon zu gehen, erliessen, wenn sie nur an einem Bureau den Zoll entrichteten. Dies brachte der Stadt Schaden, weil sie selbst einen Theil der Zölle unter dem Titel Subvention und Tiers de ville in Pacht hatte. Zum Ueberfluss wurde 1595 an der Rhone noch eine zweite Douane in Vienne gegründet, nachher nach Valence verlegt und aufrecht erhalten trotz der Proteste von Lyon und der unaufhörlichen Streitigkeiten. Für die Schweizer kam diese Douane von Valence ganz besonders in Betracht, da der grösste Theil ihrer Waaren diesen Weg nehmen musste, um nach Spanien und von da nach Westindien, dem eigentlichen Bestimmungsort, zu gelangen.

Auf Grund dieser Uebersicht über die französische Zollgeschichte wäre nun zweierlei festzustellen: einmal, welche Zölle schon vor 1516 bestanden und gemäss dem Friedensvertrag für die Schweizer verpflichtend waren, sodann, welche von den später aufgelegten Zöllen eine Verletzung des Friedensvertrages enthielten.

Was die Grenzzölle betrifft, so ist unbestreitbar und selbst von den Schweizern zugegeben, dass schon vor 1516 ein Ausgangszoll bestand von ungefähr 5 % des Werthes. Derselbe war aber für die Schweizer nicht sehr bedeutend, da sie viel weniger Waaren aus Frankreich ausführten, als sie dahin importirten. Der Unterschied betrug im 17. Jahrhundert 1 : 1½ des Werthes. Um so gefährlicher war ihnen das ebenfalls vor 1516 bestehende Ausfuhrverbot von Gold und Silber. Hierüber sagt der Friedensvertrag nichts. Erst 1556 erhielten die Schweizer ein Privileg, die aus ihren Waaren erlösten Summen frei und unbelästigt heimführen zu dürfen, aber mit der Verpflichtung, vom Generalstatthalter zu Lyon einen Pass zu lösen und die

Summe im Ganzen anzugeben. Schon hier also zeigt sich der Vertrag von 1516 ungenügend; es kam bei den Verhandlungen für die Bundeserneuerung darauf an, auch später verliehene Privilegien garantiren zu lassen.

Allgemeine Eingangszölle an den Grenzen bestanden dagegen 1516 noch gar nicht. Anders verhielt es sich mit den Zöllen im Innern des Landes. Auf fremde Seidenstoffe hatte die Lyoner Douane schon vor Franz I. einen Durchgangszoll gelegt. Nur konnte damals dieser Zoll auf die Schweizer keine Anwendung finden, aus dem einfachen Grund, weil in der Schweiz noch keine Seidenindustrie existirte. Das nämliche gilt auch noch von dem 1540 auf Rohseide gelegten Zoll und von dem Seidenmonopol Lyons. Erst um 1555 wurde durch die Locarner Flüchtlinge die Seidenindustrie in Zürich wieder eingeführt nach einem Unterbruch von anderthalb Jahrhunderten. Einen bedeutenderen Umfang erreichte sie erst gegen Ende des Jahrhunderts, als 1587 David und Heinrich Werdmüller eine Seidenfabrik anlegten. Ihre Wiedergeburt fällt also gerade in die Zeit, wo das Protectionssystem sich in Frankreich festsetzte. Hier eröffnet sich die sonderbare Frage, ob allgemeine Handelsprivilegien auch für einen erst viel später entstandenen Handelszweig gültig seien. In Anbetracht, dass die schweizerischen Privilegien nur ausnahmsweise Befreiungen waren und mindestens in unzweifelhaften Ausdrücken hätten gefasst sein müssen, wird die Frage nur verneint werden können. Der Vertrag von 1516 und eine einfache Erneuerung desselben ohne neue speciell auf Seide bezügliche Privilegien konnte nicht genügen; es bedurfte einer speciellen Interpretation desselben. Dies gilt in noch höherem Grade von der Baumwolle, die erst um Mitte des 17. Jahrhunderts in Europa zu einiger Bedeutung kam.

Anders stand es mit der Leinwand- und Wollenindustrie. Diese bestand in den schweizerischen Städten seit alter Zeit und war niemals wie die Seide ganz verschwunden, wenn sie auch unter den für Handel und Industrie ungünstigen Verhält-

nissen des 15. Jahrhunderts zu leiden hatte. Hauptsitz der Leinwandweberei war St. Gallen, an dessen Fabrication aber auch das Rheinthal und Thurgau interessirt waren als Betreiber des Flachsbaues und der Garnbereitung. Daher richteten die Landvögte von Thurgau und Rheinthal 1654 zwei Schreiben an die regierenden Orte, dass diese hauptsächliche Erwerbsquelle der Bevölkerung gefährdet sei durch die französischen Zölle, welche den Handel St. Gallens hemmten (Zürch. Staatsarchiv; französ. Zollsachen). Der beste Beweis für die Bedeutung dieser Industrie im Handel mit Frankreich liegt darin, dass die ersten Aeusserungen des Protectionssystems in der französischen Gesetzgebung sofort Reclamationen von Seite der St. Galler Kaufleute hervorriefen, denen sich Zürich und die Vertreter des Seidenhandels erst später anschlossen. Diese Reclamationen, deren das ehemalige Archiv des kaufmännischen Directoriums von Zürich eine grosse Zahl enthält [1]), entsprechen chronologisch ganz genau den angegebenen Veränderungen im französischen Zollsystem. Die erste datirt von 1541, eine Klage der St. Galler Kaufleute, dass zu Lyon allen Nationen ein neuer Ausfuhrzoll von 5 % aufgelegt worden, was gegen den Friedensvertrag und gegen die Messfreiheit von Lyon verstosse. Auch in den folgenden Jahren wurden noch viele Beschwerden erhoben, doch immer nur über Erhöhung der Ausgangszölle (vgl. Beilage I). Das erste Edict über Eingangszölle für Lyon vom Jahr 1585 veranlasste sofort noch heftigere Beschwerden. Ein Verzeichniss der einzelnen Punkte, aufgesetzt von den St. Galler Kaufleuten und von der Stadt an Zürich geschickt, verlangt in erster Linie zollfreie Einfuhr zur Lyoner Messe für alle in der Eidgenossenschaft und in ganz Deutschland gewachsenen und fabricirten Waaren; diesem Artikel wurde von anderer Hand, und wie es scheint, erst in Zürich hinzugefügt: „zudem auch die Samat und derglychen Waar, die im Land gewoben, auch die Syden, so man Filisoli

---

[1]) Jetzt im Staatsarchiv und mir von Herrn Staatsarchivar Dr. Strickler gütigst zur Verfügung gestellt.

und Galeti nennt, so im Land gespunnen und zubereitet wird" (vgl. Beilage II). Aehnliche Klagen unter Heinrich IV. und besonders Louis XIII. folgten (vgl. Beilagen III u. IV). Fast immer hatten die Reclamationen den Erfolg, dass der König die alten Privilegien mit Hinweisung auf den Handelsvertrag von 1516 bestätigte, was natürlich auch jedesmal bei Erneuerung des Bündnisses geschah.

Wie aus dem bisherigen genügend hervorgeht, konnten diese Privilegien sehr verschieden interpretirt werden, und die Unklarheit verursachte zahlreiche Streitigkeiten mit den Zöllnern. Die grosse Zahl von Processen, welche namentlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hierüber geführt wurden, liefert das geeignetste Material, um die Fragen näher kennen zu lernen. Im Ganzen wurde die Zollfreiheit der Schweizer bestätigt durch viele Verfügungen des Conseil d'Etat, nur mit Beschränkung auf einheimische Fabricate, wodurch die Freiheit von Seide und Baumwolle eben zweifelhaft wurde. Dies war immerhin ein nicht unbedeutendes Resultat, und damit wäre wenigstens eine bestimmte Interpretation der alten Privilegien gewonnen gewesen, wenn die Schweizer nur darauf gehalten hätten, dass bei jeder Bundeserneuerung die errungenen Freiheiten Punkt für Punkt bestätigt würden. Allein damit waren sie nicht zufrieden.

Sie glaubten, schon durch den Vertrag von 1516 allein das Recht auf unbeschränkte Zollfreiheit zu haben, erklärten daher jede detaillirte Bestimmung ihrer Freiheiten für überflüssig und setzten sich somit immer der Willkür der französischen Interpretation aus. Nur für die Jahre 1636—1646 habe ich gefunden, dass in dieser Sache sieben Urtheile vom Conseil d'Etat, fünf vom Parlament von Dijon, drei von den Juges députés au fait de la douane de Lyon gesprochen wurden. So erscheint die Behauptung der St. Galler Kaufleute nicht übertrieben, dass sie von 1636—1657 100,000 Franken für diesen Zweck ausgegeben hätten. Die Zürcher Kaufleute waren nach ihrem eignen Geständniss nicht so reich, um, wie die St. Galler, solche Pro-

cesse zu führen. Doch waren die Zürcher vermöge ihrer vorörtlichen Stellung eher im Stande, einen politischen Druck auf Frankreich auszuüben. Ihnen kam das Verlangen Frankreichs um Erneuerung des 1651 abgelaufenen Bündnisses sehr gelegen. Sie wünschten, dass ihre Zollfreiheit durch Staatsvertrag für alle Fälle garantirt werde, ohne dass Processe erforderlich wären. Dies sollte nach ihrer Meinung eine Hauptbedingung für die Erneuerung des Bündnisses sein. Bürgermeister und Rath wurden mündlich und schriftlich von den Kaufleuten bestürmt, sich ihrer Interessen anzunehmen, besonders in einer Supplication der Kaufleute an Bürgermeister Rahn und beide Räthe vom 14. Mai 1658 (vgl. Beilage V).

Diese allgemeinen Andeutungen und Wünsche genügten nicht; es wurde den Tagsatzungsgesandten ein vollständiges Programm in die Hände gegeben über alle einzelnen Punkte der kaufmännischen Beschwerden, betitelt: „Articles en faveur des marchands suisses, qui seront proposés à la première diète ou assemblée, qui se tiendra en Suisse; pour estre compris et insérés au cahier qui doit estre présenté à Sa Majesté de France par Nosseigneurs des XIII cantons des Ligues, sur le renouvellement et confirmation de leur alliance", 1655 [1]). An Klarheit und Vollständigkeit lässt das Programm nichts zu wünschen übrig, da zu jedem Artikel noch eine Erläuterung beigesetzt ist. Von wem diese Schrift verfasst und wo sie gedruckt ist, lässt sich bei Mangel jeglicher Unterschrift kaum genau ermitteln. Doch deutet der Inhalt auf die nämlichen Leute hin, welche jene Processe geführt hatten, also auf Kaufleute von St. Gallen und vielleicht noch bestimmter auf solche, die in Lyon etablirt waren (womit auch die genaue Sachkenntniss und die Tadellosigkeit des französischen Styls besser erklärt würde). Darauf weist schon der

---

[1]) Französisch gedruckte Schrift von 8 Seiten im Zürcher Staatsarchiv; die nur handschriftlich beigefügte Jahrzahl um 1655 ist richtig, da es heisst: „la douane de Vallence n'a été établie que depuis 30 années" (sie wurde 1625 zum zweiten Mal retablirt).

erste Artikel: Die französischen Gerichte sollten von den Schweizern keine höheren Taxen und Sporteln verlangen, als von französischen Unterthanen. Ferner verlangen die Schweizer, dass ihnen gemäss einem Reglement von 1556 erlaubt sei, das für ihre Waaren erhaltene Gold und Silber frei auszuführen gegen eine einfache Declaration des Gesammtwerthes, worüber der Generallieutenant von Lyon ein geheimes Register führen solle; die Douanepächter dagegen dürften gar nichts verlangen, als die Vorweisung eines in Lyon ausgestellten Passes. Alle als Söldner oder Kaufleute in Frankreich befindlichen Schweizer sollen frei sein von dem Droit d'aubaine, einem Recht der königlichen Domäne, die Güter aller verstorbenen Fremden zu confisciren, wovon übrigens die Schweizer schon in den ältern Verträgen ausgenommen waren.

Wenn die Schweizer den französischen Unterthanen in allen Rechten und Vortheilen gleichgestellt sein wollten, so waren sie doch keineswegs geneigt, deren Pflichten auf sich zu nehmen; sie beanspruchen vollkommene Exemption von allen Arten von Steuern und Auflagen, von den Pflichten, Einquartirungen aufzunehmen und Wache zu halten (alles mit Berufung auf den Vertrag von 1516, worin man freilich vergeblich solche specialisirte Bestimmungen suchen würde). Nichts destoweniger verlangen sie für ihre Privilegien den Schutz der französischen Gerichte und Polizei, besonders gegen die Douane von Valence, die kein Recht habe, von ihnen einen Zoll zu verlangen, nicht einmal für nichteinheimische Fabricate, weil diese Douane ja erst vor 30 Jahren errichtet worden (1625), die Schweizer aber von allen seit 1516 errichteten Zöllen frei seien, mit ausdrücklicher Betonung, dass der Vertrag allgemein auf alle Waaren ohne Unterscheidung laute. Ebenso wird auch für die Lyoner Douane verlangt, dass die in den vorher erwähnten Processen für einzelne Fälle erlangten Resultate durch Vertrag für immer festgestellt werden, wie namentlich die Verfügung des Conseil d'Etat vom 27. October 1636, welche die Schweizer von dem neuen Zolltarif und von der Auflage von 6 deniers pour livres

befreit. Zum Glück findet sich hier auch einmal eine genauere Angabe darüber, was denn die Schweizer Kaufleute unter den schon 1516 gebräuchlichen Zöllen verstehen, zu deren Bezahlung sie sich bereit erklären. Es ist wenig genug; ein Einfuhrzoll soll gar nicht bestanden haben, bei der Ausfuhr nur 1 sou für die Waarenballe ohne Unterschied des Werthes bezahlt worden sein. Letzteres ist ohne Zweifel falsch; der Zoll richtete sich nach dem Werthe und betrug $2^1/_2$ bis 5 %. Schliesslich protestiren die Kaufleute dagegen, dass man ihnen zu Lyon einen Zoll verlange für baumwollene Schleier und für Floretseide, welche in der Schweiz fabricirt sei, bloss aus dem Grund, weil der Stoff ausländisch sei. Diese Artikel geben uns ein ganz bestimmtes Programm in die Hand für das Ziel der Verhandlungen mit Frankreich. Es wäre darauf angekommen, im Bundesvertrag einen Artikel dieses Inhaltes von Frankreich auszuwirken, welcher nicht nur die unklaren Privilegien von 1516 enthielt, sondern die Resultate aller folgenden Freibriefe und gerichtlichen Entscheidungen zusammenfasste.

Sehen wir nun zu, inwiefern man dieser Aufgabe gerecht wurde bei den Verhandlungen, welche zunächst über die Erneuerung des französischen Bündnisses mit den evangelischen Orten geführt wurden, so lässt sich nicht verkennen, dass anfangs die Absicht vorhanden war, einen Artikel in das Bündniss zu setzen, welcher die Zollfreiheiten im einzelnen bestimmte.

Auf der Conferenz der vier evangelischen Städte und Appenzell A.-Rh., 15. bis 19. November 1656, musste der französische Gesandte De La Barde versprechen, über die streitigen Punkte neue Befehle einzuholen, als sechster derselben erscheint die Frage: „ob den eidgenössischen Kaufleuten alle in frühern Verträgen bedungenen Freiheiten zugestanden werden möchten, hiemit für sie alle neuen Zölle aufgehoben sein sollen, namentlich la douane de Valence et de Lyon, la réappréciation, subvention, tiers de ville, quarantième, le droit d'octroy domanial, droit d'entrée et de sortie du royaume, sowie die Zölle zu Breisach und anderen Zollstätten im Elsass und Sundgau". Die For-

mulirung dieser Forderungen lässt an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Nur hielt es der Gesandte für zweckmässiger, dass diese Forderungen in einen Beibrief zum Bündniss gesetzt würden. Nach reifem Nachdenken über diesen Wunsch fand jedoch die Conferenz nöthig, danach zu trachten, dass alle Punkte in's Hauptinstrument gestellt würden (Abschiede VI, 1, p. 352).

Am 18. Januar 1657 brachte Labarde die Antwort, dass gerade jener Artikel nur in einen Beibrief gesetzt werden sollte (Abschiede p. 359). Die Conferenz der evangelischen Orte vom März 1657 gab nicht allein hierin nach, sondern liess auch geschehen, dass diese Beibriefe in einer ganz unbestimmten Form ausgestellt wurden: „Die Kaufleute der betreffenden Orte sollen für alle ihre Waaren, sowohl die in der Eidgenossenschaft fabricirten, als andere, welche nach dem Frieden von 1516 von Zöllen befreit seien, aller in diesem Vertrag enthaltenen Privilegien geniessen“. Von allen speciellen Punkten, welche die Kaufleute in ihrem Verzeichniss aufgestellt hatten, erscheint in dem Beibrief einzig die freie Ausfuhr von Geld. Ausserdem enthält der Brief noch eine Bestimmung von sehr zweifelhaftem Werth, dass die Entscheidung über Streitigkeiten mit den Zöllnern den localen Gerichten und bei Appellation den Parlamenten zustehe, ohne dass eine Evocation vor das Conseil d'Etat erfolgen dürfe.

Der Bundesvertrag selbst wurde zu Aarau am 1. Juni 1658 unterzeichnet von Labarde und den evangelischen Orten, ganz übereinstimmend mit dem Bund von 1602, wo es heisst: „die Zölle sollen bleiben wie vor Alters ohne Neuerung“.

Die Kaufleute waren denn auch mit diesem Resultat wenig zufrieden und fanden nöthig, besondere Massregeln zu treffen, um eine ihnen ungünstige Interpretation dieser vagen Artikel von Seiten Frankreichs zu verhindern. Die besonders eifrige Kaufmannschaft von St. Gallen sandte als Deputirte Jacob Gonzenbach, Jacob Hochreutiner und Johannes Zwicker an die im Januar 1659 versammelte Conferenz der evangelischen Orte, um denselben ihren Dank auszusprechen, aber auch einen Befehl an alle andern Schweizer Kaufleute auszuwirken, dass sie an

der erlangten Befreiung festhalten und jeden Zoll verweigern sollten. Die daraus erwachsenden Kosten sollten gedeckt werden durch eine Taxe auf alle ein- und ausgehenden Waaren. Zu näherer Besprechung wünschten sie eine besondere Conferenz von Abgeordneten der Kaufleute und der evangelischen Orte.

In der That erschienen an der nächsten Conferenz der evangelischen Orte im Februar 1659 Deputirte der Kaufleute von Zürich, Basel, St. Gallen, Bern, Lausanne und Morges, und baten um Ratification ihres schon getroffenen Vergleiches. Derselbe enthielt folgende Punkte: — Zur Entfernung der Hindernisse, welche der Zollexemption entgegenstehen, soll ein Fonds zusammengelegt; in Lyon soll als Agent Hans Martin Hertner Clee neben dem ordinären St. Gallen'schen Verwalter bestellt, demselben von den zürcherischen Handelsleuten 800, von den Negocianten im Pays de Vaud 100, von den Mercanten Schaffhausen's 150, von den St. Galler Gewerbsleuten 1200 livres zugesandt werden, endlich zu einem für die vorderösterreichischen Länder und den Handel mit Paris bestimmten Fonds in Basel von Bern und Biel 100, von Basel 300 livres beigetragen werden. Die nach und von Frankreich transitirenden Waaren seien in drei Classen einzutheilen und mit 5 bis 30 Schillingen per Centner zu belegen und zwar vorläufig so lange, bis die beiden Fonds von 2650 Livres sammt Zinsen gedeckt sind. Damit die Klagen der Zöllner über Missbrauch der eingeschriebenen Zeichen sich nicht wiederholen, wird Jedermann zur Ehrlichkeit ermahnt, Uebertreter bei der Obrigkeit ihres Ortes verklagt. Die Acte wurde unterzeichnet von Heinrich Escher, der hier zum ersten Mal auftritt und uns bald mehr beschäftigen wird, und von Hans Hess aus Zürich, von Gruner älter und Güntisperger von Bern, Krug und Fäsch von Basel, Zollikofer und Jacob Hochreutiner von St. Gallen; sie ist jedenfalls ein glänzendes Beispiel für die Energie und den Gemeinsinn unter den eidgenössischen Kaufleuten in einer Zeit, wo den regierenden Kreisen diese Eigenschaften allzusehr mangeln.

Bald genug zeigte sich, wie begründet das Misstrauen gegen die französischen Versprechungen war. Die zu Gunsten der Kaufleute ausgestellten Beibriefe wurden trotz der darin enthaltenen Versicherungen weder von den Parlamenten registrirt, noch den Zollbeamten zur Nachachtung mitgetheilt. Dies wurde unter andern Beschwerden auf den folgenden Tagsatzungen und Conferenzen dem französischen Gesandten entgegengehalten, so oft er das Begehren vorbrachte, dass die Bundesurkunde der evangelischen Orte von 1658 mit derjenigen der katholischen, welche schon 1653 den Bund erneuert hatten, vereinigt werde.

Die Vereinigung beider Urkunden schien um so weniger verfänglich zu sein, als sie ohnehin gleich lauteten; ja es konnte sogar vortheilhafter und ehrenvoller erscheinen, dies Denkmal der Religionskriege auszulöschen, ein Motiv, das Labarde nicht ermangelte der Tagsatzung vorzuhalten (in seinem Memorial Tagsatz. 19. December 1661, Zürch. Staatsarchiv, handschriftl. Abschiedband p. 109). Doch ist sehr wahrscheinlich, dass er die Nebenabsicht hatte, durch Aufhebung der Separatverträge den Werth jener Beibriefe abzuschwächen, die den evangelischen Orten allein gegeben worden, dann aber nur noch als Privatsache der Kaufleute betrachtet werden konnten. Die Verhandlungen über Vereinigung der Urkunden und Einschliessung des neugebornen Dauphin zogen sich beinahe zwei Jahre lang hin, nicht weil die Eidgenossen etwa gegen Erneuerung des Bündnisses, d. h. der alten Abhängigkeit irgend welche Bedenken gehabt hätten; im Gegentheil, die massgebenden Persönlichkeiten wünschten das Bündniss viel eifriger als Louis XIV. selbst. Aber sie wollten ihre Unabhängigkeit um einen möglichst hohen Preis verkaufen.

Jeder Stand, jede Classe und jeder einzelne, der irgendwelche Ansprüche zu haben glaubte, sah hier eine Gelegenheit, um dieselben geltend zu machen. Jeder wollte seine Interessen zu einer gemeineidgenössischen Angelegenheit erhoben wissen, von deren Befriedigung die Erneuerung des Bündnisses abhängig gemacht werden sollte. So ergab sich eine lange Reihe der

verschiedenartigsten Forderungen, wobei unter den ersten das Begehren der Kaufleute stand.

Hiebei ist nicht zu vergessen, dass die Kaufleute nicht einen unmittelbaren Einfluss hatten; sie waren vom guten Willen der regierenden Herren abhängig. So bereitwillig diese sich zeigten, die Forderung der Kaufleute in ihre Liste aufzunehmen, so betrachteten sie doch diese und ähnliche Forderungen nur als diplomatische Kunstgriffe, welche man unter Umständen fallen zu lassen geneigt war, um dafür in anderen Forderungen desto sicherer Befriedigung zu erlangen, welche den regierenden Herren näher lagen, für Bezahlung der Pensionen und des rückständigen Soldes. Wollten die Kaufleute, dass man sich ihrer Interessen ernstlich annehme, so mussten sie mit dem König in einen Wettstreit eintreten, wer wohl den andern zu überbieten vermöchte. Oder sie mussten sich selbst helfen, so gut es gieng.

Die ganze Reihe jener Forderungen wurde wirklich von den Eidgenossen mit der ihnen eigenen Zähigkeit auf mehreren Tagsatzungen unerschütterlich festgehalten, alle vom Gesandten De La Barde eröffneten Erklärungen als ungenügend zurückgewiesen, bis endlich dieser den richtigen Weg fand, um mit seinem Wunsch Erhörung zu finden.

Im Juli 1662 machte Labarde den Vorschlag (Memorial, im Zürch. Staatsarchiv, handschriftl. Abschied p. 203 G), er wolle allen Orten bezahlen lassen: eine Jahrespension und einen der schuldigen Zinse, und zwar jedem Ort, sobald dasselbe sein Sigel an das Bundesinstrument hänge; eine zweite Jahrespension werde er im September auszahlen, wann sie ihm die besigelte Urkunde einhändigen.

Dass man überhaupt sich auf Verhandlungen über diesen Vorschlag einliess, ist Beweis genug, wie wenig ernst es gemeint war, wenn die Eidgenossen dabei immer noch als Bedingung festhielten, Labarde solle ihnen gleichzeitig genügende Versicherung betreffend die übrigen Punkte verschaffen. Im November 1662 brachte Labarde nur wieder die nämlichen Antworten,

auch was die Kaufleute betrifft: sie sollten ihre Briefe selbst dem Parlament zur Registrirung vorlegen, während sie vielmehr verlangten, dass die Registrirung auf Befehl des Königs geschehe. Da traten die Gesandten von Bern, welche das Bündniss um jeden Preis zu Stande bringen wollten, mit der Ansicht hervor, man könne sich recht gut mit den zwei Pensionen begnügen, in der Hoffnung, die Satisfaction der übrigen Forderungen werde bei der Beschwörung des Bundes in Paris selbst von der Güte des Königs wohl noch zu erhalten sein. Die Kaufleute, welche jetzt wohl merkten, dass man auf dem Punkte war, ihre Interessen preiszugeben, machten noch einen letzten Versuch durch den einzigen Tagsatzungsgesandten, der sich ihrer annahm, den der Stadt St. Gallen, Georg Zwicker. Er stellte der Versammlung vor, „wie ihrer und anderer Handelsleute Heil oder Untergang daran gelegen sei, dass die alte Befreiung ihrer Traffic in Frankreich continuirt werde, auch wie hoch die umliegenden und weiter entlegenen Landschaften, ja die ganze Eidgenossenschaft dessen zu geniessen habe; also sei er befehligt, den löbl. Orten um alle bis dahin ausgestandene Mühewalt und Sorgfalt früntlich eids- und bundsgenössischen Dank zu sagen und zu bitten, fürbashin diesem ihrem Anliegen also zu insistieren, bis dermalen der hoffende Effect reüssieren werde; das wollent sie auf jede Begebenheiten zu beschulden beflissen sein“ (Zürch. Staatsarchiv, handschriftl. Abschiedbd. p. 255).

Obwohl hierauf die Tagsatzung noch ein Remonstrationsschreiben an den König selbst richtete, überwog doch die Ansicht Berns bei der nächsten Tagsatzung zu Baden im Juli 1663. Am 21. Juli verpflichtete sie sich schriftlich, die Bundesurkunde zu übergeben auf die einzige Bedingung hin, dass die zwei Pensionen bezahlt werden. Dass sie sich gleichzeitig noch eine bloss von Labarde unterschriebene Versicherung geben liessen, der Inhalt der Beibriefe solle ihnen wie das Hauptinstrument gehalten werden, war doch nur eine werthlose Formalität, um wenigstens den Schein der Ehre zu retten. (Die Verschreibungen im handschriftl. Abschiedbd. pp. 284 u. 285.) Zwar stellte der

Ausschuss, der diese Verhandlungen führte, nochmals in einem „kräftigen Memorial“ alle unbefriedigten Forderungen zusammen; aber das einzige Mittel, um dieselben geltend zu machen, wurde mit Besigelung und Ueberlieferung der Bundesurkunde aus den Händen gegeben. Auf dem speciell hiezu berufenen Tag zu Solothurn im September 1663 wurde die Urkunde ausgefertigt, datirt, gesigelt, und beschlossen, eine feierliche Gesandtschaft von 30 Personen zur Beschwörung nach Paris zu senden. Einer solchen Gesandtschaft der höchsten Würdenträger der Eidgenossenschaft werde dann des Königs Gnade keine Bitte abschlagen können, und es werde leicht sein, Befriedigung in den unerledigten Fragen zu erhalten. Zu dem Zwecke wurden alle einzelnen Instructionen der Gesandten in eine einzige zusammengezogen, worin als dritter Artikel die Forderung der Kaufleute steht: „dass für die den Kaufleuten verliehenen Patente die nothwendige Verification bei dem königl. Parlament und die Signification derselben an alle Zöller und Zollstätten usgewürkt und dass ermeldte Eidgenöss. Kaufleut in Frankrych laut selbigen Privilegien, im Elsass aber wie zu Zeiten des Hauses Oestrych tractiert, und alle Neuerungen abgehalten werden. Falls nun die Kaufleute Jemanden in ihren Kosten vorherschicken und hierin negocieren wöllten, könnte es wohl geschehen und damit den Geschäften desto füglicher abgeholfen werden“ [1]).

Es ist klar, dass sobald einmal eine feierliche Gesandtschaft sämmtlicher Orte zum Zwecke des Bundesschwurs nach Paris gereist war, es dort nicht mehr freistand, wegen der noch streitigen Fragen mit einer Weigerung der Beschwörung zu drohen. Das Haupt jener Pariser-Gesandtschaft, Bürgermeister Joh. Heinrich Waser von Zürich, spricht sich in seiner Beschreibung der Reise (p. 6) darüber aus: „dass man die Reis fürgenommen in gutem

---

[1]) Genauer als im gedruckten Abschiedbd. VI, 1, p. 595 steht dieser Artikel im handschriftl. Abschiedbd. des zürch. Staatsarchivs Nr. 55, p. 331, wovon auch eine vollständige Copie in dem Manuscript der Zürcher Stadtbibliothek A 153, p. 19 „Beschrybung des Bundschwurs, zusammengetragen durch Burgermeister Waser“.

Vertrauen, so wir gegen ihre königl. Majestät haben solltend, sy werden by solcher Occasion uns in unsern Anliegen gnädiglich bedenken und also daby selbsten die Ehr haben wöllen, uns zu gratificieren". Nachdem er gesehen hatte, wie sie zu Paris mit allen diesen Forderungen von Neuem auf die Zukunft vertröstet worden, da meint er, es solle den „Nachkommen zu Lehre dienen, in derglychen Geschäften anfänglich mit Einmütigkeit zu verfahren, dieselben zu Hus wohl deliberieren, und vor und ehe man nach Paris kommt, zu schliessen und auf die Execution zu dringen". Gewiss eine treffliche Lehre! Nur schade, dass der Herr Bürgermeister sie bloss an die Nachkommen richtet, anstatt sie selbst zu befolgen; denn Niemand wird glauben, dass der im Staatsdienst und in diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich ergraute Mann im Ernst jenes blinde Vertrauen auf des Königs guten Willen getheilt habe.

Es gab damals andere Leute in Zürich und den übrigen Städten, welche nicht allein zu rechter Zeit die Gefahr erkannten, sondern auch ihr Möglichstes thaten, um sie zu beschwören. Die Kaufleute der evangelischen Städte sahen wohl, dass sie ihre Interessen nicht der schwachen Politik ihrer Regierungen überlassen könnten; daher „fanden die Kammern der vornehmsten commercierenden Städte — denn das gerade 1662 gegründete Handelsdirectorium in Zürich war nicht das einzige und nicht das erste in der Schweiz — für gut, eine gemeinsame Abordnung nach Paris zu senden" (Lebensgesch. v. Heinrich Escher). Die zwei erwählten Deputirten, der Zürcher Stadthauptmann Heinrich Escher und der St. Galler Banquier Jakob Hochreutiner reisten mit Vollmacht und Credenzbriefen versehen am 12. Oct. N. St. 1663, d. h. einen Tag vor den obrigkeitlichen Gesandten von Zürich ab, in der Hoffnung, einige Tage vor diesen nach Paris zu kommen und ihre Angelegenheiten vorher in Ordnung zu bringen [1]).

---

[1]) Die Schilderung der Pariser Reise beruht auf folgenden Quellen: Jacob Hochrütiner's Relation über die Pariser Reise, handschriftlich im

Wirklich kamen sie vier Tage früher, als der grösste Theil der Ehrengesandtschaft, nämlich am 30. October 1663, in Charenton an, das als Versammlungsort aller Deputirten bestimmt war, und gingen sofort, ohne auf die andern zu warten, nach Paris hinein, zuerst zu Labarde, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, dass die Patente der Kaufleute noch vor Ankunft der Grossbotschaft vom König bestätigt und erstreckt, vom Parlament registrirt werden sollten. Er antwortete, die Erstreckung derselben durch den König habe gar keine Schwierigkeit; dagegen könne die Verification durch das Parlament wegen Ferien desselben nicht vor Martini geschehen. Schliesslich wies er sie an Lionne, den Staatssecretär, oder wie wir jetzt sagen würden, Minister des Auswärtigen. Dieser wies jede Verhandlung mit ihnen ab, in der höflichen Form, die Wichtigkeit ihres Geschäftes verdiene, dass seine Majestät selbst mit den Herren Ehrengesandten darüber rede. Escher und Hochreutiner mussten wohl oder übel die drei folgenden Tage müssig bleiben, bis am 4. November die Ehrengesandten in Charenton ankamen, worauf sie ihnen alsbald Bericht über ihre vergeblichen Bemühungen abstatteten. Die Grossbotschaft hatte es nicht so eilig mit ihren Geschäften: sie verbrauchte sechs Tage in Charenton und Vincennes, während Escher und Hochreutiner wieder in Paris mit Labarde und mit Colbert verhandelten, der ihnen freundliche Vertröstungen gab, doch immer mit dem Ausgang, man könne nicht vor Ankunft der Ehrengesandten ernstlich darüber verhandeln.

Sie meldeten sich sogar zur Audienz beim König im Louvre, sahen da im Audienzzimmer gar köstliche Sachen und viel schöne

---

Archiv des kaufmännischen Directoriums in St. Gallen, welche Herr Dr. Wartmann mir zur Verfügung gestellt hat; Heinrich Escher's Lebensbeschreibung, von einem Nachkommen auf Grund seines Tagebuches verfasst, welche mir Herr Prof. Dr. Eduard Escher zur Benutzung überlassen hat. Ferner die Berichte der politischen Gesandten: Waser's Beschrybung des Bundschwurs zu Paris, handschriftlich in der Zürcher Stadtbibliothek; die Parisische Reise von J. G. Wagner von Solothurn, gedruckt 1664. 4°.

Raritäten, auch das Appartement der Königin; empfangen wurden sie nicht. Wohl aber durften sie zusehen, wie der grosse König soupirte, und erhielten wenigstens Audienz bei dem zweijährigen Dauphin, der auf Anleitung seiner Gouvernante zu ihnen sagte: „Ich bin euer guter Freund und Diener von ganzem Herzen“ und sich die Hand küssen liess (Hochreutiner's Relation im Archiv des Kaufmänn. Directoriums St. Gallen).

Endlich am 8. November, nach einer herrlichen Mahlzeit im Jagdschlosse zu Vincennes, hielt die ganze Ehrengesandtschaft, der sich die Deputirten der Kaufleute anschlossen, ihren feierlichen Einzug in Paris unter dem Donner von 30 Kanonen der Bastille, an der Porte St. Antoine empfangen durch den Prévôt des Marchands und die Municipalität mit einer Lobrede und einem Geschenk von „18 Dotzet Fläschen Hypokras, ebensoviel Wein, und 18 Dotzet runde Drucken von köstlichem Zuckerwerk und Confekten, mehr mit trefflich zugerüsteten Pasteten von westfählischen Schunken, und der Stadt Diener, so diese auf Räfen herzugetragen, durften nicht einmal Trinkgälder nicht annehmen“ (Waser's grosse Beschrybung p. 171).

Am folgenden Tag fand die erste Session statt. Nachmittags wollte man mit dem Kanzler von Frankreich, Seguier, Unterhandlungen beginnen, erhielt aber keine Audienz, angeblich wegen Unwohlsein, und dafür eine Einladung zum Mittagessen auf den folgenden Tag, wo denn ebenso wenig verhandelt, wohl aber viel gegessen und getrunken wurde.

So ging's nun Tag für Tag fast die ganze Woche hindurch. Begehrten die Gesandten Audienz bei einem Minister, so liess er antworten, er sei nicht zu Hause oder unwohl, oder müsse sich eben zu Ader lassen. Wie die Gesandtschaft selbst in einer zu künftiger Nachricht aufgesetzten Denkschrift gesteht (Anhang zu Waser's Beschrybung), wurde sie vom Tag ihrer Ankunft an mit alltäglichen Gastereien oder sonst in Verrichtung der Complimenten aufgehalten bis am Freitag vor dem Sonntag, der zum Bundschwur bestimmt war. Dann erst, nachdem sie allen Prinzen und Verwandten des königlichen Hauses ihre Aufwartung gemacht,

von ihnen mit grossartigen Mahlzeiten, Feuerwerken und Vorstellungen beehrt worden — unter anderm amüsirte sie der Maréchal de Grammont mit einem kurzweiligen Schauspiel des berühmten Comödianten Molière, dem „Cocu imaginaire" —, erhielten sie noch Audienz bei den Ministern, dem Marschal de Villeroy, Gouverneur von Lyon, als Vertreter des abwesenden Kanzlers, dem Kriegsminister Le Tellier, des Auswärtigen Lionne, der Finanzen Colbert und dem Gesandten De Labarde.

Diese hatten natürlich leichtes Spiel, alle bindenden Versprechungen zu vermeiden. Es war ja auch in diesen zwei Tagen gar keine Zeit mehr zu ausführlichen Verhandlungen. Auf ihr eingereichtes und vorgelesenes Memorial erhielten die eidgenössischen Gesandten eine von Lionne unterzeichnete Antwort, deren Ton und Haltung sich am besten charakterisiren lässt durch den ersten Hauptpunkt betreffend die den evangelischen Orten durch einen Beibrief versprochene Auszahlung von 400,000 Kronen jährlich. Während die Eidgenossen gefordert hatten, dass ihnen sofort noch vor dem Bundschwur ein Theil ausbezahlt werde, vertröstete sie Lionne, dass im Laufe des folgenden Jahres ein guter Theil ausbezahlt werden solle, ohne auch nur den Termin und den Betrag genauer anzugeben.

Eine bestimmte Versprechung war schriftlich nicht zu erlangen und die Gesandten zogen vor, statt der allgemeinen Ansprüche der Orte über einige Particularansprüche von Privatpersonen zu verhandeln. Hierin waren sie glücklicher. Einige wenigstens wurden, wie Waser selbst sagt, um die Hälfte, andere um 1/4 befriedigt. Aber was er nicht sagt und was sich doch sehr leicht als Vermuthung aufdrängt, dass diese befriedigten Particularansprüche gerade diejenigen der Herren Ehrengesandten selbst gewesen seien, das bestätigt uns eine handschriftliche Biographie Heinrich Escher's, die auf einem leider nicht mehr zu ermittelnden Tagebuch beruht; sie sagt: „Etwelche Gesandte wurden für sich selbst und einige andere Personen, deren sie sich annahmen, befriedigt, das öffentliche Interesse hingegen preisgegeben".

Etwas bestimmter immerhin lautet der zweite Artikel der Antwort des Ministers Lionne betreffend die Kaufleute, und es ist dies wohl mehr dem Eifer der Kaufmannsdeputirten zu verdanken als den Ehrengesandten. „Der König wird die Briefe für Erstreckung der Patente ausfertigen lassen und sofort seine Befehle geben, dass die schweizerischen Kaufleute in Besitz ihrer Privilegien gesetzt werden, welche sie nach dem Friedensvertrag von 1516 geniessen sollen". Die Gesandten, welche für diesen Punkt auch die Deputirten der Kaufleute zuzogen, verlangten in ihrer Replik, dass die Ausfertigung der königlichen Befehle und die Registrirung ihrer Patente durch das Parlament noch in ihrer Gegenwart geschehe, damit sie beglaubigte Copien davon mitnehmen könnten (Waser Angelegenheiten p. 165). Es ist bezeichnend für den Eifer der kaufmännischen Deputirten, dass unter den Hauptforderungen gerade nur diese allein von den Ministern zugestanden wurde.

Noch nicht zufrieden, befragten Escher und Hochreutiner den Advocaten der Schweizer in Paris, ob sie sich mit der Verification der Patente begnügen könnten. Er rieth ihnen, eine weitläufigere Schrift aufzusetzen mit Specialisirung aller einzelnen Privilegien über Oeffnung der Pässe, Derogation der Pachtverträge, namentlich auch die ausdrückliche Einschliessung der Seide, kurz aller der einzelnen nach und nach festgestellten Privilegien, ohne deren Specialisirung die Streitigkeiten nie aufhören konnten. An dem vom Advocaten ausgearbeiteten Entwurf fand dann der Basler Stadtschreiber Burkhard so viel auszusetzen und zu corrigiren, dass erst Nachts um 10 Uhr, am Vorabend des für den Bundschwur festgesetzten Tages, die Schrift einem französischen Commissär zur Mittheilung an Lionne übergeben werden konnte. Am Morgen antwortete der Commissär, er könne nicht finden, dass dieser neue Entwurf den Schweizern irgendwelche Vortheile bringe; wohl aber hätte er Herrn de Lionne choquiren können: darum habe er ihn dem Minister gar nicht gezeigt. Noch wollten in der letzten Stunde vor dem Bundschwur der Stadtschreiber Burkhard von Basel und Wagner von

Solothurn Lionne persönlich aufsuchen; er war nicht zu Hause, und es war Zeit, zum Schwur nach Notredame zu gehen. — Nicht allein mussten sie auf den neuen Entwurf verzichten; auch die schon erhaltenen Zugeständnisse wurden durch die Nachlässigkeit der Ehrengesandten wieder preisgegeben, da sie sich am Ende der Verhandlungen mit einer von Lionne unterzeichneten Schlussantwort begnügten, welche einfach die zuerst erhaltene Antwort wiederholte ohne die Versicherungen, wie sie die zweite Antwort über die Verification der Patente gegeben hatte. Die Gesandten äussern selbst in ihrem Abschied recht naïv ihre Verwunderung darüber, dass Lionne das, was er während der Verhandlungen gleichsam zugesagt, doch nicht in die Schlussantwort aufgenommen habe (Waser, p. 121).

Ueber das Verhalten der Ehrengesandten gegen die Deputirten der Kaufleute belehren uns am besten einige Aeusserungen Escher's:

„Die Reputation ward gar schlimm beobachtet. Waser war ganz todt; der Eigennutz brach ihm den Muth. Als es nun an das Handeln gieng wegen der besonderen Ansprachen, war's nit anders als ein Bursch Schulerbuben, davon die einen hinein, die andern hinauslaufen —; die Antichambre war immer von Mouslier, Fries und anderen Hofschranzen und Tellerschläckern besetzt, um diesem oder jenem das Maul wässerig zu machen, wie denn auch Waser, Werdmüller, Wagner u. s. w. ihre Sache wohl gemacht und indessen das gemeine Wesen verkauft haben. Für die Kaufleute zeigten zwar die Abgesandten guten Willen, denn wir versprachen gewaltige Kräm; allein bald liess man unser Geschäft liegen.

„Der Vormittag wurde wohl mit Rathschlagen, der Nachmittag aber mit Saufen zugebracht; und als der Bundschwur vorüber war, die Kettinen und Reisgelder ausgetheilt, dachte ein jeder auf die Abreise. Aber es gab schielende Brüder; viele vergunten Wasern die Beute. Das schlechte Verhalten der Gesandten hat bei den englischen und holländischen Ministern

solchen Unwillen erweckt, dass sie mit ihnen keine Gemeinschaft haben wollen, und sich vernehmen lassen, man sollte sie zu scharfer Verantwortung ziehen. Ist also dieses diejenige Ambassade, von der so viel geredet worden, die aber unserer Nation nur Schmach und Schande zurückgelassen hat; auch sagte der Hauptmann Stuppa öffentlich, man sollte den Abgesandten die Köpfe vor die Füsse legen.

„Sagt mir jemand: hat es denn gar keine ehrliche Leute dabei gehabt, so antworte ich: der meiste Theil ist vom Eigennutz so eingenommen, dass sie den gemeinen Nutzen und alle Ehre vergessen, und ob zwar ehrliche dabei gewesen, so mussten sie glychwohl helfen die Unehr tragen“.

Nach Verrichtung des Bundschwurs gieng es nicht anders als vorher, nur dass die Franzosen jetzt auch den Schein der Höflichkeit ablegten. Als der neue Entwurf doch noch Herrn de Lionne presentirt wurde, erklärte dieser ganz unumwunden: sie würden mit Beharren auf demselben nur unnütz Zeit verlieren; überdies seien die Briefe für Erstreckung der alten Patente von 1655 schon ausgefertigt. Endlich am 23. November erhielten sie diese lettres de surannation für die alten Patente und eine königliche Ordre betreffend Oeffnung der Pässe. Da sich jedoch letztere nur auf Marchandises originaires der Schweiz bezog und nur auf den Ausgangszoll von Burgund und Champagne anstatt auch auf den Eingangszoll für das ganze Königreich, baten sie um Abänderung und wurden an Colbert gewiesen, mit dem Bemerken: „wenn die Schweizer in allen Waaren zollfrei sein wollten, so würden sie die französischen Kaufleute verdrängen“. Ueber diese Antwort beklagten sich die Deputirten bei der Versammlung der Ehrengesandten. Da rafften sich diese noch zu einer letzten Anstrengung auf, ernannten einen Ehrenausschuss, bestehend aus Seckelmeister Werdmüller und drei andern, um zuerst bei Labarde, dann bei Colbert ernstliche Vorstellungen zu machen. Labarde antwortete mit Hohnlachen: sie sollten gehen, sollicitieren, heulen, schreien und anklopfen; man sei jetzt nicht mehr im Schweizerland. Herr Colbert da-

gegen war nicht zu Hause. Am folgenden Tag erhielten sie doch von Colbert einen einigermassen beruhigenden Bescheid: er wolle die königliche Ordre ändern lassen und sich beim Parlament verwenden, dass es die Registrirung der Patente zu seinem ersten Geschäft mache. Hiemit glaubten die Herren Ehrengesandten genug gethan zu haben und beschlossen die Abreise am 24. November; nur die evangelischen blieben noch bis zum 29. November.

Dann traten sie die Rückreise an, nachdem sie goldene Ketten empfangen hatten mit Denkmünzen zur Verherrlichung des Bundschwures und Reiseentschädigungen, was, beiläufig gesagt, dem Bürgermeister Waser allein zusammen 6241 damalige Franken eintrug. Die drei zürcherischen Gesandten, in ihrer Vaterstadt mit militärischem Pomp empfangen, statteten dem Rath Bericht ab über die Resultate ihrer Thätigkeit und liessen sich auch noch die Reisekosten bezahlen, welche natürlich, da sie überall frei gehalten worden waren, nur aus Trinkgeldern in Stall und Küche und an die Ueberbringer der Geschenke, sowie aus Noten der Schneider, Barbiere und Wäscherinnen von Paris bestanden, aber immerhin über 5000 Gulden betrugen.

Kehren wir zu den Deputirten der Kaufleute zurück, so zeigt sich da ein ganz anderes Benehmen. Escher und Hochreutiner hatten sich nicht entschliessen können, Paris zu verlassen, ohne die geringste Garantie in den Händen zu haben. Sie konnten wohl froh sein, von der mehr lästigen als förderlichen Mitwirkung der Ehrengesandtschaft befreit zu sein; doch bedurften sie zur Fortsetzung der Verhandlungen einer Vollmacht von der eidgenössischen Grossbotschaft, damit sie ihr Geschäft im Namen der eidgenössischen Orte selbst fortführen könnten. Nicht genug, dass die obrigkeitlichen Gesandten die Angelegenheit der Kaufleute, welche doch auch in ihren Instructionen stand, ganz vernachlässigt hatten; sie machten auch noch grosse Schwierigkeiten den Kaufleuten diese Vollmacht zu ertheilen, damit diese thun könnten, was ihre eigne Pflicht gewesen wäre. Man möge dies nicht für Schamgefühl oder Eifersucht halten; denn diese Gefühle

lassen sich nicht durch das Mittel der Bestechung beschwichtigen, wie hier geschah. Nur durch Geschenke und Versprechungen erlangten Escher und Hochreutiner, dass ihnen zwei Vollmachten ausgestellt wurden, wofür sie auch den Secretären der Gesandtschaft noch über 100 Fr. zu zahlen hatten.

Trotzdem war ihre Lage eine höchst schwierige, da sie kein Gegengewicht mehr in den Händen hatten, um auf die Minister Einfluss zu üben, nachdem diese von der Ehrengesandtschaft alles erhalten, was sie wünschten, nämlich den Bundschwur ohne jede Gegenleistung, und dabei wohl bemerkt hatten, wie wenig sich die obrigkeitlichen Gesandten um die Interessen der Kaufleute kümmerten. War die officielle Gesandtschaft der allgemeinen Verachtung anheimgefallen, so war es den zwei Deputirten der Kaufleute nicht leicht, sich den Respect der Minister zu erwerben. Wenn sie unter diesen Umständen dennoch einen Erfolg erreichten, so spricht dies sehr für ihre diplomatische Gewandtheit und die Kraft ihrer Rede. Heinrich Escher's scharfe und rücksichtslose Zunge blieb dem französischen Hof noch lange Jahre in respectvollem, fast gefürchtetem Andenken.

Anfangs suchte man die Deputirten von jedem directen Verkehr mit den Ministern abzuhalten; die vermittelnden Commissäre wussten sie mit nichtssagenden Antworten und anderen Kniffen acht Tage lang hinzuhalten, namentlich in der Hauptfrage der Registrirung ihrer Patente durch das Pariser Parlament. Ihre Energie überwand diese Hindernisse; sie wussten sich den Weg zu Colbert zu verschaffen und nöthigten ihm das Versprechen ab, die Registrirung sofort auszuwirken.

Wirklich wurden ihnen am 13. December folgende Stücke überliefert: 1) Die Patente mit der königlichen Erklärung über ihre Erstreckung, 2) eine Verfügung des Conseil d'Etat, 3) die Verification des Parlaments von Paris, 4) Befehl an die Gouverneurs der Provinzen, 5) Befehle zur Registrirung an die Parlamente von Aix, Grenoble und Dijon. Grosses Bedenken erregte es bei den Deputirten, dass auf der Haupturkunde unten das Wort „nihil“ stand, bis ihr Advocat sie darüber beruhigte,

dies beziehe sich nur darauf, dass für die Ausfertigung nichts bezahlt worden sei. Ob das gebräuchlich war, ist schwer zu entscheiden; wirklich findet sich das Wort „nihil“ auf der Original-Urkunde [1]) in auffallender Grösse neben der Unterschrift des Königs.

Diese Schriftstücke genügten noch lange nicht; einmal bedurfte es noch der Registrirung der Provincialparlamente und des Presidials von Lyon; sodann mussten die Urkunden zur Kenntniss der Douanenpächter gebracht werden und letzteres durch die Interessirten selbst geschehen.

Unsere Deputirten fuhren daher am 14. December mit einem Huissier des Parlamentes nach dem Bureau der cinq grosses fermes an der Rue Quincampoix, wiesen den dort anwesenden Commis die Originale vor, übergaben ihnen Copien und liessen die Signification durch den Huissier bescheinigen.

Um ganz sicher zu sein, ob die Patente nun auch ihre praktische Wirkung thäten, beschlossen die Deputirten, vor ihrer Abreise noch eine Probe anzustellen und zu dem Zwecke einige Ballen Waaren nebst ihrem Gepäck und Geschenken an Strümpfen und Handschuhen, welche Escher für seine Familie gekauft hatte, heimzusenden. Als sie diese Absicht den Generalpächtern mittheilten, stellten sich diese zuerst, als ob sie gar nichts von den Privilegien wüssten. Nachher entspann sich eine zweistündige grosse Disputation, wofür jeder Pächter sich auf ein besonderes Capitel vorbereitet hatte. Der erste über den Inhalt des Friedensvertrages von 1516; der zweite über die neuen Verfügungen des Conseil d'Etat; der dritte erklärte, die Schweizer würden den ganzen Seidenhandel an sich ziehen, in der Schweiz eine Niederlage für französische Waaren machen und sie von da in alle

---

[1]) Im Archiv des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen, grosses Pergament mit Majestätssiegel, unterzeichnet vom König, contrasignirt von Lionne; die Registrirung der verschiedenen Parlamente ist von verschiedenen Händen unten und am Rande hinzugefügt, was jedesmal erst am betreffenden Orte geschah.

Welt versenden; der vierte, man werde alle Seidenarbeiter in die Schweiz ziehen und den französischen Handel ruiniren. Die Schweizer lehnten jede weitere Discussion ab, da die vom König erhaltenen Freiheiten nicht von den Pächtern in Frage gestellt werden können. Schliesslich erklärten die Pächter, sie würden nichts thun ohne einen besondern Befehl von Colbert.

Am 22. December erhielten die beiden Gesandten eine Privataudienz bei Colbert. Auf ihre Klagen antwortete Colbert: „Ihr werdet doch nicht begehren, dass des Königs Douanen ruinirt werden!“ „Keineswegs“, erwiderten sie, „wir begehren nur, was uns anno 1516 bewilligt worden, zweiflend aber nicht, die Fermiers werden Ew. Excellenz einen Elephanten für eine Muggen proponiert haben“.

Sie liessen dem Minister ein Memorial zurück über die Erklärung der Privilegien, welches er zu prüfen versprach. Nach vielen vergeblichen Besuchen erhielten sie endlich am 10. Januar oder am Neujahrstag alten Kalenders 1664 die Antwort, ihre Ansprüche erstreckten sich allzuweit; es habe sich bisher Niemand über die Ausdehnung der Privilegien genau informirt. Jetzt finde er, dass die Patente auf den Frieden von 1516 weisen, dieser auf noch ältere Verträge, es sei ihre Sache, jene Verträge vorzuweisen und darzulegen, was für Zölle sie vor 1516 bezahlt hätten; er rathe ihnen daher nach Lyon zu reisen und sich darüber zu erkundigen. Ueberdies sei die Entscheidung dieser Streitigkeiten mit den Pächtern nicht seine Sache, sondern die des Parlamentes, das die Patente registrirt habe. Escher bestritt die Competenz des Parlamentes, so lange sie als Deputirte die Sache mit dem König noch nicht in Richtigkeit gebracht hätten; denn das Parlament könne nicht zwischen ihnen und dem König entscheiden, sondern erst nach vollkommenem Abschluss der Verhandlung in einzelnen Streitfällen der Kaufleute und Pächter. Den Beweis für die vor 1516 vorhandenen Privilegien erklärten sie für überflüssig, da man gar wohl wisse, welche Zölle nachher aufgelegt worden. Am Schluss dieser Audienz sahen sie alle bisherigen Hoffnungen und Bemühungen vernichtet.

Hochreutiner bemerkt dazu:

„Dies ist der glückhafftige papistische Neu Jahrstag gewesen [1]; wie es uns zu Muth gemacht, dass wir nach einer fünfjährigen Sollicitation wieder vornen anfangen und dann auch nichts ausrichten sollten, kann ihm ein jeder einbilden; mir hätte es nit gar wehe gethan, wann mich einer schon durchstochen hätte, weilen mir die schandliche Unbill tief zu Herzen getrungen". In einer vierten Audienz, 5. Januar, sagte ihnen Colbert: „Ihr begehrt Dinge, die Euch niemals accordiert werden können, als Euere Handlung über das ganze Königreich zu erstrecken. Da Ihr mit Euerer Waarenballe hier einen Anfang gemacht habt, so wendet Euch an Euern Richter, das Parlament". Escher erwiderte: „Woran soll das Parlament sich halten, wenn nicht vorher ein Reglement darüber gemacht ist?" Auf Colbert's Wunsch setzten sie ein solches Reglement auf und arbeiteten daran bis um Mitternacht.

Colbert's Antwort darüber verzögerte sich bis zum 20. Januar; dann lautete sie:

„Messieurs: j'ai vu votre mémoire, mais je ne vous peux rien dire là-dessus. Vous avez demandé des juges, on vous les a accordés; vous avez demandé que votre patente soit vérifiée au parlement, on vous l'a accordé, ... vous avez un différent avec les fermiers, allez devant vos juges et ils fairont le règlement. Le roy ne le peut faire, on n'a rien su de tout cela, je ne vous saurais dire autre chose". Escher antwortete: „Quant à nos juges, notre patente n'établit point le parlement pour juges entre les deux *Etats*, mais entre les particuliers, et nous répondrions de nos têtes, sy nous nous laissions renvoyer par devant le parlement sans avoir communiqué au préalable l'affaire à nos seigneurs et supérieurs".

Colbert erwiderte: „Vous avez une opinion dans votre esprit, que je ne peux vous arracher. Je ne vous saurais dire autre chose".

---

[1]) Hienach ist auf der vorhergehenden Seite zu berichtigen: „am Neujahrstag neuen Kalenders".

Hierauf Escher: „Notre opinion est aussi simple que claire; mais comme nous ne pouvons pas obliger le roi à faire ce qui ne lui plaît pas, de même on ne voudra pas nous disposer à nous laisser entraîner dans des procès interminables, pires que le mal auquel ils sont indiqués comme le remède; il faudra donc nous résigner en nous réservant de faire à nos seigneurs le rapport qui nous paraîtra convenable". (Diese Antwort aus Escher's Biographie; das Vorhergehende nach Hochreutiner's Relation.)

Damit nahmen sie ihren Abschied. Dies war der Schluss der halbstündigen Conferenz und die endgültige Antwort nach den zehnwöchigen Verhandlungen. „Jedermann wird begreifen", sagt Escher in seinem Tagebuch, „wie schmerzlich uns diese ungerechte und gottlose Abweisung vorgekommen sei". Gleich am folgenden Tage fiel er in Folge der Aufregung in eine lebensgefährliche Krankheit, so dass er 14 Tage das Bett nicht verlassen konnte und die Aerzte ihm verboten, Colbert noch eine Abschiedsvisite abzustatten, um ihm jene Summe von Wahrheiten in's Gesicht zu sagen, welche er hiefür schon niedergeschrieben hatte. Hochreutiner erschien daher allein zum Abschied am 24. Januar bei Colbert und sagte ihm: „Wir verreisen mit höchstem Widerwillen, dass unser Geschäft nicht vollendet ist, so in unserm Land grossen Unwillen bei Obern und Untern causieren wird".

Colbert antwortete: Der König und sein Conseil könnten nicht in das Detail der Sache eintreten, man habe alles dem Présidial von Lyon übergeben, ihre Freiheiten zu regliren. Als aber Hochreutiner bei einer letzten Audienz von Colbert noch ein Empfehlungsschreiben an diesen Lyoner Gerichtshof verlangte, erhielt er den verächtlichen Bescheid: „Les affaires dans une monarchie ne se font pas comme dans vos républiques; on observe mieux les ordres, et on ne se laisse point prescrire".

Am 1. Februar 1664 reisten Escher und Hochreutiner[1]) von

[1]) Eigenthümlich ist, dass Hochreutiner in seiner Relation plötzlich mit dem 28. Januar 1664 nach dem neuen Stil zu datiren beginnt, wäh-

Paris ab nach Dijon, wo sie zu ihrer Freude fanden, dass das burgundische Parlament die Patente schon registrirt hatte.

Da Escher noch immer nicht ganz hergestellt war, musste er sich entschliessen, von Dijon direct heimzureisen und Hochreutiner allein nach Lyon gehen zu lassen. Damit aber doch das Interesse des zürcherischen Seidenhandels gewahrt werde, ernannte er einen Stellvertreter, Anton Locher, der wahrscheinlich damals in Lyon war, sei es in Geschäften vorübergehend oder als Niedergelassener, mit der Instruction, für Schleier, Burat und andere Zürcher Fabricate auf vollständiger Zollfreiheit zu beharren; wenn es aber wegen der Seide Schwierigkeiten gebe, möchten sie anerbieten, 40—50 livres für die Balle zu bezahlen oder allerhöchstens den halben Zoll. Dagegen versprach Escher, mit den Zürcher Kaufleuten zu reden, dass sie wegen der noch zu erwartenden Unkosten einen neuen Fonds von 1500 bis 2000 livres jeder Theil verordnen sollen, da die St. Galler „nit gesinnet seien, den Seckel allein offen zu halten".

In Lyon wurde Hochreutiner von einer grossen Anzahl schweizerischer Kaufleute empfangen, die dort etablirt waren, als Locher, Wolf, Gonzenbach, Zollikofer, Hertner, und berieth immer in gemeinsamer Versammlung mit ihnen über die Schritte, welche im Lauf der Verhandlung zu thun waren. Zunächst fand man für gut, sich die Geneigtheit des Erzbischofs zu erwerben, dessen Bruder, Herzog von Villeroy, Gouverneur von Lyon war. Es geschah durch zahlreiche Besuche, die nachher noch von einem Geschenke von 100 Dublonen unterstützt wurden. Sodann besuchte Hochreutiner den Generallieutenant und den königlichen Procurator beim Présidial von Lyon, und er erlangte ohne Schwierigkeit, dass die Patente bei diesem Gerichtshof am 14. Februar registrirt und ihnen am 16. mit dieser Verification versehen überliefert wurden. Hierüber wurde noch weniger Schwierigkeit gemacht, als vorher beim Pariser Parlament; aber alsbald zeigte

---

rend er vorher ausschliesslich nach dem alten datirt und gerade St. Gallen den neuen Kalender erst 1724 annahm.

sich, auf welche Weise man die Schweizer wieder hinzuhalten gedachte. Als Hochreutiner seinem Danke noch die Bitte beifügte: das Présidial möchte sich ihrer annehmen, wofern die Zöllner und die Stadtherren Schwierigkeiten machten, weil ja Colbert die Sache dem Présidial zur Entscheidung überlassen und sie hieher gewiesen habe, — da fiel der Procurator ein, es sei durchaus noch nicht am Présidial, auf diese Sache einzutreten, bevor der König ein Reglement darüber gemacht und die Kaufleute in Besitz der Privilegien gesetzt habe. Mit Erstaunen und furchtbarer Enttäuschung hörten unsere Deputirten vom Présidial die nämliche Ansicht äussern, die sie selbst vorher den Ministern entgegengehalten hatten, die aber in Paris für irrthümlich erklärt worden. Dort hatte man ihnen geantwortet: der König kann kein Reglement machen, die Gerichte in einer Monarchie sind nicht königlichen Befehlen, sondern nur den Gesetzen unterworfen; hier heisst es: das Gericht kann nichts thun ohne königlichen Befehl. Da der letztere Bescheid zweifellos der richtige war, so war nichts anderes zu machen, als wieder beim Erzbischof zu reclamiren, der dann auch versprach, an den Hof zu schreiben um einen bestimmten Befehl, wie die Patente zu verstehen seien. Nach dem bisherigen Verhalten des Hofes war natürlich zu erwarten, dass die Sache von Neuem in die Länge gezogen, dass schliesslich wieder die eidgenössischen Regierungen um Verwendung angegangen werden müssten.

Bei einem neuen Besuch am 12. März eröffnete ihnen der Erzbischof, die lang erwartete Antwort vom Hof sei endlich eingetroffen, dahin lautend: dass die Zölle ohne Ausnahme bezahlt werden müssten bis auf weitern Befehl.

„Ab dieser ungefreuten Zeitung“, sagt Hochreutiner, „waren wir sehr perplex. Ich beklagte mich höchlich ob der Injustice, dass man Herrn Rathsherr Escher und mir in Paris so viel versprochen, man wolle so gute ordres allhero geben, dass wir in der Discussion keine sonderbahrliche Difficultäten finden werden; und jetzo erzeige sich ganz das contrary, daraus wohl ab-

zunehmen, in was Estime der Punts-Tractat geachtet seie". Da erschienen wie Retter in der Noth die lange begehrten Recommandationsschreiben von den eidgenössischen Obrigkeiten an den Erzbischof, Colbert und Lionne. In der Hoffnung, dass sie recht scharf abgefasst seien, auf die Erfüllung der Verträge dringen und grossen Eindruck machen werden, übergab sie Hochreutiner dem Erzbischof; sie enthielten nur eine wenig gerechtfertigte Danksagung.

Der Erzbischof erbot sich doch, ein Accommodement mit den Stadtherren über die städtischen Zölle zu vermitteln: nur müsste von vornherein auf die Seide verzichtet werden; dagegen halte er ihre Zollfreiheit für berechtigt betreffend Floret, Schleier und andere Waaren.

Die Municipalität hatte nämlich seit alten Zeiten einen Theil der königlichen Zölle selbst in Pacht, das sogenannte „Droit de tiers" und die „Subvention", und dies war in den verwickelten Verhältnissen ein neuer Grund zu immerwährenden Streitigkeiten, da die Stadt behauptete, es müssten alle Waaren Lyon passiren und diese Stadtzölle entrichten, während die Pächter der Douane es für genügend erklärten, wenn die Waaren den Zoll an irgend einem Bureau ausserhalb Lyon entrichteten, um den städtischen Zöllen zu entgehen. Die Interessen der Stadt bezogen sich namentlich auf die Seide, wofür Lyon das Monopol in Frankreich hatte. Dies machten die Echevins und der Prévost des marchands besonders geltend bei den vielen Unterredungen mit Hochreutiner. Einer der Echevins äusserte sich gegen ihn: „Die Befreiung der Seide würde den Ruin der ganzen Seidenhandlung Lyon's und der königlichen Zollpachten herbeiführen; sie würde allen Seidenhandel in die Hände der Schweizer bringen, französische und italienische Arbeiter in die Schweiz ziehen, und obschon gegenwärtig in der Schweiz nicht über 100 Ballen jährlich gesponnen würden, könnten sie dann jährlich 1000 verarbeiten". Als Hochreutiner, um diese Besorgnisse zu entkräften, auf die ungünstige Natur und Situation des Landes hinwies,

entgegnete jener: „Die Seide macht man nicht auf dem Feld, sondern in der Kammer“ [1]).

Noch heftiger äusserte sich darüber der Prévôt des Marchands: „Die Befreiung der Seide werdet ihr so wenig haben als meinen Kopf; wenn ihr die Seide in euerer Befreiung einbegreifen wollt, wird nichts zu thun sein“. Nach einer anderthalbstündigen Unterredung versprach er die Sache am Consulat vorzubringen und brachte Abends die Antwort zurück: die Municipalität erkläre sich bereit, die Waaren, welche nur der Stadt zollpflichtig seien, gegen Caution frei passiren zu lassen bis Ende Juni; sei dann kein neuer Befehl von Paris eingetroffen, so müsse der Zoll bezahlt werden; allein die Seide wurde von diesem Zugeständniss ausgenommen. Hätte Hochreutiner sich das Verhalten der obrigkeitlichen Gesandten in Paris zum Muster genommen, so hätte es ihm sehr nahe gelegen, auf die Seide zu verzichten und dafür die Freiheit der übrigen Waaren zu erlangen; denn die Seide war eigentlich nur Sache der Zürcher. Es gereicht ihm daher zur Ehre, dass er dies Anerbieten zurückwies. Seine Beharrlichkeit hatte wenigstens den Erfolg, dass am 24. März der Prévôt des Marchands einwilligte, alle Waaren ohne Ausnahme gegen Caution passiren zu lassen.

Diese Proposition wurde endlich von der grösstentheils aus St. Gallern bestehenden Versammlung der Kaufleute angenommen, „weil der Herren von Zürich Waaren dabei auch begriffen seien“.

Dies war das einzige praktische Resultat dieser langwierigen und kostspieligen Verhandlungen, theuer genug bezahlt mit einer Verehrung von 100 Dublonen an den Erzbischof. Hochreutiner's vortreffliche Relation bricht damit plötzlich ab.

Ihren eigentlichen Auftrag, die Verification der Patente, hatten die Deputirten zwar vollständig erreicht. Hochreutiner

---

[1]) Ist richtig! Es handelt sich hier nämlich offenbar nicht um Trame, sondern um Floret-Seide — seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Zürich aus Seidenabfällen (Struse-Frisons) auf dem Lande durch hunderte fleissiger Hände gesponnen, also 1663 bis auf 100 Ballen jährlich. — Der Rohstoff kam aus den Filanden (Spinnereien) Italien's und wurde in Zürich vor dem Spinnen gefäult = entbastet. — Herr Oberst Bürkli-Meyer hatte die Güte, diese und andere Anmerkungen beizufügen.

brachte die königliche Originalurkunde mit all den Registrirungen der verschiedenen Parlamente und Gerichtshöfe mit heim, wo sie jetzt noch im Archiv des Kaufmännischen Directoriums sich befindet; er liess auch eine grosse Zahl gedruckte Copien davon machen, theils um dieselben den Zollbeamten zuzustellen, theils um sie in der Schweiz zu verbreiten, wie sich denn auch im Zürcher Staatsarchiv ein solcher Abdruck findet. Aber was halfen alle diese Garantien, wenn der Inhalt der Patente selbst von sehr zweifelhaftem Werthe war und den Wünschen der Kaufleute gar nicht entsprach! Die Schuld davon fällt auf das Haupt jener Tagsatzungsgesandten, welche die Verhandlungen mit Labarde führten.

Bald nach der Rückkehr Hochreutiner's traf den schweizerischen Handel ein Schlag, welcher alles zu vernichten drohte, ausgehend von jenem nämlichen Manne, der in Paris sich so ungünstig geäussert hatte. Colbert erliess 1664 einen einheitlichen Zolltarif, welcher alle die alten verschiedenartigen Zölle ersetzen sollte. Eine vollkommene Durchführung des grossartigen Planes hätte auch die schweizerischen Privilegien vernichten müssen; er scheiterte jedoch am Widerstand einzelner Provinzen und konnte nur sehr theilweise verwirklicht werden, und so blieben auch die schweizerischen Privilegien, freilich unter manchen Anfechtungen und Beschränkungen, bestehen bis zur französischen Revolution. Freilich drang allmälig jene von den Zöllnern zu Lyon aufgestellte Interpretation durch, wonach nur diejenigen Fabricate frei waren, deren Rohstoffe auch Schweizer Producte waren, so dass die Seide und Baumwolle ausgeschlossen blieb; dagegen behielten die Schweizer nebst den Bündnern und deutschen Reichsstädten ihre Privilegien für ihre einheimischen Producte, also namentlich die weisse Leinwand und Glanzleinwand der St. Galler, dann Käse, Kupfer, Zinn, Eisendraht, Messingdraht. Ein französischer Beamter, der die Douaneverhältnisse um 1688 untersuchte, fand, dass die Schweizer in Folge dieser Privilegien in zehn Jahren bloss 100,000 anstatt eine Million livres für Zölle zu bezahlen haben. Ganz fruchtlos war also

die Gesandtschaft Escher's und Hochreutiner's doch nicht. Und wenn sie es auch gewesen wäre, sie verdiente unsere Beachtung schon um der Energie und Thatkraft willen, welche jene Männer gezeigt haben, so ganz im Gegensatz zu den obrigkeitlichen Gesandten, wegen jenes Freimuthes, womit sie den französischen Ministern entgegentraten. Welch ganz anderer Geist spricht aus jenen Kaufleuten, als er in den regierenden Kreisen zu finden ist. Dieses treueidgenössische Zusammenhalten, womit die Interessen jedes einzelnen Ortes von der Gesammtheit aufgenommen und vertheidigt werden, diese Opferwilligkeit, welche augenblickliche Kosten nicht scheut, um für die Zukunft vorzusorgen, diese Leichtigkeit der Organisation der Versammlungen und Berathungen, wobei der Unterschied zwischen den Unterthanenländern und den regierenden Orten verschwindet: das alles scheint mir wie eine Vorahnung der neuen Schweiz. Das politische und militärische Leben unserer Vorväter des 17. Jahrhunderts steht uns wie etwas ganz Fremdes gegenüber; jene Wichtigthuerei mit einer auswärtigen Politik ist uns unverständlich; nur mit Abscheu können wir auf das Pensionenwesen zurücksehen und auf die Solddienste, obschon nicht zu verkennen ist, dass dies eben unentbehrliche Erwerbsmittel waren. Dagegen haben wir heute noch unsere gemeinsamen commerciellen Interessen; ein Kampf gegen das Aufkommen des Schutzzollsystems in einem Nachbarstaate findet in der heutigen Schweiz noch ein Verständniss.

Man könnte wohl einwenden: diese Kaufleute waren doch auch nur von egoistischen Motiven geleitet; sie handelten nur im eignen Interesse. Gewiss: aber jenes Interesse war doch einem grössern Kreise gemeinsam, einem grossen Theil der städtischen Bevölkerung, oder sagen wir besser, dem ganzen Vaterland, dem damaligen und dem heutigen. Wenn wir heute nicht mehr darauf angewiesen sind, aus dem Soldgeld fremder Könige ein kümmerliches Dasein zu fristen, wem gebührt das Verdienst, als unserm Handel und unserer Industrie, und nicht am wenigsten denjenigen, welche die Interessen des Handels bei seinen ersten Anfängen so tapfer vertheidigt haben?

BEILAGEN.

I.

Sentence de la Sénéchaussée de Lyon sur les droits de sortie dûs par les Marchands Suisses.

1552, 7 mars à Lyon. Comparant devant nous Hugues Dupuy lieutenant particulier en la Sénéchaussée de Lyon, noble Jacques Ramsper, ambassadeur avec Conrad Caphman herault des seigneurs des XIII cantons des Ligues Suisses, m'a dit, que le maître des ports a voulu contraindre les Marchands Suisses de payer les droits des resve[1]), domaine forain[2]) et haut passage[3]) à plus haut prix qu'ils n'avaient accoutumé pour les marchandises qu'ils envoient de ce royaume en leurs pays ..... Que par le traite de 1515 ils n'ont payé que certains droits. Il m'a montré un édit du roi du 19 février 1552. « Nous Henry II déclarons: que les Marchands de St. Gal, Schaffhouse et des autres cantons n'en seront tenus payer pour les marchandises, qu'ils sortiront de ce royaume, autres droits impôts et gabelles, qu'ils ont fait depuis 1515. Où ils auraient esté contraints de payer à plus haute raison, vous leur ferez rendre tout, aussi décharger les cautions. — Par le roi en son conseil ». — Le procureur du roy dit: que l'importance était de savoir ce que payaient les Marchands, ce qui ne se pourrait mieux savoir que par les registres de la ville de Lyon pour ce que les échevins ont toujours tenu la ferme de la resve et foraine, même auparavant 1515 jusqu'à 1551.

Les échevins ont dit que par la vision de leurs livres: „les Marchands tant Suisses, Allemands, qu'autres n'avaient payé pour les droits de resve et foraine et pour les marchandises qu'ils enlevaient hors foires .... aucune chose que ce pris qui s'ensuit:

	Livres	Sous
Pour chacune charge draps de soye[4]), d'escarlatte[5]), saffran, camelot[6]), coral	3	—
„ „ „ d'espicerie	1	5

[1]) Resve = rêve veraltetes Wort = recette; eine Abgabe von 4 Deniers auf 1 Livre für fremde Käufer, von Carl IV. eingeführt.

[2]) Domaine forain wurde 1551 als einheitlicher Ausgangszoll für alle Waaren an Stelle von rêve und haut passage gesetzt; doch behielten verschiedene Provinzen, die hier gerade in Frage kommen, die alten Zölle bei.

[3]) 1320 eingeführte Abgabe für die Erlaubniss der Ausfuhr von allen Waaren.

[4]) Drap de soie — noch heutzutage gebraucht — starkes uni Seidenzeug.

[5]) Escarlate will sagen rother Stoff.

[6]) Kamelott — starkes grobes Wollentuch.

		Livres	Sous
Pour chacune charge	draps de Rouen, Paris, Bourges . .	1	—
	petits draps de Poitou, laines, toille blanche	17	6
	draps de Carcassonne à 2 pièces la balle	16	—
	toilles arènes, linges	15	—
	bazannes[1]), fil teint, parchemin, plumes, peaux, livres	12	6
	sucre, alun, étain, cuivre . . .	10	—
	huile, olives, ris, amandes . . .	7	6
	bouras[2]), colle, plomb, raisins, figues, verre	5	—
	d'esclapes (?), burin[3]), pois, fers . .	2	6

Nous avons dit: que les Marchands Suisses seront dechargés des droits d'imposition et autres subsides qu'ils pourraient cy après devoir de la traite des marchandises hors du royaume; en payant pour les droits d'impôt et subside de resve et foraine accoutumés qui sont: (folgt der nämliche Tarif wie oben). Signé: Dupuy. Croppet.

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

II.

1585, 23. Januar. Stadt St. Gallen an Zürich: Die St. Galler Kaufleute hätten nach Auftrag der letzten Tagleistung ein Verzeichniss ihrer Beschwerden aufgesetzt (welches in einem eignen Stück folgt).

1. Artikel: dass alle Wahr so in der Eidtgenosschaft dessglych im ganzen Teutschland gewachsen gemacht [hier setzt eine andere Hand (Zürcher?) an den Rand: zudem auch die Samat und derglychen Wahr die im Land gewoben, auch die Syden so man Filisoli und Galeti nennt so im Land gespunnen und zubereitet wird][4]) ihnen unbeschwert einicher Zollen in Frankrich zu führen daselbst zu erhandeln, fry zugelassen sye....

---

[1]) Bazannes = basanne Schafleder.
[2]) Boura = Zeug aus Seide und Wolle.
[3]) Burin = Grabstichel für Kupferstecher.
[4]) Filisoli = filoselle — aus der äussern Hülle der Cocons verfertigte Floretseide.
Galeti = aus den durchlöcherten Samen-Cocons idem.
Samat = Sammet.
Alle drei Artikel durch die Locarner 1555 nach Zürich mitgebracht.
(Erklärungen von Hrn. Oberst Bürkli.)

dann die Wahr den deutschen und Rychsverwandten Kaufleuten glich so wol als den eidgnössischen fry sind, sy dörfen auch eidgnöss. Güter fry führen, dass dise Fryung vom ersten Ursprung her der usgesetzten 4 Messen zu Lyon also begabet worden, damit der Handel us Gennff dahin komme und durch die Tütschen in gemein besuchet werde.

2. Freien Pass für Saffran und alle andern Waaren, so sie usserhalb Frankreich als in Spanien erhebend.

3. Was sie in Frankreich für Kaufmannschaft einkaufen und ausführen wollen, Tuch, Wolle, Saffran, Oel, Drogerie, Lederdecken freien Durchgang durch alle französ. Douanen, die schon aufgerichtet sind oder noch werden.

4. Dass die Sorties, welche 1515 gar klein gewesen, jetzt aber gesteigert worden, fürohin nit gehöchert werden sollen.

7. Dass ihre gemietheten Wohnungen oder eigne Hüser in Frankreich unbelegt bleiben von Einquartierung etc.

8. Damit man nit meine, sy wollen andern Nationen und den Franzosen selbst das Brot vor dem Mul abschniden, solle jeder Kaufmann, der mit andern Waaren als französischen, spanischen, niderländischen, levantischen, türgischen handeln wolle, allen königl. Duanen unterworfen sein.

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

III.

1602, 4. September. Burgermeister u. Rath von Zürich an Henry IV. .... Wiewol unser Mitrath Gerold Escher selig, als er (1595) mit andern eidgen. Gesandten zu Lyon gewesen, bei E. Maj. us unserm Bevelch um die Zollbefreiung zweier Gattungen Wahren, Buratti und Floretti, so in unserer Stadt allhie gemachet, mit Fleiss geworben und schriftl. Erkanntnuss usgebracht, werden doch die unsern von den Zöllern zu Lyon noch stets gezwungen von Buratt und Floret den Zoll zu zahlen, welches dem ew. Friden zuwider ist, dann alle Waren so in der Eidgnosschaft gemacht bisher zu Lyon und anderswo zollfrei gewesen ....

(Dies wird mit einem Brief vom 9. September an die Herren geschickt, welche als eidgenössische Gesandte nach Frankreich gehen sollen, sie möchten der Zürcher Waaren auch sich annehmen, weil Zürich keine andern nach Frankreich führe.)

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

IV.

1623. 16 et 17 Nov. Sentence des Juges des Douanes à Lyon.

. . . „Vu la requête présentée le 15 nov. par les Marchands de la nation germanique villes imperiales et cantons des Suisses, que les commis de la traite foraine establi à Collonge dépendant de la douane de Lion avaient arrêté le 6 et 7 novembre 2 balles de trelis[1]) admenées de St. Gal l'une appartenante à Joachim Laurens et David Zollikofer, l'autre aux heritiers de Jean Fikler, et 8 balles de cocons[2]) qu'ils faisaient mener en Allemagne, appartenantes une à Jean André Payer et Jean Louis Payer, les 2 autres à Henry et Jean Rodolphe Wertmiller . . . . . .

Nous ordonnons, que délivrance sera faite des marchandises saisies . . . .

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

V.

1658. 14. May. Supplication der zürcherischen Kaufleute an Bürgermeister Rahn und beide Räthe.

Herr Burgermeister, Hoch und wohlgeachte, edle, gestrenge, fromme, feste, ehr- und nothfeste, fürneme, fürsichtige und weyse, insonders hochehrende, grossgünstige, gnädige, liebe Herren und Vätter.

Es sein E. Weysheit unverborgen die Freyheiten, welche ihr Königl. Majestät in Frankreich bey dem mit gem. Eidgenossen gemachten ewigen Friden und seitharo erneuerten Püntnüssen gemein eidgenöss. Kaufleuten der Zöhlen halber concedirt und unterschiedlich bestätiget habend. — Wann und aber die Zeit und Jahr haro wir nicht nur nichts genossen, sondern unser Seiden[3]), Floret, Burat[4]), Schleyer, Tücher[5]) und ander Waaren mit sollichen unvertragenlichen Zöhlen, Auflagen und Beschwerden

---

[1]) Trelis = Treillis = Treilles ordinärer hänfener Zwillich, der zu Mehlsäcken und groben Männerkleidern dient.

[2]) In Frankreich gekaufte Samen-Cocons (durchlöchert), die in Deutschland für Floretgespinnst verwendet werden sollten.

[3]) Seide bestimmt von Floret unterschieden — nach Schinz, Handelsgeschichte p. 154, handelt es sich um gezwirnte Seide (Trame), die seit der Locarner-Einwanderung auf zahlreichen „Sydenmühlen" in Zürich verarbeitet wurde.

[4]) Burat — leichter Wollenstoff — auch Wollenkrepp oder Crespon, für den Zürich lange Zeit berühmt war — ebenfalls den Locarnern zu verdanken.

[5]) Tücher = Halstücher — ganz- und halbseiden. (Oberst Bürkli.)

von den Zöllern sein angelegt worden, dass auch ihr Königl. Majestät eigne Feinde ein mehreres nicht bezahlen mussend, uns aber wegen unserer geringen Handlungen, und dass von uns der Arten niemandts Haus so hablich siget, wider die Zöller in Betracht der darüber ergehenden schweren Unkosten process zu führen, gleich wie die Herren von St. Gallen gethan, unmüglich gefallen, gestalten jene der Freyheit bis dato genossen, wir aber zu grossem Schaden des ganzen Lands derselben annoch entrathen müssen.

Als nemmend bei Anlass gegenwärtiger Pundtserneuerung gemeine Kauffleuth euer getreue gehorsame Burger ihre Zuflucht zu Ew. Gnaden in Unterthänigkeit supplicirende, Sie geruhen wollend ihren diessmal zu Aarau sich befindenden Ehrengesandten anzubefehlen, dass selbige uns zum Besten, des 20. Artickels betreff. der Kauffleuthen Freyheit, in getreue Rechnung habend und den Herren Ambassadoren zu unverweileter Werkstellung verleitind, dass durch sein Mittel bey den königl. Zöllern, der gegen uns bis dato geübte Missbrauch abgestellt und die Sach also erläuteret und dahin geleitet werde, dass selbigen aller Anlass uns anzufechten benommen seige und wir fürhin mit allen unseren in dem Königreich aus und eingehenden Wahren kraft ertheileten Freyheiten zollfrey und unbeschwert fortkommen könnind, damit uns mit allerhand processen, welche die Zöller ihrem Gebrauch nach uns damit zu molestieren und müde zu machen tentieren möchten, verschont werde.

Schliesslich wünschen wir Ew. Gn. von Gott dem Allmächtigen alle Gesundheit .... zu dero Hulden und Gnaden wir uns unterthänigst empfehlend.

Datum Zürich 14. May 1658.

Ew. Weysheit und Gnaden
Underthenig und gehorsame Burger
gemeine Kauff-Handelsleuth
lob. Stadt Zürich.

Es folgt ein diesem Gesuch entsprechendes Schreiben des Rathes, datirt vom 15. Mai 1658 an den Tagsatzungsabgeordneten Stadtschreiber Hirzel, sich der kaufmännischen Interessen in der Verhandlung mit Labarde anzunehmen.

[Diese Stücke finden sich in der Zürcher Stadtbibliothek, Manuscr. A. 10, p. 131 ff., in einem handschriftl. Sammelband von Briefen u. Aktenstücken.]

DIE

VERLORENE SCHWYZERCHRONIK.

Von

A. BERNOULLI.

entgegnete jener: „Die Seide macht man nicht auf dem Feld, sondern in der Kammer" [1]).

Noch heftiger äusserte sich darüber der Prévôt des Marchands: „Die Befreiung der Seide werdet ihr so wenig haben als meinen Kopf; wenn ihr die Seide in euerer Befreiung einbegreifen wollt, wird nichts zu thun sein". Nach einer anderthalbstündigen Unterredung versprach er die Sache am Consulat vorzubringen und brachte Abends die Antwort zurück: die Municipalität erkläre sich bereit, die Waaren, welche nur der Stadt zollpflichtig seien, gegen Caution frei passiren zu lassen bis Ende Juni; sei dann kein neuer Befehl von Paris eingetroffen, so müsse der Zoll bezahlt werden; allein die Seide wurde von diesem Zugeständniss ausgenommen. Hätte Hochreutiner sich das Verhalten der obrigkeitlichen Gesandten in Paris zum Muster genommen, so hätte es ihm sehr nahe gelegen, auf die Seide zu verzichten und dafür die Freiheit der übrigen Waaren zu erlangen; denn die Seide war eigentlich nur Sache der Zürcher. Es gereicht ihm daher zur Ehre, dass er dies Anerbieten zurückwies. Seine Beharrlichkeit hatte wenigstens den Erfolg, dass am 24. März der Prévôt des Marchands einwilligte, alle Waaren ohne Ausnahme gegen Caution passiren zu lassen.

Diese Proposition wurde endlich von der grösstentheils aus St. Gallern bestehenden Versammlung der Kaufleute angenommen, „weil der Herren von Zürich Waaren dabei auch begriffen seien".

Dies war das einzige praktische Resultat dieser langwierigen und kostspieligen Verhandlungen, theuer genug bezahlt mit einer Verehrung von 100 Dublonen an den Erzbischof. Hochreutiner's vortreffliche Relation bricht damit plötzlich ab.

Ihren eigentlichen Auftrag, die Verification der Patente, hatten die Deputirten zwar vollständig erreicht. Hochreutiner

---

[1]) Ist richtig! Es handelt sich hier nämlich offenbar nicht um Trame, sondern um Floret-Seide — seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Zürich aus Seidenabfällen (Struse-Frisons) auf dem Lande durch hunderte fleissiger Hände gesponnen, also 1663 bis auf 100 Ballen jährlich. — Der Rohstoff kam aus den Filanden (Spinnereien) Italien's und wurde in Zürich vor dem Spinnen gefäult = entbastet. — Herr Oberst Bürkli-Meyer hatte die Güte, diese und andere Anmerkungen beizufügen.

brachte die königliche Originalurkunde mit all den Registrirungen der verschiedenen Parlamente und Gerichtshöfe mit heim, wo sie jetzt noch im Archiv des Kaufmännischen Directoriums sich befindet; er liess auch eine grosse Zahl gedruckte Copien davon machen, theils um dieselben den Zollbeamten zuzustellen, theils um sie in der Schweiz zu verbreiten, wie sich denn auch im Zürcher Staatsarchiv ein solcher Abdruck findet. Aber was halfen alle diese Garantien, wenn der Inhalt der Patente selbst von sehr zweifelhaftem Werthe war und den Wünschen der Kaufleute gar nicht entsprach! Die Schuld davon fällt auf das Haupt jener Tagsatzungsgesandten, welche die Verhandlungen mit Labarde führten.

Bald nach der Rückkehr Hochreutiner's traf den schweizerischen Handel ein Schlag, welcher alles zu vernichten drohte, ausgehend von jenem nämlichen Manne, der in Paris sich so ungünstig geäussert hatte. Colbert erliess 1664 einen einheitlichen Zolltarif, welcher alle die alten verschiedenartigen Zölle ersetzen sollte. Eine vollkommene Durchführung des grossartigen Planes hätte auch die schweizerischen Privilegien vernichten müssen; er scheiterte jedoch am Widerstand einzelner Provinzen und konnte nur sehr theilweise verwirklicht werden, und so blieben auch die schweizerischen Privilegien, freilich unter manchen Anfechtungen und Beschränkungen, bestehen bis zur französischen Revolution. Freilich drang allmälig jene von den Zöllnern zu Lyon aufgestellte Interpretation durch, wonach nur diejenigen Fabricate frei waren, deren Rohstoffe auch Schweizer Producte waren, so dass die Seide und Baumwolle ausgeschlossen blieb; dagegen behielten die Schweizer nebst den Bündnern und deutschen Reichsstädten ihre Privilegien für ihre einheimischen Producte, also namentlich die weisse Leinwand und Glanzleinwand der St. Galler, dann Käse, Kupfer, Zinn, Eisendraht, Messingdraht. Ein französischer Beamter, der die Douaneverhältnisse um 1688 untersuchte, fand, dass die Schweizer in Folge dieser Privilegien in zehn Jahren bloss 100,000 anstatt eine Million livres für Zölle zu bezahlen haben. Ganz fruchtlos war also

die Gesandtschaft Escher's und Hochreutiner's doch nicht. Und wenn sie es auch gewesen wäre, sie verdiente unsere Beachtung schon um der Energie und Thatkraft willen, welche jene Männer gezeigt haben, so ganz im Gegensatz zu den obrigkeitlichen Gesandten, wegen jenes Freimuthes, womit sie den französischen Ministern entgegentraten. Welch ganz anderer Geist spricht aus jenen Kaufleuten, als er in den regierenden Kreisen zu finden ist. Dieses treueidgenössische Zusammenhalten, womit die Interessen jedes einzelnen Ortes von der Gesammtheit aufgenommen und vertheidigt werden, diese Opferwilligkeit, welche augenblickliche Kosten nicht scheut, um für die Zukunft vorzusorgen, diese Leichtigkeit der Organisation der Versammlungen und Berathungen, wobei der Unterschied zwischen den Unterthanenländern und den regierenden Orten verschwindet: das alles scheint mir wie eine Vorahnung der neuen Schweiz. Das politische und militärische Leben unserer Vorväter des 17. Jahrhunderts steht uns wie etwas ganz Fremdes gegenüber; jene Wichtigthuerei mit einer auswärtigen Politik ist uns unverständlich; nur mit Abscheu können wir auf das Pensionenwesen zurücksehen und auf die Solddienste, obschon nicht zu verkennen ist, dass dies eben unentbehrliche Erwerbsmittel waren. Dagegen haben wir heute noch unsere gemeinsamen commerciellen Interessen; ein Kampf gegen das Aufkommen des Schutzzollsystems in einem Nachbarstaate findet in der heutigen Schweiz noch ein Verständniss.

Man könnte wohl einwenden: diese Kaufleute waren doch auch nur von egoistischen Motiven geleitet; sie handelten nur im eignen Interesse. Gewiss: aber jenes Interesse war doch einem grössern Kreise gemeinsam, einem grossen Theil der städtischen Bevölkerung, oder sagen wir besser, dem ganzen Vaterland, dem damaligen und dem heutigen. Wenn wir heute nicht mehr darauf angewiesen sind, aus dem Soldgeld fremder Könige ein kümmerliches Dasein zu fristen, wem gebührt das Verdienst, als unserm Handel und unserer Industrie, und nicht am wenigsten denjenigen, welche die Interessen des Handels bei seinen ersten Anfängen so tapfer vertheidigt haben?

BEILAGEN.

I.

Sentence de la Sénéchaussée de Lyon sur les droits de sortie dûs par les Marchands Suisses.

1552, 7 mars à Lyon. Comparant devant nous Hugues Dupuy lieutenant particulier en la Sénéchaussée de Lyon, noble Jacques Ramsper, ambassadeur avec Conrad Caphman herault des seigneurs des XIII cantons des Ligues Suisses, m'a dit, que le maître des ports a voulu contraindre les Marchands Suisses de payer les droits des resve [1]), domaine forain [2]) et haut passage [3]) à plus haut prix qu'ils n'avaient accoutumé pour les marchandises qu'ils envoient de ce royaume en leurs pays ..... Que par le traite de 1515 ils n'ont payé que certains droits. Il m'a montré un édit du roi du 19 février 1552. «Nous Henry II déclarons: que les Marchands de St. Gal, Schaffhouse et des autres cantons n'en seront tenus payer pour les marchandises, qu'ils sortiront de ce royaume, autres droits impôts et gabelles, qu'ils ont fait depuis 1515. Où ils auraient esté contraints de payer à plus haute raison, vous leur ferez rendre tout, aussi décharger les cautions. — Par le roi en son conseil». — Le procureur du roy dit: que l'importance était de savoir ce que payaient les Marchands, ce qui ne se pourrait mieux savoir que par les registres de la ville de Lyon pour ce que les échevins ont toujours tenu la ferme de la resve et foraine, même auparavant 1515 jusqu'à 1551.

Les échevins ont dit que par la vision de leurs livres: „les Marchands tant Suisses, Allemands, qu'autres n'avaient payé pour les droits de resve et foraine et pour les marchandises qu'ils enlevaient hors foires .... aucune chose que ce pris qui s'ensuit:

	Livres	Sous
Pour chacune charge draps de soye [4]), d'escarlatte [5]), saffran, camelot [6]), coral	3	—
„ „ „ d'espicerie	1	5

---

[1]) Resve = rêve veraltetes Wort = recette; eine Abgabe von 4 Deniers auf 1 Livre für fremde Käufer, von Carl IV. eingeführt.

[2]) Domaine forain wurde 1551 als einheitlicher Ausgangszoll für alle Waaren an Stelle von rêve und haut passage gesetzt; doch behielten verschiedene Provinzen, die hier gerade in Frage kommen, die alten Zölle bei.

[3]) 1320 eingeführte Abgabe für die Erlaubniss der Ausfuhr von allen Waaren.

[4]) Drap de soie — noch heutzutage gebraucht — starkes uni Seidenzeug.

[5]) Escarlate will sagen rother Stoff.

[6]) Kamelott — starkes grobes Wollentuch.

benützt wurden, aber keines für beide zugleich. So erscheint z. B. Martinus Polonus in der Stretlinger Chronik benützt, doch ohne je genannt zu werden; in der Schrift „Vom Herkommen“ hingegen, wo Martinus unter den angeblichen Quellen aufgezählt wird, findet sich von seinem Inhalte keine Spur.

Diese von Vaucher bemerkten Verschiedenheiten erklären sich jedoch genugsam, sobald wir annehmen, dass Eulogius zuerst die Schrift „Vom Herkommen“ schrieb, und erst eine Reihe von Jahren später auch die Stretlinger Chronik verfasste. In der Zwischenzeit konnte sich sehr wohl sein Styl vervollkommnen und zugleich seine Kühnheit in Herbeiziehung des Wunderbaren wachsen. Auch seine litterarischen Hülfsmittel konnten sich mehren, so dass er den Martinus Polonus, den er früher nur dem Namen nach kannte, bei Abfassung der Stretlinger Chronik wirklich vor sich hatte.

Nun ergibt sich aus dem Texte der Stretlinger Chronik, dass sie nicht vor 1464 kann geschrieben sein, da sie noch den Tod Heinrich's von Bubenberg erwähnt [1]). Für die Schrift „Vom Herkommen“ hingegen nimmt Bæchtold eine spätere Entstehungszeit an, nämlich das Jahr 1470 [2]). Jedoch stützt er sich hiefür einzig auf eine Stelle bei Stumpf [3]), welche sich ebensogut auf die 1474 geschriebene Püntiner'sche Chronik [4]) beziehen lässt, als auf die Schrift „Vom Herkommen“. Wir finden daher bei Bæchtold keinen entscheidenden Grund gegen die Annahme Vaucher's, dass die Schrift „Vom Herkommen“ um 1450 verfasst sei, also geraume Zeit vor der Stretlinger Chronik; aber ebensowenig tragen wir Bedenken, der Ansicht M. v. Stürler's und Bæchtold's darin beizupflichten, dass Eulogius Kiburger beide Schriften verfasst habe.

---

1) Stretlinger Chronik, p. 39 des Textes, und ebenda p. 34 der Einleitung.

2) Stretlinger Chronik, p. 72 ff. der Einleitung.

3) Stumpf, Chronik der Eidgenossenschaft, Buch IV, Cap. 9.

4) Ueber Püntiner's Chronik und ihr Verhältniss zur Schrift „Vom Herkommen“, s. Bd. I dieses Jahrbuches, p. 85 ff.

Mit Recht hat Vaucher hervorgehoben, dass die Schrift „Vom Herkommen“ in keinerlei Beziehung steht zu Hemmerlin's „Dialogus de nobilitate“, also auch nicht als Entgegnung auf letzteren aufzufassen ist. Wenn aber gefragt wird, was denn überhaupt unsern Pfarrherrn am Thunersee veranlassen konnte, das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler in einer besondern Schrift zu verherrlichen, so hat G. von Wyss wohl den einfachsten Weg zur Lösung dieser Frage gefunden [1]), indem er auf die Unruhen hinweist, welche von 1445 bis 1450 das Berner Oberland durchwühlten. Ueber diese Wirren fehlt bis jetzt eine zusammenhängende Darstellung, zu welcher wohl das Berner Staatsarchiv den Stoff liefern könnte. Aus dem Wenigen aber, was bis jetzt hierüber bekannt ist [2]), ergibt sich immerhin, dass die Unzufriedenheit hervorgerufen war durch die Lasten des Zürcherkrieges, und namentlich durch die fortwährenden Zuzüge an entlegene Orte. So finden wir schon im September 1445, bei Belagerung des Steins zu Rheinfelden, die Zuzüge von Saanen, Frutigen und Simmenthal in offener Widersetzlichkeit gegen die Berner Hauptleute [3]). Diese westlichen Thäler des Oberlandes erscheinen überhaupt als der Herd der Unruhen, während das östlich gelegene Hasle der Bewegung ferne geblieben zu sein scheint. Demnach ist die Schrift unseres Eulogius als ein „elogium“ des Haslethales aufzufassen, das für seine Treue gegen Bern soll gelobt werden. Kiburger will damit zeigen, dass es nicht von ungefähr ist, wenn im jüngsten Kriege die Haslethaler sich von den übrigen Oberländern vortheilhaft unterschieden und als würdige Waffenbrüder der Waldstädte bewährt haben; denn mit diesen sind sie Eines Stammes. Wenn nun in

---

1) Auf ihn beruft sich Vaucher im Anzeiger, 1877, p. 340.

2) Siehe Stettler's Chronik, sowie Eidg. Abschiede II, p. 187, 188 u. 205. — Weitere Spuren finden sich in den Berner Missiven in Bd. V bis VIII des „Geschichtforschers“. Ich verdanke diese Mittheilungen der Güte des Herrn Prof. G. v. Wyss.

3) S. die noch ungedruckte Chronik Erhards von Appenwiler, welche im IV. Bd. der „Basler Chroniken“ erscheinen soll.

der Erzählung dieser gemeinsamen Herkunft die Waldstädte vor dem Haslethal in den Vordergrund treten, so kann dies billigerweise nicht befremden; denn dieses Verhältniss entsprach der Gegenwart, d. h. der untergeordneten Stellung des Landes Hasle neben den selbstherrlichen Waldstädten. Uebrigens fasst er letztere, unter dem Namen Schwyzer, immer nur als ein Ganzes zusammen und nimmt keinerlei Rücksicht auf ihre Dreitheilung, weil diese in der That für seinen Zweck keine Bedeutung hat. Aus demselben Grunde hütet er sich auch, in seiner Erzählung sich über das graue Alterthum hinauszuwagen; denn was hätte er von Hasle berichten sollen, z. B. aus der Zeit, als die Waldstädte gegen Habsburg ihre Unabhängigkeit behaupteten!

So ist denn der Umfang der Schrift nach jeder Richtung hin durch ihren Zweck bedingt; sie will einfach das Land Hasle verherrlichen, und alle Polemik liegt ihr ferne.

II.

Wenn somit Eulogius Kiburger, der Pfarrherr zu Einigen, die Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler" zu Ehren des letzteren Landes bald nach 1450 verfasst hat, so fragt es sich, woher er die Idee nahm, seine Leute aus dem hohen Norden kommen und später nach Rom ziehen zu lassen. Von letzterm Zuge wissen wir, dass er wenigstens schon 1443 in Schwyz als ausgemachte Thatsache galt; denn er wird in einem Rundschreiben an die Reichsstädte ausdrücklich erwähnt [1]. Für den Glauben an die nordische Herkunft der Waldstädter und Haslethaler hingegen haben wir keine so alte Urkunde; wir wissen nur, dass sie auch in jener längst verlorenen Schrift erzählt wurde, welche Stumpf in seiner 1548 erschienenen Chronik anführt als „die gemeine Schwyterchronik".

Diese Schwyzerchronik war für Stumpf nur eine Quelle von untergeordneter Bedeutung. Denn in dem reichhaltigen Quellen-

---

[1]) S. dieses Schreiben bei Tschudi, Chron. Helvet. II, p. 365.

verzeichniss, das er seinem umfangreichen Werke vorausschickt, suchen wir sie ebenso vergeblich, als z. B. die Schrift vom Herkommen, oder Püntiner's Chronik, die er doch jedenfalls kannte [1]). Ausdrücklich erwähnt finden wir „die gemeine Schwyterchronik" einzig in denjenigen Capiteln, welche vom Ursprung der Waldstädte handeln, d. h. im IV. Buch (Helvetia), Capitel 9 und 12 [2]). Wir erfahren hier zunächst nur, dass auch die Schwyzerchronik die Hungersnoth und die Auswanderung aus Schweden und Ostfriesland erzählte.

Aus den wenigen Andeutungen ist jedoch nicht ersichtlich, ob hierüber die Erzählung wesentlich abwich von derjenigen in der Schrift vom Herkommen. Die greifbare Verschiedenheit zwischen beiden Schriften tritt uns erst entgegen, wenn Stumpf die vier Hauptleute der Auswanderer nennt. Laut der Schwyzerchronik nämlich zogen zwei derselben, die Brüder „Schwyter und Scheyg" [3]), nach Schwyz, während Rumo in Unterwalden und Resti in Hasle sich festsetzten. Von den Gründern von Schwyz sodann erzählte dieselbe Quelle noch die Sage vom Zweikampf, durch welchen das Land Schwyz seinen Namen erhielt.

Statt dieser vier Hauptleute, deren Namen paarweise alliteriren, finden wir in Kiburger's Schrift „Vom Herkommen" nur drei [4]): nämlich „Schwyternus und sin mitgesell Remus", welche das Land „vom Frackmund bis an die lampartischen gebyrg und Alpen" einnahmen — also das ganze Gebiet der spätern drei Waldstädte — und „Wadisslaus", der nach Hasle zieht. Die nahe Verwandtschaft dieser zwei Darstellungen ist einleuch-

---

[1]) S. Näheres im Jahrbuch, Bd. I, p. 86.

[2]) Dasselbe, was Stumpf hier im IV. Buch unter Berufung auf „die gemeine Schwyterchronik" erzählt, wiederholt er im VI. Buch (Zürichgau), Cap. 27, unter Verweisung auf „die alten Schwyterchroniken".

[3]) Stumpf schreibt bald „Scheyg", bald „Tschey".

[4]) Des Zusammenhangs wegen müssen wir im Nachfolgenden wiederholen, was schon in Bd. I des Jahrbuchs, p. 97—100, erörtert wurde.

DIE

VERLORENE SCHWYZERCHRONIK.

Von

A. BERNOULLI.

I.

Als H. Hungerbühler die Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler“ wieder an's Licht zog und herausgab [1]), hielt er sie, gestützt auf die Angaben Tschudi's [2]), für eine vom Landschreiber Hans Fründ zu Schwyz um 1440 verfasste Arbeit. Seither jedoch hat diese Ansicht Widerspruch erfahren durch M. von Stürler [3]) und J. Bæchtold [4]), welche der Notiz bei Tschudi das viel ältere Zeugniss des Nauclerus entgegenhalten [5]); von diesem ausgehend, erkennen sie in der Schrift „Vom Herkommen“ denselben Verfasser wie in der Stretlinger Chronik, nämlich den 1506 verstorbenen Eulogius Kiburger, welcher 1446 bis 1456 Pfarrherr zu Einigen am Thunersee war. Auch das Jahr 1440 verwirft Bæchtold, indem er die Entstehungszeit um 1470 setzt, d. h. einige Jahre später als die Stretlinger Chronik.

Gegen diese neuere Auffassung sind von P. Vaucher einige Bedenken geäussert worden [6]). Beim Vergleich mit der Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer“ findet er in der Stretlinger Chronik einen bündigern, belebteren und ausgebildeteren Styl, zugleich aber in der Erzählung einen ungleich grösseren Hang zur Hereinziehung des Wunderbaren. Sodann bemerkt er, dass zwar zu beiden Schriften noch ältere weltgeschichtliche Werke

---

1) In den Mittheilungen des historischen Vereins in St. Gallen, Heft XIV (Neue Folge, Heft IV).

2) Tschudi, Gallia Comata, p. 113.

3) Im Anzeiger für Schweiz. Geschichte 1876, p. 239 ff.

4) Stretlinger Chronik, p. 68 ff. der Einleitung, 1877.

5) J. Naucleri Chronicon universale, II, p. 363 der Ausgabe v. 1564.

6) Im Anzeiger für Schweiz. Geschichte 1877, p. 339.

zern geboren und hatte dort, bevor er Landschreiber von Schwyz wurde, unter dem Stadtschreiber Egloff Etterlin, dem Vater des Chronisten, als Unterschreiber gearbeitet. Auch später, nachdem er 1458 in Schwyz seinen Abschied genommen[1]), kehrte er zurück in seine alte Heimat, wo er 1457 Gerichtschreiber wurde und kurz vor 1469 starb[2]). Sicher also kannte ihn noch Petermann Etterlin, der spätere Chronist, der um diese Zeit als „Abschreiber“ in Luzern schon sein eigenes Hauswesen hatte[3]). Es drängt sich daher bei der Chronik dieses letztern mehr als bei jeder andern die Frage auf, ob wir in ihr keine Spuren der Schwyzerchronik mehr finden können.

Erwiesenermassen hat Etterlin, wie die meisten Chronisten des Mittelalters, seine Quellen nur in der Weise benützt, dass er ihren Inhalt — wenn auch mit grösseren oder kleineren Auslassungen — meist wörtlich abschrieb. Dieses sein Verfahren erklärt uns, warum wir Fründ's Hauptwerk, die Beschreibung des alten Zürcherkrieges, in seiner Chronik nicht benützt finden. Ganz abgesehen vom ausgesprochenen Parteistandpunkte Fründ's, erschien sein ausführliches Werk viel zu weitläufig und umfangreich für Etterlin, der überhaupt jenen Bürgerkrieg nur „zum allerkürtzesten erzellen“ wollte und ihm auch in der That nur wenige Blätter widmet[4]). Ueber die ältere Zeit aber, vom Ursprung Luzern's bis zum Beginn des XV. Jahrhunderts, enthält Etterlin's Chronik nur wenige vereinzelte Abschnitte, für welche eine schriftliche Quelle bis jetzt nicht nachgewiesen ist, und selbst unter diesen wenigen befindet sich einer, worin Etterlin sich ausdrücklich auf schriftliche Quellen beruft. Es ist dies der Abschnitt vom Ursprung des Landes

---

[1]) 1458 legte Egloff Etterlin seine Stelle als Stadtschreiber nieder. Vermuthlich that Fründ im nämlichen Jahr ein gleiches in Schwyz, weil er hoffte, in Luzern Stadtschreiber zu werden.

[2]) S. Kind, in der Einleitung zu Fründ's Chronik, p. 2 ff.

[3]) S. Jahrbuch I, p. 50.

[4]) S. Näheres im Jahrbuch I, p. 142—147.

Schwyz[1]), in welchem er die Auswanderung aus Schweden erzählt und von der Zahl dieser Auswanderer bemerkt: „So findet man in den alten waren historien, darusz ich danne dises zum kürtzisten ouch uszgezogen und genomen hab, das der selben lütten, so also das land rumen muosten von hungers nott, ob den fünff tusigen were, on wib und kinde".

Ueberblicken wir den Inhalt dieses Abschnittes, so erzählt uns Etterlin anfänglich nicht viel andres, als was wir schon bei Kiburger, nur weit ausführlicher, von der Auswanderung aus Schweden lesen. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, dass gerade über diesen Gegenstand auch für die Schwyzerchronik — soweit wir sie aus Stumpf kennen — kaum eine greifbare Verschiedenheit von Kiburger sich nachweisen lässt. Ueberdies unterscheidet sich Etterlin wenigstens in einem Punkte schon hier von Kiburger, indem er als ursprüngliches Reiseziel der Auswanderer die Stadt Rom bezeichnet. Die Verwandtschaft beider Erzählungen hört aber völlig auf, sobald die Wanderer den Boden ihrer neuen Heimat betreten. Denn hier folgen bei Etterlin die beiden Sagen vom Sturm auf dem See, welcher die bleibende Ansiedelung im Thale Schwyz veranlasste, und vom Zweikampfe der Brüder „Schwit und Scheyg", welcher dem Lande seinen Namen gab. Während Kiburger über beide Sagen schweigt, wissen wir aus Stumpf wenigstens von der einen, nämlich vom Zweikampfe, dass sie in der Schwyzerchronik erzählt wurde. Wenn wir nun vom Sturm auf dem See bei Stumpf keine Erwähnung finden, so erklärt sich dies schon genugsam aus dem äusserst naiven Inhalte dieser Sage; einem Manne wie Stumpf musste diese Erzählung viel zu kindisch erscheinen, als dass er sie auch nur einer Widerlegung gewürdigt hätte. Wir können daher aus seinem Schweigen keineswegs folgern, dass in der Schwyzerchronik die Sage vom Seesturm nicht ebensogut enthalten war, wie diejenige vom Zweikampf.

---

[1]) Etterlin, p. 18—20 in Spreng's Ausgabe.

Aus Etterlin's Erzählung dieser beiden Sagen gewinnt wohl Jeder den Eindruck, dass der Chronist hier nicht gekürzt habe, wie vorher bei der Auswanderung. Um so kürzer hingegen berührt er, zum Schlusse des ganzen Abschnittes, die siegreiche Hilfe, welche die Schwyzer einst dem Papste und dem Reich gegen die Ungläubigen sollen geleistet haben. Während Kiburger gerade diese Tradition zum Hauptinhalte seiner Schrift erhebt [1]), bemerkt Etterlin nur kurz: die Schwyzer hätten „durch erforderung des helgen Rœmischen Richs und des stuols ze Rom, der Christenheit zuo trost, vil guots getan wider die Türcken, als man dann das warlich geschrieben vindt".

Wenn wir nun bedenken, dass der Unterschied zwischen Ungläubigen, Heiden, Saracenen oder Türken einem Schreiber wie Etterlin keineswegs klar war, so gibt uns der Ausdruck „Türcken" keinen sichern Anhaltspunkt, um zu ermitteln, auf welche Schrift er hier verweist. Bis jetzt wissen wir mit Sicherheit einzig von Püntiner's Chronik, dass sie zum Jahr 829 einen Zug der Schwyzer nach Rom gegen die Saracenen erzählte [2]). Diesen Zug nun erwähnt auch Stumpf [3]), jedoch nur „nach sag der alten Helvetier Chronicken", und unter dieser weitumfassenden Bezeichnung kann allerdings, neben Püntiner, auch die Schwyzerchronik mit inbegriffen sein. Diese verlorene Schrift ist demnach überhaupt die einzige Quelle, in welcher Etterlin den ganzen Inhalt dieses Abschnittes möglicherweise kann gefunden haben.

Dieser Möglichkeit lässt sich die Thatsache entgegenstellen, dass Etterlin hier blos zweimal auf schriftliche Quellen verweist, nämlich für die Zahl der schwedischen Auswanderer und für den Zug gegen die Ungläubigen — also gerade für solche Angaben, die auch bei Kiburger oder Püntiner zu finden waren. Das Uebrige, nämlich die beiden Sagen vom Sturm und vom

---

[1]) Zwei Dritttheile der Schrift „Vom Herkommen" handeln vom Zuge der Schwyzer und Hasler nach Rom.

[2]) S. Schmid, Geschichte des Freystaates Uri, I, p. 101.

[3]) Stumpf, Buch VI, Cap. 28.

Zweikampf, konnte er möglicherweise aus der mündlichen Ueberlieferung schöpfen, so dass er nirgends die Schwyzerchrnnik nöthig hatte. Demnach hätten wir hinter „den alten waren historien" nichts anderes zu suchen, als einfach den Kiburger oder Püntiner.

Jedoch dürfen wir nicht vergessen, dass Kiburger den Vorfahren aller drei Waldstädten insgesammt eine gemeinsame Herkunft aus Schweden zuschreibt, und dass Püntiner sowohl als Schradin [1]) ihm hierin folgen. Gerade dieser Ansicht aber tritt Etterlin auf's Entschiedenste entgegen, indem er schon den Abschnitt vom Ursprung des Landes Uri mit den Worten beginnt [2]): „Es sol ouch mengklich wissen, das die dry lender, die man nempt Ury, Schwitz und Underwalden, nit einerley lütten, noch eines landes sind; als aber ettlich davon schribent, es syent alles Schwedier gewesen und habent dieselben gegne die dry lender under einander geteylt, das wysent die waren und rechten historien nit". — Etterlin kannte also allerdings die Schriften Kiburger's und seiner Nachfolger, zählte sie aber keineswegs zu den „waren und rechten historien". Wenn er nun im Abschnitte über Schwyz gerade für das, was auch Kiburger erzählt, auf die „alten waren historien" verweist, so thut er dies offenbar um zu zeigen, dass seine Erzählung sich nicht etwa blos auf Kiburger, sondern auf viel zuverlässigere und glaubwürdigere Schriften stütze.

Fragen wir nun, welches denn überhaupt „die waren und rechten historien" sind, welche Etterlin den Schriften Kiburger's und seiner Nachfolger entgegenhält, so ist es zunächst das Weisse Buch von Obwalden, welches nur kurz andeutet, dass zuerst das Land Uri angebaut wurde, worauf später dann Römer nach Unterwalden, und zuletzt Schweden nach Schwyz kamen [3]).

---

[1]) Schradin, am Anfang seiner Reimchronik des Schwabenkrieges, abgedruckt im Geschichtsfreund IV, p. 11.

[2]) Etterlin, p. 13 in Spreng's Ausgabe.

[3]) S. Weisses Buch, im Geschichtsfreund XIII, p. 68.

Dieser Auffassung folgt Etterlin genau, indem er sie nur aus weiteren Quellen noch zu ergänzen und auszuführen sucht [1]). Er weiss, dass die Urner von den Gothen abstammen, und bringt deshalb bei Uri an, was er „in einer gar alten historien", d. h. in Königshofen's Weltchronik, über die Hunnen und Gothen gefunden hat, und ebenso bei Unterwalden, was dieselbe Quelle von vertriebenen Römern berichtet. Ueber die Schweden aber war allerdings bei Königshofen nichts zu finden. Hingegen sahen wir oben, dass Alles, was Etterlin vom Ursprunge des Landes Schwyz berichtet, möglicherweise in der Schwyzerchronik enthalten war. Diese Quelle stimmte allerdings insofern nicht genau zu den Angaben des Weissen Buches von Obwalden, als sie den Gründer von Unterwalden zwar „Rumo" nannte, aber auch nicht zum „Römer" machte, sondern — so viel wir aus Stumpf errathen können — zu einem Schweden oder Ostfriesen. Immerhin geht aus Stumpf deutlich hervor, dass wenigstens die Urner dort keinenfalls zu den Schweden gezählt wurden. Schon die Schwyzerchronik trat also der gemeinsamen schwedischen Herkunft der Waldstädte wenigstens im Princip entgegen. Wenn also Etterlin die Meinung Kiburger's und seiner Nachfolger verwirft und findet: „das wisent die waren und rechten historien nit", so ist unter diesen, neben dem Weissen Buche von Obwalden, wohl keine andere Schrift gemeint als die Schwyzerchronik. Diese verlorene Schrift ist somit auch unter „den alten waren historien" zu verstehen, auf welche sich Etterlin bei seiner Erzählung vom Ursprung des Landes Schwyz beruft. Von Hans Fründ 1440 geschrieben, war sie in der That schon eine „alte Historie", als Etterlin 1507 seine Chronik zusammenstellte. Ebensosehr stimmt bei Letzterem auch der Inhalt zu der Annahme, dass Fründ der Verfasser jener Schrift sei.

Die Erzählung vom Sturm auf dem See trägt das Gepräge der ächten Volkssage, so dass Fründ sie in guten Treuen als etwas von den Vätern überliefertes, also glaubwürdiges, nieder-

[1]) Näheres im Jahrbuch I, p. 84 ff.

schreiben konnte. Von dem Zuge gegen die Ungläubigen wissen wir allerdings nicht, in welcher Weise ihn Etterlin's Quelle erzählte; jedoch wird derselbe, wie wir früher sahen, schon 1443 amtlich als alte Ueberlieferung erwähnt, und in der That reicht der historische Ausgangspunkt dieser Sage bis in's XIII. Jahrhundert zurück, d. h. bis zum Zuge König Rudolf's gegen Besançon (1289) — wenn nicht gar bis in's Heerlager Kaiser Friedrich's II. vor Faenza (1240) [1]. Wir finden mithin bei Etterlin so wenig als bei Stumpf einen triftigen Grund, um für die Schwyzerchronik einen andern Verfasser zu vermuthen, als den Landschreiber Hans Fründ, den wahrheitsliebenden Geschichtschreiber des Zürcherkrieges.

IV.

Die Benützung der Schwyzerchronik durch den Luzerner Etterlin berechtigt uns keineswegs zur Folgerung, dass diese Schrift damals auch ausserhalb Schwyz durch Abschriften verbreitet war; denn zu den Hauptquellen Etterlin's gehörte unter andern auch das Weisse Buch von Sarnen, das schon im XVI. Jahrhundert nur wenigen Eingeweihten bekannt war [2]. Blicken wir daher nach der Heimat der Schwyzerchronik, so ist uns aus jener Zeit wenigstens ein Zeugniss ihres Vorhandenseins erhalten, das Beachtung verdient. Konrad Pellikan († 1556 in Zürich) erzählt in seinem 1544 verfassten Chronicon [3], wie er, noch als junger Barfüssermönch, im Sommer 1504 im Gefolge des päpst-

---

[1] S. Näheres in meiner Dissertation über die Luzernerchronik des Melchior Russ, p. 43.

[2] Bis jetzt wissen wir, ausser Etterlin, nur von Tschudi und von Rennward Cysat, dem Stadtschreiber von Luzern, dass sie das Weisse Buch kannten. Siehe Cysat's Collectaneen, Mss. der Luzerner Stadtbibliothek Nr. 145 E., Bl. 269—278.

[3] S. die Ausgabe von B. Riggenbach, Basel 1877, p. 30 ff. — Ich bin auf dieses Zeugniss durch Dr. Th. v. Liebenau aufmerksam gemacht worden.

lichen Legaten, Cardinal Raymund von Petrandi[1]), Bischofs von Gurk, durch Schwyz gereist und 14 Tage dort geblieben sei. Vor der Abreise bezeugte der Cardinal den Schwyzern seine Gunst, indem er Sonntags den 30. Juli, vor versammeltem Volke, in der Pfarrkirche zu Schwyz einen grossen Ablass verkündete und nachher die Vornehmsten des Landes zur Tafel lud. Als Gegengeschenk erhielt er von diesen eine „historia Schwicerorum", die jedoch der Cardinal, ein geborner Franzose, nicht lesen konnte, da sie deutsch geschrieben war. Auf der Weiterreise blieben sie einige Tage in Altorf, und hier erhielt Pellikan mit einem Gefährten den Auftrag, die Schrift in's Lateinische zu übersetzen. Der Aufenthalt in Altorf währte nur drei oder vier Tage; aber Pellikan beeilte sich und brachte die Uebersetzung noch vor dem Aufbruch zu Ende. Bald nachher verliess er den Cardinal und kehrte um, indess dieser langsam nach Rom weiter reiste. Ueber den Inhalt der „historia Schwicerorum" sagt uns Pellikan leider nichts; doch kann sie kaum etwas anderes gewesen sein, als die Schwyzerchronik, und wenn wir bedenken, dass Pellikan später, d. h. seit der Reformation, in Zürich lebte, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass er es war, durch welchen Stumpf auf „die gemeine Schwyterchronik" aufmerksam gemacht wurde. Ihm also verdanken wir indirect auch das Wenige, was wir aus Stumpf von der verlorenen Schrift noch wissen.

Wie wir sahen, nennt uns Stumpf die Schwyzerchronik einzig da, wo er vom Ursprunge des Landes, d. h. von der fremden Herkunft der Schwyzer und ihrer ersten Ansiedelung spricht; im weiteren Verlauf der Geschichte nennt er sie nie mehr. Auch aus dem Abschnitte bei Etterlin können wir als weiteren Inhalt der Schrift höchstens noch die Erzählung eines Zuges gegen die Ungläubigen hinzufügen.

Fragen wir nun, ob die Schwyzerchronik wirklich auf diesen Inhalt sich könne beschränkt haben, so haben wir in der That

---

[1]) Er war Cardinal von Sta. Maria Nova; s. Pellikan p. 28.

an Kiburger's Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler“ ein Beispiel dieser Art, aber allerdings auch das einzige. Denn selbst von Püntiner's verlorener Chronik wissen wir mit Bestimmtheit, dass sie auf den Ursprung der Waldstädte und ihre ältesten Kriegszüge noch die Sagen von ihrer Befreiung folgen liess [1]). Kiburger bildete also eine Ausnahme, und zwar aus dem schon früher erwähnten Grunde, weil nicht die Waldstädte für ihn die Hauptsache waren, sondern das Haslethal, für welches in der That die Befreiungsgeschichte der Waldstädte keine directe Bedeutung hatte. Diese Rücksichten, welche für Kiburger den Stoff beschränkten, konnten aber für keinen Geschichtschreiber der Waldstädte massgebend sein, also für den Verfasser der Schwyzerchronik so wenig, als für den Urner Püntiner, oder für den Chronisten im Weissen Buch von Obwalden. Die Entstehungsgeschichte des Waldstädterbundes, mithin der Eidgenossenschaft überhaupt, durfte umsoweniger in solchen Schriften fehlen, welche den drei Waldstädten keinen gemeinsamen Ursprung zuschrieben, und zu diesen gehörte, wie wir sahen, neben dem Weissen Buch auch die Schwyzerchronik. Es erscheint daher die Vermuthung nicht unberechtigt, dass auch diese Schrift über die Befreiung der Waldstädte berichtet habe.

Suchen wir jedoch nach Spuren dieses Berichtes, so hat schon Vischer [2]) zunächst für Etterlin nachgewiesen, dass seine Darstellung wesentlich auf dem Weissen Buche von Obwalden beruht, dessen Erzählung er nur durch Herbeiziehung des Tellenliedes und der Bernerchronik erweiterte. Einzig den Namen des Vogts, den er nicht „Gesler“, sondern „Gryssler“ nennt, scheint er aus der Localtradition von Küssnach genommen zu haben [3]). Für den fraglichen Bericht der Schwyzerchronik können wir aus Etterlin nur den Schluss ziehen, dass sie über die

---

[1]) S. Schmid, Gesch. des Freystaates Uri, I, p. 136, in der Anm.

[2]) Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstädte (1867), p. 56 ff.

[3]) „Johann von Kienberg, genannt Grissner“, kommt vor als Inhaber der habsburgischen Güter zu Küssnach. S. Hidber, im Archiv des Histor. Vereins von Bern, Bd. V, p. 10.

Befreiung der Waldstädte entweder gar nichts berichtete, oder mehr oder weniger dasselbe wie das Weisse Buch. Denn jedenfalls kann zwischen beiden Erzählungen keine allzugrosse Verschiedenheit geherrscht haben; sonst müssten wir überhaupt auf die Annahme verzichten, dass Etterlin die Schwyzerchronik zu den „alten waren historien" gezählt habe.

Die Darstellung Etterlin's diente, wie Vischer gezeigt hat, als Hauptquelle [1]) für Stumpf, welcher nebenbei noch das Urnerspiel vom Tell, Seb. Münster's Cosmographie und wiederum die Bernerchronik benützte. Doch bemerkt Vischer, dass es sich aus keiner dieser Quellen erklären lasse, warum Stumpf den „Gryssler" Etterlin's wieder ersetzt durch „Gessler". Ueberdies aber fährt Stumpf nach dem Tode Gessler's fort [2]): „do sind die landlüt, nach der alten chronicken sag, aufgewüscht und habend den adel endtlich aus den ländern vertriben". — Nun ist unter den oben genannten Quellen die Bernerchronik die einzige, welche schon zu Stumpf's Zeiten als eine „alte chronicken" hätte gelten können; doch diese kann hier nicht gemeint sein, da sie überhaupt nichts vom Tode des Vogts in der hohlen Gasse weiss. Wir müssen daher nothgedrungen für Stumpf noch eine weitere schriftliche Quelle vermuthen, in welcher er auch den Namen „Gessler" finden konnte. Wollen wir nun diese muthmassliche Quelle Stumpf's ausschliesslich unter den noch erhaltenen Schriften suchen, so kann einzig das Weisse Buch in Betracht kommen; denn dieses allein nennt den Vogt „Gesler". Hätte jedoch Stumpf das Weisse Buch wirklich gekannt, so wäre es im höchsten Grade auffallend, dass er eine so wichtige Aufzeichnung nie und nirgends unter seinen Quellen nennt. Es liegt daher weit näher, unter der „alten chronicken" die Schwyzerchronik zu vermuthen, von der wir wenigstens mit Sicherheit wissen, dass Stumpf sie kannte und benützte. In der That haben wir oben die allgemeinen Gründe gesehen, welche

---

[1]) Vischer, a. a. O, p. 96 ff.

[2]) Stumpf, Buch VI, Cap. 28.

uns zur Vermuthung nöthigen, dass die Schwyzerchronik auch Einiges von der Befreiung der Waldstädte erzählt habe. Aus Etterlin sahen wir ferner, dass diese Erzählung mit derjenigen des Weissen Buches mehr oder weniger muss übereingestimmt haben, und diese Wahrnehmung wird durch Stumpf nur noch bestätigt, wenn wir sehen, wie er da, wo er Etterlin's Angaben ändert, sich theilweise wieder dem Weissen Buche nähert, wie z. B. in der Benennung des tyrannischen Vogtes.

Diese theilweise Uebereinstimmung der beiden Schriften erklärt sich leicht, wenn wir annehmen, dass die Schwyzerchronik als die ältere, schon 1440 verfasste Schrift, dem Schreiber des Weissen Buches als Quelle gedient habe. Schon Lütolf [1]) vermuthete für letzteres eine schwyzerische Quelle, indem er sich auf die Art und Weise berief, wie die Lage von Staufacher's Haus beschrieben wird. Nun hat allerdings Vischer [2]) dargethan, dass auch ein Unterwaldner die Lage jenes Hauses in dieser Weise bezeichnen konnte. Zugleich hat Vischer mit Recht hervorgehoben, dass hingegen nur ein Unterwaldner, und kein anderer, die Einnahme der Burg zu Sarnen so beschreiben konnte, wie wir sie im Weissen Buche lesen. Hingegen können wir nicht mehr die ganze Erzählung des Weissen Buches überhaupt als eine unmittelbar aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpfte Aufzeichnung betrachten, seitdem Vaucher [3]) nachgewiesen hat, dass der Schreiber des Weissen Buches die Bernerchronik kannte und als Quelle benützte. Wenn nun dieser Schreiber es nicht überflüssig fand, zur Befreiungsgeschichte der Waldstädte die amtliche Stadtchronik von Bern zu Rathe zu ziehen, so kann er es noch weniger unter seiner Würde gehalten haben, die Chronik des Landes Schwyz als Quelle zu benützen.

Fragen wir demnach, welche Theile seiner Erzählung wohl aus der Schwyzerchronik stammen könnten, so gehören vorweg

---

[1]) In der Germania, 1864, p. 220.

[2]) Vischer, a. a. O. p. 40.

[3]) Im Anzeiger 1874, p. 49 ff.

die Sagen aus Unterwalden nicht hieher, also die Ochsen im Melchi, das Bad zu Altsellen und die Eroberung der Burg zu Sarnen; diese alle dürfte er jedenfalls aus der mündlichen Ueberlieferung aufgezeichnet haben. Am wenigsten hingegen konnte in einer Schwyzerchronik die Geschichte Staufacher's und seines Geheimbundes fehlen, und wenn wir auf Stumpf blicken, so liegt die Vermuthung nahe, dass schon die Schwhzerchronik den Vogt, welcher den Staufacher bekümmert, „Gessler" genannt und seinen Tod in der hohlen Gasse erzählt habe. Ungewisser hingegen erscheint es uns, ob diese Schrift schon die ganze Tellensage so erzählte, wie wir sie im Weissen Buche finden, oder etwa nur den Tod Gessler's in der hohlen Gasse bei Küssnacht. Wenn wir nämlich die ältere schwyzerische Sage bei Hemmerlin [1]) mit der urnerischen Sage im Tellenliede [2]), bei Russ [3]) und bei Diebold Schilling, dem Luzerner [4]), vergleichen, so lässt sich kaum verkennen, dass im Vogte Gessler des Weissen Buches eigentlich zwei Gestalten verschmolzen sind, nämlich ein Zwingherr im Lande Schwyz, der auf Schwanau sitzt und in jener Gegend (d. h. bei Küssnacht) erschlagen wird, und ein Tyrann im Lande Uri (der „Graf von Seedorf" bei Schilling), der den Apfelschuss erzwingt und an der Tellenplatte erschossen wird. Die Verbindung beider Sagen brachte es mit sich, dass Tell, der Held der urnerischen Sage vom Apfelschuss, auch zum Schützen in der hohlen Gasse erhoben wurde. Seinen Peiniger suchte die urnerische Sage, wie wir aus Schilling sahen, unter den Herren oder „Grafen" von Seedorf. Der Name Gessler hingegen, den wir zuerst im Weissen Buche finden, kann entstellt sein aus „Grissner", dem Beinamen der geschichtlich beglaubigten Herren zu Küssnacht, oder entlehnt vom Geschlechte Gessler, das auf Meyenberg sass; in beiden Fällen hat er keinen Sinn für Uri, wo das Haus Habsburg nie geherrscht hatte, sondern nur für

---

[1]) Dialogus de nobilitate, abgedruckt im Thesaurus histor. Helvet. p. 2.

[2]) Ausgabe bei Liliencron, Histor. Volkslieder II, p. 109.

[3]) Ausgabe im Geschichtforscher X, p. 58 u. 63.

[4]) D. Schilling's Schweizerchronik, p. 13.

Schwyz [1]). Es gehörte also anfänglich speciell zur schwyzerischen Sage und bezeichnete den Bedrücker Stauffacher's, den die Rache in der hohlen Gasse ereilt. Wir können also daraus, dass Stumpf den Gessler nennt, noch keineswegs folgern, dass die Schwyzerchronik die ganze Sage von Tell und Gessler erzählt habe, wie wir sie im Weissen Buche finden. Wir möchten daher keineswegs die Möglichkeit bestreiten, dass diese verlorene Schrift über die Befreiung der Waldstädte nichts weiteres enthielt als die Geschichte Stauffacher's und den Tod des Vogtes Gessler in der hohlen Gasse. Gesetzt aber, sie habe wirklich auch den Apfelschuss und den Sprung auf die Tellenplatte erzählt, so fehlten ihr immerhin die Sagen aus Unterwalden, welche erst im Weissen Buche hinzukamen. Diese jüngere Schrift enthielt also die vollständigere Darstellung und so kann es nicht befremden, wenn Etterlin für die Befreiungsgeschichte der Waldstädte sich an das Weisse Buch hielt und die Schwyzerchronik, die er für die fremde Herkunft benützt hatte, hier als entbehrlich bei Seite legte. Aus demselben Grunde entdecken wir auch in Stumpf's Bericht nur mit Mühe die Spur dieser verlorenen Schrift, da dieser fleissige Geschichtschreiber in ihr nicht viel anderes finden konnte, als was schon Etterlin's Bericht von der Befreiung der Waldstädte enthielt.

V.

Wenn wir die Schwyzerchronik als eine Quelle des Weissen Buches auffassen, so dürfen wir nicht vergessen, dass in letzterem die Befreiungsgeschichte der Waldstädte nur die erste Hälfte des Inhalts bildet. Die zweite Hälfte enthält keine directe Fortsetzung, sondern erzählt Ereignisse aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts [2]), und lässt somit einen ursprünglichen Verfasser vermuthen, der noch in der ersten Hälfte

---

1) Vgl. Vischer's Bemerkungen a. a. O. p. 154.

2) Geschichtsfreund XIII, p. 77—86.

die Sagen aus Unterwalden nicht hieher, also die Ochsen im Melchi, das Bad zu Altsellen und die Eroberung der Burg zu Sarnen; diese alle dürfte er jedenfalls aus der mündlichen Ueberlieferung aufgezeichnet haben. Am wenigsten hingegen konnte in einer Schwyzerchronik die Geschichte Staufacher's und seines Geheimbundes fehlen, und wenn wir auf Stumpf blicken, so liegt die Vermuthung nahe, dass schon die Schwhzerchronik den Vogt, welcher den Staufacher bekümmert, „Gessler“ genannt und seinen Tod in der hohlen Gasse erzählt habe. Ungewisser hingegen erscheint es uns, ob diese Schrift schon die ganze Tellensage so erzählte, wie wir sie im Weissen Buche finden, oder etwa nur den Tod Gessler's in der hohlen Gasse bei Küssnacht. Wenn wir nämlich die ältere schwyzerische Sage bei Hemmerlin [1]) mit der urnerischen Sage im Tellenliede [2]), bei Russ [3]) und bei Diebold Schilling, dem Luzerner [4]), vergleichen, so lässt sich kaum verkennen, dass im Vogte Gessler des Weissen Buches eigentlich zwei Gestalten verschmolzen sind, nämlich ein Zwingherr im Lande Schwyz, der auf Schwanau sitzt und in jener Gegend (d. h. bei Küssnacht) erschlagen wird, und ein Tyrann im Lande Uri (der „Graf von Seedorf“ bei Schilling), der den Apfelschuss erzwingt und an der Tellenplatte erschossen wird. Die Verbindung beider Sagen brachte es mit sich, dass Tell, der Held der urnerischen Sage vom Apfelschuss, auch zum Schützen in der hohlen Gasse erhoben wurde. Seinen Peiniger suchte die urnerische Sage, wie wir aus Schilling sahen, unter den Herren oder „Grafen“ von Seedorf. Der Name Gessler hingegen, den wir zuerst im Weissen Buche finden, kann entstellt sein aus „Grissner“, dem Beinamen der geschichtlich beglaubigten Herren zu Küssnacht, oder entlehnt vom Geschlechte Gessler, das auf Meyenberg sass; in beiden Fällen hat er keinen Sinn für Uri, wo das Haus Habsburg nie geherrscht hatte, sondern nur für

---

1) Dialogus de nobilitate, abgedruckt im Thesaurus histor. Helvet. p. 2.
2) Ausgabe bei Liliencron, Histor. Volkslieder II, p. 109.
3) Ausgabe im Geschichtforscher X, p. 58 u. 63.
4) D. Schilling's Schweizerchronik, p. 13.

Schwyz [1]. Es gehörte also anfänglich speciell zur schwyzerischen Sage und bezeichnete den Bedrücker Stauffacher's, den die Rache in der hohlen Gasse ereilt. Wir können also daraus, dass Stumpf den Gessler nennt, noch keineswegs folgern, dass die Schwyzerchronik die ganze Sage von Tell und Gessler erzählt habe, wie wir sie im Weissen Buche finden. Wir möchten daher keineswegs die Möglichkeit bestreiten, dass diese verlorene Schrift über die Befreiung der Waldstädte nichts weiteres enthielt als die Geschichte Stauffacher's und den Tod des Vogtes Gessler in der hohlen Gasse. Gesetzt aber, sie habe wirklich auch den Apfelschuss und den Sprung auf die Tellenplatte erzählt, so fehlten ihr immerhin die Sagen aus Unterwalden, welche erst im Weissen Buche hinzukamen. Diese jüngere Schrift enthielt also die vollständigere Darstellung und so kann es nicht befremden, wenn Etterlin für die Befreiungsgeschichte der Waldstädte sich an das Weisse Buch hielt und die Schwyzerchronik, die er für die fremde Herkunft benützt hatte, hier als entbehrlich bei Seite legte. Aus demselben Grunde entdecken wir auch in Stumpf's Bericht nur mit Mühe die Spur dieser verlorenen Schrift, da dieser fleissige Geschichtschreiber in ihr nicht viel anderes finden konnte, als was schon Etterlin's Bericht von der Befreiung der Waldstädte enthielt.

V.

Wenn wir die Schwyzerchronik als eine Quelle des Weissen Buches auffassen, so dürfen wir nicht vergessen, dass in letzterem die Befreiungsgeschichte der Waldstädte nur die erste Hälfte des Inhalts bildet. Die zweite Hälfte enthält keine directe Fortsetzung, sondern erzählt Ereignisse aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts [2], und lässt somit einen ursprünglichen Verfasser vermuthen, der noch in der ersten Hälfte

[1] Vgl. Vischer's Bemerkungen a. a. O. p. 154.

[2] Geschichtsfreund XIII, p. 77—86.

die Sagen aus Unterwalden nicht hieher, also die Ochsen im Melchi, das Bad zu Altsellen und die Eroberung der Burg zu Sarnen; diese alle dürfte er jedenfalls aus der mündlichen Ueberlieferung aufgezeichnet haben. Am wenigsten hingegen konnte in einer Schwyzerchronik die Geschichte Staufacher's und seines Geheimbundes fehlen, und wenn wir auf Stumpf blicken, so liegt die Vermuthung nahe, dass schon die Schwhzerchronik den Vogt, welcher den Staufacher bekümmert, „Gessler" genannt und seinen Tod in der hohlen Gasse erzählt habe. Ungewisser hingegen erscheint es uns, ob diese Schrift schon die ganze Tellensage so erzählte, wie wir sie im Weissen Buche finden, oder etwa nur den Tod Gessler's in der hohlen Gasse bei Küssnacht. Wenn wir nämlich die ältere schwyzerische Sage bei Hemmerlin[1]) mit der urnerischen Sage im Tellenliede[2]), bei Russ[3]) und bei Diebold Schilling, dem Luzerner[4]), vergleichen, so lässt sich kaum verkennen, dass im Vogte Gessler des Weissen Buches eigentlich zwei Gestalten verschmolzen sind, nämlich ein Zwingherr Lande Schwyz, der auf Schwanau sitzt und in jener Gege (d. h. bei Küssnacht) erschlagen wird, und ein Tyrann im La Uri (der „Graf von Seedorf" bei Schilling), der den Apfelsch erzwingt und an der Tellenplatte erschossen wird. Die bindung beider Sagen brachte es mit sich, dass Tell, der der urnerischen Sage vom Apfelschuss, auch zum Schütze der hohlen Gasse erhoben wurde. Seinen Peiniger sucht urnerische Sage, wie wir aus Schilling sahen, unter den H oder „Grafen" von Seedorf. Der Name Gessler hingegen, wir zuerst im Weissen Buche finden, kann entstellt sei „Grissner", dem Beinamen der geschichtlich beglaubigten I zu Küssnacht, oder entlehnt vom Geschlechte Gessler, d Meyenberg sass; in beiden Fällen hat er keinen Sinn f wo das Haus Habsburg nie geherrscht hatte, sondern n

---

[1]) Dialogus de nobilitate, abgedruckt im Thesaurus histor. He

[2]) Ausgabe bei Liliencron, Histor. Volkslieder II, p. 109.

[3]) Ausgabe im Geschichtforscher X, p. 58 u. 63.

[4]) D. Schilling's Schweizerchronik, p. 13.

uns zur Vermuthung nöthigen, dass die Schwyzerchronik auch Einiges von der Befreiung der Waldstädte erzählt habe. Aus Etterlin sahen wir ferner, dass diese Erzählung mit derjenigen des Weissen Buches mehr oder weniger muss übereingestimmt haben, und diese Wahrnehmung wird durch Stumpf nur noch bestätigt, wenn wir sehen, wie er da, wo er Etterlin's Angaben ändert, sich theilweise wieder dem Weissen Buche nähert, wie z. B. in der Benennung des tyrannischen Vogtes.

Diese theilweise Uebereinstimmung der beiden Schriften erklärt sich leicht, wenn wir annehmen, dass die Schwyzerchronik als die ältere, schon 1440 verfasste Schrift, dem Schreiber des Weissen Buches als Quelle gedient habe. Schon Lütolf [1]) vermuthete für letzteres eine schwyzerische Quelle, indem er sich auf die Art und Weise berief, wie die Lage von Staufacher's Haus beschrieben wird. Nun hat allerdings Vischer [2]) dargethan, dass auch ein Unterwaldner die Lage jenes Hauses in dieser Weise bezeichnen konnte. Zugleich hat Vischer mit Recht hervorgehoben, dass hingegen nur ein Unterwaldner, und kein anderer, die Einnahme der Burg zu Sarnen so beschreiben konnte, wie wir sie im Weissen Buche lesen. Hingegen können wir nicht mehr die ganze Erzählung des Weissen Buches überhaupt als eine unmittelbar aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpfte Aufzeichnung betrachten, seitdem Vaucher [3]) nachgewiesen hat, dass der Schreiber des Weissen Buches die Bernerchronik kannte und als Quelle benützte. Wenn nun dieser Schreiber es nicht überflüssig fand, zur Befreiungsgeschichte der Waldstädte die amtliche Stadtchronik von Bern zu Rathe zu ziehen, so kann er es noch weniger unter seiner Würde gehalten haben, die Chronik des Landes Schwyz als Quelle zu benützen.

Fragen wir demnach, welche Theile seiner Erzählung wohl aus der Schwyzerchronik stammen könnten, so gehören vorweg

---

1) In der Germania, 1864, p. 220.

2) Vischer, a. a. O. p. 40.

3) Im Anzeiger 1874, p. 49 ff.

die Sagen aus Unterwalden nicht hieher, also die Ochsen im Melchi, das Bad zu Altsellen und die Eroberung der Burg zu Sarnen; diese alle dürfte er jedenfalls aus der mündlichen Ueberlieferung aufgezeichnet haben. Am wenigsten hingegen konnte in einer Schwyzerchronik die Geschichte Staufacher's und seines Geheimbundes fehlen, und wenn wir auf Stumpf blicken, so liegt die Vermuthung nahe, dass schon die Schwhzerchronik den Vogt, welcher den Staufacher bekümmert, „Gessler" genannt und seinen Tod in der hohlen Gasse erzählt habe. Ungewisser hingegen erscheint es uns, ob diese Schrift schon die ganze Tellensage so erzählte, wie wir sie im Weissen Buche finden, oder etwa nur den Tod Gessler's in der hohlen Gasse bei Küssnacht. Wenn wir nämlich die ältere schwyzerische Sage bei Hemmerlin [1]) mit der urnerischen Sage im Tellenliede [2]), bei Russ [3]) und bei Diebold Schilling, dem Luzerner [4]), vergleichen, so lässt sich kaum verkennen, dass im Vogte Gessler des Weissen Buches eigentlich zwei Gestalten verschmolzen sind, nämlich ein Zwingherr im Lande Schwyz, der auf Schwanau sitzt und in jener Gegend (d. h. bei Küssnacht) erschlagen wird, und ein Tyrann im Lande Uri (der „Graf von Seedorf" bei Schilling), der den Apfelschuss erzwingt und an der Tellenplatte erschossen wird. Die Verbindung beider Sagen brachte es mit sich, dass Tell, der Held der urnerischen Sage vom Apfelschuss, auch zum Schützen in der hohlen Gasse erhoben wurde. Seinen Peiniger suchte die urnerische Sage, wie wir aus Schilling sahen, unter den Herren oder „Grafen" von Seedorf. Der Name Gessler hingegen, den wir zuerst im Weissen Buche finden, kann entstellt sein aus „Grissner", dem Beinamen der geschichtlich beglaubigten Herren zu Küssnacht, oder entlehnt vom Geschlechte Gessler, das auf Meyenberg sass; in beiden Fällen hat er keinen Sinn für Uri, wo das Haus Habsburg nie geherrscht hatte, sondern nur für

---

1) Dialogus de nobilitate, abgedruckt im Thesaurus histor. Helvet. p. 2.
2) Ausgabe bei Liliencron, Histor. Volkslieder II, p. 109.
3) Ausgabe im Geschichtforscher X, p. 58 u. 63.
4) D. Schilling's Schweizerchronik, p. 13.

Schwyz [1]). Es gehörte also anfänglich speciell zur schwyzerischen Sage und bezeichnete den Bedrücker Stauffacher's, den die Rache in der hohlen Gasse ereilt. Wir können also daraus, dass Stumpf den Gessler nennt, noch keineswegs folgern, dass die Schwyzerchronik die ganze Sage von Tell und Gessler erzählt habe, wie wir sie im Weissen Buche finden. Wir möchten daher keineswegs die Möglichkeit bestreiten, dass diese verlorene Schrift über die Befreiung der Waldstädte nichts weiteres enthielt als die Geschichte Stauffacher's und den Tod des Vogtes Gessler in der hohlen Gasse. Gesetzt aber, sie habe wirklich auch den Apfelschuss und den Sprung auf die Tellenplatte erzählt, so fehlten ihr immerhin die Sagen aus Unterwalden, welche erst im Weissen Buche hinzukamen. Diese jüngere Schrift enthielt also die vollständigere Darstellung und so kann es nicht befremden, wenn Etterlin für die Befreiungsgeschichte der Waldstädte sich an das Weisse Buch hielt und die Schwyzerchronik, die er für die fremde Herkunft benützt hatte, hier als entbehrlich bei Seite legte. Aus demselben Grunde entdecken wir auch in Stumpf's Bericht nur mit Mühe die Spur dieser verlorenen Schrift, da dieser fleissige Geschichtschreiber in ihr nicht viel anderes finden konnte, als was schon Etterlin's Bericht von der Befreiung der Waldstädte enthielt.

V.

Wenn wir die Schwyzerchronik als eine Quelle des Weissen Buches auffassen, so dürfen wir nicht vergessen, dass in letzterem die Befreiungsgeschichte der Waldstädte nur die erste Hälfte des Inhalts bildet. Die zweite Hälfte enthält keine directe Fortsetzung, sondern erzählt Ereignisse aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts [2]), und lässt somit einen ursprünglichen Verfasser vermuthen, der noch in der ersten Hälfte

---

[1]) Vgl. Vischer's Bemerkungen a. a. O. p. 154.

[2]) Geschichtsfreund XIII, p. 77—86.

dieses Jahrhunderts schrieb. Zunächst wird uns hier der namentlich für Schwyz so wichtige Appenzellerkrieg (1403 bis 1408) erzählt, und zwar mit Einzelnheiten, die nur von einem Schwyzer konnten aufgezeichnet werden, wie z. B. die Namen der zwölf Mann, welche die schwyzerische Besatzung des Schlosses Kyburg bildeten [1]).

Weniger sicher können wir einen schwyzerischen Verfasser für den weiteren Inhalt voraussetzen, nämlich für die Erzählung der verschiedenen Feldzüge jenseits der Alpen, im Pommatterthal (1410 und 1411), im Livinerthal (Arbedo, 1422) und im Wallis (1420); denn hier treten Uri und Unterwalden, als die Meistbetheiligten, in den Vordergrund.

Mag nun auch hier eine Aufzeichnung aus der Schwyzerchronik zu Grunde liegen, so wurde sie jedenfalls vom Schreiber des Weissen Buches stark überarbeitet und mit Zusätzen versehen, welche nicht nur über das erste Viertel, sondern selbst über die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts herabreichen [2]). Mag übrigens in diesem zweiten Theile des Weissen Buches vieles oder weniges aus der Schwyzerchronik stammen, so wäre es jedenfalls vergebliche Mühe, wenn wir auch hier noch den Spuren dieser verlorenen Schrift bei Stumpf und Etterlin nachgehen wollten. Für Stumpf hatte der Inhalt zu wenig allgemeine Bedeutung, und Etterlin vermied es gerne, solche Quellen zu benützen, welche keine Jahrszahlen enthielten. Nun enthält aber das Weisse Buch, auch in diesem zweiten Theile, beinahe gar keine Jahrszahlen. Der Wichtigkeit des Stoffes wegen hatte er den ersten Theil dieser Schrift, die Befreiungsgeschichte der Waldstädte, in sein Werk aufgenommen und mühsam, mit Hülfe anderer Quellen, in einen chronologischen Rahmen zu zwängen gesucht. Der zweite Theil war weniger wichtig, und da er auch hier die meisten Ereignisse undatirt fand, so verzichtete er völ-

---

[1]) Geschichtsfreund XIII, p. 79.

[2]) Schon beim Appenzellerkrieg findet sich ein Zusatz, der das ewige Landrecht der Appenzeller (1452) erwähnt; s. Geschichtsfreund XIII, p. 80.

lig auf seine Benützung. Wenn nun die Schwyzerchronik die Quelle des Weissen Buches war, so fehlten sicher auch in ihr die Jahrszahlen; es kann daher nicht befremden, wenn wir in Etterlin's Berichten über das XV. Jahrhundert die eine Schrift so wenig benützt finden als die andere.

Wie die Erzählung des Weissen Buches im Wesentlichen — einzelne Zusätze abgerechnet — nicht über das erste Viertel des XV. Jahrhunderts hinausgeht, so kann auch der Inhalt der Schwyzerchronik kaum weiter gereicht haben, wenn sie, wie früher bemerkt, schon 1440 von Fründ verfasst wurde. In gleicher Weise entspricht es völlig der Entstehnngszeit der Schwyzerchronik, wenn wir im Weissen Buche auf die vorzeitlichen Sagen vom Ursprunge des Waldstädterbundes sofort das XV. Jahrhundert folgen sehen. Denn wer um 1440 schrieb, der konnte aus dem Volksmunde die Sagen der Vorzeit sammeln und von ältern Leuten auch erfahren, was vor 20 und vor 40 Jahren geschehen sei. Was aber im vorigen Jahrhundert sich zugetragen, darüber wusste die mündliche Ueberlieferung keinen sichern Bescheid, und so ist es denkbar, dass auch die Schwyzerchronik über die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts völlig geschwiegen habe. Ueberhaupt dürfen wir uns diese verlorene Schrift nur als ein Werk von sehr bescheidenem Umfange denken — kaum grösser als die Chronik des Weissen Buches; sonst wäre es dem Konrad Pellikan nicht möglich gewesen, selbander sie in Zeit von drei bis vier Tagen in's Lateinische zu übersetzen. Dabei mag allerdings dahingestellt bleiben, ob die Schrift, welche Pellikan vor sich hatte, nur das ursprüngliche Werk Fründ's enthielt, oder vielleicht noch eine kurze Fortsetzung.

Die Thatsache, dass Pellikan die Schwyzerchronik übersetzte, und dass der Cardinal Raymund von Petrandi diese Uebersetzung mit sich nahm, ist wichtig für die mögliche Wiederentdeckung dieser verlorenen Schrift. Unsere Untersuchung hat wohl zur Genüge gezeigt, wie wenig Sicheres wir von ihrem Inhalte wissen und wie sehr wir uns, auch für die wesentlich-

sten Fragen, noch mit Annahmen und Vermuthungen behelfen müssen, während ein Blick in das wiedergefundene Werk uns die wichtigsten Aufschlüsse geben könnte. Zum Glück aber fehlt es nicht an längst verschollenen oder verloren geglaubten Schriften, welche in unseren Tagen wieder aufgefunden wurden, wie z. B. das Weisse Buch zu Sarnen oder die Schrift vom Herkommen der Schwyzer. Wir dürfen daher die Hoffnung nicht aufgeben, dass auch „die gemeine Schwyterchronik" — sei es dies- oder jenseits der Alpen, deutsch oder lateinisch — eines Tages wieder zum Vorschein komme. Sollten diese Zeilen hiezu etwas beitragen, so haben sie ihren Zweck erreicht.

ETUDE SUR LES RELATIONS DE CHARLES VII ET DE LOUIS XI ROIS DE FRANCE AVEC LES CANTONS SUISSES.

1444—1483.

PAR

BERNARD DE MANDROT.

(Suite et fin: v. le vol. V.)

VI.

On connait le résultat foudroyant de la courte campagne des Suisses et de leurs alliés des ligues inférieures[1]). Les Bourguignons furent battus à Héricourt (13 novembre), leur armée fut dispersée et l'Alsace délivrée[2]). Une garnison autrichienne demeura à Héricourt pour surveiller le pays et, le but immédiat de la campagne paraissant atteint, les alliés se retirèrent chez eux. La rigueur d'un hiver précoce hâta la retraite des vainqueurs et peut-être aussi une cause toute politique que nous trouvons exprimée dans la lettre adressée par les Bernois au roi de France, le 22 novembre, pour lui annoncer leur victoire. « Nous vous supplions », écrivent-ils, « de marcher aussi contre le duc. Si nous attaquons tous ensemble, nous atteindrons plus vite le résultat desiré. *C'est pour l'honneur de Votre Majesté surtout que nous avons entrepris cette guerre* et il est juste que de son côté elle se tire immédiatement aux champs; ce sera pour notre bien à tous »[3]).

Le roi en effet n'avait pas bougé. Ce n'était pas pour rien qu'il avait exigé la « Déclaration plus ample » du 2 octobre pré-

---

[1]) La lettre de défi adressée au duc de Bourgogne, datée du mardi avant Simon et Jude (25 octobre 1474), est imp. Abschiede II, 515.

[2]) De Rodt, Feldzüge etc. I, p. 302—330. Cf. Berne au roi 22 novembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 326 v°.

[3]) « Nam cum hec ipsa R. M. V. in precipuum decus cepta sint, dignum est ut eâ ex parte reciproce impugnationes fortissima manu fiant, que plurimum comodi omnibus nobis poterunt afferri ». Lettre cit.

cédent! Aussi pendant l'absence du chef du parti français se produisit-il, à Berne même, une sorte de réaction en faveur de la Bourgogne. L'argent du duc n'y fut pas étranger[1]). Des bruits coururent qui n'étaient pas favorables à la cause française. On accusait le roi d'avoir poussé les Confédérés en avant pour les abandonner dans le péril. «Un messager du roi», écrivait le conseil à Nic. de Diessbach en date du 6 décembre, «a apporté une lettre de Sa Majesté en réponse à celle que nous lui avons écrite avant l'expédition[2]). Les termes en sont fort obscurs. Nous en tirons ceci, que le roi a jugé bon de remettre à plus tard son entrée en campagne, plutôt que de risquer de mal faire. Il dit avoir écrit au gouverneur de Champagne de nous servir si cela est en son pouvoir, avec autant de zèle que S. M. elle-même pourrait le faire. Mais avec tout cela le roi n'annonce pasl'intention de marcher de concert avec nous. — La lettre est longue et incompréhensible, nous vous en envoyons copie .... [3]) — Le gouverneur de Champagne, lui aussi, nous a écrit pour nous annoncer la prise de quelques châteaux et sa retraite par suite des grands froids. Il a, dit-il, appris notre succès et nous en félicite cordialement......... On dit que le roi a retiré ses troupes des frontières, aussitôt notre expédition terminée, en déclarant qu'il prétendait tenir sa trêve avec le duc de Bourgogne et même la prolonger. Qu'y a-t-il de vrai dans tout cela? Nous ne voulons croire que vous ... Le Bourguignon a écrit à ses gens en Comté pour leur dire que ses affaires seraient bientôt terminées devant Neuss et qu'il s'apprêtait à venir avec toute sa puissance, et en si grand nombre qu'on n'aura jamais rien vu de pareil, car il brûle de se venger[4]).

---

[1]) V. les Comptes de Jean de Vurry dans Labarre, Mém. de France et de Bourgogne.

[2]) Lettre du 26 octobre cit.

[3]) «Der Brieff ist vinster» et plus loin «Der Brieff ist lang und unverständlich». Cette lettre du roi était datée d'Ablon près Paris le 14 novembre.

[4]) Arch. de Berne. Missiv. allem. C. 348 s.

— Le même courrier emporta une lettre adressée directement au roi. Cette fois encore on le suppliait de se mettre en campagne [1]).

Il est curieux de voir, dans le rapport souvent cité des ambassadeurs de Sigismond en France, jusqu'à quel point Louis XI était décidé à ne pas faire un pas. Aux Autrichiens qui sollicitaient l'assistance du roi et priaient que tout au moins il fit en sorte que les Suisses n'abandonnassent pas le duc d'Autriche, le président de Toulouse répondait que S. M. enverrait le mois suivant (janvier 1475), ses orateurs aux Seigneurs de la ligue pour traiter cette question et d'autres les concernant. Il ajoutait que le roi ne doutait pas qu'il ne fut aisé d'obtenir ce qu'ils réclamaient, car les Seigneurs des ligues d'eux-mêmes et de leur propre mouvement, et surtout l'avoyer de Berne, demandaient en grâce que le roi leur permit d'aider le duc d'Autriche si le Bourguignon l'attaquait, *désireux qu'ils étaient de gagner le salaire promis!* [2])

Depuis son départ pour la cour de France l'avoyer n'avait pas donné de ses nouvelles. Mais à peine la lettre du conseil du 6 décembre était-elle partie, qu'on le vit arriver à Berne. C'était peu de jours avant Noël [3]) et déjà le 26 décembre on

---

[1]) «Semper id optantes ut R. M. V. in rebus que inter eam et nos conclusa sunt forti impugnatione utatur ut omni partium concursu majori fructu agatur» ... 6 décembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 330 v°.

[2]) «Deinde dicebat quod ipsi domini de liga hoc per se et proprio motu petierint et signanter scultetus de Berna quod rex velit eis favere quod illo modo adjuvando principem Austrie si dux Burgundie velit terras suas intrare possint salarium suum deservire». Leur salaire, c'est-à-dire les 80,000 florins que le roi s'était engagé à payer au cas où il ne pourrait aider effectivement les ligues. Il n'est question dans les entretiens du président de Toulouse avec les ambassadeurs autrichiens que de cette somme là, tant il paraissait certain que le roi laisserait marcher les Confédérés. En Suisse, au contraire, c'était la clause du secours effectif du roi avec pension de 2,000 francs pour chaque communauté qu'on souhaitait de voir mise à l'exécution.

[3]) 21 décembre, jour de St-Thomas. (Arch. de Lucerne, Missiv. de Berne à Lucerne du vendredi ap. St-Thomas, 23 décembre 1474.)

parlait d'abolir la lecture de la loi contre les pensions! — Le 4 janvier 1475 l'avoyer parut devant la diète assemblée à Lucerne. Il se loua fort de la réception qu'il avait trouvée en France et annonça que le roi avait adopté sans y rien changer le traité d'alliance tel que les Confédérés l'avaient arrêté à Lucerne. Sa Majesté pourtant demandait des éclaircissements verbaux sur quelques points un peu vagues. En conséquence, lorsque les Cantons enverraient leurs délégués à Berne pour y rencontrer les orateurs du roi, ils leur donneraient pouvoir pour répondre favorablement au sujet des articles en question aussi bien que pour sceller l'alliance. En échange distribution serait faite des 20,000 francs de pension et des 10,000 francs que les orateurs royaux apportaient à Berne.

Qu'était ce donc que ces «quatre ou cinq articles» au sujet desquels le roi demandait une déclaration des Cantons?

1° Le traité portant que le roi assisterait ses alliés dans toutes leurs guerres, S. M. désirait qu'il fut convenu que les Confédérés auraient à lui adresser une demande préalable.

2° A l'égard de l'argent que le roi était tenu d'envoyer aux Alliances pour la solde des mercenaires dont il pourrait avoir besoin, S. M. se déclarait prête à l'envoyer n'importe dans quel endroit à ses frais, mais cet argent devant traverser la Savoie, le roi n'entendait pas que ce fut à ses risques [2]).

3° Le traité exigeait que S. M. secourut les Confédérés envers et contre tous; mais comme ils avaient fréquemment à prendre les armes contre de «méchantes gens, de simples

---

[1]) Manuel du Conseil de Berne XVI. 26. — Abschiede II, 522—524. — En revenant de France Nicolas de Diessbach et Josse de Silinen furent arrêtés à Genève où on les prit pour des marchands allemands venant clandestinement de la foire de Lyon. (Schilling p. 242.) V. sur les suites de cette affaire de Gingins Mém. de la Soc. d'Hist. romande VIII, 158.

[2]) Les rapports de Berne avec la duchesse de Savoie, très bourguignonne, étaient des plus tendus. V. pour tous les événements et négociations qui précédèrent la rupture entre les deux pays et l'invasion du pays de Vaud, de Gingins. l. c.

chevaliers et des nobles» le roi demandait à n'être pas tenu de se déranger pour si peu.

4° Enfin, si le roi empêché par ses propres guerres contre le Bourguignon, ne pouvait assister les alliés et leur payait les 80,000 florins convenus, il fallait qu'il fut bien entendu qu'il n'aurait pas à mettre un seul homme sur pied.

C'était à peu de choses près ce que Berne s'était engagé à faire accepter aux Cantons par la fameuse déclaration du 2 octobre 1474. Mais cette fois encore on évita d'instruire les Confédérés du nombre d'hommes qu'ils s'étaient, à leur insu, engagés à fournir au roi. Le moment n'était pas venu de tout découvrir.

Le 2 janvier 1475 outre la déclaration par laquelle se trouvaient décidément écartées les réclamations du pauvre duc d'Autriche contre le traité de Senlis [1]), Louis XI délivra sa contre-lettre de l'alliance suisse dans les termes de la lettre des Confédérés [2]). Le même jour on dressa l'acte par lequel le roi accordait une pension de 10,000 livres à Sigismond [3]) et la lettre en forme de commission du grand sceau au général Briçonnet pour faire payer annuellement une somme de 20,000 livres par forme de pension aux ligues suisses. «Cette somme devait être distribuée et départie aux dites bonnes villes et gens particuliers des dites Hautes Allemagnes, ainsi que par nostre amé et féal conseiller et chambellan Nicolas Diesbach, Chevalier, avoué de Berne et nos ambassadeurs que présentement envoyons ès marches de par-delà, sera advisé et ordonné [4])».

C'est avec une vive impatience qu'on attendait à Berne l'arrivée des envoyés du roi [5]). Le 4 février, le conseil écrivit

---

[1]) Imp. Abschiede II, 920.

[2]) Imp. Abschiede II, 918 s.

[3]) Mon. Habsb. I, 280 et 9e Cte de Jean Briçonnet pour l'année finie en septembre 1475 (Bibl. Natle Ms. fr. 20,685, f° 631).

[4]) Commynes-Lenglet III, 378 Preuves. — Cf. Cte de Jean Briçonnet cité.

[5]) Berne au roi, 25 janvier 1475. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 335.

— Le même courrier emporta une lettre adressée directement au roi. Cette fois encore on le suppliait de se mettre en campagne [1]).

Il est curieux de voir, dans le rapport souvent cité des ambassadeurs de Sigismond en France, jusqu'à quel point Louis XI était décidé à ne pas faire un pas. Aux Autrichiens qui sollicitaient l'assistance du roi et priaient que tout au moins il fit en sorte que les Suisses n'abandonnassent pas le duc d'Autriche, le président de Toulouse répondait que S. M. enverrait le mois suivant (janvier 1475), ses orateurs aux Seigneurs de la ligue pour traiter cette question et d'autres les concernant. Il ajoutait que le roi ne doutait pas qu'il ne fut aisé d'obtenir ce qu'ils réclamaient, car les Seigneurs des ligues d'eux-mêmes et de leur propre mouvement, et surtout l'avoyer de Berne, demandaient en grâce que le roi leur permit d'aider le duc d'Autriche si le Bourguignon l'attaquait, *désireux qu'ils étaient de gagner le salaire promis!* [2])

Depuis son départ pour la cour de France l'avoyer n'avait pas donné de ses nouvelles. Mais à peine la lettre du conseil du 6 décembre était-elle partie, qu'on le vit arriver à Berne. C'était peu de jours avant Noël [3]) et déjà le 26 décembre on

[1]) «Semper id optantes ut R. M. V. in rebus que inter eam et nos conclusa sunt forti impugnatione utatur ut omni partium concursu majori fructu agatur» . . . 6 décembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 330 v°.

[2]) «Deinde dicebat quod ipsi domini de liga hoc per se et proprio motu petierint et signanter scultetus de Berna quod rex velit eis favere quod illo modo adjuvando principem Austrie si dux Burgundie velit terras suas intrare possint salarium suum deservire». Leur salaire, c'est-à-dire les 80,000 florins que le roi s'était engagé à payer au cas où il ne pourrait aider effectivement les ligues. Il n'est question dans les entretiens du président de Toulouse avec les ambassadeurs autrichiens que de cette somme là, tant il paraissait certain que le roi laisserait marcher les Confédérés. En Suisse, au contraire, c'était la clause du secours effectif du roi avec pension de 2,000 francs pour chaque communauté qu'on souhaitait de voir mise à l'exécution.

[3]) 21 décembre, jour de St-Thomas. (Arch. de Lucerne, Missiv. de Berne à Lucerne du vendredi ap. St-Thomas, 23 décembre 1474.)

cédent! Aussi pendant l'absence du chef du parti français se produisit-il, à Berne même, une sorte de réaction en faveur de la Bourgogne. L'argent du duc n'y fut pas étranger[1]). Des bruits coururent qui n'étaient pas favorables à la cause française. On accusait le roi d'avoir poussé les Confédérés en avant pour les abandonner dans le péril. «Un messager du roi», écrivait le conseil à Nic. de Diessbach en date du 6 décembre, «a apporté une lettre de Sa Majesté en réponse à celle que nous lui avons écrite avant l'expédition[2]). Les termes en sont fort obscurs. Nous en tirons ceci, que le roi a jugé bon de remettre à plus tard son entrée en campagne, plutôt que de risquer de mal faire. Il dit avoir écrit au gouverneur de Champagne de nous servir si cela est en son pouvoir, avec autant de zèle que S. M. elle-même pourrait le faire. Mais avec tout cela le roi n'annonce pasl'intention de marcher de concert avec nous. — La lettre est longue et incompréhensible, nous vous en envoyons copie . . . .[3]) — Le gouverneur de Champagne, lui aussi, nous a écrit pour nous annoncer la prise de quelques châteaux et sa retraite par suite des grands froids. Il a, dit-il, appris notre succès et nous en félicite cordialement. . . . . On dit que le roi a retiré ses troupes des frontières, aussitôt notre expédition terminée, en déclarant qu'il prétendait tenir sa trêve avec le duc de Bourgogne et même la prolonger. Qu'y a-t-il de vrai dans tout cela? Nous ne voulons croire que vous . . . Le Bourguignon a écrit à ses gens en Comté pour leur dire que ses affaires seraient bientôt terminées devant Neuss et qu'il s'apprêtait à venir avec toute sa puissance, et en si grand nombre qu'on n'aura jamais rien vu de pareil, car il brûle de se venger[4]).

---

[1]) V. les Comptes de Jean de Vurry dans Labarre, Mém. de France et de Bourgogne.

[2]) Lettre du 26 octobre cit.

[3]) «Der Brieff ist vinster» et plus loin «Der Brieff ist lang und unverständlich». Cette lettre du roi était datée d'Ablon près Paris le 14 novembre.

[4]) Arch. de Berne. Missiv. allem. C. 348 s.

— Le même courrier emporta une lettre adressée directement au roi. Cette fois encore on le suppliait de se mettre en campagne [1]).

Il est curieux de voir, dans le rapport souvent cité des ambassadeurs de Sigismond en France, jusqu'à quel point Louis XI était décidé à ne pas faire un pas. Aux Autrichiens qui sollicitaient l'assistance du roi et priaient que tout au moins il fit en sorte que les Suisses n'abandonnassent pas le duc d'Autriche, le président de Toulouse répondait que S. M. enverrait le mois suivant (janvier 1475), ses orateurs aux Seigneurs de la ligue pour traiter cette question et d'autres les concernant. Il ajoutait que le roi ne doutait pas qu'il ne fut aisé d'obtenir ce qu'ils réclamaient, car les Seigneurs des ligues d'eux-mêmes et de leur propre mouvement, et surtout l'avoyer de Berne, demandaient en grâce que le roi leur permit d'aider le duc d'Autriche si le Bourguignon l'attaquait, *désireux qu'ils étaient de gagner le salaire promis!* [2])

Depuis son départ pour la cour de France l'avoyer n'avait pas donné de ses nouvelles. Mais à peine la lettre du conseil du 6 décembre était-elle partie, qu'on le vit arriver à Berne. C'était peu de jours avant Noël [3]) et déjà le 26 décembre on

[1]) «Semper id optantes ut R. M. V. in rebus que inter eam et nos conclusa sunt forti impugnatione utatur ut omni partium concursu majori fructu agatur» . . . 6 décembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 330 v°.

[2]) «Deinde dicebat quod ipsi domini de liga hoc per se et proprio motu petierint et signanter scultetus de Berna quod rex velit eis favere quod illo modo adjuvando principem Austrie si dux Burgundie velit terras suas intrare possint salarium suum deservire». Leur salaire, c'est-à-dire les 80,000 florins que le roi s'était engagé à payer au cas où il ne pourrait aider effectivement les ligues. Il n'est question dans les entretiens du président de Toulouse avec les ambassadeurs autrichiens que de cette somme là, tant il paraissait certain que le roi laisserait marcher les Confédérés. En Suisse, au contraire, c'était la clause du secours effectif du roi avec pension de 2,000 francs pour chaque communauté qu'on souhaitait de voir mise à l'exécution.

[3]) 21 décembre, jour de St-Thomas. (Arch. de Lucerne, Missiv. de Berne à Lucerne du vendredi ap. St-Thomas, 23 décembre 1474.)

parlait d'abolir la lecture de la loi contre les pensions! — Le 4 janvier 1475 l'avoyer parut devant la diète assemblée à Lucerne. Il se loua fort de la réception qu'il avait trouvée en France et annonça que le roi avait adopté sans y rien changer le traité d'alliance tel que les Confédérés l'avaient arrêté à Lucerne. Sa Majesté pourtant demandait des éclaircissements verbaux sur quelques points un peu vagues. En conséquence, lorsque les Cantons enverraient leurs délégués à Berne pour y rencontrer les orateurs du roi, ils leur donneraient pouvoir pour répondre favorablement au sujet des articles en question aussi bien que pour sceller l'alliance. En échange distribution serait faite des 20,000 francs de pension et des 10,000 francs que les orateurs royaux apportaient à Berne.

Qu'était ce donc que ces «quatre ou cinq articles» au sujet desquels le roi demandait une déclaration des Cantons?

1° Le traité portant que le roi assisterait ses alliés dans toutes leurs guerres, S. M. désirait qu'il fut convenu que les Confédérés auraient à lui adresser une demande préalable.

2° A l'égard de l'argent que le roi était tenu d'envoyer aux Alliances pour la solde des mercenaires dont il pourrait avoir besoin, S. M. se déclarait prête à l'envoyer n'importe dans quel endroit à ses frais, mais cet argent devant traverser la Savoie, le roi n'entendait pas que ce fut à ses risques [2]).

3° Le traité exigeait que S. M. secourut les Confédérés envers et contre tous; mais comme ils avaient fréquemment à prendre les armes contre de «méchantes gens, de simples

---

[1]) Manuel du Conseil de Berne XVI. 26. — Abschiede II, 522—524. — En revenant de France Nicolas de Diessbach et Josse de Silinen furent arrêtés à Genève où on les prit pour des marchands allemands venant clandestinement de la foire de Lyon. (Schilling p. 242.) V. sur les suites de cette affaire de Gingins Mém. de la Soc. d'Hist. romande VIII, 158.

[2]) Les rapports de Berne avec la duchesse de Savoie, très bourguignonne, étaient des plus tendus. V. pour tous les événements et négociations qui précédèrent la rupture entre les deux pays et l'invasion du pays de Vaud, de Gingins. l. c.

chevaliers et des nobles» le roi demandait à n'être pas tenu de se déranger pour si peu.

4° Enfin, si le roi empêché par ses propres guerres contre le Bourguignon, ne pouvait assister les alliés et leur payait les 80,000 florins convenus, il fallait qu'il fut bien entendu qu'il n'aurait pas à mettre un seul homme sur pied.

C'était à peu de choses près ce que Berne s'était engagé à faire accepter aux Cantons par la fameuse déclaration du 2 octobre 1474. Mais cette fois encore on évita d'instruire les Confédérés du nombre d'hommes qu'ils s'étaient, à leur insu, engagés à fournir au roi. Le moment n'était pas venu de tout découvrir.

Le 2 janvier 1475 outre la déclaration par laquelle se trouvaient décidément écartées les réclamations du pauvre duc d'Autriche contre le traité de Senlis[1]), Louis XI délivra sa contre-lettre de l'alliance suisse dans les termes de la lettre des Confédérés[2]). Le même jour on dressa l'acte par lequel le roi accordait une pension de 10,000 livres à Sigismond[3]) et la lettre en forme de commission du grand sceau au général Briçonnet pour faire payer annuellement une somme de 20,000 livres par forme de pension aux ligues suisses. «Cette somme devait être distribuée et départie aux dites bonnes villes et gens particuliers des dites Hautes Allemagnes, ainsi que par nostre amé et féal conseiller et chambellan Nicolas Diesbach, Chevalier, avoué de Berne et nos ambassadeurs que présentement envoyons ès marches de par-delà, sera advisé et ordonné[4])».

C'est avec une vive impatience qu'on attendait à Berne l'arrivée des envoyés du roi[5]). Le 4 février, le conseil écrivit

---

[1]) Imp. Abschiede II, 920.

[2]) Imp. Abschiede II, 918 s.

[3]) Mon. Habsb. I, 280 et 9e Cte de Jean Briçonnet pour l'année finie en septembre 1475 (Bibl. Natle Ms. fr. 20,685, fo 631).

[4]) Commynes-Lenglet III, 378 Preuves. — Cf. Cte de Jean Briçonnet cité.

[5]) Berne au roi, 25 janvier 1475. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 335.

à S. M. de presser ses orateurs et surtout l'envoi de l'argent. «Cela seul pourra décider une expédition contre le duc de Bourgogne et pousser efficacement dans la voie où nous nous sommes engagés les cœurs des Confédérés qu'on cherche à ramener au duc de Bourgogne par toutes sortes d'intrigues» [1]). L'argent bourguignon en effet ne demeurait pas plus inactif que celui du roi et le duc faisait tout pour empêcher les Suisses de se jeter en Comté. — Le 20 février on eut enfin des nouvelles des ambassadeurs français. Ils étaient à Lyon. Une requête fut immédiatement adressée à Philippe, comte de Bresse, pour le prier de les faire escorter [2]), et les Confédérés furent sans plus tarder convoqués à Berne pour le 28 au soir. Déjà des envoyés bernois s'étaient rendus à Bâle pour y recevoir les Français qui avaient préféré éviter la Savoie [3]). Enfin, le vendredi après Reminiscere (24 février), le président du parlement de Toulouse, Guarcias Faur, et le gouverneur de Champagne, George de la Trémoille, Sire de Craon, firent leur entrée à Berne et descendirent à l'hôtel de Nicolas de Diessbach [4]).

Le 5 mars, une diète fut tenue à Zurich [5]). On y décida que Berne se chargerait de toucher l'argent des pensions déposé à Lyon et avertirait les officiers Savoyards afin que le transport put s'effectuer sans encombre [6]). En outre on délibéra que

---

[1]) «Poterit id unum mutue in ducem Burgundie impugnationi complurimum conducere et corda confederatorum nostrorum, qui variis coloribus in amiciciam ejusdem ducis reduci temptantur, in hac quam cessimus via efficaciter roborare». (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 335 v°.)

[2]) Ibid. 338; 339. Nicolas de Diessbach aux orateurs du roi, 339 v° et à Guarcias Faur, 340.

[3]) Arch. de Berne, Missiv. allem. C. 378.

[4]) Lettre de Jean Cerruti dans de Gingins, Dépêches des Ambassadeurs Milanais sur les campagnes de Charles le hardi, 1474—1477, I, 48 ss. — Le sire de Craon fut bientôt remplacé par M°. Thomas de Courcelles.

[5]) «Uff Letare», Abschiede II, 527 s.

[6]) La quittance de 20,000 francs (ou livres tournois) fut délivrée par Berne le 27 mars 1475 (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 361 v°, en français). A cette quittance est jointe une procuration m. d. à Pierre Starck,

« comme les Seigneurs de Berne s'étaient engagés envers le roi à lui fournir un nombre déterminé de soldats, et comme d'ailleurs on était tenu par le traité, en l'absence de guerre, de n'empêcher personne de s'engager au service de France, on laisserait subsister la dite promesse[1]). Zug, Zurich, Glaris et surtout Unterwalden élevèrent pourtant des difficultés à la dernière heure. Une série d'explications fut échangée entre Berne, les envoyés Français et les gens d'Unterwalden qui refusaient de sceller l'alliance[2]). Le 26 mars les Bernois communiquèrent au roi cette difficulté inattendue en l'assurant, que si Unterwalden persistait dans son refus, on passerait outre, quitte à dresser un nouvel instrument du traité. « Les autres cantons, ajoutaient-ils, suivront nos traces, nous en sommes convaincus. Quant au nombre des soldats à fournir et aux autres déclarations nécessaires, nous en avons pris sur nous la responsabilité. Votre Majesté comprendra par là combien nous lui sommes attachés »[3]).

Unterwalden se rendit, paraît-il, aux arguments de Berne, car le nom de ce canton demeura sur la lettre d'alliance. Celui de son ammann Henzli figure sur le « rolle arresté à Berne par Gervais (?) Faur, Commissaire du roy et Nicolas de Diessbach, advoyer de Bern, de la distribution de 20,000 livres de pension accordés par le Roy aux ligues suisses, outre 20,000 florins du Rhin portés par le traité de 1474 »[4]). C'est le 5 avril que fut

---

conseiller, pour toucher la dite somme. Les orateurs du roi avaient préféré, au dernier moment, laisser l'argent à Lyon.

[1]) Zellweger, Versuch etc., p. 55, d'ap. le Manuel du Conseil de Berne, XVII, 12.

[2]) Abschiede II, 533.

[3]) Abschiede II, 531 et Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 357 v°.

[4]) Commynes-Lenglet III, 379 Preuves. Les 20,000 florins furent distribués secrètement. C'était la somme promise par Guarcias Faur, le 6 septembre 1474. Le mandement de Louis XI aux généraux des finances « pour payer annuellement à la ville et communité de Berne 6,000 l. t. de pension » est daté de Roye près Montdidier 4 mai 1475, et se trouve à l'état de copie sur l'original en français aux Arch. de Berne.

VI.

On connait le résultat foudroyant de la courte campagne des Suisses et de leurs alliés des ligues inférieures [1]). Les Bourguignons furent battus à Héricourt (13 novembre), leur armée fut dispersée et l'Alsace délivrée [2]). Une garnison autrichienne demeura à Héricourt pour surveiller le pays et, le but immédiat de la campagne paraissant atteint, les alliés se retirèrent chez eux. La rigueur d'un hiver précoce hâta la retraite des vainqueurs et peut-être aussi une cause toute politique que nous trouvons exprimée dans la lettre adressée par les Bernois au roi de France, le 22 novembre, pour lui annoncer leur victoire. « Nous vous supplions », écrivent-ils, « de marcher aussi contre le duc. Si nous attaquons tous ensemble, nous atteindrons plus vite le résultat desiré. *C'est pour l'honneur de Votre Majesté surtout que nous avons entrepris cette guerre* et il est juste que de son côté elle se tire immédiatement aux champs; ce sera pour notre bien à tous » [3]).

Le roi en effet n'avait pas bougé. Ce n'était pas pour rien qu'il avait exigé la « Déclaration plus ample » du 2 octobre pré-

---

[1]) La lettre de défi adressée au duc de Bourgogne, datée du mardi avant Simon et Jude (25 octobre 1474), est imp. Abschiede II, 515.

[2]) De Rodt, Feldzüge etc. I, p. 302—330. Cf. Berne au roi 22 novembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 326 v°.

[3]) « Nam cum hec ipsa R. M. V. in precipuum decus cepta sint, dignum est ut eâ ex parte reciproce impugnationes fortissima manu fiant, que plurimum comodi omnibus nobis poterunt afferri ». Lettre cit.

cédent! Aussi pendant l'absence du chef du parti français se produisit-il, à Berne même, une sorte de réaction en faveur de la Bourgogne. L'argent du duc n'y fut pas étranger[1]). Des bruits coururent qui n'étaient pas favorables à la cause française. On accusait le roi d'avoir poussé les Confédérés en avant pour les abandonner dans le péril. «Un messager du roi», écrivait le conseil à Nic. de Diessbach en date du 6 décembre, «a apporté une lettre de Sa Majesté en réponse à celle que nous lui avons écrite avant l'expédition[2]). Les termes en sont fort obscurs. Nous en tirons ceci, que le roi a jugé bon de remettre à plus tard son entrée en campagne, plutôt que de risquer de mal faire. Il dit avoir écrit au gouverneur de Champagne de nous servir si cela est en son pouvoir, avec autant de zèle que S. M. elle-même pourrait le faire. Mais avec tout cela le roi n'annonce pasl'intention de marcher de concert avec nous. — La lettre est longue et incompréhensible, nous vous en envoyons copie . . . .[3]) — Le gouverneur de Champagne, lui aussi, nous a écrit pour nous annoncer la prise de quelques châteaux et sa retraite par suite des grands froids. Il a, dit-il, appris notre succès et nous en félicite cordialement. . . . . On dit que le roi a retiré ses troupes des frontières, aussitôt notre expédition terminée, en déclarant qu'il prétendait tenir sa trêve avec le duc de Bourgogne et même la prolonger. Qu'y a-t-il de vrai dans tout cela? Nous ne voulons croire que vous . . . Le Bourguignon a écrit à ses gens en Comté pour leur dire que ses affaires seraient bientôt terminées devant Neuss et qu'il s'apprêtait à venir avec toute sa puissance, et en si grand nombre qu'on n'aura jamais rien vu de pareil, car il brûle de se venger[4]).

---

1) V. les Comptes de Jean de Vurry dans Labarre, Mém. de France et de Bourgogne.

2) Lettre du 26 octobre cit.

3) «Der Brieff ist vinster» et plus loin «Der Brieff ist lang und unverständlich». Cette lettre du roi était datée d'Ablon près Paris le 14 novembre.

4) Arch. de Berne. Missiv. allem. C. 848 s.

— Le même courrier emporta une lettre adressée directement au roi. Cette fois encore on le suppliait de se mettre en campagne [1]).

Il est curieux de voir, dans le rapport souvent cité des ambassadeurs de Sigismond en France, jusqu'à quel point Louis XI était décidé à ne pas faire un pas. Aux Autrichiens qui sollicitaient l'assistance du roi et priaient que tout au moins il fit en sorte que les Suisses n'abandonnassent pas le duc d'Autriche, le président de Toulouse répondait que S. M. enverrait le mois suivant (janvier 1475), ses orateurs aux Seigneurs de la ligue pour traiter cette question et d'autres les concernant. Il ajoutait que le roi ne doutait pas qu'il ne fut aisé d'obtenir ce qu'ils réclamaient, car les Seigneurs des ligues d'eux-mêmes et de leur propre mouvement, et surtout l'avoyer de Berne, demandaient en grâce que le roi leur permit d'aider le duc d'Autriche si le Bourguignon l'attaquait, *désireux qu'ils étaient de gagner le salaire promis!* [2])

Depuis son départ pour la cour de France l'avoyer n'avait pas donné de ses nouvelles. Mais à peine la lettre du conseil du 6 décembre était-elle partie, qu'on le vit arriver à Berne. C'était peu de jours avant Noël [3]) et déjà le 26 décembre on

---

[1]) «Semper id optantes ut R. M. V. in rebus que inter eam et nos conclusa sunt forti impugnatione utatur ut omni partium concursu majori fructu agatur» . . . 6 décembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 330 v°.

[2]) «Deinde dicebat quod ipsi domini de liga hoc per se et proprio motu petierint et signanter scultetus de Berna quod rex velit eis favere quod illo modo adjuvando principem Austrie si dux Burgundie velit terras suas intrare possint salarium suum deservire». Leur salaire, c'est-à-dire les 80,000 florins que le roi s'était engagé à payer au cas où il ne pourrait aider effectivement les ligues. Il n'est question dans les entretiens du président de Toulouse avec les ambassadeurs autrichiens que de cette somme là, tant il paraissait certain que le roi laisserait marcher les Confédérés. En Suisse, au contraire, c'était la clause du secours effectif du roi avec pension de 2,000 francs pour chaque communauté qu'on souhaitait de voir mise à l'exécution.

[3]) 21 décembre, jour de St-Thomas. (Arch. de Lucerne, Missiv. de Berne à Lucerne du vendredi ap. St-Thomas, 23 décembre 1474.)

parlait d'abolir la lecture de la loi contre les pensions! — Le 4 janvier 1475 l'avoyer parut devant la diète assemblée à Lucerne. Il se loua fort de la réception qu'il avait trouvée en France et annonça que le roi avait adopté sans y rien changer le traité d'alliance tel que les Confédérés l'avaient arrêté à Lucerne. Sa Majesté pourtant demandait des éclaircissements verbaux sur quelques points un peu vagues. En conséquence, lorsque les Cantons enverraient leurs délégués à Berne pour y rencontrer les orateurs du roi, ils leur donneraient pouvoir pour répondre favorablement au sujet des articles en question aussi bien que pour sceller l'alliance. En échange distribution serait faite des 20,000 francs de pension et des 10,000 francs que les orateurs royaux apportaient à Berne.

Qu'était ce donc que ces «quatre ou cinq articles» au sujet desquels le roi demandait une déclaration des Cantons?

1° Le traité portant que le roi assisterait ses alliés dans toutes leurs guerres, S. M. désirait qu'il fut convenu que les Confédérés auraient à lui adresser une demande préalable.

2° A l'égard de l'argent que le roi était tenu d'envoyer aux Alliances pour la solde des mercenaires dont il pourrait avoir besoin, S. M. se déclarait prête à l'envoyer n'importe dans quel endroit à ses frais, mais cet argent devant traverser la Savoie, le roi n'entendait pas que ce fut à ses risques [2]).

3° Le traité exigeait que S. M. secourut les Confédérés envers et contre tous; mais comme ils avaient fréquemment à prendre les armes contre de «méchantes gens, de simples

---

[1]) Manuel du Conseil de Berne XVI. 26. — Abschiede II, 522—524. — En revenant de France Nicolas de Diessbach et Josse de Silinen furent arrêtés à Genève où on les prit pour des marchands allemands venant clandestinement de la foire de Lyon. (Schilling p. 242.) V. sur les suites de cette affaire de Gingins Mém. de la Soc. d'Hist. romande VIII, 158.

[2]) Les rapports de Berne avec la duchesse de Savoie, très bourguignonne, étaient des plus tendus. V. pour tous les événements et négociations qui précédèrent la rupture entre les deux pays et l'invasion du pays de Vaud, de Gingins. l. c.

chevaliers et des nobles» le roi demandait à n'être pas tenu de se déranger pour si peu.

4° Enfin, si le roi empêché par ses propres guerres contre le Bourguignon, ne pouvait assister les alliés et leur payait les 80,000 florins convenus, il fallait qu'il fut bien entendu qu'il n'aurait pas à mettre un seul homme sur pied.

C'était à peu de choses près ce que Berne s'était engagé à faire accepter aux Cantons par la fameuse déclaration du 2 octobre 1474. Mais cette fois encore on évita d'instruire les Confédérés du nombre d'hommes qu'ils s'étaient, à leur insu, engagés à fournir au roi. Le moment n'était pas venu de tout découvrir.

Le 2 janvier 1475 outre la déclaration par laquelle se trouvaient décidément écartées les réclamations du pauvre duc d'Autriche contre le traité de Senlis[1]), Louis XI délivra sa contre-lettre de l'alliance suisse dans les termes de la lettre des Confédérés[2]). Le même jour on dressa l'acte par lequel le roi accordait une pension de 10,000 livres à Sigismond[3]) et la lettre en forme de commission du grand sceau au général Briçonnet pour faire payer annuellement une somme de 20,000 livres par forme de pension aux ligues suisses. «Cette somme devait être distribuée et départie aux dites bonnes villes et gens particuliers des dites Hautes Allemagnes, ainsi que par nostre amé et féal conseiller et chambellan Nicolas Diesbach, Chevalier, avoué de Berne et nos ambassadeurs que présentement envoyons ès marches de par-delà, sera advisé et ordonné[4])».

C'est avec une vive impatience qu'on attendait à Berne l'arrivée des envoyés du roi[5]). Le 4 février, le conseil écrivit

---

[1]) Imp. Abschiede II, 920.

[2]) Imp. Abschiede II, 918 s.

[3]) Mon. Habsb. I, 280 et 9° Cte de Jean Briçonnet pour l'année finie en septembre 1475 (Bibl. Nat^le^ Ms. fr. 20,685, f° 631).

[4]) Commynes-Lenglet III, 378 Preuves. — Cf. Cte de Jean Briçonnet cité.

[5]) Berne au roi, 25 janvier 1475. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 335.

à S. M. de presser ses orateurs et surtout l'envoi de l'argent. « Cela seul pourra décider une expédition contre le duc de Bourgogne et pousser efficacement dans la voie où nous nous sommes engagés les cœurs des Confédérés qu'on cherche à ramener au duc de Bourgogne par toutes sortes d'intrigues » [1]. L'argent bourguignon en effet ne demeurait pas plus inactif que celui du roi et le duc faisait tout pour empêcher les Suisses de se jeter en Comté. — Le 20 février on eut enfin des nouvelles des ambassadeurs français. Ils étaient à Lyon. Une requête fut immédiatement adressée à Philippe, comte de Bresse, pour le prier de les faire escorter [2], et les Confédérés furent sans plus tarder convoqués à Berne pour le 28 au soir. Déjà des envoyés bernois s'étaient rendus à Bâle pour y recevoir les Français qui avaient préféré éviter la Savoie [3]. Enfin, le vendredi après Reminiscere (24 février), le président du parlement de Toulouse, Guarcias Faur, et le gouverneur de Champagne, George de la Trémoille, Sire de Craon, firent leur entrée à Berne et descendirent à l'hôtel de Nicolas de Diessbach [4].

Le 5 mars, une diète fut tenue à Zurich [5]. On y décida que Berne se chargerait de toucher l'argent des pensions déposé à Lyon et avertirait les officiers Savoyards afin que le transport put s'effectuer sans encombre [6]. En outre on délibéra que

---

[1]) « Poterit id unum mutue in ducem Burgundie impugnationi complurimum conducere et corda confederatorum nostrorum, qui variis coloribus in amiciciam ejusdem ducis reduci temptantur, in hac quam cessimus via efficaciter roborare ». (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 335 v°.)

[2]) Ibid. 338; 339. Nicolas de Diessbach aux orateurs du roi, 339 v° et à Guarcias Faur, 340.

[3]) Arch. de Berne, Missiv. allem. C. 378.

[4]) Lettre de Jean Cerruti dans de Gingins, Dépêches des Ambassadeurs Milanais sur les campagnes de Charles le hardi, 1474—1477, I, 48 ss. — Le sire de Craon fut bientôt remplacé par M°. Thomas de Courcelles.

[5]) « Uff Letare », Abschiede II, 527 s.

[6]) La quittance de 20,000 francs (ou livres tournois) fut délivrée par Berne le 27 mars 1475 (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 361 v°, en français). A cette quittance est jointe une procuration m. d. à Pierre Starck,

« comme les Seigneurs de Berne s'étaient engagés envers le roi à lui fournir un nombre déterminé de soldats, et comme d'ailleurs on était tenu par le traité, en l'absence de guerre, de n'empêcher personne de s'engager au service de France, on laisserait subsister la dite promesse[1]). Zug, Zurich, Glaris et surtout Unterwalden élevèrent pourtant des difficultés à la dernière heure. Une série d'explications fut échangée entre Berne, les envoyés Français et les gens d'Unterwalden qui refusaient de sceller l'alliance[2]). Le 26 mars les Bernois communiquèrent au roi cette difficulté inattendue en l'assurant, que si Unterwalden persistait dans son refus, on passerait outre, quitte à dresser un nouvel instrument du traité. « Les autres cantons, ajoutaient-ils, suivront nos traces, nous en sommes convaincus. Quant au nombre des soldats à fournir et aux autres déclarations nécessaires, nous en avons pris sur nous la responsabilité. Votre Majesté comprendra par là combien nous lui sommes attachés »[3]).

Unterwalden se rendit, paraît-il, aux arguments de Berne, car le nom de ce canton demeura sur la lettre d'alliance. Celui de son ammann Henzli figure sur le « rolle arresté à Berne par Gervais (?) Faur, Commissaire du roy et Nicolas de Diessbach, advoyer de Bern, de la distribution de 20,000 livres de pension accordés par le Roy aux ligues suisses, outre 20,000 florins du Rhin portés par le traité de 1474 »[4]). C'est le 5 avril que fut

---

conseiller, pour toucher la dite somme. Les orateurs du roi avaient préféré, au dernier moment, laisser l'argent à Lyon.

[1]) Zellweger, Versuch etc., p. 55, d'ap. le Manuel du Conseil de Berne, XVII, 12.

[2]) Abschiede II, 533.

[3]) Abschiede II, 531 et Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 357 v°.

[4]) Commynes-Lenglet III, 379 Preuves. Les 20,000 florins furent distribués secrètement. C'était la somme promise par Guarcias Faur, le 6 septembre 1474. Le mandement de Louis XI aux généraux des finances « pour payer annuellement à la ville et communité de Berne 6,000 l. t. de pension » est daté de Roye près Montdidier 4 mai 1475, et se trouve à l'état de copie sur l'original en français aux Arch. de Berne.

réglé̇é cette fameuse distribution. Berne eut 6,000 livres, Zurich 2,000, Lucerne 3000; le reste fut distribué à des particuliers. Nicolas et Guillaume de Diessbach furent inscrits au rôle chacun pour 1,000 l. t. De plus, cette année-là, le roi porta de 400 à 900 l. t. la pension de l'avoyer et lui fit un cadeau de 8,000 écus[1]).

Le 6 avril 1475 l'avoyer et le conseil de Berne, comme ils l'avaient annoncé au roi quelques jours auparavant, délivrèrent à ses orateurs une déclaration conçue dans des termes encore plus favorables à la France que «la déclaration plus ample» du 2 octobre 1474 que Louis XI n'avait pas trouvée suffisamment précise. La nouvelle déclaration était une réponse aux demandes d'interprétation du traité que Diessbach avait faites le 4 janvier à Lucerne. On peut en conclure que les cantons s'étaient montrés peu empressés de répondre. Berne spécifia donc en dehors des points déjà formulés par la «déclaration plus ample» que «si les Seigneurs des ligues désiraient que les sommes destinées à la solde des troupes à fournir au roi, fussent transportées au-delà des marches du royaume aux lieux de Berne, Zurich, Lucerne ou ailleurs, ce transport aurait lieu à leurs risques et périls. — Que si, par cas fortuit, les ligues n'envoyaient pas au secours du roi le nombre voulu de 6000 hommes de troupes, l'avoyer et le conseil de Berne s'engageaient à parfaire ce nombre, et cela bien que le traité n'eut pas fixé

---

[1]) «Messire Nicolas de Diesbach, Chevalier, advoué de Berne 400 l. t. et 500 l. t. de creue, et 4,000 l. t. pour partie de 6,000 l. t. faisant moitié de 8,000 escus que le Roi luy a donné».

«Messire Josse de Sillemon (Silinen), prestre, prevost de Lucerne, conseiller du Roy, 400 l. t. pour sa pension et 500 l. t. sur 600 l. t. de creue».

(9e Cte de Jean Briçonnet pour l'année finie en septembre 1475. Bibl. Natle Ms. fr. 20,685 fo 625). Sur le «rôle», Josse de Silinen, (M. le Domprost) est porté pour 1,000 l. t.

Les sommes portées ci-dessus comme pensions sont à ajouter à ce qui fut remis à Diessbach et à J. de Silinen d'après le rôle, puisque les 20,000 l. t. de ce rôle sont aussi inscrites au même compte de J. Briçonnet.

de chiffre, « sauves cependant les réserve sfaites par les Sgrs des ligues dans les lettres du 26 octobre 1474 ». Cette déclaration précise fut revêtue du sceau de la ville et communauté de Berne [1]). — Le résultat poursuivi patiemment par Louis XI depuis tant d'années semblait enfin obtenu. Les Bernois étaient engagés à fond et le parti français, tout puissant dans les deux conseils étouffait toute velleité d'opposition [2]). L'opinion à Berne était qu'il fallait profiter sans délai de l'éloignement du duc de Bourgogne que son obstination présomptueuse retenait devant Neuss, pour porter la guerre en Franche-Comté. Fribourg, Soleure et Lucerne partageaient cette ardeur qui rencontrait une opposition très décidée à Zurich et dans les petits cantons.

Dès les premiers jours de Mars un corps franc composé de Bernois et de Soleurois opérait une razzia dans la baronie de Grandson et sur la frontiére de Franche-Comté [3]). En avril, une troupe de gens de Berne, de Soleure et de Lucerne franchit le Jura, saccagea tout le pays entre la montagne et le Doubs, et emporta Pontarlier que le défaut de vivres contraignit à évacuer au bout de peu de temps. Au retour, les bandes confédérées se jetèrent sur Grandson, Orbe, Echallens et Jougne. Tout le revers méridional du Jura fut mis à feu et à sang. Les protestations et les tentatives de conciliation de la duchesse-régente de Savoie de qui relevait la plus grande partie des pays envahis demeurèrent sans résultat et de fortes garnisons de Berne et de Fribourg demeurèrent en possession des places enlevées à la maison de Châlons [4]).

---

[1]) Imp. Abschiede II, 921 et Commynes-Lenglet III, 375 Preuves. Cf Abschiede II, 535.

[2]) Dès le commencement de septembre 1474 une poignée de Berhois avait en pleine paix effectué une tentative pour s'emparer du bourg fortifié de Ste. Croix dans le Jura Vaudois qui faisait partie du douaire de la duchesse-régente de Savoie, Yolande de France. (De Rodt, Feldzüge etc. I, 301; de Gingins, Episodes etc. p. 142.)

[3]) De Rodt, l. c. 345.

[4]) Ibid. 345 ss.

Le roi de France ne perdait pas de vue ses auxiliaires d'outre-monts. S'il ne se hâtait pas suffisamment à leur gré de payer les 20,000 francs que le traité assurait aux Srs. des ligues, il ne cessait par contre de leur annoncer sa prochaine entrée en campagne. Le 9 avril 1475, à Lucerne, Nic. de Diessbach communiqua à la diète, de la part de son royal patron, la prochaine conclusion d'une alliance entre la France et l'Empereur contre le duc de Bourgogne et cette nouvelle rencontra une approbation générale [1]). Pour presser l'envoi des pensions, Berne envoya au roi Guillaume de Diessbach; on comptait que cet argent si désiré modifierait la manière de voir des confédérés de l'Est qui avaient ouvertement blâmé l'expédition de Pontarlier [2]). Dès le 15 mai le conseil avait brièvement informé Louis XI de ses succès en Comté, laissant à Nic. de Diessbach, désormais capitaine-général de l'armée, le soin d'en écrire au roi tous les détails [3]). Berne ajoutait que pour ne pas laisser aux ennemis étonnés le temps de reprendre courage, une nouvelle expédition était projetée et que les Confédérés étaient convoqués pour décider de quelle manière on répondrait aux propositions adressées de Lorraine par le Sire de Craon.

La diète qui se réunit à Berne le 21 mai s'occupa surtout de la distribution des pensions qu'on attendait d'un jour à l'autre [4]), mais le 7 juin, à Lucerne, Berne mit aux voix le projet d'expédition militaire. Zurich, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug et Glarus refusèrent nettement leur concours et declarèrent que les traités n'allaient pas jusqu'à exiger une prise d'armes. Cette fois, la mauvaise volonté des cantons orientaux ne pouvait être attribuée à l'inaction du roi, car cette même assemblée fut instruite que S. M. « s'était tirée aux champs » et s'était emparée

[1]) Abschiede II, 536.

[2]) Ibid. 538.

[3]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 368 v°. — N. de Diessbach ne prit pas part à l'expédition de Pontarlier.

[4]) Abschiede II, 540.

de plus de quarante-quatre villes et châteaux tant en Picardie qu'en Bourgogne. Le duc de Lorraine s'étant également mis en campagne, le roi trouvait que le moment était venu pour les Confédérés d'en faire autant. C'était aussi l'avis des Alliances inférieures qui sollicitaient de leur côté une entrée en campagne immédiate [1]).

Le 15 juin, à Lucerne, les cantons opposés à la guerre répondirent de nouveau qu'ils étaient très décidés à tenir leurs engagements à l'égard du roi, du duc d'Autriche et des villes d'Alsace, mais que dans les conditions actuelles ils n'étaient nullement tenus d'agir. Si Berne, Soleure ou Fribourg se voyaient attaqués, on les défendrait jusqu'à la mort, mais à aucun prix on ne prendrait l'offensive. En présence d'un refus aussi catégorique et qui prouve jusqu'à quel point les ennemis de la Bourgogne avaient dû atténuer la portée du dernier traité conclu avec la France pour le faire accepter des cantons orientaux, en présence, dis-je, d'une attitude aussi peu encourageante pour leurs projets ambitieux, Berne et ses satellites répondirent que, tout en se prononçant pour l'expédition proposée, ils suivraient la majorité [2]).

Il ne semble pas que les Bernois fussent pressés d'informer le roi du piètre résultat de leurs efforts, car leur lettre du 18 juin, écrite en réponse aux bulletins triomphants du roi datés des 26 et 27 mai, n'en souffle mot; par-contre ils annonçaient à Louis XI un événement qui allait singulièrement changer la face des affaires [3]).

La trève ayant expiré le 1er mai sans que le duc de Bourgogne fit rien pour la prolonger, le roi de France avait jugé le moment venu d'agir. Du Jura à la mer la guerre s'était allumée partout en même temps et une série de faciles succès avait inaugurée cette nouvelle campagne du roi et de ses alliés.

---

1) Abschiede II, 544 s.
2) Ibid. 550 s.
3) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 379.

Tous se flattaient de l'idée que le duc était pour longtemps encore en Allemagne. Les engagements que l'Empereur avait pris à l'égard du roi rendaient cette opinion très plausible [1]). Mais voici que l'agent de Berne au camp de l'Empereur venait de transmettre au conseil la nouvelle que le duc Charles avait quitté Neuss avec son armée. Ce n'est pas tout: Frédéric n'avait pas hesité à conclure un traité de paix avec le duc. Berne avait beau l'ignorer ou refuser d'y croire, l'Empereur avait beau proclamer le contraire, le fait était absolument certain [2]).

Cet abandon ne causa pas à la cour de France une irritation médiocre. On en trouve la trace dans une lettre très énergique adressée par le roi aux Bernois, le 17 juillet, et dans laquelle Louis XI se félicitant de n'avoir point envoyé à son allié les troupes qu'il s'était engagé à lui fournir, flétrit, comme il convient, la conduite passée et présente de l'Empereur d'Allemagne [3]). C'est qu'en effet, le duc Charles libre de ses mouvements, le roi allait avoir deux ennemis sur les bras, car le roi Edouard d'Angleterre faisait ses préparatifs pour opérer sa descente en France et n'attendait que le retour de son allié de Bourgogne pour lui donner la main en Picardie.

Malgré toute sa présomption, le duc Charles ne pouvait se dissimuler les dangers que les entreprises des Suisses faisaient courir à la Haute Bourgogne. Il tenta encore un effort pour les détacher de la coalition. La duchesse de Savoie, sa fidèle amie, fit en son nom aux six cantons hostiles à la guerre les propositions les plus pacifiques. S'ils maintenaient la paix le duc leur ferait cadeau des 80,000 florins que Sigismond d'Autriche lui devait depuis le traité de St. Omer. On comprend ce que cette ouverture avait d'habile; acceptée, elle brouillait du même coup les Suisses avec le duc d'Autriche. Mais ces tentatives de conciliation que la duchesse Yolande accompagnait de protesta-

---

[1]) Traité d'Andernach 31 déc. 1474.
[2]) De Rodt, Feldzüge I, 384 ss.
[3]) Nr. I de l'Appendice.

tions d'amitié et de demandes d'alliance pour elle-même, bien que renouvelées au mois de septembre, n'étaient pas destinées à aboutir. D'autre part le roi [1]), que les sympathies Bourguignonnes de sa sœur indisposaient contr'elle, favorisait ouvertement les visées ambitieuses du Comte Philippe de Bresse et exhortait les Confédérés à l'assister [2]). Mais déjà Berne avait engagé ses forces ailleurs. Cédant sans effort aux sollicitations de Strasbourg qui lui représentait que le duc de Bourgogne après la conquête de la Lorraine se jetterait sur les Suisses, cette ville envoya en Comté Nicolas de Diessbach à la tête d'une armée de gens de Berne, de Lucerne, de Soleure et de Bâle. Après avoir operé leur jonction avec les contingents de Strasbourg et de la ligue inférieure commandés par le comte Oswald de Thierstein, les troupes alliées emportèrent successivement Lisle sur le Doubs et les places comprises entre les cours du Doubs et de l'Oignon. Blamont soutint un siège en règle et finit par succomber aussi. La divergence de vues qui animaient les alliés et le manque de vivres mit fin à cette brillante et facile campagne. La résistance, sauf à Blamont, avait été presque nulle et le grand bâtard de Bourgogne qui venait de rejoindre à Besançon le prince de Tarente n'avait pas jugé à propos de retarder la marche vers la Lorraine de sa cavalerie italienne, pour engager la lutte avec les alliés [3]).

Devant Blamont les Bernois avaient eprouvé une perte sensible. Nicolas de Diessbach atteint d'une fièvre pestilentielle s'était fait transporté à Porentruy où il expira agé de quarante cinq ans [4]). Quelque jugement que l'on porte sur le rôle politique de celui qui par ses manœuvres audacieuses avait fait des Bernois les satellites de la France, on ne peut s'empêcher de rendre justice à son immense talent diplomatique. Louis XI qui

---

1) Abschiede II, 555 s.; 559

2) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 379 v°: Berne au roi, 19 juillet 1475.

3) De Rodt, Feldzüge I, 423 ss.

4) Ibid. 446.

se connaissait en hommes ne rencontra jamais un agent plus habile et plus devoué. On lui a reproché d'avoir vendu son pays à l'étranger. Il y a là, suivant nous, une véritable injustice doublée d'un anachronisme, car un reproche analogue s'adresserait aussi bien à tous les hommes politiques du 15ᵉ siècle. Hardi jusqu'à la témérité, il fut aussi ambitieux pour sa patrie que pour lui-même et c'est en somme au succès de ses efforts que les Suisses furent redevables de la grande situation militaire qu'ils occupèrent longtemps en Europe!

On sait comment le roi de France réussit à éloigner sans combat le roi d'Angleterre et sa belle armée. Une fois de plus Louis XI avait usé avec succés de son argument favori, l'argent. Les Sgrs. de la ligne de la Haute-Allemagne furent nominalement compris par le roi dans la célébre trève de neuf années signée à Péquigny près Amiens, avec cette condition qu'ils déclareraient leur volonté dans le délai de trois mois. De son côté, le roi Edouard avait compris dans la trève son allié le duc de Bourgogne[1]). Il n'en fallut pas plus pour que Louis XI, avant même la conclusion du traité, fit suspendre les hostilités en Lorraine. Le 13 septembre 1475 ses envoyés négocièrent avec le duc de Bourgogne, à Souleuvres en Luxembourg, une trève de neuf années. Cette fois encore le roi y comprit la Seigⁱᵉ. et Communauté de Berne et ses alliés ainsi que « ceux de la Haute Allemagne ». Les Confédérés étaient tenus de signifier leur adhésion au duc de Bourgogne avant le 1ᵉʳ janvier suivant. Mais les réserves qui accompagnaient cette clause du traité étaient faites pour en détruire l'effet. D'abord il demeurait entendu que si les alliés du roi « en leur propre querelle ou en faveur et ayde d'autruy » faisaient la guerre au duc de Bourgogne, celui-ci pourrait résister et les réduire par les armes « sans que le Roy leur en puisse donner ou faire donner secours, ayde, faveur ne assistance à l'encontre de Mond. Sgr. le Duc » De plus, et ce fut l'objet d'une déclaration spéciale du roi, le

---

[1]) Commynes-Lenglet III. 397. Preuves.

duc gardait pleine et entière faculté de « mettre en ses mains ses comtés de Ferrette et d'Aussoys et autres villes et places à l'environ qu'il a tenues depuis six ans en ça ». Au cas où Berne et ses alliés se mêleraient à la lutte, « mon dit Sgr. de Bourgogne pourrait contre lesdits de Berne et leurs alliéz procèder par armes, hostilitéz ou autrement, comme il lui plaira, et ne leur donnera ou fera donner le Roy aucune ayde ne secours, ne par ce sera ladite trève enfreinte. » — Enfin le duc était autorisé, sous certaines réserves dérisoires, à traverser la Lorraine avec son armée pour se rendre dans ses possessions méridionales [1]).

Ce pacte honteux pour le roi constituait à l'égard des Suisses et du duc de Lorraine une trahison des plus complètes. Six semaines plus tard, Charles faisait son entrée triomphale à Nancy, et le jeune duc de Lorraine se réfugiait auprès du souverain qui l'avait si lâchement abandonné.

Cependant, Louis XI continuait à entretenir les Bernois de belles paroles. Il s'était bien gardé de leur faire part de la trève de Souleuvres. Mais le bruit de cette défection ne tarda guère à se répandre dans la ligue. Après quelques hésitations de forme, Berne avait résolu de porter la guerre dans le pays de Vaud pour venger les soi-disant offenses que l'évêque de Genève, Jean-Louis de Savoie, et son frère, le comte de Romont, avaient infligées aux Confédérés. Le véritable but de cette prise d'armes fut de mettre à sac des campagnes riches et fertiles, et les Bernois n'avaient qu'un grief sérieux à faire valoir: le passage fréquent des troupes italiennes qui empruntaient le territoire vaudois pour se rendre en Comté. La première expédition des alliés n'avait laissé ouverts que les passages occidentaux du Jura. Il s'agissait maintenant d'opposer une barrière continue aux communications du duc de Bourgogne avec l'Italie et de punir les habitants des rives du Léman de leur sympathie pour la cause bourguignonne. — Josse de Silinen fut chargé de

[1]) Commynes-Lenglet, III, 409 et 419 Preuves.

porter au roi le réquisitoire de Berne contre les princes savoyards. Il avait mission de réclamer le concours effectif de la France et devait exprimer en même temps à Louis XI la douloureuse surprise que la rumeur de son accord avec le duc Charles causait chez les Suisses [1]).

Entre le jour où ces instructions furent délibérées en présence de tout le conseil (samedi avant St-Gall, 14 octobre) et celui où fut rédigé le document qui porte le titre de « la dernière instruction » pour Josse de Silinen et Henri Spietzer (16 novembre), un trompette du duc de Bourgogne apporta à Berne des lettres « notariées » qui ne laissèrent subsister aucun doute sur la conclusion d'une trêve franco-bourguignonne. « Nos Seigneurs de Berne, dit la « dernière instruction », ont vu l'énumération des alliés des deux parties et en ont conclu que ni le duc d'Autriche ni les autres princes et communautés de la nouvelle ligue si étroitement liés au roi, ne sont compris dans la trêve. Ils en sont douloureusement affectés et ne peuvent ajouter foi aux trêves elles-mêmes, d'abord, parce que le roi n'en a nullement informé les Bernois, ensuite parce que la guerre se poursuit contre le duc de Lorraine, enfin parce que le roi a répété sans cesse dans ses lettres qu'il ne conclurait rien sans en informer les Bernois. Aussi demandent-ils confirmation du fait, étant donné surtout que les Seigneurs de Berne ont considéré particulièrement en toutes ces affaires les intérêts

---

[1]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 402—404. — « Datum sub sigillo urbis nostre XXIIII^a Octobris LXXV°. — Executum coram toto consilio Sabate ante Galli (14 Oct.) LXXV°. » — Cette Instruction est imp. par Zellweger. Versuch etc. p. 142 ss., d'après la minute allemande du Deutsch. Missivenb. C. 578.

Le roi ne notifia aux Bernois sa trêve avec le duc de Bourgogne (sans la déclaration de Soissons, bien entendu) que dans la première moitié de décembre. « Venit pridem ad nos tabellarius Regius litteras paucissimi tenoris insinuationem pacis vel treugarum inter R. M. V. et ducem Burgundie contingentes, afferens. » (Berne au roi, 15. déc. 1475, Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 417 s.)

du roi, que c'est pour lui qu'ils ont pris les armes et qu'ils n'ont jamais consenti à aucun accommodement avec le duc de Bourgogne, bien qu'on ait souvent tenté de les y amener. Mais en l'état actuel des choses ils délibéreront avec leurs alliés sur ce qui leur reste à faire ».

Berne insistait assez vivement sur le paiement des dix mille francs que le roi aurait dû lui payer depuis une année par délégation du duc d'Autriche. Les députés de la ligue qui s'étaient assemblés à Berne pour entendre la communication bourguignonne étaient fort irrités de ce retard, et on suppliait S. M. de s'exécuter au plus vite pour éviter des désagréments ultérieurs, dont la gravité ne pouvait lui échapper [1]).

Le mois qui s'était écoulé entre ces deux instructions avait été marqué par de graves événements. Le 14 octobre les Bernois avaient déclaré la guerre au comte de Romont et à l'évêque de Genève et en moins de trois semaines leurs bandes étaient arrivées à Morges. Seize villes et quarante-trois châteaux étaient tombés en leur pouvoir. Le pays de Vaud ravagé, Genève contraint de payer une lourde contribution, l'armée était rentrée à Berne le 2 novembre, laissant des garnisons allemandes à Grandson, à Yverdun, à Romont, à Payerne et à Morat. Les vainqueurs avaient beau déclarer au roi qu'ils s'étaient fait un devoir de respecter les domaines de la maison de Savoie, il n'en était pas moins vrai que leurs alliés l'évêque de Sion et les Hauts-Valaisans, bientôt appuyés par une grosse troupe de Bernois et de Soleurois, avaient envahi le Chablais savoyard et réduit en leur pouvoir tout le Bas-Valais de Conthey à Martigny [2]).

VII.

Les efforts tardifs tentés par le margrave de Hochberg-Neuchâtel vers la fin de 1475 et le premier mois de 1476 pour

[1]) N° II de l'appendice.

[2]) De Gingins, Episodes etc., 183—210.

amener un rapprochement entre le duc de Bourgogne et les Suisses étaient fatalement condamnés à demeurer infructueux. Sans se montrer directement hostile à la paix, le duc Charles prétendait qu'avant tout les domaines qui lui avaient été enlevés fussent remis en sa main. Or les Confédérés liés par les traités ne pouvaient abandonner leurs amis de la nouvelle ligue. Des deux côtés du reste on se faisait peu d'illusions sur l'issue des négociations engagées. Abandonnés par le roi de France, les Bernois avaient évacué le pays de Vaud, et le comte de Romond, avec l'avant-garde bourguignonne, reconquit en quinze jours tout le pays romand des rives du Léman aux environs de Morat [1]). (9—24 février 1476).

C'est à Grenoble que les instructions adressées par Berne à Josse de Silinen en novembre 1475 durent être portées par Henri Spietzer. Le prévôt de Munster que son royal patron venait de faire nommer coadjuteur de l'évêque de Grenoble Laurent Allemand, jugea sans doute inutile d'abandonner son siége pour porter au roi le message des Seigneurs des ligues. Il savait trop bien à quoi s'en tenir sur les intentions de Louis XI. Pour atténuer le fâcheux effet causé par son abandon, le roi avait chargé Josse de remettre 21,000 francs aux Confédérés [2]). Ceux-ci se fondant sur une des clauses du dernier traité réclamaient 80,000 florins pour prix des deux expéditions qu'ils avaient faites sans le secours de leur allié. A cette prétention contenue dans une lettre de Lucerne qui lui fut adressée à la fin de 1475, le coadjuteur se borna à répondre de Grenoble que n'ayant pas entre les mains la copie de la dernière intelligence « il lui serait impossible de discuter l'affaire avec le roi, avant communication des pièces [3]) ».

---

[1]) De Gingins, Episodes, etc., l. c. p. 210—218. — Zellweger, Versuch, etc., p. 62—65. — De Rodt, Feldzüge, etc., I, 572—578.

[2]) Quittance de Berne (1er janvier 1476). Abschiede II, 577.

[3]) V. Biograph. de Josse de Silenen, par A. Lütolf, dans Geschichtsfreund T. XV, p. 165 (Lettre de J. de S. à Lucerne. 8 janvier 1476).

Ce n'était pas du reste la seule réclamation contenue dans la lettre de Lucerne. La conduite du roi de France y était vivement critiquée et Josse de Silenen n'eut pas trop de tout son savoir-faire pour plaider l'innocence de son patron. Pour lui l'excuse du roi était dans les craintes que lui inspirait la conduite douteuse de l'Angleterre. — Après réception d'une réponse du roi aux lettres qu'il lui avait écrites pour lui exposer les différentes questions soulevées par les Confédérés [1]), le coadjuteur fut plus affirmatif encore: « Sachez, écrit-il à ses amis de Lucerne, que je trouve le roi parfaitement loyal à l'égard des Confédérés. Il ne les abandonnera pas et tiendra toutes ses promesses. — S. M. m'a fait savoir qu'elle est sur le point de se rendre à Lyon et en Dauphiné; on dit partout que c'est à la tête de 1500 lances destinées à porter secours aux Confédérés au cas d'une agression dirigée contre eux par le Bourguignon. — Le roi vous tiendra ce qu'il vous a promis bien que les ambassadeurs du duc de Bourgogne aient déclaré que, si le duc l'avait voulu, les Confédérés eussent conclu un traité avec lui, sans y comprendre le roi [2]). — Ne croyez pas, dit le coadjuteur en terminant, ne croyez pas si légèrement le margrave de Rothelin ni ceux qui cherchent à semer le mauvais vouloir entre le roi et vous ... Un dissentiment serait dangereux, car il n'y a pas à se fier au duc de Bourgogne; il ne demande pas autre chose et sa partie serait à moitié gagnée [3]).»

---

[1]) « sidmals ich personlich nit bi im wass, und hab nüz gehoffirt » (Lettre du 27 janv. 1476, imp. par Lütolf, l. c., assez incorrectement, p. 183—185, d'après l'orig. autog. aux Arch. de Lucerne: Acten Burgunderkrieg).

[2]) Cf. Commynes-Dupont II, 2 s.: « Le duc . . . entra en Bourgogne, où les dictz ambassadeurs de ces vieilles ligues d'Allemaigne qu'on appelle Suisses revindrent devers luy, faisans plus grans offres que devant: et en outre la restitution, luy offroient laisser toutes les allyances qui seroient contre son vouloir (et par especial celle du Roy), et devenir ses allyéz et le servir de six mille hommes arméz, à assez petit payement, contre le Roy, toutes les fois qu'il les en requerroit. »

[3]) Lettre du 27 janvier citée.

La diète qui se réunit le 9 février à Lucerne fut avisée que le président de Toulouse envoyé par le roi à Lyon pour traiter avec les Seigneurs des ligues certaines affaires secrètes, invitait les Confédérés à lui députer leurs ambassadeurs[1]). Mais les événements ne permirent pas de donner suite à cette requête. — Pendant que le comte de Romont s'emparait du pays romand, le duc lui-même franchissait le Jura par Jougne et Orbe et venait assiéger Grandson encore occupé par une garnison suisse. — La ville emportée le 21 février, le château résista jusqu'au 28[2]).

La duchesse de Savoie d'autre part s'était décidée à prendre ouvertement le parti du duc de Bourgogne. Dans des circonstances aussi critiques, Berne dépêcha en toute hâte un messager au roi qui se trouvait à Lyon avec 9 à 10,000 hommes. On redoutait fort que ce courrier ne réussît pas à traverser les lignes ennemies, aussi fut-il chargé d'une simple lettre de créance. Aux supplications adressées à Louis XI pour qu'il se portât en avant, Berne, s'appuyant sur le texte des traités, joignit la menace de se tourner d'un autre côté, en cas d'abandon, c'est-à-dire d'entrer en arrangement avec le duc de Bourgogne. — Les rumeurs qui circulaient à Berne étaient des moins rassurantes. On allait jusqu'à prétendre que Salazar et Malehortie, capitaines du roi, s'étaient joints avec une grosse troupe et de l'artillerie à l'armée bourguignonne[3]).

Le roi ne s'était pas trompé lorsque, devant Josse de Silinen, il avait exprimé l'opinion que le duc Charles n'était pas

---

[1]) Ibid. et Berne à Gratien (sic) Faur (Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 443 v°), 14 fév. 1476.

[2]) De Gingins, Episodes, etc., l. c. 212—220.

[3]) Berne au roi, 28 fév. 1476. Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 444 v° et 445. — « Lesdictes villes respondoient orgueilleusement disans: « Dictes au Roy que, s'il ne se desclare, nous nous appointerons et nous desclarerons contre luy. » Il craignoit que ainsi ne le feissent. » (Commynes-Dupont, II, 12).

aussi fort qu'on le prétendait[1]). La journée de Grandson lui donna raison. Malgré les prodiges de valeur du duc et des troupes de sa maison, le gros de l'armée bourguignonne, cédant à une panique stupide, se sauva sans combattre. Louis XI qui, suivant Commynes, avait « maintes espies et messagiers par pays » ne tarda pas à être averti de la défaite de son ennemi. Il en eut « très grande joye et ne luy desplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perduz[2]) ». Quinze jours plus tard le duc était à Lausanne et s'occupait activement de reformer son armée. Les Confédérés qui au lieu de poursuivre leur succès, s'étaient séparés après la victoire, ne pouvaient donc se faire d'illusions sur les projets ultérieurs de leur ennemi. Aussi les Bernois ne cessaient-ils de supplier le roi de sortir de son inaction. Ils ne voulaient pas prendre en considération la trève que Louis avait conclue le 13 septembre précédent avec le duc de Bourgogne et soutenaient que comme ils y étaient compris, Charles, en les attaquant, avait en fait déchiré le traité. Le 14 mars Henri Spietzer, « huissier d'armes » fut envoyé au roi pour lui notifier officiellement la victoire de Grandson et pour le sommer de remplir ses engagements[3]). Le 28 mars Berne revint à la charge. En même temps on écrivit au prévôt de Münster pour lui faire connaître que le roi n'avait aucunement répondu au message qui lui avait été porté pour plus de sûreté par quatre courriers différents, tellement qu'il devenait certain que « le poids de tout le jeu était déchargé sur les Suisses[4])». Le 9 avril, nouvel appel au roi lui-même! Enfin deux jours plus tard un messager français arriva de Lyon à Berne par la Lorraine et Bâle. Il apportait les félicitations du roi pour le succès de Grandson. S. M. ajoutait qu'il lui déplaisait fort que

---

[1]) « Sin macht ist och nit als gross als man sy machet » (Lettre du 8 janvier 1476, Geschichtsfreund XV, p. 166).

[2]) Ed. Dupont, II, 11.

[3]) Abschiede, II, 581.

[4]) Ochsenbein, Urkunden, p. 72 s.

le duc de Bourgogne fût installé en Savoie. Aussitôt cette nouvelle reçue, elle n'avait point hésité à rassembler ses gens de guerre sur les marches du duché, dans le but de se rapprocher des Confédérés, pour vivre et mourir avec eux, sans jamais s'en séparer [1]).

On se demande si, à Berne, ces belles paroles pouvaient encore tromper quelqu'un! Pour tirer le roi de son inaction obstinée, on songea à employer un nouveau moyen. La lettre du conseil, datée du 11 avril, est tout entière consacrée à dépeindre au roi de France les maux immenses dont le duc menaçait la maison de Savoie. Il n'y avait plus à douter que poursuivant les desseins qu'il s'était flatté de voir consacrer à Trèves par l'Empereur, le duc de Bourgogne ne songeât à mettre en sa main la Savoie tout entière. Ou bien encore, autre supposition, son objet, en occupant ce pays, était de rendre difficiles sinon tout-à-fait impossibles les relations entre le roi et les ligues. De toutes manières, c'en était fait de la maison de Savoie si le roi ne se hâtait de marcher à son secours avec toute sa puissance [2]).

Henri Spietzer avait commencé par se rendre à Grenoble auprès de Josse de Silinen et celui-ci n'avait point hésité à l'accompagner auprès du roi. — Par deux fois il écrivit aux Confédérés, mais ces messages n'arrivèrent pas à leur adresse. Le 17 avril enfin il put donner réponse aux lettres que Me Wilhelm Burger lui avait apportées de la part des Seigneurs de la ligue. « Ces lettres il les avait communiquées au roi et lui avait si bien dit ce qu'il y avait à dire qu'il avait pu craindre un moment d'avoir été trop loin. Peu lui importait d'ailleurs, il n'abandonnerait pas leur cause. Mieux lui plaisait de demeurer un pauvre prévôt à Munster en gardant son honneur que de le perdre pour devenir évêque. — Depuis lors le roi et

---

[1]) Berne à Bâle. Ochsenbein, Urkunden, p. 104. Berne à Lucerne. Ibid. 113.

[2]) 11 avril 1476. Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 453.

lui avaient fait la paix. — S. M. n'avait pas été satisfaite qu'après la bataille les Confédérés n'eussent pas poussé sur Lausanne et sur Genève. Actuellement le roi serait avec eux, car il aurait marché droit à travers la Savoie. Le duc de Bourgogne n'aurait pu revenir et les Lombards se seraient sauvés au delà des monts. Enfin les routes étant ouvertes aux Suisses et au roi de France, la Savoie entière tombait aux mains des alliés. Maintenant il fallait faire pour le mieux. S. M. savait pertinemment que le duc redoutait fort son entrée en Savoie, car il envoyait courrier sur courrier pour l'entretenir. Bref le roi montrait toutes les lettres au coadjuteur de Grenoble. Il était plein de bonne volonté pour les Seigneurs des ligues et son intention était de donner un autre gouvernement à la Savoie » . . .[1])

Des deux côtés on s'adressait donc les mêmes reproches. Mais il faut avouer que ceux des Bernois étaient les mieux fondés. Le 31 mai ils écrivirent au roi une longue lettre de récriminations. — Il ne tenait pas ce qu'il avait promis. Certes ce n'était pas là ce que « cet illustre chevalier, Nicolas de Diessbach, dont Dieu ait l'âme » et surtout le prévôt de Lucerne leur avaient annoncé. L'inaction du roi était cause que le duc, ne redoutant rien de ce côté, avait pu rassembler ses troupes, tandis que les Confédérés comptant sur la venue d'une armée française, étaient demeurés en suspens ne sachant que faire... Plus que jamais on invoquait les traités et on suppliait S. M. de mettre immédiatement son armée en route par la Savoie. Aussi bien, si la fortune trahissait les Confédérés, le duc ne manquerait pas de se retourner contre le roi, auteur direct de tout ce qui était arrivé[2]).

Louis XI était toujours à Lyon faisant mine de vouloir s'emparer de la Provence ou d'envahir le Piémont et se sou-

---

[1]) Lyon, 15 avril 1476, imp. Ochsenbein, Urkunden, p. 124—126. — Cf. la lettre du roi aux Bernois. Ibid. p. 143.

[2]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 456 v°.

ciant fort peu des sommations des Bernois. Ceux-ci savaient que le nouveau choc qui se préparait serait pour eux une question de vie ou de mort. Mais les cantons orientaux semblaient considérer qu'ils avaient assez fait pour leurs alliés à Grandson et ne se pressaient point d'assembler leurs hommes. Ils avaient refusé de concourir à la défense de Morat, le boulevard avancé de Berne. Cette importante position n'était occupée que par 1,500 à 2,000 hommes, commandés par Bubenberg. Mille hommes garnissaient Fribourg. C'est devant Morat que le duc de Bourgogne vint camper le 10 juin. Douze jours plus tard, battu à plate couture par les alliés des ancienne et nouvelle ligues, Charles-le-Hardi était réduit à chercher une seconde fois son salut dans la fuite.

Si l'on en croit l'envoyé du duc de Milan, Aplano, le lendemain de la victoire un messager du roi de France arriva au camp des vainqueurs. Il était chargé d'arrêter les Suisses et de les inviter « à s'abstenir de toute nouvelle entreprise contre le duc de Bourgogne et la maison de Savoie jusqu'à la conclusion d'une paix à laquelle on travaillait [1]) ». Si le fait est exact, il faut rattacher l'envoi de ce courrier à une série de négociations pacifiques que la duchesse avait entamées avec son frère avant la bataille [2]). Dans tous les cas il est absolument improbable que le roi eut songé un seul instant avec sincérité à empêcher la défaite de son rival. — Ce message tardif n'empêcha pas une partie de l'armée suisse de continuer sa course vers le pays de Vaud, mais l'impression que cette communication produisit sur les Bernois put procurer aux ambassadeurs savoyards qui se présentèrent devant les vainqueurs, à Lausanne, un accueil relativement favorable. Cette supposition de M. de Gingins [3]) est confirmée par un billet adressé par Berne à Louis de Bourbon, amiral de France, en ce sens qu'il demeure prouvé

---

1) De Gingins, Episodes, p. 334.
2) Ibid., p. 300 s.
3) Ibid., p. 345.

que c'est sur l'injonction du roi que Berne cessa les hostilités contre la maison de Savoie [1]). La main de Louis XI se retrouve dans les conditions mêmes de l'armistice. Il fut convenu que si quelqu'un des alliés désirait envoyer des gens au roi de France en qualité d'ambassadeurs ou autrement, les autorités savoyardes auraient le devoir de leur donner une escorte suffisante pour traverser leur territoire [2]).

C'est à Lyon que Louis XI reçut la nouvelle de la bataille de Morat et Commynes nous a conservé le témoignage de la joie qu'il en éprouva. Tout lui réussissait. L'enlèvement maladroit de la duchesse de Savoie par ordre du duc de Bourgogne fournit au roi un prétexte tout trouvé d'intervenir dans le duché. — On sait qu'il se fit livrer le jeune duc Philibert et son frère ainsi que les forteresses de Chambéry et de Montmélian. La Savoie demeurait désormais sans autre protecteur que le roi. C'est dire de quel poids sa médiation devait peser dans la balance lorsque s'ouvrit le 25 juillet le congrès de Fribourg destiné à régler les conditions d'une paix définitive entre les Suisses et le duché de Savoie.

La lettre adressée par Berne à Guarcias Faur et à Jean de Ventes le 9 juillet [3]) indique qu'on ne se faisait point dans cette ville une idée fort exacte du rôle que le roi allait s'attribuer dans les négociations pour la paix, car on réclama un peu naïvement l'envoi à Fribourg d'une ambassade française qui par son initiative, son conseil et son autorité dirigerait les délibérations. On croyait sans doute que le roi appuyerait en tout les prétentions des Bernois et il semble que l'arrivée de Josse de Silinen ne dissipa point entièrement cette présomption [4]). A

---

[1]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 460 v°. 5 juillet 1476.

[2]) Abschiede II, 596.

[3]) Arch. de Berne. Missiv. lat. A, 461 v°.

[4]) Abschiede II, 599. Josse témoigna le 12 juillet à la diète de Lucerne du bonheur que le roi éprouvait de la victoire de Morat. Jamais il ne s'était senti si heureux! — Questionné sur la question des 80,000

travers les louanges et les flatteries que Louis XI adressait aux Bernois, il n'était pourtant pas malaisé d'apercevoir la griffe du lion. Le roi n'admettait pas un instant que sa volonté put être discutée. L'intention où il était d'envoyer à Fribourg son gendre, l'amiral de France, fut communiquée aux Bernois dès le 16 juillet, puis officiellement quatre jours plus tard, de Roanne, aux « très illustres Seigneurs et très chers amis, invincibles par la grâce de Dieu, les Seigneurs de la grande et ancienne ligue de la Haute Allemagne [1]) ». Les difficultés de la route et l'éloignement retardèrent quelque peu l'arrivée de la mission royale. Le jour même de St-Jacques les députés confédérés réunis à Berne accusèrent directement à l'amiral et à ses collègues réception de la lettre royale promettant de tout faire pour les attendre, mais sans leur dissimuler que « les grandes affaires qui couraient par deça » devait les engager à hâter leur venue [2]). Il paraît donc probable que les conférences ne s'ouvrirent pas à Fribourg au jour fixé [3]). — Dans tous les cas ce n'est que vers le 6 août que les ambassadeurs français développèrent leurs instructions devant le congrès. — En dehors de Messire Louis de Bourbon, le roi était représenté par le coadjuteur de Grenoble et le président de Toulouse, auxquels étaient adjoints Guillaume de Cerisay, Me Boudet, secrétaire du roi, et Braxefin, capitaine [4]).

---

florins réclamés par les Confédérés, Josse répondit qu'il était sans instructions à ce sujet mais qu'après tout ce que le roi lui avait dit, il ne doutait pas qu'une ambassade des Confédérés n'obtint une réponse favorable.

[1]) Arch. de Soleure. Denkwürdige Sachen, V, 48, 49. Imp. par Amiet, Die Burgunderfahnen, etc., pièces 13 et 14.

[2]) Arch. de Berne. Missiv. lat. A, 471.

[3]) Contra, de Gingins, Episodes, p. 361.

[4]) A cette énumération empruntée à de Gingins il semblerait qu'on doive ajouter le nom de l'archevêque de Vienne (Lettre de Louis XI d. de Roanne 20 juillet, imp. par Amiet l. c. p. 74), mais comme ce prélat n'est pas cité dans les Abschiede (II, 602) il paraît probable qu'il n'accompagna pas l'amiral.

Dans ce congrès qui réunissait outre le duc de Lorraine et les conseillers du duc d'Autriche des députés de la Savoie et les représentants de toutes les communautés des Alliances supérieures et inférieures, l'amiral de France paraît avoir pris immédiatement la conduite des délibérations. — En dehors de la paix avec la Savoie dont les conditions furent encore assez dures pour les vaincus[1], on traita entre les Confédérés et l'amiral des questions accessoires qui présentaient un intérêt immédiat. Louis de Bourbon annonça aux Suisses que le roi leur proposait de pousser la guerre contre la Bourgogne; S. M. fournirait 20,000 hommes, porterait la guerre en Flandre et appellerait à la rescousse le roi d'Angleterre (!). Les pays conquis seraient loyalement partagés. — La réponse fut que pour la troisième fois les Suisses avaient battu les armées du duc et qu'il ne leur était nullement indispensable de faire une nouvelle campagne. Néanmoins ils verraient avec satisfaction le roi se mettre en mouvement, ainsi qu'il l'avait annoncé depuis si longtemps, et y employer tout son zèle. Les Confédérés se montraient non moins froids en présence du désir exprimé par l'ambassadeur français de les voir occuper Genève. Ils répondirent que c'était bien plutôt l'affaire du roi.

A leur tour ils interpellèrent l'amiral sur l'irrégularité avec laquelle on leur payait la pension de 20,000 francs. — Il s'excusa en ajoutant que le roi avait appointé à Lyon un payeur spécial pour cet objet. Sur la question délicate des 80,000 florins il se borna à répondre que le roi tiendrait ses engagements. — C'était à peu de chose près ce que Josse de Silinen avait dit aux Confédérés le 12 juillet, à Lucerne. — Pour terminer ces diverses questions il parut que décidément l'envoi en France d'une ambassade générale des Confédérés ne pourrait qu'être profitable à la ligue et il fut résolu que cette mission quitterait Berne le 1er septembre pour se diriger sur Lyon[2].

[1]) V. de Gingins, Episodes, p. 357—364.

[2]) Abschiede II, 602—604. — Le 16 août le traité avec la Savoie fut conclu sauf l'approbation définitive du roi et celle des trois états de Savoie. (Abschiede II, 608—610.)

En fait c'est seulement vers le milieu de ce mois que les orateurs des cantons partirent pour Genève, puis de là pour le Plessis-lès-Tours, où le roi était revenu. Sans insister sur l'accueil flatteur que Louis XI fit à Messire Adrien de Bubenberg et à Guillaume de Diessbach nous ne pouvons passer sous silence les résultats politiques de cette célèbre ambassade [1]). Malgré toutes ses caresses, le roi ne consentit à remettre aux ambassadeurs que 32,500 francs, soit 24,018 florins au lieu des 80,000 qu'ils réclamaient. Cette somme représentait la solde des Confédérés pendant les quatre mois qu'ils avaient tenu la campagne. En même temps l'amiral et les conseillers du roi abordèrent la question suivante. Si, le duc de Bourgogne assiégeant Nancy, le roi se décidait à se porter contre lui avec toute sa puissance, les Confédérés fourniraient-ils à leur allié un secours de 30,000 hommes? Enfin au cas où le duc n'attendrait pas les assaillants et où les Confédérés ne jugeraient pas devoir continuer la guerre pour leur compte, accorderaient-ils au roi 20 à 25,000 mercenaires pour en finir avec le Bourguignon? Les orateurs répondirent que l'affaire était d'importance et qu'ils n'avaient aucun pouvoir pour la traiter; ils en feraient rapport aux Confédérés et ne doutaient pas que leurs amis tiendraient loyalement les promesses faites au roi. — La duchesse de Savoie se montra non moins bienveillante que son frère. Reconciliée avec lui elle fit aux ambassadeurs l'accueil le plus honorable et leur déclara son désir ardent de vivre en paix avec les Suisses comme avant la guerre.

L'ambassade ne rentra en Suisse qu'après trois mois d'absence. C'est dire que les propositions royales ne furent pas discutées. Dans l'intervalle le duc René de Lorraine avait fini par obtenir 6,000 hommes de troupes suisses. C'est avec leur concours que s'acheva le grand drame bourguignon. Le 5 janvier la petite armée de Charles-le-Hardi succombait devant

---

[1]) L'Instruction des ambassadeurs est imp. Abschiede II, 615. — Cf. de Rodt, Feldzüge, etc., II, 331.

Nancy et le grand duc d'Occident terminait misérablement sa carrière aventureuse, frappé par une main inconnue.

VIII.

La première crainte de Louis XI, lorsqu'il apprit la défaite du duc Charles à Nancy, fut, dit Commynes, « s'il estoit prins des Allemans, qu'ilz ne s'accordassent à lui pour grant somme d'argent que aysément ledict duc leur pourroit donner; d'aultre costé estoit en soucy, s'il estoit eschappé ainsi desconfit la tierce fois, s'il (le roi) prendroit ses seigneuries de Bourgongne ou non [1]) ». Assuré de la mort de son rival, Louis XI fit avancer ses troupes. Dès le 17 janvier 1477, Charles d'Amboise avertit les Bernois qu'il avait mis en la main du roi le duché et la Franche-Comté de Bourgogne ainsi que Salins, à la grande satisfaction de tout le peuple joyeux « de rentrer sous la dépendance de son droit et naturel seigneur [2]) ». Cette déclaration quelque peu exagérée n'était en réalité qu'un ordre donné aux Suisses de ne pas avancer en Comté. C'est ainsi que Berne le comprit. Le conseil répondit humblement qu'il ferait tout pour obéir au roi et pour engager ses confédérés à ne pas s'écarter de la ligne de conduite qui leur était tracée [3]). Tout autre pourtant était le sentiment dans la ligue à l'égard de la Comté. Le 30 janvier, à la conférence tenue à Neuchâtel entre les députés comtois et les Suisses, ceux-ci affirmèrent leurs prétentions sur cette province qu'ils considéraient comme leur

---

1) Ed. Dupont, II, 70.

2) Arch. de Lucerne. Acten Burgunder-Krieg, Copie allem. « Geschriben zu Vile Farlez bi Salins den XVII tag Januarii » s. « Charloys d'Amboyze.»

3) « Operam dabimus nostro pro officio quod nobis intimatum est universali lige nostre propalari, etc. » Adresse: « Dominis de Craon, d'Amboyze, comiti de Lincy et de Bryenne, regiis locumtenentibus, etc. » 26 janvier 1477. Arch. de Berne. Missiv. lat. A, 514 v°.

appartenant par droit de conquête. Cette démarche des Comtois eut pour conséquence une invitation adressée aux capitaines du roi de France d'avoir à s'abstenir jusqu'au 2 mars de nouvelles hostilités [1]. Il avait été convenu en effet qu'à cette date on se réunirait de nouveau à Neuchâtel pour recevoir la réponse des envoyés comtois.

Ce n'était point ce qu'entendait le roi. Au commencement de février ses ambassadeurs Louis de St-Priest, Jean Rabot et Jean Lebreton arrivèrent à Berne et réclamèrent l'assistance des Confédérés pour soumettre la Haute-Bourgogne « qui faisait partie du royaume ». Si la chose était possible, le désir du roi de France était que les Suisses lui fournissent le nombre de soldats pour lequel ils s'étaient engagés [2]. La réponse fut: 1° que les Confédérés étant encore en guerre, il ne pouvait être question de dégarnir le pays et que du reste, dans l'état, on n'était pas tenu par les traités de fournir des troupes au roi; 2° on devait faire comprendre aux orateurs du roi comment les Confédérés s'étaient trouvés amenés à cette guerre, ce qu'ils y avaient fait et souffert ainsi que « les promesses données à Fribourg par l'amiral », avec prière d'en faire rapport au roi. La paix n'étant point encore conclue avec la Comté, l'intention des Alliances était de prendre et de garder la Haute-Bourgogne. Pour le reste on était décidé à tout faire pour l'honneur du roi dans la limite des traités [3].

Le président de Toulouse que Louis XI envoya en Suisse à la fin de février [4], n'obtint pas une réponse plus favorable. Les Confédérés persistaient à considérer la Comté comme un

---

[1] Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 1 v°.

[2] Abschiede, II, 649 s.

[3] Abschiede, II, 651. — Zurich seul à cette époque penchait pour que les Confédérés abandonnassent leurs prétentions sur la Comté en échange d'une somme d'argent.

[4] Berne à Nic. de Scharnachthal, 1er mars (Abschiede, II, 653 s.).

pays ouvert à leurs armées, jusqu'au jour où on leur aurait présenté des propositions d'arrangement acceptables. Guarcias Faur leur demanda alors de préciser leurs prétentions et d'envoyer des ambassadeurs au roi. On cherchait tous les moyens de leur être agréable, car le roi n'avait d'autre désir que de vivre en bonne amitié avec tous les Confédérés. — Après avoir passé en revue divers moyens propres à procurer la paix, il sembla que le meilleur serait de s'entendre avec les trois états de Bourgogne pour la fixation d'une trêve qui permît aux marchands et aux ambassadeurs de tous les partis de circuler librement. Mais comme les Suisses ne démordaient pas de leurs premières prétentions, on finit par convenir que les envoyés du roi rapporteraient l'affaire à leur maître tandis que les députés suisses prendraient l'avis de leurs gouvernants. Quant à la suspension d'armes réclamée par les Français il demeura entendu que les Confédérés l'observeraient jusqu'au 1er mai[1]).

Si Louis XI se souciait peu de rencontrer les Suisses en Comté, il n'était pas seul à faire valoir ses prétentions sur cette province. Tout aussi peu désintéressés étaient les efforts du légat du pape et de l'empereur Frédéric pour arrêter les Suisses[2]). La question de Comté ne tarda guère pour ces derniers à se transformer en une simple question pécuniaire et il ne s'agit plus que de savoir de quelles mains on accepterait les 100,000 florins, prix demandé par la ligue pour renoncer à ses prétentions sur la Haute-Bourgogne. — C'est la question que Marquard de Schellenberg, maréchal du duc d'Autriche, posa carrément à la diète de Lucerne, le 10 avril[3]).

Il était fort à souhaiter qu'on en finit pour l'honneur des Confédérés aussi bien que dans l'intérêt de leurs bonnes relations avec le roi de France. Le 14 mars, Berne avait adressé ses doléances à Louis de St-Priest et aux orateurs ou capitaines

---

[1]) Berne, 7 mars (Absch. II, 657).
[2]) Abschiede II, 649, 663 s., 665.
[3]) Ibid. 665.

du roi en Comté au sujet des incursions des bandes françaises aux environs de Jougne. Orbe même paraissait menacé [1]). Quelques jours plus tard (14 mars) c'étaient des protestations aussi indignées que peu justifiées contre une lettre du président de Toulouse qui signalait aux Bernois la présence à Vesoul d'un certain nombre d'aventuriers suisses qui s'étaient joints aux soldats du sire de Vauldrei pour infliger à M. de Craon un échec sensible (17 mars) [2]). — Le fait était parfaitement exact et le 31 mars Berne écrivit à ses alliés et confédérés pour les conjurer d'arrêter ces enrôlements clandestins. Il y avait là un véritable défi porté au roi et qui pourrait coûter cher aux Confédérés, au moment même où Berne venait d'accréditer Wernher Läubli pour toucher les pensions arriérées. En outre le roi avait auprès de lui plusieurs jeunes Suisses sur lesquels il pourrait bien venger l'insulte qu'on lui faisait subir. Enfin il ne fallait pas oublier que la ligue était encore en guerre avec la Bourgogne [3]).

Heureusement Louis XI avait trop d'intérêt à ménager les Confédérés pour manifester une susceptibilité très grande. La lettre par laquelle il leur signala l'affaire de Vesoul est pleine de courtoisie. Elle avait pour autre objet de demander aux Suisses leur avis sur la réponse qu'il convenait de faire aux offres de service du comte Georges de Werdenberg-Sargans. En même temps le roi leur fit part d'une lettre de l'Empereur par laquelle ce prince lui signifiait la promesse de mariage faite du vivant du duc Charles entre Marie de Bourgogne et son fils Maximilien [4]). — Quelques jours plus tard Louis XI adressa de

---

1) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 8.

2) Ibid. f° 12.

3) Adschiede, II, 660

4) S. l. n. d. Arch. de Lucerne, Formular M, 118, f° 88. — Les allusions contenues dans cette lettre ne permettent pas de lui attribuer une autre date que celle de fin mars 1478. — La lettre de l'Empereur communiquée aux cantons se trouve à l'état de copie contempor. aux mêmes Archives: Acten Burgunderkrieg.

Thérouanne une nouvelle lettre aux Confédérés pour excuser le retard que les gens de ses finances avaient apporté au règlement des pensions pour le terme de Pâques. Il promettait que tout serait payé à la fin des foires de Pâques et annonçait l'envoi en Suisse de Guarcias Faur chargé de donner certaines explications sur ce sujet si important [1]).

L'ambassade annoncée se composa non seulement du président de Toulouse, mais du seigneur de St-Priest, de Jean de Baudricourt, bailli de Chaumont, et de Jean Rabot, conseiller au parlement de Dauphiné. Le 14 avril 1477, ces orateurs exposèrent devant la diète de Lucerne les raisons multiples que le roi de France invoquait à l'appui de ses prétentions sur le duché et sur la comté de Bourgogne. — S. M. s'opposait nettement à ce que les Suisses fissent en dehors de lui aucun arrangement avec la Bourgogne. Les traités le leur défendaient. Si au contraire ils consentaient à marcher d'accord avec la France en cette affaire, le roi offrait à la ligue un don de 100,000 florins du Rhin. Enfin son vœu ardent était que le Dauphin Charles fut dès maintenant associé à son alliance avec les Confédérés [2]).

C'est à Lucerne, le 25 avril, que les Français obtinrent une réponse à ces diverses propositions. Zurich, favorable en principe à l'indemnité pécuniaire, trouvait la somme trop minime. Berne était d'opinion qu'il fallait examiner de plus près la question. Lucerne, qui tendait de plus en plus à remplacer Berne à la tête du parti français, fit valoir plusieurs arguments en faveur des propositions royales. L'Empereur serait un voisin désagréable, mieux valait prendre l'argent du roi, tout en travaillant pour que le duc d'Autriche et les alliés de la ligue ne fussent pas oubliés et pour que le paiement régulier des pensions fût assuré à l'avenir. Quant au Dauphin, il n'y avait pas

---

[1]) « D. in civitate nostrâ Morinensi die VI^a Aprilis ». Orig. aux Archives de Lucerne. Missiv v. Königen v. Franckreich, V. — Cf. pour fixer l'année l'Itinéraire Ms. de Louis XI par Melle Dupont.

[2]) Abschiede, II, 667.

de raison pour qu'on repoussât son entrée dans l'alliance pourvu que son père promît que son successeur continuerait à payer les pensions. Les autres cantons ainsi que Fribourg et Soleure furent d'avis d'accepter l'argent du roi et de s'efforcer d'en obtenir le plus possible. Uri seul opina pour qu'on occupât la Comté. Le résultat n'était pas douteux et l'on tomba d'accord avec les orateurs du roi sur les points suivants: Le roi achèterait aux Confédérés leurs droits sur la Comté moyennant 100,000 florins payables en cinq termes égaux, dont le premier serait exigible à la prochaine foire d'août. — On fournirait au roi, suivant les traités, un corps de 6,000 hommes et chaque canton mettrait un capitaine à la tête de son contingent. — Le roi accorderait un libre passage dans ses états aux marchands, fussent-ils Bourguignons, qui se rendraient aux foires de Genève. — Quant aux châteaux du Jura, les Suisses conserveraient ceux qui n'étaient pas compris dans les limites de la Franche-Comté [1]). Le contrat définitif que Lenglet a imprimé mais sans date [2]), porte uniquement sur la renonciation des Confédérés à toute entreprise ultérieure contre la Comté et constate les droits du roi sur cette province ainsi que le marché conclu avec les Suisses. Aucune dérogation n'étant apportée aux traités antérieurs, on comprend qu'il fut inutile de répéter dans cet acte la clause concernant le service des 6,000 hommes.

Cette convention fut immédiatement portée au roi qui s'empressa d'en accuser réception aux Seigneurs des Alliances. Il ajouta qu'il avait appris avec plaisir qu'ils étaient déterminés à lui fournir 6,000 mercenaires et pour régler les derniers détails d'exécution le bailli de Chaumont, le président de Toulouse et Louis Tindo, secrétaire des finances royales, furent envoyés en Suisse [3]).

---

1) Abschiede, II, 671 s. — Cf. Müller-Monnard, VIII, 152 s.

2) Commynes, III, 502, Preuves.

3) Lettre de Louis XI d. de Cambrai 29 mai (1477). Arch. de Lucerne, Formular M, 118 f° 98 v°. Pour l'année cf. Itin. ms. de Louis XI par Melle Dupont.

Les pensions étaient touchées[1]) et tout paraissait terminé lorsque dans le courant de mai des ambassadeurs bourguignons engagèrent avec les cantons des négociations pour la paix. 150,000 florins du Rhin d'indemnité de guerre et un tribut annuel de 20,000 florins, telles furent les conditions pécuniaires que les Confédérés mirent à la paix. Sous l'influence du parti bourguignon qui relevait la tête, une lettre collective fut adressée le 8 juin au sire de Craon pour le prier de suspendre les hostilités en Comté jusqu'au 1er août[2]). Toujours bien informé le roi protesta contre ces menées bourguignonnes et s'éleva énergiquement contre ces orateurs de la duchesse Marie qui ne rougissaient pas de soutenir que dans la dernière guerre le roi de France avait secrètement favorisé le duc de Bourgogne! Il protesta qu'ils mentaient en niant les droits de la France sur la Comté et ne craignit pas de déclarer que cette province avait été, comme le duché de Bourgogne, distraite du domaine royal par le roi Jean pour être remise en apanage à son fils Philippe-le-Hardi[3])! Cette lettre du 16 juin dut arriver en Suisse à peu près en même temps que les ambassadeurs annoncés par celle du 29 mai, c'est-à-dire au commencement de juillet[4]). Ces orateurs apportaient avec eux la solde destinée aux 6,000 hommes promis à Louis XI. Mais déjà on n'était plus aussi décidé à leur accorder ce qu'ils venaient chercher. On les traîna en longueur[5]) et lorsqu'enfin impatientés ils témoignèrent le désir de savoir si oui ou non les cantons comptaient exécuter leur promesse, la réponse fut qu'en présence des importantes négociations engagées avec la Bourgogne en vue d'une paix définitive, il semblait opportun d'envoyer des ambassadeurs au roi pour lui demander s'il désirait être compris dans le futur

---

1) Abschiede, II, 679. Lucerne, 27 mai 1477.
2) Abschiede, II, 683 s.
3) N° III de l'Appendice.
4) Abschiede, II, 687.
5) Ibid. et 688.

traité. En attendant on retarderait l'expédition des 6,000 mercenaires avec l'espoir que S. M. n'en prendrait point ombrage[1]). Les ambassadeurs désignés pour aller plaider auprès du roi la cause de la paix furent Adrien de Bubenberg, avoyer de Berne, le fameux Jean Waldmann, de Zurich, et Jean Imhof, d'Uri.— En même temps le bourgmestre Göldli de Zurich et le landammann In der Halden de Schwyz partirent pour la cour de Bourgogne, chargés d'une mission parallèle. Nous n'insisterons pas sur les détails très connus de l'ambassade envoyée au roi de France[2]). Louis, qui désirait avant tout terminer la conquête de la Franche-Comté, ne pouvait accueillir avec faveur des démarches dont le succès eut arrêté ses armes. C'est là ce qui explique sa conduite peu gracieuse à l'égard des envoyés suisses dont l'un tout au moins, Adrien de Bubenberg, lui était fort peu sympathique[3]).

Cependant les cantons qui espéraient rétablir la paix entre la France et la Bourgogne continuaient à différer l'envoi des 6,000 hommes promis au roi. Au commencement d'août, Josse de Silinen était arrivé en Suisse, chargé par Louis XI de reprendre la question et de proposer aux Seigneurs des Alliances un partage de la Franche-Comté[4]). Le 10 septembre, à Lucerne, on délibéra sur la réponse qu'il convenait de faire aux ouvertures de l'administrateur de Grenoble et les voix suivirent le groupement ordinaire. Tandis que Zurich, Uri, Schwytz, Unterwalden et Zug opinaient, sur la question des mercenaires, pour qu'on attendît le retour des ambassadeurs envoyés en France et en Bourgogne, Berne (en l'absence de Bubenberg), vota pour l'exécution immédiate des engagements contractés à

---

[1]) Abschiede, II, 691, fin juillet.

[2]) Abschiede, II, 694. — De Rodt, Feldzüge, etc. II, 480—483. — Müller-Monnard, VIII, 157—161.

[3]) Dans une de ses lettres le roi qualifie l'avoyer de «*Seminator zizanie*».

[4]) Abschiede, II, 696.

l'égard du roi de France. Fribourg, Soleure et Lucerne étaient du même avis. L'évêque de Grenoble abordant la question de Comté offrit, de la part de son maître, de l'argent ou l'abandon de certains châteaux-frontière, mais à la condition que les Confédérés arrêteraient tout enrôlement sous les bannières bourguignonnes. Louis XI proposait aussi de lier son fils aux Seigneurs de la ligue par un traité d'alliance perpétuelle et s'engageait pour l'avenir à veiller au paiement régulier des pensions [1]).

Le 2 octobre, à Zurich, Josse de Silinen et le seigneur de Rochechouart renouvelèrent sous une forme plus développée les propositions royales: 1° Les Confédérés rappelleraient les compagnons qui, au mépris de l'alliance, combattaient dans les rangs bourguignons; 2° L'alliance serait étendue au Dauphin; 3° S. M. offrait pour la Comté autant d'argent que les Bourguignons en pourraient donner avec 20,000 florins de plus. Si les Confédérés préféraient conserver du territoire, le roi consentirait à un partage du pays; 4° Enfin il se déclarait prêt à conclure un entendement avec les villes de la ligue inférieure. A l'unanimité il fut répondu qu'on demeurerait fidèle au roi, mais sur tous les points les orateurs français n'obtinrent qu'une réponse évasive. C'est que le roi de France n'était pas seul à solliciter la ligue. L'Empereur et son fils Maximilien, désormais duc de Bourgogne par son mariage avec l'héritière de Charles-le-Hardi (18 août 1477), s'étaient adressés eux aussi aux cantons. Ils leur demandaient la paix et proposaient une union perpétuelle semblable à celle que les Confédérés avaient avec le duc Sigismond d'Autriche. Maximilien allait jusqu'à demander aux Suisses leur appui effectif contre la France ou tout au moins une stricte neutralité. Le prix du traité était fixé à 150,000 florins payables en trois termes annuels [2]).

---

1) Abschiede, II, 697 s.
2) Ib. 701 s.

Il faut convenir que Louis XI et ses lieutenants, tout entiers au désir d'en finir avec la résistance patriotique des Comtois, en usaient assez mal avec les Suisses. Le sire de Craon s'était montré fort insolent à l'égard de Bubenberg et de ses compagnons. Berne ignorait cet accueil lorsque, le 1er septembre, les Confédérés avaient renouvelé auprès du lieutenant du roi leurs doléances au sujet des mauvais traitements qu'avaient à endurer les Comtois [1]). Henri de Cunried, grand-sautier de Berne, chargé de cette lettre, se heurta contre une fin de nonrecevoir. Craon se retranchait derrière les ordres formels du roi. Cependant sa lettre aux Bernois, datée du 8 septembre devant Dôle, fut des plus courtoises, mais ces belles paroles trouvèrent leur contre-partie dans celles que les états de Bourgogne firent parvenir en même temps à Berne. Les déclarations du sire de Craon n'étaient, à les entendre, que mensonges et faussetés, comme de coutume, et ils suppliaient leurs bons amis de ne pas les abandonner à des ennemis aussi farouches que cruels [2]).

Avec cela aucune nouvelle de Bubenberg et de Waldmann! Henri de Cunried, chargé de rechercher leurs traces en Comté, n'avait obtenu qu'un sauf-conduit insuffisant de deux jours [3]). Ce n'est que vers le milieu d'octobre qu'on vit arriver des lettres des ambassadeurs auxquels on s'empressa de répondre en les invitant à hâter leur retour [4]).

Cependant Josse de Silinen poursuivait sa mission. Le dimanche 2 novembre, à Berne, les conseils délibérèrent sur les propositions royales concernant le Dauphin et le résultat des négociations poursuivies avec « l'évêque » de Grenoble et Jean, vicomte et seigneur de Rochechouart fut consigné dans deux

---

[1]) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 73.

[2]) Salins, 9 septembre. — Ces deux lettres sont aux Arch. de Lucerne (copie allem. contemp. Acten Burgunderkrieg).

[3]) Berne au sire de Craon, 17 septembre. Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 77.

[4]) Abschiede, II, 703 s. (27 oct.)

déclarations délivrées en faveur du roi de France par les cinq villes de Zurich, Berne, Lucerne, Fribourg et Soleure, l'une en date du 27 octobre, l'autre en date du 1er novembre. Par la première les communautés désignées s'engagèrent à garder et à exécuter les intelligences, ligues et unions contractées avec le roi. La seconde, rappelant les traités conclus avec le roi Charles VII et son fils Louis XI, consacrait les engagements pris par ce dernier pour le paiement des pensions et associait le Dauphin Charles aux obligations de son père à l'égard des cinq villes qui de leur côté et dans la même mesure se liaient vis-à-vis du futur roi de France. Il était entendu en outre que malgré la déclaration donnée par Berne deux ans auparavant de compléter en cas d'insuffisance le chiffre des 6,000 hommes à fournir au roi, ce canton ne serait pas plus étroitement engagé à l'égard du Dauphin que ses alliés et Confédérés. Pareille déclaration fut remise à la même date de la part du roi aux cinq villes citées [1]).

A peine cette négociation était-elle terminée qu'on vit arriver à Berne en assez piètre équipage l'avoyer de Bubenberg, lequel, las des manques d'égards du roi et des insultes de ses gens, avait abandonné ses compagnons et s'était échappé, déguisé en ménétrier. Ce coup de tête ne laissa pas que d'inquiéter un peu les Bernois qui jugèrent prudent d'excuser leur avoyer auprès du roi et de lui exprimer tout le chagrin que leur causait ce pénible incident [2]).

Les derniers mois de 1477 furent peu favorables à la cause française en Comté. La surprise de Grai (29 septembre) et surtout le désastre éprouvé par le sire de Craon devant Dôle (1er octobre), avaient contraint les troupes royales à évacuer le pays. Les Comtois avaient couru jusqu'à Dijon [3]). Pour relever un peu le prestige du roi, il avait été nécessaire de rem-

---

1) Abschiede, II, 704—706.

2) 12 novembre 1477, Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 89.

3) De Rodt, Feldzüge, etc. II, 483—485.

placer Craon par Charles d'Amboise. Le règlement de la question de Comté en devenait plus urgent. Le 30 décembre la diète réunie à Lucerne fut informée que le roi avait appris (et c'était malheureusement vrai) qu'au mépris de tous les engagements, de toutes les promesses, certains Allemands et Suisses avaient pris part aux hostilités dirigées en Comté contre les soldats du roi qu'ils avaient surpris, pillés et massacrés. Ces faits déplorables avaient causé à S. M. un déplaisir d'autant plus vif qu'elle ne demandait qu'à prouver son amitié pour les Confédérés non par des paroles, mais par des actes. S'ils désiraient de la terre, le roi leur abandonnerait Salins et d'autres villes; s'ils préféraient de l'argent, il y avait 200,000 écus pour eux, payables à courtes échéances et en outre 150,000 florins assignés sur le pays de Bourgogne. Aucune aide ne serait levée sur cette province avant le paiement de cette somme, et, pour le cas où, avant une année, il serait impossible d'assembler tant d'argent, le roi promettait de s'en charger sur son trésor [1]).

IX.

La grande diète qui réunit à Zürich, le 6 janvier 1478, les envoyés des huit cantons confédérés, ceux de la ligue inférieure, les ambassadeurs de l'Empereur, du roi de France, de Maximilien et de Sigismond, le duc de Lorraine et tant d'autres seigneurs, mit fin à la guerre de Bourgogne. Le 24 janvier les anciennes et les nouvelles alliances conclurent une paix perpétuelle avec Maximilien et Marie et renoncèrent moyennant 100,000 florins à leurs prétentions sur la Haute-Bourgogne. Lucerne seul refusa de signer et demeura fidèle à la France [2]).

---

1) Abschiede, II, 710. — Cf. Arch. de Berne, Missiv. allem. D. 118 v°.

2) Abschiede, III, 2 et 661—663. — De Rodt, Feldzüge, etc., II, 488—490. — Müller-Monnard, VIII, 163—165.

L'echec dut être d'autant plus sensible au roi qu'il croyait toucher au but de ses désirs et se flattait de voir incessamment passer la frontière aux 6,000 auxiliaires que les Suisses lui avaient promis [1]. Faut-il s'étonner après cela si Wernher Läubli envoyé à Lyon, à Pâques, pour toucher les pensions, en revint les mains vides? Les sommes nécessaires étaient déposées à Lyon et le roi se déclarait prêt à les faire parvenir à Genève, mais à la condition que tous les Confédérés prendraient l'engagement de s'abstenir, au moins jusqu'à la Toussaint, de fournir des troupes aux Bourguignons. Encore le roi était-il fort modéré dans ses exigences, car il déclarait qu'il fermerait les yeux sur les enrôlements clandestins, s'ils ne dépassaient pas le chiffre de 5 à 600 hommes; mais il tenait essentiellement à ce que ces enrôlements n'eussent aucun caractère officiel [2]. C'est probablement pour régler cette question que le frère de l'administrateur de Grenoble, Albin de Silinen, se rendit à la cour de France vers le milieu de l'année 1478 [3].

Liés désormais à la Bourgogne aussi bien qu'à la France, les Suisses étaient d'autant plus anxieux de voir les deux adversaires conclure la paix qu'ils ne pouvaient se dissimuler tout ce que leur position avait de faux et de périlleux. Heureusement le roi avait besoin d'eux et ne leur gardait jamais rancune. Il ne paraît pas douteux que Louis XI ait adressé vers le commencement de juillet une demande de médiation aux Bernois

---

[1]) Louis XI à M. du Plessis, au Plessis-du-Parc, 22 janvier (1478). Bibl. Nat. Ms. fr 20,488, f° 60, Orig. — Cf. ibid. Ms. fr. 22,490, f° 12, Orig. parch. 31 janvier (1478). — Ces deux pièces sont relatives à des emprunts et à des impositions extraordinaires destinés à soudoyer les « gens de la nacion de Suisses » qui sont « délibérez de venir servir (le roi) à la guerre et habandonner *ses* ennemis. »

[2]) Berne à ses députés Rodolphe d'Erlach et Antoine Archer, mercredi de Pentecôte (13 mai) 1478. Arch. de Berne, Missiv. allem. D, 129. — Albin de Silinen est inscrit pour une pension de 800 l. t. au rôle des pensionnaires de Louis XI (Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 12 v°).

[3]) Abschiede, III, 11.

par l'entremise de Petermann de Wabern. Au moins est-ce le sens que nous attribuons à la lettre par laquelle Berne, en date du 17 juillet, remercie S. M. de la grande preuve de confiance qu'elle a bien voulu lui donner, et promet au nom de ses Confédérés l'envoi très-prochain d'ambassadeurs qui « travailleront sans relâche pour l'honneur et le profit de sa royale Majesté[1]». — Ces orateurs s'étaient déjà mis en route lorsque le bruit se répandit tout à coup que le roi de France venait de conclure à Arras (11 juillet) une trêve avec Maximilien et que S. M. avait donné à Petermann de Wabern les pouvoirs nécessaires pour régler les différentes questions concernant la Franche-Comté. Un ordre de rappel fut immédiatement lancé aux ambassadeurs[2]).

C'est avec cette même pensée de tout faire pour se concilier les Suisses et d'éviter ce qui pourrait lui aliéner leurs sympathies que le roi leur adressa d'Amiens le 24 juillet une protestation indignée contre certaines lettres dont son lieutenant dans le duché de Bourgogne lui avait adressé la copie. Ces lettres, soi-disant signées par le roi et déjà communiquées aux Confédérés par Guillaume de Rochefort, étaient remplies d'insultes contre les Suisses. A cette missive de Louis XI les Confédérés répondirent qu'effectivement certains orateurs bourguignons leur avaient présenté les lettres incriminées, mais que le souvenir des bienfaits de S. M. et surtout les explications présentées par Lucerne avaient suffi à écarter tout soupçon[3]).

---

1) Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 137.

2) V. le projet de lettre adressé par les Confédérés au roi en date du 30 août 1478. (Arch. de Lucerne: Allgemeiner Abschiedband, f° 168 s. et Abschiede, III, 13.)

3) 1° Le roi aux Confédérés, Amiens, 24 juillet (1478). Arch. de Lucerne, Missiv. v. Königen v. Franckreich. II°, Orig. Cf. Itin. Ms. de Louis XI par Mlle Dupont pour la date de l'année. — 2° Projet de lettre des Confédérés au roi cité ci-dessus. On ne comprend pas que l'éditeur du T. II des Abschiede (p. 692) ait attribué la lettre du roi à l'année 1477,

Le roi annonçait la prochaine arrivée en Suisse de l'évêque d'Albi[1]). C'est sans doute ce prélat qui parut à Lucerne, le 1er octobre, en qualité d'ambassadeur du roi de France. Son premier soin fut de disculper son maître des diverses accusations que les agents bourguignons avaient portées contre lui dans la ligue. Puis il déclara qu'au contraire le roi était disposé à nouer avec ses amis des Alliances des rapports plus affectueux et plus intimes que jamais. « C'était avec une vive surprise qu'il avait appris dans le cours de ses négociations avec le duc Maximilien que les Suisses étaient également les alliés de ce prince et il ne pouvait s'empêcher de voir dans ce fait une infraction aux traités qui les liaient à la couronne de France. » — Sans se laisser déconcerter les députés des cantons répondirent « qu'ils étaient déterminés à tenir leurs engagements à l'égard du roi avec l'espoir que S. M. en ferait autant pour les pensions comme pour tout le reste. Si des aventuriers avaient pris du service en Bourgogne, c'était d'une manière clandestine. Quant aux liens qui unissaient les cantons à la Bourgogne, il n'y en avait pas d'autres que la paix conclue à Zurich dont la copie avait été en son temps communiquée au roi. » — L'affaire paraît en être demeurée là[2]).

Louis XI eût au commencement de 1479 l'occasion d'intervenir dans la querelle qui éclata à la fin de l'année 1478 entre les gens d'Uri soutenus par leurs confédérés et le duché de Milan. La victoire de Giornico (28 décembre 1478) valut aux armes suisses une renommée formidable dans toute l'Italie. Le gouvernement milanais effrayé se tourna vers le roi de France pour obtenir la paix[3]). Dès le 10 février 1479 Messire Ber-

---

puisqu'il cite au T. III du même recueil (p. 14), à la date du 30 août 1478, la réponse des Confédérés qui reproduit les termes de cette lettre.

[1]) Louis d'Amboise. — Le roi aux Confédérés, lettre du 24 juillet citée.

[2]) Abschiede, III, 16.

[3]) Le 15 décembre Berne instruisit le roi de France de la guerre de Milan. (Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 161 s.)

trand de Brosse offrit aux Confédérés la médiation de Louis XI [1]). Puis abordant un autre sujet, il déclara que S. M. n'ignorait point que la Bourgogne n'avait pas encore payé les 150,000 florins promis aux Suisses au mois de janvier de l'année précédente. Cette somme, le roi s'en chargerait si les Confédérés voulaient laisser entrer à sa solde 6,000 des leurs. Avec ce secours il envahirait la Comté, et si les Seigneurs des Alliances préféraient la terre à l'argent, Salins et d'autres places-frontière demeureraient en leurs mains. A ces ouvertures il fut répondu qu'en ce qui concernait la question de Milan on préférerait à toute autre la médiation du roi de France, mais qu'il ne saurait être question d'accepter un simple armistice [2]). Pour le reste on décida, le 25 février, à Lucerne, qu'une sommation serait adressée à l'évêque de Besançon et aux états d'avoir à payer sans retard les 150,000 florins. Quant aux 6,000 hommes du roi l'opinion de la majorité fut qu'il fallait attendre pour dégarnir le pays la conclusion de la paix avec Milan. Bertrand de Brosse ayant observé qu'il n'avait pas obtenu une réponse assez précise, les députés l'assurèrent que sa proposition de médiation leur était particulièrement agréable, mais ils demandèrent à en référer encore à leurs gouvernements. Il fut décidé aussi qu'on placerait sous les yeux du roi un memorandum contenant les raisons qui avaient poussé les Suisses à la guerre et les réclamations qu'ils adressaient aux ducs de Milan, ainsi qu'une note des frais de la campagne, frais qu'on estimait devoir être portés à un florin du Rhin par jour et par soldat. — C'est seulement le 24 mars, à Lucerne, qu'on résolut d'accepter les propositions de Louis XI avec cette réserve qu'on ne voulait pas d'une simple trêve. Tout ce qu'on accordait, à

---

[1]) Le roi annonça l'envoi en Suisse de maître Bertrand par une lettre datée de Thouars le 29 décembre (1478). Arch. de Lucerne, Missiv. v. Königen v. Franckreich, I, Orig. — Cf. Itin. Ms. de Louis XI par Mlle Dupont.

[2]) Abschiede, III, 24.

charge de réciprocité, était une suspension d'armes jusqu'à l'octave de Pentecôte (6 juin[1]).

La trêve du roi avec Maximilien ne devait prendre fin qu'au mois de juillet 1479, mais dès la fin d'avril les Bourguignons la violèrent et dès lors la guerre fut poursuivie ouvertement. En Franche-Comté, au commencement de mai, le sire d'Amboise, muni de nombreux renforts, s'empara de Dôle par trahison. La malheureuse ville fut saccagée et sa soumission entraîna bientôt celle du pays tout entier.

Les mouvements des Français connus à Bâle y avaient excité de vives appréhensions. Le bourgmestre Pierre Rott et le conseil de cette ville en informèrent aussitôt Lucerne. Ils prétendirent savoir de bonne source qu'une armée française forte de 22,000 archers et d'au moins 30,000 hommes de cavalerie devait arriver le 10 ou le 11 mai à Dijon, avec la Franche-Comté et même les pays allemands pour objectif. A cette armée le roi avait attaché une nombreuse artillerie, sans compter celle qu'il faisait continuellement fabriquer à Dijon. Quant aux compagnons allemands qui servaient sous les bannières royales on les avait à dessein soigneusement isolés les uns des autres[2]). Ce détail pouvait être vrai et une lettre de l'évêque d'Albi renferme quelques éclaircissements sur ce point. « Le roi lui avait écrit par Mᵉ Louis Tindo, sénéchal de Thouars,

---

[1]) Abschiede, III, 26, 30 s. — Toutes ces lenteurs agaçaient fortement l'envoyé français. Le fait est qu'on ne pouvait réunir l'unanimité des suffrages. D'autre part l'évêque de Sion proposait également sa médiation. Le 30 mars, les Lucernois écrivirent au roi pour excuser ce retard: « Nam in isto puncto sue *(Bertrandi de Brossâ)* legationis tangente pacem fiendam inter dictum ducem Mediolani et nos multa occurerunt penes nos taliter quod ex nunc concorditer respondere non potuimus, quod profecto per nos non stetit, verum ad futuras discordias et guerras bellorumque strepitus ac sanguinum effusiones precavendas, que omnia subito ex hoc oriri possent. » (Arch. de Lucerne, Allgem. Abschiedband, 182.)

[2]) Arch. de Lucerne, Missiven. Lundi après le dimanche de Cantate, 1479.

qu'en suite de la convention récemment conclue par le président de Toulouse, le trésorier Boutillat et le même Tindo avec le trésorier de Berne (Läubli) et d'autres à ce commis par les cantons, S. M. payerait aux Suisses la moitié de leur pension de l'année précédente, pendant la foire de Pâques, à Lyon, et l'autre moitié pendant la foire d'août [1]). Louis Tindo avait reçu mission de porter l'argent à Lyon et de le verser aux mains de qui de droit à la condition que les Confédérés tiendraient les engagements pris avec Me Bertrand de Brosse, chantre de Poitiers. L'évêque était surpris d'apprendre que les cantons avaient interdit à ceux des leurs qui servaient le roi de porter les armes contre les Bourguignons. Cette restriction était absolument en contradiction avec l'alliance que les Suisses avaient avec le roi et surtout avec la réponse et les lettres remises au chantre de Poitiers. L'évêque d'Albi ne voulait pas supposer que les Confédérés se fussent montrés hostiles à son maître, le roi de France, mais leur conduite était au moins étrange. Aussi l'évêque avait-il donné au sénéchal de Toulouse l'ordre de ne rien payer jusqu'à plus ample informé. On eut compris à la rigueur que les cantons refusassent d'expédier les 6,000 mercenaires promis au roi avant la conclusion de la paix de Milan, mais il y avait loin entre cela et l'interdiction faite à des volontaires de tenir le serment qu'ils avaient prêté au roi. Que deviendrait l'antique réputation de loyauté de la nation suisse? En terminant l'évêque priait les Confédérés d'écrire à la fois au roi et aux volontaires qui combattaient dans son armée, que le service royal ne comportait aucune restriction. A cette seule condition l'argent serait payé [2]) ».

---

[1]) Il y avait à Lyon trois foires annuelles, chacune de vingt jours. La première commençait le premier mercredi après Pâques, la seconde le lendemain de la fête de Saint-Christophe (26 juillet), la troisième le lendemain de la Saint-André (1er décembre). (Ordonnance de Charles VII d. d'Angers, février 1443, dans le Recueil des Ordonn. des Rois, T. XIII, p. 399.)

[2]) A Mâcon, 26 avril 1479. Trad. contemp. aux Arch. de Lucerne, Allgem. Abschiedband. fo 183.)

Bien que les Confédérés fissent profession de remettre toutes les questions pendantes au moment où la paix avec Milan serait définitivement conclue, le mois de mai 1479 ne s'acheva pas sans qu'ils eussent reçu du duc et de la duchesse de Bourgogne et du duc Sigismond des propositions fort importantes. Il ne s'agissait de rien moins que de former, évidemment contre la France, une grande coalition où l'Empereur entrerait également. Tandis que Maximilien s'excusait de n'avoir point encore payé aux Suisses les 150,000 florins assignés sur la Franche-Comté et promettait d'exécuter à Noël une notable partie de ses engagements, Sigismond annonçait l'intention d'annexer la Comté à ses états et demandait l'assistance des Confédérés. La réponse fut qu'on était encore en guerre avec Milan et qu'on se souciait fort peu de prendre part à une aussi grosse aventure. Si le duc réussissait à s'emparer du pays avec ses seules ressources, les Confédérés verraient la chose d'un bon œil et s'engageaient à ne conclure d'alliance contre lui ni avec le roi de France ni avec qui que ce soit, ils promettaient même de ne pas le laisser sans secours, si le roi tentait d'envahir ses pays d'Alsace et du Sundgau. — A cette même journée on agita la question de l'envoi en France d'une ambassade destinée à renseigner les cantons sur l'affaire de la médiation milanaise et sur les intentions du roi au sujet de la Comté [1]). Cette ambassade ne fut point expédiée, parce qu'on apprit peu après par l'organe de Claus Stoss, marchand suisse établi en France et souvent employé par Louis XI à des missions dans la ligue [2]), que Mᵉ Bertrand de Brosse allait arriver avec un « docteur milanais » muni de pleins pouvoirs pour

---

1) Abschiede, III, 35—37.

2) Renonciation de Louis XI au droit d'aubaine en faveur de « Nicolas Stoss, natif du pays d'Almeigne, marchant, à présent demeurant à Lyon, » donnée au Plessis-du-Parc en juillet 1481. (Arch. Nation. Reg. du Trésor des Chartes, JJ, 209, pièce VI^xx f° 68 v°.) Maître « Nicolas Stotz » est inscrit pour 500 l. t. au rôle des pensionnaires de Louis XI. (Bibl. Nat. Ms. fr. 2900 f° 12 v°.)

signer la paix [1]). C'est ce jour-là aussi (16 juin) que la diète prit connaissance d'une lettre du roi, évidemment écrite dans les premiers jours du mois, pour rassurer les cantons sur ses desseins qui n'avaient jamais, quoi qu'on en eut dit, visé Bâle ni la ligue inférieure [2]).

Ces assurances amicales furent répétées le 24 juin, à Berne, par Mᵉ Bertrand de Brosse, « docteur en droit ». Il lui fut courtoisement répondu qu'on avait toute confiance dans le roi. Par contre les envoyés de la nouvelle ligue qui se trouvaient à cette journée signalèrent les rumeurs inquiétantes que des mercenaires revenus de l'armée royale avaient répandues en Alsace. Suivant eux, Montbéliard, Lure et Belfort étaient menacés. Le fait est que des coureurs français avaient paru devant Lure et que Montbéliard s'était à grands frais muni de défenseurs. Venant après les communications de l'ambassadeur français, ces rapports surprirent l'assemblée. Ils furent répétés à Bertrand de Brosse qui ne put que renouveler ses assurances pacifiques. On convint cependant qu'une démarche serait faite auprès des capitaines du roi pour les prier de s'abstenir de pareilles entreprises [3]). En même temps les Seigneurs de la nouvelle ligue furent invités à ne pas attaquer les Français, et les Confédérés les assurèrent de leur protection en cas de nécessité. Enfin Mᵉ Bertrand tranquillisa les Suisses au sujet de la conservation des salines de Salins et annonça que son maître avait ratifié la convention passée par le président de Toulouse pour le paiement par termes des pensions. Plus que jamais le roi tenait à remplir exactement (gestrax) ses obligations à l'égard des Confédérés [4]).

---

1) Abschiede, III. 87 s.

2) Ibid. Le texte de cette missive, tel que nous l'avons retrouvé au fᵒ 89 du Formular M, 118 (Arch. de Lucerne), est donné au Nᵒ IV de l'Appendice.

3) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 251.

4) Abschiede, III, 40 s.

La Franche-Comté tout entière était soumise au roi de France. Louis XI lui-même avait fait son entrée à Dijon, capitale du duché de Bourgogne, à la fin de juillet. Il y demeura quelques jours et comme l'armée du sire d'Amboise n'avait plus rien à faire à l'Est, le roi résolut de la diriger sur le Luxembourg [1]). Les alarmes des Alliances inférieures avaient donc été vaines. Du côté des Suisses, malgré la défection de quelques compagnons qui avaient déserté après avoir reçu la solde du roi, malgré les plaintes que Bertrand de Brosse éleva à Lucerne, le 12 juillet, contre les enrôlements qui se faisaient à Bâle pour le compte des Bourguignons, Louis XI ne cessait de témoigner ses faveurs aux cantons [2]). Il leur offrait de prendre à sa charge, en dehors des pensions, les 150,000 florins que Maximilien ne pouvait payer. Le 9 septembre il fut décidé que Mᵉ Bertrand prendrait au nom de son maître l'engagement écrit de verser, à Pâques 1480, 30,000 florins d'or aux cantons et pareille somme chaque année jusqu'à paiement complet des 150,000 florins. En échange les Confédérés remirent à l'envoyé du roi une lettre scellée constatant une fois de plus leur ferme volonté d'observer les traités et de ne prêter aucune assistance aux ennemis du roi [3]). Enfin, le 29 septembre, les termes de la paix avec Milan furent définitivement arrêtés, mais l'affaire ne fut terminée que le 5 mars 1480. Certaines difficultés concernant les droits de péage et de douane faillirent au dernier moment compromettre le résultat si laborieusement acquis

---

[1]) Barante, Ducs de Bourgogne, XII, 631.

[2]) V. aux Arch. de Lucerne (Missiv. v. Königen v. Franckreich, II, Orig.) une longue lettre du roi d. de Méry-sur-Seine, 4 juillet (1479, v. Itin. Ms. de Louis XI par Mˡˡᵉ Dupont). Louis XI s'y montre fort sévère pour Bubenberg. « Scimus, dit-il, quod ille zizanie seminator Adrianus de Wovenberg (sic) multos sermones nepharios multaque improba colloquia, ut possent amicicie nostre turbari, seminavit adhucque in dies seminat fovetque rebelles nostros subditos quantum potest ».

[3]) Abschiede, III, 48.

par Mᵉ Bertrand de Brosse[1]. Au commencement d'octobre 1479 le roi avait expédié à son fidèle agent un collaborateur, Philibert Boutillat, chevalier, son conseiller et chambellan, bailli d'Autun et trésorier de France; mais ce personnage étant tombé malade en route fut remplacé par Antoine de Bussi-Lamet, capitaine de Bourges et bailli de Lens[2]).

Tous les efforts de ces agents pour obtenir des cantons les 6,000 hommes de troupes promis au roi demeurèrent inutiles jusqu'à la conclusion parfaite de la paix avec Milan[3]), et naturellement les adversaires du roi faisaient tout pour reculer cette échéance redoutable à leur cause. C'est ainsi que le 12 mars 1480 l'évêque de Metz parut à la grande diète de Zurich et y parla au nom de Maximilien d'Autriche. Il s'étendit longuement sur le grand désir de son maître de transformer en une paix définitive la trêve d'une année conclue avec le roi, dans l'intérêt du Saint-Empire, de la nation allemande et de la résistance à opposer aux Turcs. Le duc qui par son mariage avait fait rentrer dans l'obéissance de l'Empire des pays qui en avaient été longtemps séparés souhaitait vivement que les Confédérés, membres aussi du Saint-Empire, interposassent leur médiation entre le roi et lui.

A ces discours succédèrent les doléances que les envoyés des princes et des villes de la ligue inférieure élevèrent contre

---

[1]) Abschiede, III, 51—55. Une lettre de Louis XI s. l. n. d. concernant cette paix de Milan est donnée au Nᵒ V de l'Appendice. Nous ignorons à qui elle est adressée, mais sa date est évidemment fin 1479 ou commencement 1480. Nous la donnons telle qu'elle se trouve au fᵒ 94 du Ms. fr. 2896 Bibl. Nat. — Au Ms. fr. 2897 fᵒ 63 ibid. est contenue une pièce très curieuse, mais trop longue pour être reproduite ici. Elle porte pour titre: «La responce de Messeigʳˢ les ducs de Milan (Bonne et Jean Galéas Marie Sforza) faicte à Monsʳ Maistre Bertrand de Brossa, orateur du Roy, etc.» La date est probablement janvier 1480.

[2]) Le roi aux Confédérés. Orig. aux Arch. de Lucerne, Missiv. v. König. v. Franckreich IIIᵇ. Au Plessis-lès-Tours, 14 octobre (1479).

[3]) Lucerne, 14 février 1480. Abschiede III, 57.

les lieutenants du roi en Haute-Bourgogne. Le duc d'Autriche, le duc de Lorraine, le comte de Wurtemberg, tout le monde se plaignait de leurs excès. Ils suppliaient les cantons de ne pas ajouter un corps de 6,000 auxiliaires officiels aux 6,000 volontaires suisses qui combattaient déjà sous la bannière du roi de France. A ce réquisitoire qui lui fut communiqué, Antoine de Bussi-Lamet, assisté de Mᵉ Jean Charpentier, répondit, en l'absence de Bertrand de Brosse, « que le duc d'Autriche avait mauvaise grâce à se plaindre du roi qui ne lui avait jamais fait que du bien et qui l'avait réconcilié avec les Suisses. Comme S. M. l'avait fait dire aux Confédérés par Nicolas Stoss, c'étaient bien les gens du duc et d'autres compagnons de la ligue inférieure qui avaient attaqué les soldats de l'armée royale. Sans l'amitié que S. M. portait aux cantons elle en eut tiré une tout autre vengeance. Quant au duc de Lorraine, c'est à tort qu'il se plaignait de l'occupation du duché de Bar, qui appartenait au royaume. Si le roi avait voulu lui causer un dommage quelconque, il lui eut été facile de s'attaquer aux nombreux biens que le duc possédait en France[1]. »

Il ne semble pas que les ennemis de la France aient rencontré beaucoup de sympathies à cette diète de Zurich. Du moins si l'on en croit les renseignements donnés au roi par Antoine de Lamet; l'envoi des mercenaires n'était plus qu'une question d'argent[2].

Le 20 mars, à Lucerne, l'ambassadeur français, revenant sur les accusations proférées contre le roi par l'évêque de Metz, fit ressortir la perfidie de ces attaques dont le seul but était de détruire la bonne entente entre les Confédérés et le roi. « N'était-ce pas le duc Maximilien qui avait rompu la trève et contraint le roi, qui ne demandait qu'à accepter la médiation des Confédérés, à prendre les armes? Par suite S. M. avait rendu à la couronne de France des domaines saisis violemment par le

---

[1]) Abschiede, III, 59—61.

[2]) Nᵒ VI de l'Appendice.

duc Charles de Bourgogne. Actuellement, par pur amour de la paix, le roi était tout disposé à remettre ces provinces en fief au duc Maximilien. Mais cette offre avait été insolemment refusée par ce prince, lequel avait déclaré qu'il ne consentirait à la paix que moyennant un million en or. Maximilien avait excité contre le roi de France le duc d'Autriche, Sigismond, et d'autres princes et villes de la nouvelle ligue. Tous ensemble avaient causé grand préjudice aux gens et aux terres du roi, soutenu le prince d'Orange et ses adhérents et refusé la médiation des Confédérés. S. M. payerait volontiers à Mgr. Sigismond les sommes qu'il lui devait encore, mais à la condition que celui-ci tiendrait ses engagements et ne livrerait point passage aux ennemis de la France. » Antoine de Lamet termina en mettant les Suisses en garde contre cet évêque de Metz qui, pendant la guerre de Bourgogne, s'était montré leur adversaire acharné [1]).

Cependant les plaintes des alliés de la ligue inférieure devenaient plus vives que jamais. On en instruisit les ambassadeurs du roi qui refusèrent d'y croire, mais conseillèrent aux Confédérés d'envoyer des orateurs en Comté. Eux-mêmes écriraient aux capitaines du roi de ne rien entreprendre contre les Alliances inférieures. Conrad Schwend, de Zurich, Gaspard de Hertenstein, de Lucerne, tous deux chevaliers, et Jacques Bugniet, de Fribourg, furent désignés pour la mission de Comté. Il fut décidé en outre qu'Henri Matter, de Berne, serait envoyé au roi. En même temps les Suisses répondirent à leurs amis de la nouvelle ligue que depuis longtemps les cantons s'étaient engagés à fournir des troupes au roi et qu'ils ne pouvaient manquer à leur parole. Mais leur désir n'était point que cela tournât au préjudice du Saint-Empire: les Alliances inférieures devaient se tenir en paix; en cas d'attaque leurs amis de la vieille ligue seraient là pour les défendre [2]).

---

1) Abschiede, III, 62.

2) Ibid., 62.

L'instruction donnée à Henri Matter le 17 avril 1480, sous le sceau de Berne, par les Magnifiques Seigneurs de l'ancienne ligue de la Haute-Allemagne, témoigne suffisamment combien M. de Lamet était bien informé des dispositions des Suisses entièrement favorables à la France. Les doléances des ennemis du roi lui furent rapportées sur un ton d'ironie peu déguisée. Pourtant S. M. fut sérieusement priée de ne donner aucun sujet de plainte au duc d'Autriche et aux autres membres de la nouvelle ligue à laquelle les Seigneurs des Alliances étaient attachés par des liens si étroits [1].

De nouveaux efforts pour éloigner les Suisses de la France furent tentés à la diète de Zurich, le 3 mai, par les agents de l'Empereur et par ceux de la duchesse de Lorraine (le duc étant absent). L'évêque de Coire, au nom de l'Empereur, alla jusqu'à sommer les Confédérés de renoncer aux traités d'alliance qu'ils avaient avec le roi et de rappeler les aventuriers qui servaient dans l'armée royale. Les Confédérés cherchaient à ménager les deux partis [2]. Mais il devenait de plus en plus difficile d'éluder les promesses faites au roi. Les pensions avaient été intégralement réglées jusqu'à l'année courante [3]. Bertrand de Brosse venait d'expédier en Suisse le traité avec Milan [4]. Enfin, vers Pentecôte, Henri Matter était de retour de France après une absence de deux mois [5]. Le roi s'était montré plus bienveillant et plus affectueux que jamais. Il avait déclaré sa vo-

---

[1]) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 363 s.

[2]) Abschiede, III, 65. — Nous donnons au N° VII de l'Appendice le texte d'une curieuse lettre de Louis XI qui doit appartenir à l'année 1480, bien qu'il soit difficile de déterminer à quelle mission de Hans Waldmann en France cette missive fait allusion. Le vœu par lequel le roi termine ce réquisitoire contre le dictateur zuricois ne fut point exaucé, car Waldmann commanda le contingent de Zurich en France, août 1480. (Gerold Edlibach, éd. Usteri, p. 176.)

[3]) Abschiede, III, 67.

[4]) Ibid., 27—30, Mai.

[5]) Ibid., 68.

lonté de vivre et de mourir en bon « Confédéré » et de ne jamais rien entreprendre contre les cantons ou leurs alliés quels qu'ils fussent. .... A l'égard de la paix avec Maximilien le roi avait fait remarquer à Matter qu'une suspension d'armes lui était peu avantageuse, pourtant si le désir des Confédérés était de s'entremettre entre le duc et lui, il se confierait en eux plus qu'en qui que ce fut au monde. — Les soldats dont S. M. réclamait l'envoi étaient destinés à la garde de sa personne en temps de guerre comme en temps de paix. En hiver ils pourraient retourner chez eux et n'en conserveraient pas moins leur solde. — Le roi excusa les voies de fait de ses gens en Haute-Bourgogne en déclarant que ces pays appartenaient à la couronne de France, mais son désir était de ne rien faire qui déplût à ses bons amis, bien que les gens du pays de Ferrette en tolérant le séjour du prince d'Orange sur leur territoire eussent causé de grands dommages à la France [1]).

Il faut avouer que la position des Confédérés était au moins délicate. Prenant de toutes mains, ils se trouvaient également engagés envers tous les partis. Ils continuaient à promettre à leurs alliés de la nouvelle ligue de ne pas les abandonner au cas d'une aggression française [2]). D'autre part le roi était pressé d'en finir. Antoine de Lamet, « premier président du parlement de Bordeaux », et Messire Bertrand de Brosse réclamaient avec insistance l'envoi des 6,000 mercenaires. « La guerre de Milan étant terminée, il n'y avait plus, disaient-ils, de prétexte pour différer. Le roi avait besoin de cette troupe pour sa guerre de Flandre et avait donné l'ordre à ses agents de payer le premier mois de solde dans les villes de Berne et de Fribourg, les deux suivants à la frontière française. Zurich, Berne, Lucerne, Fribourg se déclaraient prêts à s'exécuter, mais les petits cantons prétendaient que puisque l'argent de l'indemnité de guerre n'était pas encore arrivé de Milan, la paix ne pouvait être consi-

1) Abschiede, III, 70.
2) Ibid., 71.

dérée comme parfaite. La réponse générale faite aux orateurs du roi fut en conséquence qu'on reconnaissait avoir promis 6,000 hommes, mais que S. M. n'avait encore fait régler ni l'indemnité milanaise ni les 15,000 florins dus depuis Pâques pour le premier terme de l'indemnité bourguignonne, ni la solde des gens de Zurich, Lucerne, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glaris et Zug, payable à Zurich. A quoi les envoyés rétorquèrent que la paix avec Milan était bel et bien conclue à la satisfaction générale et que le roi s'étant porté garant du paiement de l'indemnité, les Confédérés ne pouvaient rien craindre de ce côté. Quant aux 15,000 florins, il suffisait pour les avoir qu'on les réclamât à Lyon. Enfin si la solde, qui d'après les traités était livrable à Berne, Fribourg ou Lucerne, avait été déposée tout entière à Berne, c'est que le cours de la monnaie française était mieux connu dans cette ville qu'ailleurs. Si les Confédérés consentaient à recevoir leur argent au cours français, on était tout prêt à le porter à Lucerne. — Il fut décidé qu'on délibérerait ultérieurement sur toutes ces choses et qu'on fixerait la valeur qu'il convenait d'attribuer aux écus de France, mais observation fut faite que d'aprés les conventions la solde était payable en florins du Rhin [1]).

Au fond toutes ces difficultés de la dernière heure avaient une cause plus sérieuse qu'on ne pourrait le croire au premier abord. On le vit bien à la diète du 19 juillet, à Lucerne. Tandis que Zurich, Berne, Lucerne, Uri et Soleure se déclaraient tout prêts à exécuter les engagements contractés envers le roi de France, les autres cantons ne dissimulèrent pas leur désir d'éluder leur promesse, pourvu que la chose pût se faire sans déshonneur. Unterwalden réclamait l'assurance que les auxiliaires suisses ne fussent pas embarqués sur la mer [2]) et

---

[1]) Abschiede, III, 74.

[2]) Le 4 juillet (1479, Itin. Ms. de Mlle Dupont) Louis XI avait écrit de Méry-sur-Seine aux cantons pour les informer de ses faits et gestes. Peut-être l'origine des craintes exprimées par Unterwalden est-elle dans

fussent renvoyés dans leur pays au premier appel. Zug voulait qu'on députât avant tout une nouvelle ambassade au roi afin de l'accommoder avec son rival de Bourgogne. Glaris demandait un nouveau délai et exprimait la crainte que l'envoi de ces troupes n'attirât sur la Suisse la nation allemande tout entière. Dans le traité avec la France le Saint-Empire avait été expressément excepté et l'Empereur lui-même avait sommé les Confédérés de s'abstenir de leur entreprise. N'étaient-ils pas tenus d'obéir? — En somme tous se déclaraient prêts à suivre la majorité [1]).

La grosse objection, celle provenant du non-paiement de l'indemnité milanaise, était sur le point de disparaître, car les ambassadeurs du roi annonçaient la prochaine arrivée à la frontière de 12,500 florins du Rhin. Ils s'appliquaient aussi à dissiper les scrupules des Confédérés au sujet du Saint-Empire et affirmaient que le roi n'avait aucunement l'intention de se servir des troupes suisses contre l'Empereur ou ses alliés, car S. M. portait à ces princes une profonde affection. D'ailleurs, ils le répétaient, c'était à la garde de sa personne que le roi destinait les Suisses qui serviraient tous ensemble et ne seraient employés à aucune guerre sans le consentement des cantons. Il n'était nullement question de les faire servir sur mer et le roi les laisserait rentrer chez eux en cas de nécessité; bien plus, lui-même les accompagnerait et amènerait une armée au secours de ses bons alliés. Enfin, pour la solde, S. M. était disposée, bien que le florin du Rhin ne valût en France que 29 plapparts et 1 denier, et vu la difficulté qu'il y avait à se procurer des florins du Rhin, à donner pour chaque florin jusqu'à 30 plapparts.

La réponse fut comme toujours qu'on attendrait que l'ar-

---

cette phrase du roi: « Novissimè autem una armatarum nostrarum Picardiam arripuit. Reliqua parata est mare aggredendi (sic) cum intencione debellandi subditos nostros rebelles ».

[1]) Abschiede, III, 75.

gent milanais fut non pas à la frontière, mais rendu aux frais du roi dans l'intérieur de la ligue. Enfin, le 29 juillet, l'éternelle question des 6,000 hommes fut remise en délibération. Zurich, Berne, Lucerne, Uri, Fribourg et Soleure votèrent pour l'exécution de la convention, après réception de l'indemnité milanaise et sous les réserves consenties précédemment par les orateurs du roi. Mais Schwyz, Unterwalden et Glaris trouvèrent encore des prétextes pour ne pas donner de réponse définitive, et c'est le 9 août seulement que ces cantons accordèrent leur consentement. Encore Glaris persista-t-il à refuser son concours. Dès lors le nombre d'hommes à fournir par chaque canton, par chaque localité, fut établi définitivement. Il fut décidé que chaque contingent serait pourvu d'un capitaine et d'un banneret et chaque soldat fut tenu de marcher sous sa bannière. La formule du serment imposé par Lucerne à ses soldats en campagne fut prise pour modèle et dut être communiquée en tous lieux pour être jurée par les volontaires. Le rendez-vous général fut fixé à Berne pour le 16 août [1]). A la tête des 1,000 hommes qui formaient son contingent, Berne plaça Guillaume de Diessbach, et Henri Matter lui fut adjoint avec des instructions spéciales pour le roi. Le gouvernement bernois trouvait un peu lourd l'engagement qu'il avait contracté jadis de parfaire, en cas d'insuffisance, le nombre de 6,000 hommes et suppliait le roi de lui restituer cette obligation. « S. M. ne pouvait en éprouver aucun préjudice, car il était aisé de voir qu'elle trouverait toujours 6,000 soldats et davantage à lever dans la ligue [2]). »

Le jour où la diète avait accédé définitivement aux prières de Bertrand de Brosse et d'Antoine de Lamet (9 août), elle avait résolu d'envoyer une ambassade générale au roi avec la mission d'obtenir la conclusion de la paix entre la France et la Bourgogne. Le 6 septembre les « orateurs de la vieille ligue de la

---

1) Abschiede, III, 76 s.

2) Arch. de Berne. Missiv. lat. B. 390 v°.

Haute-Allemagne » assemblés à Berne et prêts à se mettre en route écrivirent à Louis XI pour le prier de ne pas entamer de nouvelles hostilités contre le duc Maximilien avec l'aide des troupes suisses, mais d'attendre leur arrivée [1]). Cette recommandation était superflue, car le 21 août les deux princes avaient signé près de Douai la trève de trois mois connue sous le nom de « trève marchande » [2]). Dès le 3 septembre [3]), Guillaume de Diessbach, qui se trouvait avec sa troupe à Louhans près Châlon-sur-Saône, communiqua cette nouvelle aux Seigneurs de Berne et leur annonça qu'il avait immédiatement suspendu sa marche en avant. Ordre avait été donné à Henri Matter et à Nicolas Zurkinden qui se trouvaient à Châlon de réclamer la solde de deux mois. Mais les commissaires du roi ayant prétendu ne payer qu'un seul mois, l'irritation avait été extrême parmi les gens de Zurich, de Soleure et d'Uri qui séjournaient à Châlon. Les mécontents avaient été jusqu'à menacer de mettre la ville au pillage, si on ne leur payait pas deux mois de solde en outre du premier mois qu'ils avaient touché à Berne. Guillaume de Diessbach se rendait à Châlon afin d'arranger les choses et une fois la solde touchée il espérait que les troupes reprendraient le chemin de la Suisse [4]).

C'est la lettre même de Diessbach communiquée aux cantons qui empêcha le départ des ambassadeurs; ceux-ci reçurent

---

[1]) Arch. de Berne. Miss. lat. B, 395 v°. — Une invitation dans le même sens fut adressée à Maximilien. La créance des ambassadeurs porte la date du 7 septembre. Elle se trouve également au Missiv. lat. B, 395.

[2]) V. de Barante, Ducs de Bourgogne, XII, 182.

[3]) « Geben ze Loan uff Suntag des dritten tag des ersten herbst manottz im LXXX Jar ».

[4]) Arch. de Lucerne, Frankreich-Kriege, copie contemp. D'après Gerold Edlibach ce serait le 11 août 1480 (vendredi après la Saint-Laurent) que les bandes confédérées au nombre de 7000 hommes se mirent en route pour Châlon et pour Troyes en Champagne. L'initiative de la retraite n'appartint pas aux capitaines suisses qui n'auraient fait qu'obéir à un ordre du roi. (Chronique, éd. Usteri, p. 176.)

contre-ordre à Fribourg[1]) et il demeura convenu que vu le traité conclu entre le roi et le duc Maximilien et vu le retour de toutes les troupes suisses, on différerait jusqu'à plus ample informé l'envoi d'une ambassade au roi de France[2]).

X.

La trêve marchande conclue le 21 août 1480 entre le roi de France et Maximilien avait eu pour effet de renvoyer dans leurs foyers les troupes que les cantons avaient expédiées en France. Il n'en faut pas conclure que Louis XI ait cessé de posséder à cette époque des bandes de mercenaires suisses. Tous les documents, chroniques ou pièces d'archives attestent le contraire. Mais on peut affirmer que jusqu'à la mort du roi les cantons n'eurent point à lui fournir de contingents officiellement constitués[3]). Dès le mois de mars 1480 on estimait à 6,000 hommes le nombre des volontaires qui s'étaient individuellement engagés au service du roi de France[4]), et il paraît probable

---

1) Abschiede, III, 83. — Berne à Lucerne, lundi ap. la Nativité de la Vierge (11 sept.). Arch. de Lucerne, Missiven.

2) Berne à Lucerne, la veille de l'Exaltation de la Croix 1480 (13 sept.). Arch. de Lucerne, Missiven.

3) Preuves: 1° Défense formelle de prendre du service en France ou ailleurs. (19 mars 1481, Abschiede, III, 92.)

2° Décision prise par la diète après plusieurs délibérations, le 22 décembre 1481, de ne point rappeler les compagnons qui servent en France, par la raison qu'*ils n'y ont pas été officiellement envoyés* (Ibid., 110).

4) Abschiede, III, 60.— 8,000 en 1481, d'après Barante, Ducs de Bourgogne, XII, 184.

Dès 1478 Louis XI ordonne de casser 500 lances, « et les deniers des dites V° lances ... ont esté baillêz ... à Jaques Hurault (seigneur de Cheverny, etc. V. le P. Anselme VI, p. 505) pour convertir et emploier ou fait de sa commission au paiement des Suysses, etc. » (Bibl. Nat. Ms. fr. 2911 f° 45 Orig. — Cf. ibid. Ms. fr. 2908 f° 446 et Pièces de Legrand J, 21.)

que ce chiffre fut maintenu au moins jusqu'en 1483. Ces aventuriers représentaient évidemment la portion la plus turbulente de la population suisse, aussi ne faut-il pas s'étonner des faits d'indiscipline que leur nouveau maître eut à leur reprocher. Dans la seconde moitié de 1480 Jean de Halwil, commandant des Allemands, reçut du roi de France le titre de capitaine général des Suisses [1]), et sa nomination fut assez mal accueillie par une partie des mercenaires qui refusèrent de lui prêter serment sous le prétexte que ce seigneur n'avait pas reçu de commission des gouvernements confédérés. Les Lucernois seuls se conformèrent aux ordres du roi. Peu habitué à la résistance Louis XI se montra fort irrité de cet acte d'indiscipline et peu s'en fallut qu'il ne prêtât l'oreille aux conseils de Halwil et de Brandolf de Stein qui le pressaient de licencier les Suisses, se faisant forts de lui procurer dans les pays du duc Sigismond d'Autriche d'autres mercenaires tout aussi solides et parfaitement dociles [2]).

---

[1]) Au mois d'avril 1481 n. s. avant Pâques, Louis XI, par lettres datées du Plessis-du-Parc-lès-Tours, fit don à Jean de Halwil, chevalier, son conseiller et chambellan, des places, terres et seigneuries de Noyers et de Châtillon-sur-Seine en Bourgogne, afin de lui fournir mille livres tournois de revenu, en récompense des services que ce seigneur avait rendus et rendait encore en qualité de «capitaine général des gens de guerre des anciennes ligues des Hautes-Allemagnes». (Arch. Nation. de France, Reg. du Trésor des Chartes, JJ, 209, pièce 228, f° 106 v°.).

Théolde de Halwil, pannetier ordinaire du roi, reçut à la même époque la place et seigneurie de Dieuxaye et le greffe des assises de la prévôté d'Angers. (Ibid., pièce 229, f° 107.)

[2]) Lettre de Gaspard de Hertenstein, chevalier, avoyer de Lucerne, et de Melchior Russ, notaire du conseil, au gouvernement de Lucerne, datée de Lyon, le jour de la Sainte-Barbe (4 décembre) 1480.

Cette lettre fait partie d'une série de documents conservés aux Archives de Lucerne et relatifs à une ambassade adressée au roi afin d'obtenir une augmentation de pension pour ce canton et une allocation spéciale pour son conseil. Louis XI ne consentit pas à accorder aux Lucernois ce qu'ils demandaient. Ce dossier qui nous a été obligeamment communiqué

Le roi se plaignit directement au gouvernement de Lucerne des faits d'insubordination qui avaient éclaté parmi les troupes suisses à l'occasion de la nomination de Jean de Halwil. Beaucoup d'Allemands, de Lorrains, de Liégeois et même de Savoyards s'étaient frauduleusement glissés dans les rangs des Suisses afin de toucher la solde, et c'étaient eux que le roi accusait d'avoir poussé les compagnons « des véritables et anciennes ligues » à divers actes repréhensibles, scandales, rébellions et infractions à la discipline. A Sens, un certain « capitaine Galles » qui tenait garnison dans cette ville avec sa troupe, avait nettement refusé aux commissaires du roi de faire serment à M. de Halwil. Les mutins avaient menacé de mettre le feu à la cité, se saisirent de plusieurs habitants, les retinrent prisonniers ou les emmenèrent et ne craignirent pas d'exercer des voies de fait contre les officiers du roi aussi bien que contre les plus riches citoyens de Sens dont ils extorquèrent 400 écus d'or. Un autre capitaine que Louis XI nomme « Scoder » refusa également le serment ainsi que ses hommes. Cette résistance exaspérait le roi qui déclara vivement que si un de ses sujets en avait fait autant, il n'eut point hésité à lui faire « sauter » la tête. C'était uniquement par respect et par amitié pour Lucerne que Louis XI n'avait pas sévi aussi rigoureusement contre les délinquants, mais il donna ordre au comte de Castres et à Jean Raguier, son conseiller et receveur général des finances, de faire une montre générale des compagnies de Galles et de Scoder et, après leur avoir payé la solde qui leur était due avec un mois de plus, de les casser aux gages et de les renvoyer eux, les Alle-

---

avec beaucoup d'autres pièces par M. l'archiviste Th. de Liebenau, contient des renseignements du plus vif intérêt sur cette mission particulière. — Sur le sujet qui nous occupe Melchior Russ raconte que le roi, tout à la réforme de son armée (l'abolition des francs-archers date de 1480), faisait fabriquer une grande quantité de longues lances et de hallebardes à la mode allemande et il ajoute non sans malice: « s'il pouvait aussi fabriquer des hommes capables de les manier, il n'aurait plus besoin des services de personne! »

mands et tous ceux qui n'étaient pas des vraies ligues de la Haute-Allemagne [1]).

---

[1]) Arch. de Lucerne, Missiv. v. König. v. Frankreich III, Orig. d. de Saint-Florentin, 5 décembre (1480). C'est sans doute à cette organisation des bandes suisses que se rapportent les pièces suivantes:

1° Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 18:

Item premièrement doit Monsieur D'Enneval*) prendre le serment desdits Almantz de servir le Roy contre tous et envers tous qui puent vivre et mourir, excepté à l'encontre de ceulx des liguez.

Item pareillement de leur deffendre de faire nulz cappitaines nouveaux et de prendre aultres enseignez.

Item de parler aux clercz que escripvent les compaignons qu'ilz ne soient si osés ne se hardis de mectre en leurs roules aucuns de la langue francoise, comme savoisiens, gascons, lorrains et aultres, qui ne sont de la nation d'Almaigne.

(En marge: Sur ceste article combien quil leur ait esté enjoint et fait serment de ny mectre ne escripre en leurs rolles et neantmoins il en ont escript.)

Item aussi leur deffendre sur peine de la hart se hardi homme daller es villaiges prendre aucuns vivre ne utencilles en aucune mainière, maiz lessent faire ceulx qui en ont la charge comme ceulx de la justice.

(En marge: Notera que depuis les deffenses ilz ont esté aux villages et prins vivres sans paier.)

Item que ne demeure pays de la langue francoise esdites compaignies sur peine de la hart; qu'il en est jureront vivre hors desdites compaignies.

Item que se hardi homme de se bouter a cheval en la monstre excepté les cappitaines ordonnés à troys chevaulx pour ainsi quilz aient dux hommes combatans aussi suffisans que lesdits cappitaines, et que lesdits chevaulx soient mis hors desdites compaignies et quil ny en demeure pas ung.

*) D'Esneval — V. P. Anselme, Hist. de la M. Royale de Fr., etc. T. I, p. 439, B C. « Jean de Dreux, seigneur de Beaussart, d'Esneval, de Pavilly et de Berreville. Son nom se trouve dans une montre du 8 septembre 1461 à Louviers et dans plusieurs autres à la Bibl. du roy. Il fut dans la suite capitaine de cent hommes d'armes, mourut le 14 juin 1498 et est enterré dans l'église des Jacobins de Rouen. »

Les Suisses ne se conduisaient pas mieux ailleurs. A Rouen ou ils se trouvaient « en grande compagnie » au mois d'août

---

Item que se hardi cappitaine de recepvoir homme du pais du Duc d'Autriche. et que jureront qu'il en viendra d'aucuns, qu'ilz en viennent advertir le cappitaine et le commissaire et qu'ilz les aménent devers eulx pour en faire la justice.

(En marge: Ilz n'en ont encore aucune chose adverty ne fait savoir.)

Item que chacuns paient ses hostes et les marchans ou aultrement on les paiera sur leurs gaiges.

(En marge: Soit remonstré sur ceste article qu'ilz ne paient point et doivent de grans deniers de vivres et de marchandises quilz ont prinse Et mesmement en y a plusieurs dentre eulx qui font des bancquetz et d'autres qui fournissent la table de plusieurs compaignons et prennent les vivres des bonnes gens a creanté pour y fournir, qui se montent à grans sommes de deniers dont ilz ne paient rens et le font à cautelle pour fruster les bonnes gens car ilz recoivent l'argent de leurs compaignons pour leur estat et nen paient rens et on ne leur peut rabatre par ce quilz ne prennent que VI livres tournois par mois.)

Item ceulx qui prennent double paye:

Premièrement chacun cappitaine a dux fluteurs et deux tambourins prenans double paie, et dux sergens, et le clerc, le prebtre, et le truchement, et le sirurgien, et ledit cappitaine troys chevaulx qui valent six paies.

Item tous ces meschans personnaiges que verra que ne sont point pour servir, quilz soient cassés et mis dehors, car le Roy n'en veult point.

(En marge: Notera qu'il y en a beaucoup de meschanz personnages de vieilz et de fort jeunes et les soustiennent les cappitaines.)

Item leur soit deffendu sur peine destre cassé des gaiges de non deslogier l'oste ne l'ostesse de leurs chambres ne de frapper leurs dits hostes ne hostesses.

(En marge: Notera quilz nen font rens.)

Item pareillement en deffendra ausdits habitans desdites villes quilz ne soient se osés ne se hardis de dire aucunes injures esdits Almantz mais les traictent le plus doulcement quil leur sera possible, car est le bon plaisir du Roy.

Item de leur remonstrer quilz ont prins et brullé les eschallatz des vignes et dautres gros marons qui couste bien cher, batu et frappé leurs hostes et hostesses, prins vivres et autres choses sans payer, rompu huiz, fenestres et deslogé hostes et hostesses de leurs lictz par force, qui est très mal fait.

1480, « ils reperoient souvent ès demourances des filles de joye ». Un jour certains d'entre eux battirent une de ces filles et lui volèrent sa robe. Ce fut l'occasion d'une rixe entre les soudards et des jeunes gens de la ville qui prirent parti pour la victime: un Suisse finit par rester sur le carreau [1]).

Cela n'empêchait pas Louis XI de faire tous ses efforts

(En marge: Notera quilz font de grans dommages en ses rompements de huys et fenestres, et le font ung tatz de paillars après quilz sont yvres.)

Item de leur remonstrer quil y a plusieurs mauvais garsons truchemens qui parlent francoys, qui les induisent à faire plusieurs maulx, lesquelz, silz sont trouvés, qu'on les fera pendre et estrangler, qui est contre le serement qu'ilz font quant ilz partent du pays.

(En marge: Item leur soit dit que comme plusieurs foiz toutes les choses des susdites leur ont esté remonstrées et nen ont rens voulu faire.)

2° Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 19:

Mémoire à Monsieur d'Esneval de parler à Greffin et savoir de lui la manière comment il a fait la monstre des Souyces.

(« Greffin Roze, huissier d'armes de l'ostel du Roy » [1469—1470] a 20 l. t. par mois. Arch. Nat. de France, KK, 62. Au rôle des pensionnaires de Louis XI il est porté pour 200 l. t. [Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 8 v°.])

Item quelz gens il a passé à cheval, car le Roy ny en veult nulz que les capitaines et savoir quans chevaulx il passait aux cappitaines.

Item de scavoir, sil en y a aucuns qui ne soient beaux compaignons et fors ou qui soient trop vielz, sil les fera paier.

Item de scavoir audit Greffin ausquelz il faisoit paier double paie.

Item lui demander la mainière comment il les faisoit venir en ordre.

Item de scavoir quel serment il leur fait faire.

D'après Commynes (éd. Dupont, II, 219) Louis XI réunit 6,000 Suisses au camp de Pont-de-l'Arche, en 1481 « et ce nombre jamais que ceste fois ne les veit ». Il n'en est pas fait mention dans les comptes de Raoul de Hacqueville (Bibl. Nat. portef. Fontanieu, ms. 140—141), ce qui s'explique par ce fait que les Suisses avaient affaire à un trésorier particulier, Jacques Hurault. Pourtant le Trésorier des troupes de M. des Querdes en payait 3 ou 400. (Portef. cité.)

[1]) Lettre de rémission pour Jean Carrière de Rouen d. d'Avril 1481. Arch. Nat. de France, Reg. du Trésor des Chartes, JJ, 209 N° XX.

pour attirer les Suisses en France et pour les engager à s'y fixer. Et il n'y avait pas que des gens de guerre qui au mépris de toutes les défenses se laissassent séduire par le goût des aventures et par l'appât d'une bonne solde[1]; des étudiants suisses fréquentaient constamment les cours de l'Université de Paris[2]. Il faut bien que le courant d'émigration ait été assez considérable car on trouve dans les protocoles des diètes fédérales la trace des inquiétudes que causait le dépeuplement des villes et des campagnes que les jeunes gens abandonnaient pour « courir » s'enrôler au service du roi de France ou ailleurs[3]. Au mois de septembre 1481 Louis XI étendit à tous les Suisses qui s'étaient engagés « aux soldes du roy » des privilèges qu'il avait déjà accordés à certains particuliers de la même nation[4]. Considérant que plusieurs Suisses « à diverses fois se sont mariéz et habituéz dans le Royaume » et afin de « toujours les maintenir, tenir et attraire » au service de la couronne de France, le roi leur octroya la faculté d'acquérir des biens meubles et immeubles et d'en disposer par donation entre vifs, par testament ou autrement sans être assujettis à aucun droit. A cette renonciation de son droit d'aubaine Louis XI ajouta un autre privilége non moins précieux en exemptant les Suisses ou leur veuves, pendant leur viduité, de toutes tailles, impôts, aides et subventions de quelque nature que ce fut[5].

Tous ces paiements de soldes ou de pensions, tous ces dons faits à des particuliers, tout cet argent répandu dans la ligue ne laissaient pas que de peser lourdement sur le trésor royal. Aussi le roi fut-il à maintes reprises obligé de contracter des emprunts pour le paiement des Suisses. Signalons en 1481

---

[1]) Abschiede, III, 94.

[2]) Ibid., 99, 101, 134.

[3]) Ibid., 114 s. Ce mouvement dut être accéléré par la disette qui sévit en Suisse vers cette époque (Berne au roi, 23 janvier 1482, Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 481. — Cf. Absch. III, 129, et Edlibach-Usteri, p. 186).

[4]) Nicolas Stoss, par exemple. V. plus haut.

[5]) Abschiede, III, 695, Beilage 11.

un prêt de 5,000 livres tournois imposé par le roi aux manants et habitants de Lyon [1]).

Quelle que fut la bonne volonté de Louis XI et son désir ardent de ne pas mécontenter ses bons amis des Alliances, l'argent était rare et les réclamations fréquentes. On en a vu de nombreux exemples dans ce qui précède. Au mois d'avril 1482 Henri Matter, de Berne, fut envoyé au roi par Zurich, Berne, Lucerne, Fribourg et Soleure pour le féliciter d'avoir échappé à la maladie, mais aussi pour demander plus de régularité dans le règlement des pensions. Les cantons alléguaient que tous ces retards finissaient par leur coûter fort cher, vu les missions fréquentes qu'il fallait envoyer à Lyon pour réclamer les sommes arriérées. Matter était chargé aussi d'annoncer au roi que les Seigneurs de Berne avaient remis sous les yeux de leurs alliés le projet déjà ancien d'étendre à Monseigneur le Dauphin Charles les bienfaits de l'alliance des Suisses [2]). Remise de diète en diète pendant l'année 1482, cette affaire fut discutée à Baden le 17 février 1483 [3]). Une lettre de Berne à Henri Matter, en date du 3 mars suivant, indique à cet ambassadeur sa ligne de conduite en cette circonstance. Les députés s'étaient montrés favorables en principe au projet qu'on leur avait soumis et désiraient que le roi en envoyât une copie à chaque canton. Il y avait un point cependant dont les députés souhaitaient la modification, celui concernant les capitulations militaires. Les cantons ne voulaient pas prendre à l'égard du Dauphin des engagements semblables à ceux qu'ils avaient envers le présent roi. Ils désiraient se réserver la liberté de ne fournir des hommes

---

[1]) Argenton, 16 décembre. (Arch. Munic. de Lyon, CC, 203, communiqué par M. Vaesen.)

[2]) Instruction à H. Matter, 22 avril 1482, Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 495 v° s. On retrouve le même ambassadeur en France au commencement de l'année suivante. — Berne à Matter le 26 février (mercredi après Saint-Mathieu) et le 12 avril (samedi avant la Miséricorde du Seigneur) 1483 (Ibid. Missiv. allem. E, 134, 144 v°).

[3]) Abschiede, III, 148.

que lorsque cela leur conviendrait[1]. En outre le Dauphin serait tenu de se contenter des mercenaires que les cantons lui enverraient et ne ferait pas appel à des volontaires isolés[2]. Nous savons que Matter accomplit heureusement sa mission. Le roi lui fit un beau présent et répondit par une lettre adressée aux cantons aux observations que l'ambassadeur lui avait présentées[3]. La mort ne permit point à Louis XI de terminer cette négociation.

Il avait mené à bonne fin une affaire plus importante. Le 23 décembre 1482 le traité d'Arras mit fin à la guerre qui depuis tant d'années mettait aux prises Français et Bourguignons. Cet heureux événement causa en Suisse une satisfaction d'autant plus grande que les Confédérés désiraient depuis longtemps la paix. Le traité d'Arras les tirait d'une position fausse, aussi ne ménagèrent-ils point au vieux roi les marques de leur approbation[4].

Louis XI avait achevé sa tâche. En mourant il laissait le pouvoir royal redouté au dedans, respecté au dehors. Au delà du Jura il avait heureusement terminé l'œuvre commencée par son père. La maison d'Autriche n'avait plus rien à craindre de ses anciens ennemis et le vieux monarque avait pu admirer rangés dans la plaine de Pont-de-l'Arche ces fameux bataillons suisses dont il avait si bien su utiliser la vaillance pour terrasser la Bourgogne. Son influence sur les destinées ultérieures de la Suisse fut-elle bonne ou mauvaise? C'est une question qui demeurera éternellement ouverte parce qu'elle est insoluble. Dans la main de ce génie patient et positif les Suisses furent un instrument habilement manié. Le mérite de Louis XI

---

1) Arch. de Berne, Missiv. allem. E, 185 v°, lundi après Oculi.

2) Cf. Abschiede, III, 164.

3) Abschiede, III, 154.

4) Arch. de Lucerne, Allg. Abschiedband, 164, s. l. n. d. (commencement de 1483). Le roi avait annoncé la bonne nouvelle aux cantons par une lettre datée du 26 décembre 1482. (Ibid.)

fut de deviner le parti qu'il pourrait tirer de la bravoure et des aptitudes militaires d'un peuple qui sur les champs de bataille au moins mérita bien cette épithète d'invincible dont son allié de France se plaisait souvent à le décorer.

APPENDICE.

I.

Origin. aux Archives de la famille de Watteville à Berne.

Sculteto et Consilio secreto ville Bernensis.

Illustrissimi Domini ac amici precarissimi, hodie 14ᵗᵃ mensis Julii huc applicuit nuncius certus, quem ad dominaciones vestras mittimus, asserens Imperatorem treugam cum duce Burgundie fecisse; reversusque est ad Coloniam Imperator, nos omnino derelinquens. Per nonnullos etiam secum existentes cerciores facti sumus, quod si armigeri nostri secum fuissent, nunquam rediissent.

Illustrissimi Domini ac amici precarissimi, jam pridem triginta annis transactis, nobis in comitatu Ferreti et ad servicium Imperatori faciendum existentibus (1444), Imperator blandis suis sermonibus nos molliens, viros magnos suos nuncios apud Basiliam transmisit, ut domini confederacionis fedus secum inirent eique ad perdicionem nostram nostrarumque gencium se jungerent, et nisi Deus, sciens hominum corda, advertisset, dolo suo nos nostrosque interemisset. Sed domini ambasciatores ligarum tunc in Basilia existentes fraudemque suam intelligentes et tamquam viri clarissimi omnem viam iniquam odio habentes, ac nos plangentes in tali ac execrabili fraude cecidisse, eum penitus spreverunt fraudemque suam omnino abhorruerunt et nobiscum pacem huc usque duraturam inierunt, quam Deus conservet!

Illustrissimi Domini ac amici precarissimi, dolenter hec vestris dominacionibus referimus, sed nichil vobis occultum ex parte nostra pro posse dimittemus, dominaciones vestras advisando quod usque in extremum diem, si Deus nos substinuerit et beata Maria in quam confidimus, pro deffensione regni amicorumque nostrorum pugnabimus, nichil obmittendo de hiis in quibus tenemur, semper de omnibus dominaciones vestras advisabimus cercioresque Deo curante faciemus. Si dux iste Burgundie venerit Lotharingiam vel in Campaniam, que sunt partes prope fines vestros, rogamus ut cum vestro exercitu nobis sitis in auxilium, et personaliter et cum nostrâ armatâ vobiscum aderimus.

Anglici adhuc non apparuerunt; quidam tamen referunt regem eorum debere descendere. Quidnam horum verum est adhuc certi non sumus.

Hec autem scribere nolumus generali consilio vestro, quod nescimus si ex aliquo esset Imperator de hiis advisatus caperetque super hoc occasionem nos deseruisse, quam sibi dare nolumus. Sumus etiam advisati quod per suos nuncios faciet divulgari treugam neque pacem cum duce Burgundie contraxisse, sed nihilominus omnem suum exercitum dimittet abire, asserens suos eum reliquisse; verum, teste evangelio, non verbis sed operibus credere oportet, et specialiter talibus et consimilia agentibus. Connestabularius noster [St Pol] semper stat in prodicionibus suis, et credimus eum nil aliud expectare nisi ducis Burgundie adventum, ut sibi villam nostram Sancti Quintini infideliter tradat. Altissimus vos conservet. Scriptum in loco de Gaillarboys prope Rothomagum die 17[me] mensis Julii (1475).

(S.) Loys.

II.

Arch. Bern. Latein. Missivenb. A 408 s.

Die letst Instruction.

In Regem instructio parte dominorum Bernensium Reverendo patri domino preposito Lucernensi et Heinrico Spietzer armorum hostiario sub universali et particulari nomine credita.

In primis habebitis Regie Majestati dominos Bernenses qnam humillime conmendatos efficere.

Deinde, exhibitis litteris credentialibus, quod paucos ante dies comes Rotundimontis, a duce ipso Burgundie in patriam suam Waudi veniens, e vestigio Alamanos omnes capi omniaque humana conmertia interdici, ar-

matos dominorum Bernensium trucidari, in carceres proici, aliasque deformitates fyeri procuraverit, pretendens illico adjutorio Basthardi Burgundie, principis Orbe, aliorumque castra dominorum Bernensium intercipere terramque suam dampnis afficere. Illud specialius declarabitis.

Item quod domini Bernenses eas ob res multum fuerint perplexi, ponderata veteri patrie Waudi ipsorumque benevolentia et vicinitate, etiam singularissimo affectu erga comitem Rotundimontis cujus patriam fidelissime ab omni invasione, quanquam idem cum duce Burgundie cum multis aliis nobilibus esset, defensarunt. Non poterant tamen juri naturali non inniti ut vim vi repellerent; quin ymo eas patrias intrarunt et ipsas ditioni sue et aliorum suorum colligatorum ex toto subjecerunt.

Item quod nichilominus inclitam Sabaudie domum ceterosque huic rei non coherentes nullatenus leserint, quanquam multis dampnis incomodisque transitu Lombardorum et aliis mediis fuerint pessundati.

Item quod domini Bernenses per tubicenam Burgundie etc. ducis litteris manu notariorum subsignatis in urbemque Bernensem, in qua oratores dominorum Magne Lige Superioris Alamanie confluxerant, destinatis, certiorati sint treugas inter Regem et ducem Burgundie novennio firmatas, videruntque speciffcationem colligatorum ambarum partium, ex qua sentiunt ducem Austrie ceterosque principes et communitates nove lige, qui tamen Regi ipsi multum alligantur, presertim Austrie dux, nulla in parte comprehensos. Qua ex re ipsi multa tristicia afficiuntur, nec possunt treugis ipsis fidem qualemcumque accomodare, primum quia Rex ipse dominis Bernensibus nichil penitus insinuavit, item quia guerre versus Lothoringie ducem continuo usitantur, postremo quia Rex semper et semper per litteras suas obtulerit se nichil conclusurum dominis Bernensibus non avisatis. Quare et ipsi petunt puram super hiis informationem, maxime ponderato quod domini Bernenses Regem ipsum hiis in rebus summe pensarint et ejus occasione has inimicitias prehenderint, nec umquam voluerint cum Burgundie duce qualitercumque etiam pacisci tametsi id sepius quesitum temptatumque fuerit. Sed percepta hujus rei speciffcatione pensabunt ipsi cum ceteris quid eam in partem factu dignum sit.

Item dicetis lucidissime quod domini de liga incontentissimi sint de predictis, ne solutionis decem mille francorum quos ante anni spatium se habendos credebant; qua ex re orant domini Bernenses quod hujusmodi summa e vestigio absque dilatione solvatur, nam alias multe incomoditates orirentur que gravitates parerent et ingratitudinem comprobare viderentur.

Pariformiter restant et alie solutiones, ut scitis, ubi summopere laborabitis ipsarum solutio ut naciscatur; quod si secus fyeret posset ex hoc error proficisci qui aliis in rebus majoris ponderis impedimenta non mediocria accomodare posset, quod dominis Bernensibus molestissimum foret, nec tamen sua interesset istud relevare.

In hiis agite augendo vel minuendo ut libet et res expostulat, ita ut singula mox expediantur. — Datum sub sigillo Urbis Bernensis XVI° Novembris LXXV°.

Executa coram Sculteto von Scharnachtal, von Wabren Secklmeister und Tchallm (?) in pretorio, post prandium veneris vigilia Martini LXXV°. (10. Nov. 1475).

III.

Staatsarch. Luzern, Missiven von Königen von Frankreich I b. Orig. pap.

Illustrissimi domini amicique nostri precarissimi ac Dei gracia invictissimi, quemadmodum vestris nuper dominacionibus scripsimus, ea que inter vos et oratores nostros novissime agitata extiterunt nobis admodum grata fuere. Qua de causa insequentes pacta et promissa vobiscum per eosdem oratores, peccunias armigerorum vestrorum ad nos destinendorum stipendiis istuc e vestigio transmictere curavimus. Quos cum ad nos pervenerint optime tractare statuimus. Ceterum intelleximus nonnullos se oratores consanguinee nostre de Burgundia asserentes apud vos extitisse, qui, quam plurima, ut consueverunt, minus vera verba seminâsse non erubuerunt, et inter cetera quod in bello nuper acto inter vos et deffunctum Burgundie ducem partes ejusdem ducis contra dominaciones vestras tenebamus eique secreto impendebamus favores, quod nihil minus verum dici poterat. Nam, ut dominaciones vestre satis superque intelligere potuerunt, omnes semper favores quos adversus eum licite impendere potuimus, exhibere totis viribus curavimus. Et ut cumulacius oratores ipsi Burgundie minus vera dixerint, non veriti sunt apud vos asserere nos nullum jus in comitatu Burgundie habere, quanquam litteris appanagii facti per clare memorie Regem Johannem, predecessorem nostrum, duci Philippo ejus quarto filio liquido constet eundem Regem predicto filio ducatum et comitatum Burgundie in apanagium transtulisse; qui tunc ducatus et comitatus de proprio corone Francie patrimonio atque domanio erant. Super quibus et aliis que dicti Burgundi dicere vellent nostri apud vos oratores sufficienter respondere possunt veritatemque liquido ostendere. Quamquam dominaciones vestras tantâ esse constanciâ preditas cognoscimus quod hujusce nec aliis sinistris relacionibus, cum aperte sciant quibus hactenus verbis idem Burgundi uti consueverunt, nullam penitus fidem adhibebunt. Et dum predictus Burgundie comitatus in nostris manibus pacifice reductus fuerit, quod brevi futurum speramus, dominaciones vestre in nos meliorem

Inhaltsverzeichniss.

Seite.

Protokoll der 36. Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Gehalten zu Schwyz den 8. und 9. August 1881 V

Verzeichniss der Mitglieder des Gesellschaftsrathes in der Periode von 1880 bis 1883 XVI

Verzeichniss der Mitglieder der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, auf den 1. Juni 1882 XVII

Statuten der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz XXVII

Die Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den Königen Rudolf und Albrecht. Von Dr. Gerold Meyer von Knonau, Professor in Zürich 1

Bischof Burchard von Basel (1072—1107). Von Dr. Albert Burckhardt, Privatdocent in Basel 57

Utz Eckstein. Von Salomon Vögelin, Professor in Zürich . 91

Die Wasserzeichen der datirten Münstererdrucke als Zeugen für die Aechtheit eines Undatirten. Von Franz Jos. Schiffmann, Bibliothekar in Luzern. (Dazu eine lithographische Tafel) 261

Das zweite Strafgericht in Thusis 1618. Von Christian Kind, Staatsarchivar in Cur 277

Protokoll der 36. Versammlung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

abgehalten in Schwyz am 8. und 9. August 1881.

Erste Sitzung.

Montag den 8. August, Abends nach 6 Uhr, im Gasthof zum Kreuz.

(Anwesend über 50 Mitglieder und Ehrengäste.)

1. Herr Präsident Georg von Wyss eröffnet die Versammlung mit Begrüssung der Anwesenden, insbesondere des Ehrenmitgliedes, Herrn Archivrath Riezler aus Donaueschingen, und stellt die Reihe der zu behandelnden Geschäfte fest.

2. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren:
Karl Brun, in Riesbach (bei Zürich).
Jos. Düring, stud. hist., aus Luzern (in Zürich).
Cam. Favre, in Genf.
Jos. Gisler, bischöfl. Commissar, in Bürglen.
Gottfr. Heer, Pfarrer, in Betschwanden.
Paul Kind, Pfarrer, in Schwanden.
Dr. *Edw. Leupold,* Professor, in Aarau.
Hans von Meiss, in St. Karl (bei Zug).

P. *Gabr. Meyer,* O. S. B., Bibliothekar, in Stift Einsiedeln.
Dr. *Ed. Müller,* Privatdocent, in Bern.
Alb. Rilliet de Candolle, in Genf.
Ferd. Schmid, Pfarrer, in Mörel.
Dr. *Paul Speiser,* Regierungsrath, in Basel.
Wilh. Tobler-Meyer, Kaufmann, in Hottingen (bei Zürich).
Dr. *Jak. Wackernagel,* Professor, in Basel.
Dr. *Rud. Wackernagel,* Staatsarchivar, in Basel.
Dr. *Martin Wanner,* Archivar der Gotthardbahn, in Luzern.

3. Die aus der Mitte des Gesellschaftsrathes bestellte Commission betreffend Revision der Rechnung von 1880 bringt durch Herrn Dr. Wartmann ihren Bericht, und der Antrag auf Verdankung und Genehmigung derselben gegenüber dem Quästor, Herrn Dr. von Liebenau, wird von der Gesellschaft angenommen.

4. Herr Dr. Blösch legt seinen Bericht über den Stand der Bibliothek ab, welcher vom Herrn Präsidenten mit bester Verdankung für die geschehene Mühewaltung erwidert wird.

5. Daran schliessen sich die vom Herrn Präsidenten nach einander beleuchteten und verdankten Specialberichte der Redactoren über die Publicationen der Gesellschaft:

a) Professor Meyer von Knonau verweist auf den schon vor zwei Monaten zur Versendung gelangten Band VI des «Jahrbuches» und legt die vier ersten im Drucke vollendeten Bogen von Bd. VII, für 1882, vor, unter Andeutungen über die voraussichtliche weitere Zusammensetzung desselben.

b) Herr Dr. Wartmann, als Redactor der «Quellen», legt den soeben im Drucke vollendeten Bd. V vor: «Méry de Vic et Padavino. Quelques pages de l'histoire diplomatique des Ligues Suisses et Grises au commencement du XVIIme siècle. Étude historique d'après des documents inédits par Ed. Rott». Weiter berichtet er über die Publication der ersten Abtheilung von

Bd. III (Dr. Baumann's Urkunden von Allerheiligen), sowie über den Fortgang des Druckes der zweiten Abtheilung (Urkunden von Rheinau, Muri). Für Bd. VI ist der Abdruck von vier historiographischen und topographischen Quellenstücken des 15. und 16. Jahrhunderts in Aussicht genommen. Endlich ist es gelungen, für die längst beabsichtigte Edition der Zürcher Chroniken eine befähigte jüngere wissenschaftliche Kraft zu gewinnen.

c) Herr Dompropst Fiala referirt über den ungestörten Fortschritt der Publication des « Anzeigers ». Mit dem zwölften Jahrgang, von 1881, wird Bd. III seinen Abschluss finden.

6. Herr Archivrath Riezler empfiehlt den schweizerischen Geschichtforschern, insbesondere den Archiv- und Bibliothekvorständen, die für die Monumenta Germaniæ Historica durch seinen Collegen, das Ehrenmitglied der Gesellschaft, Herrn Dr. Baumann, übernommene Edition der Todtenbücher aus dem zum alten schwäbischen Herzogthum zählenden Theile der Schweiz.

7. Herr Bibliothekar Schiffmann legt der Gesellschaft eine von ihm für die Luzerner Bibliothek erworbene Weltchronik, mit Einträgen schweizergeschichtlichen Inhalts bis 1426, vor, welche er als die älteste Luzerner Chronik bezeichnet und für Jugendarbeit Fründ's erklären zu können glaubt.

8. Herr Dr. Rott berichtet in französischer Sprache über die im Auftrage des Bundesrathes von ihm übernommene Arbeit für Erforschung des Materiales zur Kenntniss der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Schweiz.

9. Herr Professor Hidber spricht über eine Urkunde betreffend eine heitere Gesellschaft in Schwyz, 1612.

10. Nachdem Herr Professor Le Fort die Gesellschaft zur Abhaltung der Jahresversammlung von 1882 nach Genf eingeladen, wird die nähere Feststellung dem Gesellschaftsrathe übertragen.

Jahrbuch

für

Schweizerische Geschichte

herausgegeben

auf Veranstaltung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft

der

Schweiz.

Siebenter Band.

Zürich.

S. Höhr.

1882.

Inhaltsverzeichniss.

Seite.

Protokoll der 36. Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Gehalten zu Schwyz den 8. und 9. August 1881 V

Verzeichniss der Mitglieder des Gesellschaftsrathes in der Periode von 1880 bis 1883 XVI

Verzeichniss der Mitglieder der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, auf den 1. Juni 1882 XVII

Statuten der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz XXVII

Die Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den Königen Rudolf und Albrecht. Von Dr. Gerold Meyer von Knonau, Professor in Zürich 1

Bischof Burchard von Basel (1072—1107). Von Dr. Albert Burckhardt, Privatdocent in Basel 57

Utz Eckstein. Von Salomon Vögelin, Professor in Zürich . 91

Die Wasserzeichen der datirten Münstererdrucke als Zeugen für die Aechtheit eines Undatirten. Von Franz Jos. Schiffmann, Bibliothekar in Luzern. (Dazu eine lithographische Tafel) 261

Das zweite Strafgericht in Thusis 1618. Von Christian Kind, Staatsarchivar in Cur 277

Protokoll der 36. Versammlung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

abgehalten in Schwyz am 8. und 9. August 1881.

Erste Sitzung.

Montag den 8. August, Abends nach 6 Uhr, im Gasthof zum Kreuz.

(Anwesend über 50 Mitglieder und Ehrengäste.)

1. Herr Präsident Georg von Wyss eröffnet die Versammlung mit Begrüssung der Anwesenden, insbesondere des Ehrenmitgliedes, Herrn Archivrath Riezler aus Donaueschingen, und stellt die Reihe der zu behandelnden Geschäfte fest.

2. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Karl Brun, in Riesbach (bei Zürich).
Jos. Düring, stud. hist., aus Luzern (in Zürich).
Cam. Favre, in Genf.
Jos. Gisler, bischöfl. Commissar, in Bürglen.
Gottfr. Heer, Pfarrer, in Betschwanden.
Paul Kind, Pfarrer, in Schwanden.
Dr. *Edw. Leupold,* Professor, in Aarau.
Hans von Meiss, in St. Karl (bei Zug).

P. *Gabr. Meyer,* O. S. B., Bibliothekar, in Stift Einsiedeln.
Dr. *Ed. Müller,* Privatdocent, in Bern.
Alb. Rilliet de Candolle, in Genf.
Ferd. Schmid, Pfarrer, in Mörel.
Dr. *Paul Speiser,* Regierungsrath, in Basel.
Wilh. Tobler-Meyer, Kaufmann, in Hottingen (bei Zürich).
Dr. *Jak. Wackernagel,* Professor, in Basel.
Dr. *Rud. Wackernagel,* Staatsarchivar, in Basel.
Dr. *Martin Wanner,* Archivar der Gotthardbahn, in Luzern.

3. Die aus der Mitte des Gesellschaftsrathes bestellte Commission betreffend Revision der Rechnung von 1880 bringt durch Herrn Dr. Wartmann ihren Bericht, und der Antrag auf Verdankung und Genehmigung derselben gegenüber dem Quästor, Herrn Dr. von Liebenau, wird von der Gesellschaft angenommen.

4. Herr Dr. Blösch legt seinen Bericht über den Stand der Bibliothek ab, welcher vom Herrn Präsidenten mit bester Verdankung für die geschehene Mühewaltung erwidert wird.

5. Daran schliessen sich die vom Herrn Präsidenten nach einander beleuchteten und verdankten Specialberichte der Redactoren über die Publicationen der Gesellschaft:

a) Professor Meyer von Knonau verweist auf den schon vor zwei Monaten zur Versendung gelangten Band VI des «Jahrbuches» und legt die vier ersten im Drucke vollendeten Bogen von Bd. VII, für 1882, vor, unter Andeutungen über die voraussichtliche weitere Zusammensetzung desselben.

b) Herr Dr. Wartmann, als Redactor der «Quellen», legt den soeben im Drucke vollendeten Bd. V vor: «Méry de Vic et Padavino. Quelques pages de l'histoire diplomatique des Ligues Suisses et Grises au commencement du XVIIme siècle. Étude historique d'après des documents inédits par Ed. Rott». Weiter berichtet er über die Publication der ersten Abtheilung von-

Bd. III (Dr. Baumann's Urkunden von Allerheiligen), sowie über den Fortgang des Druckes der zweiten Abtheilung (Urkunden von Rheinau, Muri). Für Bd. VI ist der Abdruck von vier historiographischen und topographischen Quellenstücken des 15. und 16. Jahrhunderts in Aussicht genommen. Endlich ist es gelungen, für die längst beabsichtigte Edition der Zürcher Chroniken eine befähigte jüngere wissenschaftliche Kraft zu gewinnen.

c) Herr Dompropst Fiala referirt über den ungestörten Fortschritt der Publication des «Anzeigers». Mit dem zwölften Jahrgang, von 1881, wird Bd. III seinen Abschluss finden.

6. Herr Archivrath Riezler empfiehlt den schweizerischen Geschichtforschern, insbesondere den Archiv- und Bibliothekvorständen, die für die Monumenta Germaniæ Historica durch seinen Collegen, das Ehrenmitglied der Gesellschaft, Herrn Dr. Baumann, übernommene Edition der Todtenbücher aus dem zum alten schwäbischen Herzogthum zählenden Theile der Schweiz.

7. Herr Bibliothekar Schiffmann legt der Gesellschaft eine von ihm für die Luzerner Bibliothek erworbene Weltchronik, mit Einträgen schweizergeschichtlichen Inhalts bis 1426, vor, welche er als die älteste Luzerner Chronik bezeichnet und für Jugendarbeit Fründ's erklären zu können glaubt.

8. Herr Dr. Rott berichtet in französischer Sprache über die im Auftrage des Bundesrathes von ihm übernommene Arbeit für Erforschung des Materiales zur Kenntniss der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Schweiz.

9. Herr Professor Hidber spricht über eine Urkunde betreffend eine heitere Gesellschaft in Schwyz, 1612.

10. Nachdem Herr Professor Le Fort die Gesellschaft zur Abhaltung der Jahresversammlung von 1882 nach Genf eingeladen, wird die nähere Feststellung dem Gesellschaftsrathe übertragen.

Bei dem sich anschliessenden Banket begrüsst Herr Alt-Landammann Styger im Namen des historischen Kantonalvereins von Schwyz die Versammlung in herzlichen Worten, welche der Herr Präsident Georg von Wyss erwidert.

Zweite Sitzung.

Dinstag den 9. August, Vormittags 9 Uhr, im Rathhaussaale [1]).

1. Herr Präsident Georg von Wyss entwirft in seiner Eröffnungsrede zuerst ein gedrängtes Bild der an der erinnerungsreichen Stätte der heutigen Versammlung geschehenen Entstehung der Eidgenossenschaft aus dem Kampfe für das Recht und Gesetz, und er gedenkt ferner dessen, dass vor achtzig Jahren wieder von Schwyz aus gegenüber fremder Gewalt der Gedanke schweizerischer Unabhängigkeit betont wurde. Dann schildert er die Arbeit auf schweizerisch-geschichtlichem Boden, seit er — 1877 — die letzte derartige Uebersicht gegeben, und erneuert das ehrenvolle Andenken geschiedener Pfleger historischer Studien, voran der Zürcher Dr. *Ferdinand Keller* und Professor *Sal. Vögelin*, dann des Archivars Dr. *Karl Brunner* in Aarau, des Ständeraths *Karl Stehlin* in Basel, des Genfers *Adrien Naville.* Weiter starben das Tessiner-Mitglied Canonicus *Sacchi* und in Washington das Ehrenmitglied *G. A. Matile.* Die für historische Arbeit sich interessirenden Kreise büssten ausserdem noch, ohne dass diese Männer Mitglieder unserer Gesellschaft waren, Stiftsarchivar *Eugen von Gonzenbach* in St. Gallen, P. *Laurent. Burgener* in Sitten, Dr. *Abraham Roth* in Basel, Bezirksschullehrer *Jos. Näf* in Muri ein.

2. Der freundliche telegraphische Gruss der in Aarau tagenden naturforschenden Gesellschaft der Schweiz wird in entsprechender Weise beantwortet.

---

[1]) Herr Alt-Landammann *Styger*, als Vorstand des Archives, hatte die Vorhalle des Saales mit den wichtigsten geschichtlichen Urkunden und den alten Pannern in sinnigster und anregendster Weise geschmückt.

3. Es folgen die angekündigten Vorträge:

a) Herr Professor *Rohrer* in Luzern: Zur ältesten Geschichte Luzern's.

b) Professor *Meyer von Knonau* in Zürich: Die hervorragende Bedeutung des Landes Schwyz für die Bildung der Eidgenossenschaft, unter Vorweisung und Erläuterung der wichtigsten Freiheits- und Bündnissbriefe des Landesarchives.

c) Herr Dr. *A. Bernoulli* in Basel: Die verlorene Schwyzer Chronik (im Anschlusse an die Discussion überreichte Herr *Galiffe* in Genf für die Bibliothek des kantonalen historischen Vereins die in seinem Besitze befindliche Handschrift des Tractates «Vom Herkommen der Schwyzer»).

d) Herr Kanzleidirector *Kälin* in Schwyz: Zur Charakteristik der zürcherischen und bernerischen Politik im Toggenburger Kriege.

Das sehr belebte Mahl im Gasthof zum Rössli brachte u. a. das in der Beilage folgende von dem Kritiker Fründ's, Herrn Dr. A. Bernoulli, geschaffene launige Gedicht. Zu frühe führte die Post zahlreiche Theilnehmer davon, von denen allerdings eine Anzahl die gewonnenen Eindrücke in schönster Weise in sich fortsetzte, indem sie, von dem Gaste der Gesellschaft, Herrn Maler *Stückelberg,* eingeladen, in der neuen Tellscappelle die schon weit gediehenen Gemälde aufsuchte, dadurch den Beweis dafür liefernd, dass auch die Anhänger kritischer Forschung das nunmehr über vier Jahrhunderte betragende Alter der Vulgärauffassung zu ehren verstehen.

Disz ist die vorrede der coronica, so man nempt Die gemeine Schwyterchronik.

Fúrsichtig, streng und gnedig hern
von allen orten nah und fern,
vilwisen, wolgelerten!
Den gesten, die man eren muosz,
Hans Frúnd entbietet sinen gruosz,
begert, dasz sy in hoerten!

Mich freut, das ich vernommen han,
dasz ir pflegt alle nachzegan
den altvergangnen gschichten.
Ouch ich bin gsessen dran mit flisz,
dem lande Schwytz ze er und prisz
ein chronica ze tichten.

Wie froemde lút mit wib und kind
us verrem land gekommen sind,
ze Schwytz ze han ir wesen;
wie Schwyter Scheygen úberwand
und sinen namen gab dem land,
stat in mim buoch ze lesen.

Sy rútetent den vinstren wald;
ouch úber berg sy zugent bald
und hulfent tapfer striten
dem Heilgen Rich in siner not:
des fuerent sy ein paner rot
noch ietzt bi disen ziten.

Do sy in friden leptent lang,
von voegten littents úbertrang;
Stouffachern hets verdrossen:
im Rútli stift er einen bund,
darus die Eidgnosschaft erstuond,
die allen wol erschossen.

Disz alles und vil wunders mer
han zuo des landes nutz und er
ich in min buoch getragen.
Doch ir sid gar gestrenge hern:
ir luogt durch scharpfe brillen gern;
des muosz ich schier verzagen.

Argwenisch dunket úch und schief,
was nit gesterckct ist durch brief
mit siglen wol behangen.
Wie mag min arm coronica
bestan vor solcher critica?
Gar gruslich mir will bangen!

Darumb han ich min buoch zehand
versteckt, verschickt in verre land:
gond, suochet, ob irs findet!
Und wo irs ie gefunden hand,
so bitt ich: leset mit verstand,
was úch die schrift verkúndet!

Was ich in einfalt gschriben han,
das sol ietweder recht verstan
und sol mit mir nit striten.
Darumb so ist min letztes wort:
Hoch lebe Schwytz, das loblich ort,
ietzt und ze allen ziten!

Inhaltsverzeichniss.

Seite.

Protokoll der 36. Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Gehalten zu Schwyz den 8. und 9. August 1881 V

Verzeichniss der Mitglieder des Gesellschaftsrathes in der Periode von 1880 bis 1883 XVI

Verzeichniss der Mitglieder der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, auf den 1. Juni 1882 XVII

Statuten der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz XXVII

Die Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den Königen Rudolf und Albrecht. Von Dr. Gerold Meyer von Knonau, Professor in Zürich 1

Bischof Burchard von Basel (1072—1107). Von Dr. Albert Burckhardt, Privatdocent in Basel 57

Utz Eckstein. Von Salomon Vögelin, Professor in Zürich . 91

Die Wasserzeichen der datirten Münstererdrucke als Zeugen für die Aechtheit eines Undatirten. Von Franz Jos. Schiffmann, Bibliothekar in Luzern. (Dazu eine lithographische Tafel) 261

Das zweite Strafgericht in Thusis 1618. Von Christian Kind, Staatsarchivar in Cur 277

Inhaltsverzeichniss.

Seite.

Protokoll der 36. Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Gehalten zu Schwyz den 8. und 9. August 1881 V

Verzeichniss der Mitglieder des Gesellschaftsrathes in der Periode von 1880 bis 1883 XVI

Verzeichniss der Mitglieder der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, auf den 1. Juni 1882 XVII

Statuten der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz XXVII

Die Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den Königen Rudolf und Albrecht. Von Dr. Gerold Meyer von Knonau, Professor in Zürich 1

Bischof Burchard von Basel (1072—1107). Von Dr. Albert Burckhardt, Privatdocent in Basel 57

Utz Eckstein. Von Salomon Vögelin, Professor in Zürich . 91

Die Wasserzeichen der datirten Münstererdrucke als Zeugen für die Aechtheit eines Undatirten. Von Franz Jos. Schiffmann, Bibliothekar in Luzern. (Dazu eine lithographische Tafel) 261

Das zweite Strafgericht in Thusis 1618. Von Christian Kind, Staatsarchivar in Cur 277

Protokoll der 36. Versammlung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

abgehalten in Schwyz am 8. und 9. August 1881.

Erste Sitzung.

Montag den 8. August, Abends nach 6 Uhr, im Gasthof zum Kreuz.

(Anwesend über 50 Mitglieder und Ehrengäste.)

1. Herr Präsident Georg von Wyss eröffnet die Versammlung mit Begrüssung der Anwesenden, insbesondere des Ehrenmitgliedes, Herrn Archivrath Riezler aus Donaueschingen, und stellt die Reihe der zu behandelnden Geschäfte fest.

2. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Karl Brun, in Riesbach (bei Zürich).
Jos. Düring, stud. hist., aus Luzern (in Zürich).
Cam. Favre, in Genf.
Jos. Gisler, bischöfl. Commissar, in Bürglen.
Gottfr. Heer, Pfarrer, in Betschwanden.
Paul Kind, Pfarrer, in Schwanden.
Dr. *Edw. Leupold,* Professor, in Aarau.
Hans von Meiss, in St. Karl (bei Zug).

P. *Gabr. Meyer,* O. S. B., Bibliothekar, in Stift Einsiedeln.
Dr. *Ed. Müller,* Privatdocent, in Bern.
Alb. Rilliet de Candolle, in Genf.
Ferd. Schmid, Pfarrer, in Mörel.
Dr. *Paul Speiser,* Regierungsrath, in Basel.
Wilh. Tobler-Meyer, Kaufmann, in Hottingen (bei Zürich).
Dr. *Jak. Wackernagel,* Professor, in Basel.
Dr. *Rud. Wackernagel,* Staatsarchivar, in Basel.
Dr. *Martin Wanner,* Archivar der Gotthardbahn, in Luzern.

3. Die aus der Mitte des Gesellschaftsrathes bestellte Commission betreffend Revision der Rechnung von 1880 bringt durch Herrn Dr. Wartmann ihren Bericht, und der Antrag auf Verdankung und Genehmigung derselben gegenüber dem Quästor, Herrn Dr. von Liebenau, wird von der Gesellschaft angenommen.

4. Herr Dr. Blösch legt seinen Bericht über den Stand der Bibliothek ab, welcher vom Herrn Präsidenten mit bester Verdankung für die geschehene Mühewaltung erwidert wird.

5. Daran schliessen sich die vom Herrn Präsidenten nach einander beleuchteten und verdankten Specialberichte der Redactoren über die Publicationen der Gesellschaft:

a) Professor Meyer von Knonau verweist auf den schon vor zwei Monaten zur Versendung gelangten Band VI des «Jahrbuches» und legt die vier ersten im Drucke vollendeten Bogen von Bd. VII, für 1882, vor, unter Andeutungen über die voraussichtliche weitere Zusammensetzung desselben.

b) Herr Dr. Wartmann, als Redactor der «Quellen», legt den soeben im Drucke vollendeten Bd. V vor: «Méry de Vic et Padavino. Quelques pages de l'histoire diplomatique des Ligues Suisses et Grises au commencement du XVIIme siècle. Étude historique d'après des documents inédits par Ed. Rott». Weiter berichtet er über die Publication der ersten Abtheilung von

Bd. III (Dr. Baumann's Urkunden von Allerheiligen), sowie über den Fortgang des Druckes der zweiten Abtheilung (Urkunden von Rheinau, Muri). Für Bd. VI ist der Abdruck von vier historiographischen und topographischen Quellenstücken des 15. und 16. Jahrhunderts in Aussicht genommen. Endlich ist es gelungen, für die längst beabsichtigte Edition der Zürcher Chroniken eine befähigte jüngere wissenschaftliche Kraft zu gewinnen.

c) Herr Dompropst Fiala referirt über den ungestörten Fortschritt der Publication des « Anzeigers ». Mit dem zwölften Jahrgang, von 1881, wird Bd. III seinen Abschluss finden.

6. Herr Archivrath Riezler empfiehlt den schweizerischen Geschichtforschern, insbesondere den Archiv- und Bibliothekvorständen, die für die Monumenta Germaniæ Historica durch seinen Collegen, das Ehrenmitglied der Gesellschaft, Herrn Dr. Baumann, übernommene Edition der Todtenbücher aus dem zum alten schwäbischen Herzogthum zählenden Theile der Schweiz.

7. Herr Bibliothekar Schiffmann legt der Gesellschaft eine von ihm für die Luzerner Bibliothek erworbene Weltchronik, mit Einträgen schweizergeschichtlichen Inhalts bis 1426, vor, welche er als die älteste Luzerner Chronik bezeichnet und für Jugendarbeit Fründ's erklären zu können glaubt.

8. Herr Dr. Rott berichtet in französischer Sprache über die im Auftrage des Bundesrathes von ihm übernommene Arbeit für Erforschung des Materiales zur Kenntniss der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Schweiz.

9. Herr Professor Hidber spricht über eine Urkunde betreffend eine heitere Gesellschaft in Schwyz, 1612.

10. Nachdem Herr Professor Le Fort die Gesellschaft zur Abhaltung der Jahresversammlung von 1882 nach Genf eingeladen, wird die nähere Feststellung dem Gesellschaftsrathe übertragen.

Kanton Schwyz.

Bommer, Ant. Dom., Professor, in Schwyz.
Kälin, J. B., Kanzleidirector, in Schwyz.
Meyer, P. *Gabr.*, O. S. B., Bibliothekar, in Stift Einsideln.
Styger, Karl, Alt-Landammann, in Schwyz.
Waser, Maurus, Seminarlehrer, in Schwyz.
von Weber, Xaver, Secretär der Staatskanzlei, in Schwyz. 6

Kanton Unterwalden.

von Deschwanden, Karl, Fürsprech, in Stans.
Durrer, Robert, Landammann und Nationalrath, in Stans.
Gottwald, P. *Benedict*, O. S. B., Bibliothekar, in Engelberg.
Kiem, P. *Martin*, O. S. B., Decan, in Muri-Gries (Tirol).
von Matt, Joh., Gemeindspräsident, in Stans.
Wyrsch, Jak., Med. Dr., in Buochs. 6

Kanton Zug.

von Meiss, Hans, in St. Karl bei Zug. 1

Kanton Glarus.

Dinner, Frid., Dr. jur., in Glarus.
Heer, Gottfr., Pfarrer, in Betschwanden.
Kind, Paul, Pfarrer, in Schwanden.
Mayer, G., Pfarrer, in Oberurnen. 4

Kanton Freiburg.

Gremaud, Abbé *Joseph*, Professor, in Freiburg.
Rädle, P. *Nikolaus*, Franciscaner, in Freiburg.
Schneuwly, Jos., Archivar, in Freiburg. 3

Kanton Solothurn.

Amiet, Jakob, Fürsprech, in Solothurn.
Amiet, Joseph Ignaz, Staatsschreiber, in Solothurn.
Bally, Otto, v. Schönenwerd, in Säckingen (Grosshzgth. Baden).
Businger, Kasp. Luk., Regens, in Solothurn.
Cartier, Robert, Pfarrer, in Oberbuchsiten.
Dietschy, Peter, Redactor, in Olten.
Egloff, Professor, in Solothurn.
Fiala, Friedrich, Dompropst, in Solothurn.
Frölicher, Otto, in Solothurn.
Glutz-Blotzheim, Ludwig, Major, in Solothurn.
Hartmann, Alfred, in Solothurn.
Kaiser, V., Dr. phil., Professor, in Solothurn.
von Sury-von Bussy, Gast., in Solothurn.
von Sury-von Bussy, J., Stadtammann, in Solothurn.
von Wallier-von Wendelstorf, Rudolf, in Solothurn.
Zetter, Franz Ant., Gemeinderath, in Solothurn. 16

Kanton Basel.

Bernoulli-Burckhardt, August, Dr. phil.
Birmann, M., Ständerath, in Liestal.
Boos, H., Dr. phil., Privatdocent.
Burckhardt, Achilles, Dr. phil.
Burckhardt, Albert, Dr. jur.
Burckhardt, Jakob, Dr. phil., Professor.
Burckhardt, Karl Felix, Dr. jur., Altbürgermeister.
Burckhardt-Burckhardt, Karl, Dr. jur., Regierungsrath.
Burckhardt-Piguet, Theophil.
Cherbuin, Friedr., Rector.
Ehinger, Ludw., Dr. jur.
Erismann, Oskar, Anwalt der Centralbahn.
Frei-Kloss, Emil, Oberst und Nationalrath.
Frey, Hans, Dr. phil.

Fürstenberger, Albert.
Gelzer, Heinrich, senior, Dr. phil., Professor.
Heusler, Andreas, Dr. jur., Professor.
Heusler, Aug., Dr. jur., Untersuchungsrichter.
His-Heusler, Eduard, Dr. phil.
Liechtenhan, Rudolf, Dr. jur.
Merian, J. J., Professor.
Merian, Peter, Dr. phil., Professor, alt Rathsherr.
Merian-Bischoff, Samuel.
Riggenbach-Iselin, A.
Riggenbach, Joh., Professor.
Sarasin, Adolf, Pfarrer.
Sieber, Ludw., Dr. phil., Universitätsbibliothekar.
Speiser, Dr. *Paul,* Regierungsrath.
Steffensen, Karl, Dr. phil., Professor.
Stockmeyer, Immanuel, Antistes.
Thommen, Rud., cand. phil., in Wien.
Vischer-Merian, Karl, alt Rathsherr.
Vischer, Wilhelm, Dr. phil., Professor.
Wackernagel, Dr. *Jak.,* Professor.
Wackernagel, Dr. *Rud.,* Staatsarchivar.
Wieland, Karl, Dr. jur., alt Rathsherr. 36

Kanton Schaffhausen.

Bohrer, katholischer Pfarrer, in Schaffhausen.
Henking, Dr. *Karl,* in Schaffhausen.
Mezger, J. J., Professor und Antistes, in Schaffhausen. 3

Kanton Appenzell.

Roth, Dr. *A.,* eidgen. Gesandter, in Berlin.
Rusch, J. B. E., Dr. jur., in Appenzell. 2

Kanton St. Gallen.

Aepli, O., Dr. jur., Nationalrath, in St. Gallen.
Amrein, K. C., Professor, in St. Gallen.
Dierauer, Joh., Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Götzinger, Ernst, Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Näf, August, Präsident des Verwaltungsrathes, in St. Gallen.
Rickenmann, Xaver, Präsident, in Rapperswil.
Wartmann, Hermann, Dr. phil., Secretär des kaufmännischen Directoriums, in St. Gallen. 7

Kanton Graubünden.

Kind, Chr., Staatsarchivar, in Cur.
von Salis-Marschlins, Ulysses, Hauptmann, in Marschlins.
Tuor, Ch., bischöflicher Archivar, in Cur. 3

Kanton Aargau.

Fricker, Barthol., Lehrer, in Baden.
Keller, J., Seminarlehrer, in Aarau.
Leupold, Dr. *Edw.,* Professor, in Aarau.
Münch, A., Nationalrath, in Rheinfelden.
Schmidt-Hagnauer, *Gustav,* Verwaltungsrath, in Aarau.
Schröter, C., Chorherr und Pfarrer, in Rheinfelden. 6

Kanton Thurgau.

Pupikofer, Johann Adam, Dr. phil., Archivar, in Frauenfeld. 1

Kanton Tessin.

Motta, Emilio, Ingenieur, in Locarno. 1

Kanton Waadt.

Carrard, Henri, Professor, in Lausanne.
Céresole, Victor, eidgen. Consul, in Venedig.
de Charrière, Godefr., eidg. Stabsmajor, in Senarclens b. Cossonay.
Duperrex, Professor, in Lausanne.
Favey, G., Staatsanwalt, in Lausanne.
Favrod-Coune, in Lausanne.
Forel, François, alt Gerichtspräsident, in Morges.
Huc-Mazelet, Auguste, in Morges.
de Mandrot, Bern., ancien élève de l'Ecole des Chartes, in Paris (64, Avenue Montaigne).
de Montet, Alb., in Vevey.
Morel, J., Bundesgerichtspräsident, in Lausanne.
von Muralt, Dr. *Eduard,* Professor, in Lausanne.
Rivier, Alphons, Professor, in Brüssel.
Secretan, Eug., in Lausanne. 14

Kanton Wallis.

Schmid, Ferd., Pfarrer, in Mörel. 1

Kanton Neuenburg.

Berthoud, Fritz, in Fleurier.
Cuche, Jules, Advocat, in La Chauxdefonds.
Daguet, Alexandre, Professor, in Neuenburg.
de Mandrot, eidgen. Oberst, in Cormondrèche.
de Pury, Edouard, in Neuenburg.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris (24, Rue Sinset, Passy). 6

Kanton Genf.

de Budé, Eugène, in Genf.
Claparède, Théod., alt Pfarrer, in Genf.
Duby, alt Pfarrer, in Genf.
Dufour, Théoph., Director d. Kant. Arch., in Genf.
Favre, Camille, in Genf.
Favre, *Edouard*, Dr. phil., in Genf.
Galiffe, Jean Barthélemy Gaifre, Dr. jur., in Genf.
Gautier, Ad., Ingenieur, in Genf.
Kohler, Charles, Archiviste-paléographe, in Paris.
Le Fort, Charles, gew. Professor, in Genf.
Morel, Charles, Professor, in Genf.
Revilliod, G., in Genf.
Rilliet de Candolle, Alb., in Genf.
Roget, Amédée, Professor, in Genf.
Vaucher, Pierre, Professor, in Genf.
Vuy, Jules, alt Präsident des Cassationshofes, in Genf. 16

221

Ehrenmitglieder.

	Jahr der Aufnahme
Baumann, Ludw., Archivregistrator, in Donaueschingen	1878
Bianchi, Nicom., Sovrintendente degli archivi di stato, in Turin	1878
Bordier, Henri, Bibliothécaire honoraire au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale, in Paris	1850
Dümmler, Ernst, Professor, in Halle	1875
von Liliencron, Freiherr *R.,* Klosterpropst, in Schleswig	1875
Monod, G., Directeur adjoint à l'École des hautes études in Paris	1875
von Ranke, Leopold, Mitglied der Akademie, in Berlin	1850
Riezler, Sigm. Otto, Archivrath, in Donaueschingen	1878
Roth von Schreckenstein, Freiherr *K. H.,* Landesarchiv-Director, in Karlsruhe	1867
Schmidt, Karl, Professor, in Strassburg	1866
Schönherr, David, Archivar, in Innsbruck	1867
Sickel, Theodor, Professor, in Wien	1863
Waitz, Georg, Geheimer Regierungsrath, in Berlin	1863

Statuten

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz.

(Beschlossen am 28. September 1874.)

I.

Zweck und Bestand der Gesellschaft.

§ 1. Die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz hat die Bestimmung, als Verein der Freunde der vaterländischen Geschichte und als Band der ihr sich widmenden Kantonalgesellschaften, die Geschichte der Schweiz durch Arbeiten zu fördern, zu denen es des allgemeinen Zusammenwirkens bedarf.

§ 2. Die Mitglieder der kantonalen geschichtforschenden und antiquarischen Gesellschaften bedürfen zur Aufnahme in die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft keiner Wahl, sondern werden von Rechts wegen Mitglieder derselben, sobald sie es wünschen. Andere Geschichtsfreunde werden nach vorläufiger Meldung bei dem Präsidenten durch Abstimmung in die Gesellschaft aufgenommen.

§ 3. Auswärtige Gelehrte und Freunde der Geschichte können als Ehrenmitglieder oder als correspondirende Mitglieder aufgenommen werden.

Ehrenmitglieder ernennt die Gesellschaft auf motivirten Antrag des Gesellschaftsrathes; correspondirende Mitglieder ernennt Letzterer von sich aus.

§ 4. Die Mitglieder der Gesellschaft bezahlen einen Jahresbeitrag von 10 Franken. Dagegen erhalten sie die von der Gesellschaft herauszugebende Jahresschrift (§ 9), sowie den Anzeiger für schweizerische Geschichte unentgeltlich.

Wer den Jahresbeitrag nicht entrichtet, wird als aus der Gesellschaft ausgetreten betrachtet.

§ 5. Mitglieder, welche sich zur Leistung eines weitern freiwilligen Beitrages von 10 Franken verpflichten, sind zum unentgeltlichen Bezuge sämmtlicher Publicationen der Gesellschaft berechtigt.

§ 6. Mit den kantonalen historischen und antiquarischen Vereinen steht die Gesellschaft durch ihren geschäftsleitenden Ausschuss in Verbindung. Die Präsidenten der Vereine werden als die Correspondenten für die allgemeine Gesellschaft betrachtet.

§ 7. Die Versammlung der Gesellschaft findet alljährlich an einem von ihr zu bestimmenden Orte statt und dauert zwei Tage, so dass der erste Tag für Geschäfte, der zweite vorzugsweise für wissenschaftliche Belehrung durch Vorträge oder durch Besuch historisch wichtiger Stätten oder Sammlungen verwendet werden kann.

II.

Leitung der Arbeiten.

§ 8. Zur Leitung ihrer Arbeiten bestellt die Gesellschaft auf die Dauer von je drei Jahren durch geheimes absolutes Stimmenmehr einen Gesellschaftsrath, bestehend aus dem Präsidenten, dem Quästor, dem Secretär, dem Archivar der Gesellschaft und sieben weitern Mitgliedern.

Der Präsident wird von der Gesellschaft, der Quästor, der Archivar und der Secretär werden vom Gesellschaftsrath gewählt.

Der Präsident und der Secretär sollen an dem nämlichen Orte ihren Wohnsitz haben.

§ 9. Der Gesellschaftsrath hat die Arbeiten der Gesellschaft anzuordnen und zu überwachen. Ihm liegt sowohl die Herausgabe der regelmässigen Jahresschrift (§ 4), als aller übrigen Gesellschaftspublicationen ob. Ihm steht die Ratification aller mit den Verfassern oder Bearbeitern, mit den Druckern oder Verlegern der Publicationen abzuschliessenden Verträge zu.

§ 10. Zu Durchführung seiner Aufgabe gliedert sich der Gesellschaftsrath nach Bedürfniss in Commissionen, welche die Arbeiten vorbereiten und die erforderlichen Redactions-, Druck- oder Verlagsverträge unter Vorbehalt seiner Ratification abschliessen.

§ 11. Dem Gesellschaftsrathe kömmt die Vertretung der Gesellschaft gegenüber denjenigen Behörden zu, welche ihre Arbeiten durch Geldbeiträge unterstützen.

Er erstattet denselben Namens der Gesellschaft, sowie auch dieser selbst alljährlich Bericht über seine Thätigkeit.

Er übt die ihm nach § 3 zustehenden Befugnisse aus.

Er begutachtet zu Handen der Gesellschaft die von dem Quästor zu stellende Jahresrechnung*).

§ 12. Der Gesellschaftsrath und seine Commissionen versammeln sich nach Bedürfniss. Jedenfalls tritt der Gesellschaftsrath vor der Jahresversammlung der Gesellschaft zur Abfassung seines Jahresberichtes und Begutachtung der Jahresrechnung zusammen.

---

*) Vgl. Jahrbuch, Bd. III p. VI, die Interpretation dieses § 11, Lemma 4, durch die Gesellschafts-Versammlung zu Basel, 1877: „Der Abschluss der Rechnung findet je auf Ende des betreffenden Jahres statt; darauf wird nach Abschluss die Rechnung vom Gesellschaftsrathe geprüft und abgenommen, worauf die nächstfolgende Jahresversammlung der Gesellschaft durch den Gesellschaftsrath, resp. zu bestellende Revisoren aus demselben, die Rechenschaft über die Rechnung des abgelaufenen Jahres empfängt“.

Kanton Waadt.

Carrard, Henri, Professor, in Lausanne.
Céresole, Victor, eidgen. Consul, in Venedig.
de Charrière, Godefr., eidg. Stabsmajor, in Senarclens b. Cossonay.
Duperrex, Professor, in Lausanne.
Favey, G., Staatsanwalt, in Lausanne.
Favrod-Coune, in Lausanne.
Forel, François, alt Gerichtspräsident, in Morges.
Huc-Mazelet, Auguste, in Morges.
de Mandrot, Bern., ancien élève de l'Ecole des Chartes, in Paris (64, Avenue Montaigne).
de Montet, Alb., in Vevey.
Morel, J., Bundesgerichtspräsident, in Lausanne.
von Muralt, Dr. *Eduard,* Professor, in Lausanne.
Rivier, Alphons, Professor, in Brüssel.
Secretan, Eug., in Lausanne. 14

Kanton Wallis.

Schmid, Ferd., Pfarrer, in Mörel. 1

Kanton Neuenburg.

Berthoud, Fritz, in Fleurier.
Cuche, Jules, Advocat, in La Chauxdefonds.
Daguet, Alexandre, Professor, in Neuenburg.
de Mandrot, eidgen. Oberst, in Cormondrèche.
de Pury, Edouard, in Neuenburg.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris (24, Rue Sinset, Passy). 6

Kanton Genf.

de Budé, Eugène, in Genf.
Claparède, Théod., alt Pfarrer, in Genf.
Duby, alt Pfarrer, in Genf.
Dufour, Théoph., Director d. Kant. Arch., in Genf.
Favre, Camille, in Genf.
Favre, *Edouard*, Dr. phil., in Genf.
Galiffe, Jean Barthélemy Gaifre, Dr. jur., in Genf.
Gautier, Ad., Ingenieur, in Genf.
Kohler, Charles, Archiviste-paléographe, in Paris.
Le Fort, Charles, gew. Professor, in Genf.
Morel, Charles, Professor, in Genf.
Revilliod, G., in Genf.
Rilliet de Candolle, Alb., in Genf.
Roget, Amédée, Professor, in Genf.
Vaucher, Pierre, Professor, in Genf.
Vuy, Jules, alt Präsident des Cassationshofes, in Genf. 16

221

Ehrenmitglieder.

	Jahr der Aufnahme
Baumann, Ludw., Archivregistrator, in Donaueschingen	1878
Bianchi, Nicom., Sovrintendente degli archivi di stato, in Turin	1878
Bordier, Henri, Bibliothécaire honoraire au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale, in Paris	1850
Dümmler, Ernst, Professor, in Halle	1875
von Liliencron, Freiherr *R.,* Klosterpropst, in Schleswig	1875
Monod, G., Directeur adjoint à l'École des hautes études in Paris	1875
von Ranke, Leopold, Mitglied der Akademie, in Berlin	1850
Riezler, Sigm. Otto, Archivrath, in Donaueschingen	1878
Roth von Schreckenstein, Freiherr *K. H.,* Landesarchiv-Director, in Karlsruhe	1867
Schmidt, Karl, Professor, in Strassburg	1866
Schönherr, David, Archivar, in Innsbruck	1867
Sickel, Theodor, Professor, in Wien	1863
Waitz, Georg, Geheimer Regierungsrath, in Berlin	1863

Statuten

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz.

(Beschlossen am 28. September 1874.)

I.

Zweck und Bestand der Gesellschaft.

§ 1. Die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz hat die Bestimmung, als Verein der Freunde der vaterländischen Geschichte und als Band der ihr sich widmenden Kantonalgesellschaften, die Geschichte der Schweiz durch Arbeiten zu fördern, zu denen es des allgemeinen Zusammenwirkens bedarf.

§ 2. Die Mitglieder der kantonalen geschichtforschenden und antiquarischen Gesellschaften bedürfen zur Aufnahme in die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft keiner Wahl, sondern werden von Rechts wegen Mitglieder derselben, sobald sie es wünschen. Andere Geschichtsfreunde werden nach vorläufiger Meldung bei dem Präsidenten durch Abstimmung in die Gesellschaft aufgenommen.

§ 3. Auswärtige Gelehrte und Freunde der Geschichte können als Ehrenmitglieder oder als correspondirende Mitglieder aufgenommen werden.

Ehrenmitglieder.

	Jahr der Aufnahme
Baumann, Ludw., Archivregistrator, in Donaueschingen	1878
Bianchi, Nicom., Sovrintendente degli archivi di stato, in Turin	1878
Bordier, Henri, Bibliothécaire honoraire au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale, in Paris	1850
Dümmler, Ernst, Professor, in Halle	1875
von Liliencron, Freiherr *R.,* Klosterpropst, in Schleswig	1875
Monod, G., Directeur adjoint à l'École des hautes études in Paris	1875
von Ranke, Leopold, Mitglied der Akademie, in Berlin	1850
Riezler, Sigm. Otto, Archivrath, in Donaueschingen	1878
Roth von Schreckenstein, Freiherr *K. H.,* Landesarchiv-Director, in Karlsruhe	1867
Schmidt, Karl, Professor, in Strassburg	1866
Schönherr, David, Archivar, in Innsbruck	1867
Sickel, Theodor, Professor, in Wien	1863
Waitz, Georg, Geheimer Regierungsrath, in Berlin	1863

Statuten

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz.

(Beschlossen am 28. September 1874.)

I.

Zweck und Bestand der Gesellschaft.

§ 1. Die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz hat die Bestimmung, als Verein der Freunde der vaterländischen Geschichte und als Band der ihr sich widmenden Kantonalgesellschaften, die Geschichte der Schweiz durch Arbeiten zu fördern, zu denen es des allgemeinen Zusammenwirkens bedarf.

§ 2. Die Mitglieder der kantonalen geschichtforschenden und antiquarischen Gesellschaften bedürfen zur Aufnahme in die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft keiner Wahl, sondern werden von Rechts wegen Mitglieder derselben, sobald sie es wünschen. Andere Geschichtsfreunde werden nach vorläufiger Meldung bei dem Präsidenten durch Abstimmung in die Gesellschaft aufgenommen.

§ 3. Auswärtige Gelehrte und Freunde der Geschichte können als Ehrenmitglieder oder als correspondirende Mitglieder aufgenommen werden.

Ehrenmitglieder ernennt die Gesellschaft auf motivirten Antrag des Gesellschaftsrathes; correspondirende Mitglieder ernennt Letzterer von sich aus.

§ 4. Die Mitglieder der Gesellschaft bezahlen einen Jahresbeitrag von 10 Franken. Dagegen erhalten sie die von der Gesellschaft herauszugebende Jahresschrift (§ 9), sowie den Anzeiger für schweizerische Geschichte unentgeltlich.

Wer den Jahresbeitrag nicht entrichtet, wird als aus der Gesellschaft ausgetreten betrachtet.

§ 5. Mitglieder, welche sich zur Leistung eines weitern freiwilligen Beitrages von 10 Franken verpflichten, sind zum unentgeltlichen Bezuge sämmtlicher Publicationen der Gesellschaft berechtigt.

§ 6. Mit den kantonalen historischen und antiquarischen Vereinen steht die Gesellschaft durch ihren geschäftsleitenden Ausschuss in Verbindung. Die Präsidenten der Vereine werden als die Correspondenten für die allgemeine Gesellschaft betrachtet.

§ 7. Die Versammlung der Gesellschaft findet alljährlich an einem von ihr zu bestimmenden Orte statt und dauert zwei Tage, so dass der erste Tag für Geschäfte, der zweite vorzugsweise für wissenschaftliche Belehrung durch Vorträge oder durch Besuch historisch wichtiger Stätten oder Sammlungen verwendet werden kann.

II.

Leitung der Arbeiten.

§ 8. Zur Leitung ihrer Arbeiten bestellt die Gesellschaft auf die Dauer von je drei Jahren durch geheimes absolutes Stimmenmehr einen Gesellschaftsrath, bestehend aus dem Präsidenten, dem Quästor, dem Secretär, dem Archivar der Gesellschaft und sieben weitern Mitgliedern.

Der Präsident wird von der Gesellschaft, der Quästor, der Archivar und der Secretär werden vom Gesellschaftsrath gewählt.

Der Präsident und der Secretär sollen an dem nämlichen Orte ihren Wohnsitz haben.

§ 9. Der Gesellschaftsrath hat die Arbeiten der Gesellschaft anzuordnen und zu überwachen. Ihm liegt sowohl die Herausgabe der regelmässigen Jahresschrift (§ 4), als aller übrigen Gesellschaftspublicationen ob. Ihm steht die Ratification aller mit den Verfassern oder Bearbeitern, mit den Druckern oder Verlegern der Publicationen abzuschliessenden Verträge zu.

§ 10. Zu Durchführung seiner Aufgabe gliedert sich der Gesellschaftsrath nach Bedürfniss in Commissionen, welche die Arbeiten vorbereiten und die erforderlichen Redactions-, Druck- oder Verlagsverträge unter Vorbehalt seiner Ratification abschliessen.

§ 11. Dem Gesellschaftsrathe kömmt die Vertretung der Gesellschaft gegenüber denjenigen Behörden zu, welche ihre Arbeiten durch Geldbeiträge unterstützen.

Er erstattet denselben Namens der Gesellschaft, sowie auch dieser selbst alljährlich Bericht über seine Thätigkeit.

Er übt die ihm nach § 3 zustehenden Befugnisse aus.

Er begutachtet zu Handen der Gesellschaft die von dem Quästor zu stellende Jahresrechnung *).

§ 12. Der Gesellschaftsrath und seine Commissionen versammeln sich nach Bedürfniss. Jedenfalls tritt der Gesellschaftsrath vor der Jahresversammlung der Gesellschaft zur Abfassung seines Jahresberichtes und Begutachtung der Jahresrechnung zusammen.

---

*) Vgl. Jahrbuch, Bd. III p. VI, die Interpretation dieses § 11, Lemma 4, durch die Gesellschafts-Versammlung zu Basel, 1877: „Der Abschluss der Rechnung findet je auf Ende des betreffenden Jahres statt; darauf wird nach Abschluss die Rechnung vom Gesellschaftsrathe geprüft und abgenommen, worauf die nächstfolgende Jahresversammlung der Gesellschaft durch den Gesellschaftsrath, resp. zu bestellende Revisoren aus demselben, die Rechenschaft über die Rechnung des abgelaufenen Jahres empfängt“.

III

…ung
…ieselbe
…enaus-

…n Einnah-
…esellschaft

VI

…esellschaft und
…ender Ausschuss
…en, dem Quästor

…künfte der Gesell-
…sses. Er bestimmt.
…Zeit der Jahres-
…e Tractanden für
…e Verbindung mit
…ssen Schriftenaus-
…esellschaft Bericht
…und legt ihr den
…essen Befund über

…das Rechnungs-

…u und besorgt
…Verfassern oder
…Publicationen.
…schaft (§ 13).

Er stellt die vom Ausschusse und Gesellschaftsrath zu prüfende und der Gesellschaft zur Abnahme vorzulegende Jahresrechnung.

§ 17. Der Secretär führt das Protokoll der Gesellschaft, des Gesellschaftsrathes und des Ausschusses und besorgt im Einverständniss mit dem Präsidenten die Geschäftscorrespondenz, soweit dieselbe nicht dem Quästor oder dem Archivar der Gesellschaft obliegt.

§ 18. Der Ausschuss versammelt sich nach Bedürfniss, auf Anordnung des Präsidenten.

DIE BEZIEHUNGEN

DES GOTTESHAUSES ST. GALLEN

ZU DEN KÖNIGEN

RUDOLF UND ALBRECHT.

Von

G. MEYER VON KNONAU.

Zu dem Besten, was über die Arbeiten unseres Luzerner Geschichtforschers Kopp gesagt werden kann, wird ohne Zweifel stets jene zugleich scharfe und billige Anzeige zählen, welche das Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, Georg Waitz, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" vor bald einem Vierteljahrhundert veröffentlichte [1]. Es ist da gezeigt, dass es Kopp nicht gelingen wollte, den wahrhaft über und ausser den Einzelheiten und Gegensätzen stehenden allgemeinen Standpunkt ganz festzuhalten, dass derselbe oft so gut Tendenzgeschichtschreibung bringe, wie er selbst solche Johannes Müller vorwerfe, dass es ihm an klaren Vorstellungen von den rechtlichen und Verfassungs-Verhältnissen recht häufig gemangelt habe. Diese Sätze beziehen sich auf Abschnitte über die Beziehungen des Hauses Habsburg zu den Waldstätten, zur Entstehung der eidgenössischen Bünde, welche Fragen in jenem Artikel der genannten gelehrten Zeitschrift einer einlässlichen Prüfung unterworfen sind. Allein ganz Aehnliches lässt sich auch von anderen Theilen der „Geschichte der eidgenössischen Bünde" sagen, und überhaupt ist der Ruhm, den einmal Böhmer über seinen Luzerner Freund äusserte, Kopp sei als «Vindex veritatis für Rudolf» erstanden, nicht unbedenklich; denn indem da gesagt ist, der Forscher habe sich bestrebt, die Wahrheit für eine einzelne bestimmte Persönlichkeit der

---

[1]) Im Jahrgange 1857, Stück 72, 73 u. 74, 75 (vom 4., 7., 9. Mai, pp. 713—744). Ueber einen andern Theil des Kopp'schen Werkes sagt ein anderes unserer Ehrenmitglieder, Riezler, der treffliche Geschichtschreiber Baiern's, in Bd. II. seiner bairischen Geschichte (1880): «ein Werk riesigen Fleisses und ungewöhnlicher Genauigkeit, aber merkwürdig parteiisch gegen Ludwig von Baiern, unübersichtlich und betäubend durch die Massenhaftigkeit des nicht genügend gesichteten Stoffes» (p. 317 n. 1).

Geschichte zu finden, ergibt sich zugleich die mittelbare Andeutung — ohne dass das der Schreiber jener Zeilen jedenfalls selbst erkannte —, dass nämlich nothwendig mit der einseitigen Spendung von Licht in unzutreffender, unrichtiger Weise Schatten auf andere Erscheinungen falle, besonders wenn sie das Unglück hatten, mit der in das Licht gestellten Erscheinung gegnerisch zusammenzustossen.

Der Beweis dafür, dass eine Abtheilung der Geschichte Rudolf's und Albrecht's auch nach Kopp vielfach neu geschrieben werden kann, ja dass sie neu geschrieben werden muss, mehr oder weniger zu seiner Widerlegung, mag hier betreffend die Kopp'sche Darstellung der Beziehungen dieser beiden ersten königlichen Habsburger gegenüber dem Gotteshause St. Gallen gebracht werden. Es sind besonders Abschnitte des dritten Buches der „Geschichte der eidgenössischen Bünde“, dann solche des sechsten, des siebenten und achten, welche hier in Betracht kommen.

Die Hauptquelle für die Erkenntniss der hier zu behandelnden Periode ist die deutsche Fortsetzung der Casus sancti Galli, zwar erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von dem St. Galler Bürger Christian Kuchimeister verfasst, aber, wie an anderer Stelle eingehend dargelegt ist[1]) und wie aus diesem Zusammenhange hervorgehen wird, für die Dinge des vorangegangenen dreizehnten Jahrhunderts — kleinere leicht zu verbessernde chronologische Verschiebungen abgerechnet — gleichfalls eine zuverlässige, auf Urkunden ruhende und vollstes Zutrauen verdienende Darstellung. Daneben stehen die gerade für diese Fragen sehr eingehende Aufschlüsse ertheilenden Urkunden,

---

[1]) Vgl. meine neue Ausgabe des Kuchimeister in den Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen, Heft XVIII (oder St. Gallische Geschichtsquellen: Heft V): Einleitung.

wie sie Wartmann im dritten Bande des «Urkundenbuches der Abtei Sanct Gallen», unter Abdruck zum ersten Male zu Tage gebrachter Stücke, neuerdings in vorher nicht vorhandener Vollständigkeit nach allen Anforderungen der Neuzeit für Edition von Urkunden mitgetheilt hat. Kuchimeister bietet den Text zur Verknüpfung der urkundlichen Aufschlüsse und Daten, und seine Erzählung stimmt so gut zu den Urkunden, dass, wo zu seiner Prüfung einmal die Urkunden fehlen, man aus den anderweitigen regelmässigen Bestätigungen seiner Mittheilungen mit Fug und Recht auch für solche nicht zu erhärtende Angaben auf urkundliche Richtigkeit schliessen darf.

Schon in des thatkräftigen Abtes Berchtold, des freien Herrn von Falkenstein im Schwarzwalde [1]), Regierungszeit kam das Gotteshaus St. Gallen mit dem Grafen Rudolf von Habsburg in engere Berührung, und zwar wegen der kiburgischen Angelegenheiten. Graf Hartmann der Aeltere von Kiburg, der letzte seines Hauses, welcher am 27. November 1264 starb, hatte vom Gotteshause St. Gallen Lehen, welche er jedoch seinem Schwestersohne und Erben, eben dem Grafen Rudolf, nicht zuwenden wollte, und ebenso war dem entsprechend von Rudolf dem Abte Berchtold urkundlich erklärt worden, dass jener für sich in diesen Gotteshauslehen kein Recht ansprechen wolle [2]). Graf Hartmann hatte diese Gotteshauslehen zugleich mit denjenigen, welche er

---

[1]) Vgl. auch meinen Artikel im Anzeiger für schweiz. Geschichte, 1881, Nr. 2, über Abt Berchtold und dessen politisch in das Gewicht fallende Verwandtschaftsverbindungen.

[2]) In Wartmann's Nr. 991 sagt Rudolf: «cum olim avunculus noster clare memorie Hartmannus, comes senior de Kiburc, omnia feoda sua, que a diversis tam ecclesiasticis, quam secularibus personis tenebat, nobis liberaliter concedere voluisset, retinuit sibi expresse feoda illa omnia, que tenebat a monasterio sancti Galli, de quibus nichil in nos transferre voluit; nec etiam nos aliquid juris nobis in eisdem competere dicebamus, sicut in nostris patentibus litteris, quas venerabili domino Bertholdo ... super hoc dedimus, fuimus tunc confessi». Diese Urkunde ist die endgültige Ordnung der obschwebenden Fragen zwischen Rudolf und St. Gallen, datirt 16. Juli 1271 aus Baden, und bietet noch weitere hier zu verwerthende Aufschlüsse.

vom Bisthum Constanz inne gehabt, auf seine Gemahlin, Gräfin Margaretha, übertragen lassen [1]), und zwar so, dass Bischof und Abt die Gewähr dafür übernahmen. Aber Graf Rudolf setzte sich nach des Oheims Tode rücksichtslos über alle diese Festsetzungen hinweg: «Nun won etlich guoter von dem gotzhus ze Sant Gallen lehen warent, die der von Kiburg liess, und unser apt die ansprach, die wolt im der graf nit lassen» — sagt Kuchimeister [2]). Zwischen Abt Berchtold und dem Grafen Rudolf schien Krieg ausbrechen zu sollen. Da trat nach des Grafen eigenstem Entschlusse jene so geschickte Beilegung des Gegensatzes ein, indem derselbe in Person zu Abt Berchtold nach Wil ritt und dort mit diesem sich vertrug, wahrscheinlich am Ende des Jahres 1266. Die Geschichte der Versöhnung muss eine beliebte Erzählung gewesen sein; denn auch Matthias von Neuenburg, Kuchimeister's Zeitgenosse, kennt die Art und Weise, wie sich Abt und Graf friedlich zusammenfanden [3]). Rudolf gab seine Anerkennung dazu, dass eine grössere Zahl von Gütern und Rechten, wie sie dann in der später aufgestellten Urkunde in längerer Reihe namentlich aufgezählt wurden, als Mannslehen seines verstorbenen Oheims dem Kloster frei heimgefallen sei und dass ihm kein Recht an denselben zustehe; aber dafür, dass Graf Rudolf «des gotzhus man» wurde, gab nun Abt Berchtold alle durch diesen Todesfall anheimgefallenen Lehen eben an den Grafen selbst zu Lehen aus [4]). So hatte Rudolf in höchst ge-

[1]) Vgl. in dem zu Murten am 8. September 1267 zwischen Rudolf und der Gräfinwittwe abgeschlossenen Vergleiche (bei Lichnowsky: Geschichte des Hauses Habsburg, Theil I, Anhang pp. CLIX u. CLX, Nr. III).

[2]) In c. 26 (p. 75, wozu n. 126). Auch Rudolf selbst sagt in Nr. 991: «Sane obeunte tandem comite avunculo nostro, orta fuit inter dominum abbatem et nos dubietatis et questionis materia, super eo videlicet, que feoda deberent sancti Galli monasterio pertinere».

[3]) Kuchimeister: c. 26 (p. 76, wozu in n. 128 die Stelle des Matthias); betreffend die Zeit der Rüstung schliesse ich mich Kopp's Ausführungen (Buch III, pp. 636 u. 637, n. 5) gänzlich an (vgl. n. 127).

[4]) Vgl. in Nr. 991 die herausgehobenen bezeichnenden Worte: «... fuimus amicabiliter expediti; (lange Aufzählung der Mannslehen des ver-

schickter Weise sich aus einem Gegner einen Freund gemacht und für das, was er gewaltsam angesprochen hatte, im Augenblicke, wo er zugestand, kein Recht daran zu haben, eine rechtliche Bestätigung neu gewonnen, allerdings unter Begründung eines Vassallitätsverhältnisses gegenüber dem Gotteshause.

Nach dieser Versöhnung zwischen dem thatkräftigen Abte und dem überall auf seinen Vortheil ohne viel Bedenken wachsamen, stets zu Angriffen bereiten Grafen sind dann in Berchtold's letzten Jahren zwei Fehden noch geschlagen worden, welche des Gotteshauses und Graf Rudolf's Waffen als verbündet aufwiesen. In der ersten Fehde standen auf der einen Seite der Abt, Graf Rudolf und Graf Hugo von Werdenberg, auf dem andern Theile Graf Rudolf von Montfort zu Montfort und Feldkirch, in einer ursprünglich Montfort'schen Streitsache, sich gegenüber [1]). In dem zweiten Kampfe flossen etwas ältere Gegensätze zwischen Bischof Heinrich von Basel und dem Grafen von Habsburg mit einem neu durch den Bischof vor Pfingsten 1270 gegen den Abt angehobenen Streite zu einem gemeinschaftlichen Kriege zusammen. Umsonst hatte des Abtes und des Bischofs gemeinsamer Verwandter, ein Freiherr von Rötteln, den Bischof gewarnt, wie Kuchimeister erzählt: «Wissent, er getâr dem von Hapspurg wider üch gedienen mit zwaihundert beraiten mannen». Der Graf warb um des Abtes Hülfe, und Berchtold kam mit mehr als dreihundert Rittern und Knechten nach Säckingen, welches der Hauptstützpunkt der Angriffe Rudolf's gegen Basel war. Allein nachdem zu Beuggen in der Deutschordens-Commende eine Zusammenkunft der beiden geistlichen Fürsten, des

---

storbenen Hartmann:) que omnia bona *monasterio libere vacare nec aliquid juris* nobis in eisdem *competere* sponte et publice presentibus confitemur; ... dominus abbas ... *nos* ... de omnibus feodis ... que vulgo Manlehin dicuntur, ex morte avunculi abbati ac monasterio vacantibus decrecit liber aliter *infeodandos* ...: pro vassallatu nostro et ut fidelitatis homagium sibi et monasterio suo, ad que antea non tenebamur, faceremüs».

[1]) Kuchimeister: c. 27 (pp. 77—79): die Zeit steht nicht fest (n. 132: 1270 oder 1271?).

Bischofs Heinrich und des Abtes Berchtold, veranstaltet worden war, vertrugen sie sich, ohne dass es zum Streite zwischen ihren Bewaffneten gekommen wäre, und die St. Galler verliessen das Feld. Graf Rudolf's Plan war also somit für den Augenblick missglückt, indem sein geistlicher Bundesgenosse ausschied[1]. Denn er selbst allerdings, wie er schon seit 1268 mit dem Bischof Heinrich in Fehde stand, verharrte auch jetzt in dem Kriege gegen Basel. Noch dauerte derselbe bekanntlich fort, als Rudolf, 1. October 1273, in Frankfurt als König erwählt wurde. Als er noch vor Basel lag, erhielt er hier die Kunde von seiner Erhöhung, zu Bischof Heinrich's peinlichster Ueberraschung.

Allein inzwischen war Rudolf, vorher noch, als Graf, dem Gotteshause St. Gallen gegenüber in neuer Weise abermals ein sehr wesentlich einwirkender Factor geworden. Abt Berchtold von Falkenstein war am 10. Juni 1272 gestorben[2]. Eine zwiespältige Wahl brachte nunmehr schwere Bedrängnisse für Kloster und Gotteshausleute. Die « bessere Kur » hatte, wie Kuchimeister weiss[3], Heinrich von Wartenberg aus einem freiherrlichen Geschlechte vom obersten Laufe der Donau in der Baar, ein Verwandter des verstorbenen Abtes Berchtold, dessen Mutter eine geborne von Wartenberg gewesen zu sein scheint[4]. Aber

[1] Kuchimeister: c. 30 (pp. 96—101). Die Zeit erhellt aus den Ann. Basiliens. ad a. 1270: « Comes Rudolffus de Habspurg et abbas sancti Galli exercitum magnum congregantes venerunt in Seckingen, ut civitatem Basiliensem tribus diebus obsiderent; sed minime potuerunt » (Monum. Germ. Script. Bd. XVII, p. 194). Vgl. zu c. 30 die Anmerkungen, besonders n. 152, 154 u. 155 (wegen des von Rötteln), 156, 161, 167.

[2] Vgl. n. 187 zu Kuchimeister: c. 33 (p. 113).

[3] In c. 34 (p. 117).

[4] Vgl. in n. 183 a. E. (zu c. 33, p. 110); ich weiche da von Zeller-Werdmüller ab, der hier im « Jahrbuch », Bd. VI. p. 8 n. 1, Berchtold's Mutter in das Bussnang'sche Geschlecht setzt. Vgl. n. 196 (zu c. 34, p. 121) über Heinrich's Stelle im Stammbaum der Wartenberger, über dieses ganze Geschlecht endlich F. L. Baumann im « Freiburger Diöcesan-Archiv », Bd. XI (1877), p. 145 ff.

eine andere Partei unter den Klosterherren, sowie unter den Dienstmannen und den Burgern der Stadt, welche schon in Abt Berchtold's letzter Zeit wegen der starken finanziellen Anforderungen der vorigen Regierung heimlich unter sich einverstanden war und — die erste uns überlieferte Verständigung St. Galler Gotteshausleute — auch mit den Bergleuten in Appenzell und Hundwil, mit den Städten Wangen — jenseits des Bodensees — und Wil, mit den Leuten von Grüningen im Zürichgau Verbindungen angeknüpft hatte, wollte von dem Wartenberger, der seines Verwandten Regierungssystem fortsetzen zu wollen schien, nichts wissen [1]). So wählten sie denn Ulrich aus dem thurgauischen Freiherrengeschlecht von Güttingen, am Ufer des Bodensees, welches schon einmal, 1220 bis 1226, dem Kloster St. Gallen einen nicht gerade für das Gotteshaus erspriesslichen Abt gegeben hatte [2]). Abt Heinrich, der besser berechtigte Erwählte, musste weichen und fand unter Bischof Eberhart von Constanz, dem Verbündeten Berchtold's aus dessen letzten Jahren, Schutz in Arbon; ebenso war Abt Albrecht von Reichenau, aus dem Schwarzwälder Freiherrenhause Ramstein, ein Verwandter Abt Berchtold's — Albrecht's Mutter war wahrscheinlich gleichfalls eine Wartenbergerin gewesen — dem Wartenberger als Bundesgenosse zugethan [3]). Sonst freilich schlug sich die Mehrzahl der Dienstmannen — Ulrich von Ramswag, Rudolf Giel von Glattburg, damals der reichste unter den St. Galler Ministerialen, Walther von Elgg — nebst den St. Galler Bürgern, denen der Güttinger den ersten Freiheitsbrief ertheilte, und den Wilern

---

1) Vgl. Kuchimeister's Aufschlüsse in c. 34 (pp. 115, 118—121, 123), womit in c. 31 pp. 103—105 zusammenzuhalten sind. Vgl. n. 172, 201.

2) Vgl. über Ulrich n. 194 zu c. 34 (p. 116). Den Abt Rudolf, den Schwächling zwischen den grossen Aebten Ulrich VI. von Sax und Konrad von Bussnang, hat Konradus de Fabaria, cc. 18—20, genügend charakterisirt (Mittheil. v. St. Gallen, Heft XVII, pp. 189—197, über des Chronisten Urtheil pp. XXV—XXVII).

3) Kuchimeister: c. 34 (p. 122): vgl. über Abt Albrecht n. 72 (zu p. 40) und n. 199 (zu p. 122).

und den Bergleuten auf Ulrich's Seite [1]). Auch die Grafen von Montfort sahen ihren Vortheil darin, durch Anschluss an Ulrich in Fortsetzung des Gegensatzes gegen Abt Berchtold St. Galler Gotteshausgut im Argengau, wo sie in der königslosen Zeit auch sonst emsig um sich griffen, zu schädigen [2]). Aber überhaupt ergriff der Gegensatz der Erwählten in kriegerischen Aeusserungen das ganze Gotteshausland, und besonders durch des Güttingers rücksichtsloses Schalten ging jener ökonomisch gesicherte Bestand, welchen Abt Berchtold geschaffen hatte, in Vergabungen, Verpfändungen, Veräusserungen elend zu Grunde [3]). Eben in diese verwirrten Dinge griff nun, noch vor seiner Königswahl, auch Graf Rudolf von Habsburg ein, und zwar hielt auch er es für seinen Vortheil förderlicher, den minder berechtigten Erwählten, den Güttinger, zu unterstützen und dabei gegen einen Ministerialen, welcher dem andern Erwählten, Heinrich von Wartenberg, treu geblieben war — gegen Eberhart den Jüngern von Bichelsee —, vorzugehen [4]).

Graf Rudolf kam eben, gleich ehe er sich — Mitte Juli — vor Basel legte, etwa im zweiten Vierteljahr von 1273, selbst nach St. Gallen. Da nahmen ihn die Gotteshausleute, besonders auch die Stadt St. Gallen, zu ihrem Herrn und Schirmer: «Dem swuorent die gotzhuslüt, burger und geburen, für ainen herren mit des aptes willen von Güttingen; für das

---

1) L. c.: c. 34 (pp. 122 u. 123, 126 u. 127). Vgl. in n. 201 über den St. Galler Freiheitsbrief, Wartmann's Nr. 1000, n. 203—205 über die genannten Dienstmannen.

2) L. c.: c. 34 (pp. 132 u. 133, mit n. 209 u. 211). Vgl. auch zu der Montforter Politik meinen in den «Vierteljahrsheften f. württemberg. Geschichte u. Alterthumskunde» mitzutheilenden Artikel. Indessen war nun nach p. 124 (n. 202) auch Abt Berchtold's früherer Bundesgenosse, Graf Hugo III. von Werdenberg, zu Ulrich übergetreten, stand nun also auf der gleichen Seite, wie seine sonst gegnerischen Vettern von der rothen Fahne.

3) L. c.: c. 34 (pp. 124—126, 129—134, mit den Noten).

4) Kuchimeister: c. 35 (p. 138); vgl. über den von Bichelsee n. 208 zu p. 129.

warent si beschirmpt »[1]). Nicht als Vogt, sondern als Inhaber einer Schirmgewalt, wie sie in der königslosen Zeit und bei den vorhandenen Gegensätzen im Lande selbst nothwendig erschien, so war Rudolf in einer thatsächlichen Stellung, welche dann durch seine Wahl zum Könige nach kurzer Frist allerdings noch eine ganz anders nachhaltige rechtliche Umformung und Erhöhung erfuhr.

Seitdem nämlich im Jahre 1180 durch den Tod des Grafen Rudolf von Pfullendorf Kaiser Friedrich I. mit den Gütern des Grafen auch die von demselben bekleidete Kirchenvogtei über St. Gallen dem Reiche erworben hatte — dieser Vogtei, als einer dem Reiche zugefallenen, war die Bezeichnung Reichsvogtei zu Theil geworden —, war diese Reichsvogtei nach einander auf die Inhaber des Thrones, auf Heinrich VI., auf Philipp übergegangen, so dass auch Otto IV. sie unmittelbar einfordern konnte, als er in Schwaben allgemein als rechtmässig anerkannter König geworden war. Nachher muss dann, als Otto's IV. Gewalt im Süden vor dem neu erschienenen Staufer Friedrich II. ganz dahin sank, vielleicht sogleich 1212, wo der junge staufische Erbe bei seinem ersten Auftreten in Schwaben dem Abte Ulrich so vielen Dank schuldig wurde, die Vogtei dem Kloster wieder anheimgefallen sein; denn der Abt war nachher ganz in der Lage, darüber zu verfügen[2]). Vollends in der königslosen Zeit, nach der Vernichtung Friedrich's II. und seines Hauses, hatte ein so thatkräftiger Abt, wie Berchtold einer gewesen war, die vogteilichen Rechte ganz in seiner Hand behalten und sogar noch in einem andern Gemeinwesen, in der

---

[1]) Worte Kuchimeister's: c. 35 (p. 138).

[2]) Vgl. über die Reichsvogtei seit 1180 schon Mittheil. Heft XVII, p. 105 in n. 262, p. 154 n. 69, p. 169 n. 102, p. 204 n. 198 —, über die 1273 geschaffenen Verhältnisse für den Grafen als Inhaber der Schirmgewalt, für den König als Inhaber der Reichsvogtei n. 236 zu Kuchimeister's c. 37 (pp. 145 u. 146). Wenn (vgl. die Stelle in n. 220 zu c. 35) die Ann. Basiliens. zu 1273 schon vom «comes» sagen, dass ihn «homines abbatis sancti Galli in advocatum acceperunt», so ist das also nicht ganz richtig.

und den Bergleuten auf Ulrich's Seite [1]). Auch die Grafen von Montfort sahen ihren Vortheil darin, durch Anschluss an Ulrich in Fortsetzung des Gegensatzes gegen Abt Berchtold St. Galler Gotteshausgut im Argengau, wo sie in der königslosen Zeit auch sonst emsig um sich griffen, zu schädigen [2]). Aber überhaupt ergriff der Gegensatz der Erwählten in kriegerischen Aeusserungen das ganze Gotteshausland, und besonders durch des Güttingers rücksichtsloses Schalten ging jener ökonomisch gesicherte Bestand, welchen Abt Berchtold geschaffen hatte, in Vergabungen, Verpfändungen, Veräusserungen elend zu Grunde [3]). Eben in diese verwirrten Dinge griff nun, noch vor seiner Königswahl, auch Graf Rudolf von Habsburg ein, und zwar hielt auch er es für seinen Vortheil förderlicher, den minder berechtigten Erwählten, den Güttinger, zu unterstützen und dabei gegen einen Ministerialen, welcher dem andern Erwählten, Heinrich von Wartenberg, treu geblieben war — gegen Eberhart den Jüngern von Bichelsee —, vorzugehen [4]).

Graf Rudolf kam eben, gleich ehe er sich — Mitte Juli — vor Basel legte, etwa im zweiten Vierteljahr von 1273, selbst nach St. Gallen. Da nahmen ihn die Gotteshausleute, besonders auch die Stadt St. Gallen, zu ihrem Herrn und Schirmer: «Dem swuorent die gotzhuslüt, burger und geburen, für ainen herren mit des aptes willen von Güttingen; für das

---

[1]) L. c.: c. 34 (pp. 122 u. 123, 126 u. 127). Vgl. in n. 201 über den St. Galler Freiheitsbrief, Wartmann's Nr. 1000, n. 203—205 über die genannten Dienstmannen.

[2]) L. c.: c. 34 (pp. 132 u. 133, mit n. 209 u. 211). Vgl. auch zu der Montforter Politik meinen in den «Vierteljahrsheften f. württemberg. Geschichte u. Alterthumskunde» mitzutheilenden Artikel. Indessen war nun nach p. 124 (n. 202) auch Abt Berchtold's früherer Bundesgenosse, Graf Hugo III. von Werdenberg, zu Ulrich übergetreten, stand nun also auf der gleichen Seite, wie seine sonst gegnerischen Vettern von der rothen Fahne.

[3]) L. c.: c. 34 (pp. 124—126, 129—134, mit den Noten).

[4]) Kuchimeister: c. 35 (p. 138); vgl. über den von Bichelsee n. 208 zu p. 129.

warent si beschirmpt »[1]). Nicht als Vogt, sondern als Inhaber einer Schirmgewalt, wie sie in der königslosen Zeit und bei den vorhandenen Gegensätzen im Lande selbst nothwendig erschien, so war Rudolf in einer thatsächlichen Stellung, welche dann durch seine Wahl zum Könige nach kurzer Frist allerdings noch eine ganz anders nachhaltige rechtliche Umformung und Erhöhung erfuhr.

Seitdem nämlich im Jahre 1180 durch den Tod des Grafen Rudolf von Pfullendorf Kaiser Friedrich I. mit den Gütern des Grafen auch die von demselben bekleidete Kirchenvogtei über St. Gallen dem Reiche erworben hatte — dieser Vogtei, als einer dem Reiche zugefallenen, war die Bezeichnung Reichsvogtei zu Theil geworden —, war diese Reichsvogtei nach einander auf die Inhaber des Thrones, auf Heinrich VI., auf Philipp übergegangen, so dass auch Otto IV. sie unmittelbar einfordern konnte, als er in Schwaben allgemein als rechtmässig anerkannter König geworden war. Nachher muss dann, als Otto's IV. Gewalt im Süden vor dem neu erschienenen Staufer Friedrich II. ganz dahin sank, vielleicht sogleich 1212, wo der junge staufische Erbe bei seinem ersten Auftreten in Schwaben dem Abte Ulrich so vielen Dank schuldig wurde, die Vogtei dem Kloster wieder anheimgefallen sein; denn der Abt war nachher ganz in der Lage, darüber zu verfügen[2]). Vollends in der königslosen Zeit, nach der Vernichtung Friedrich's II. und seines Hauses, hatte ein so thatkräftiger Abt, wie Berchtold einer gewesen war, die vogteilichen Rechte ganz in seiner Hand behalten und sogar noch in einem andern Gemeinwesen, in der

---

[1]) Worte Kuchimeister's: c. 35 (p. 138).

[2]) Vgl. über die Reichsvogtei seit 1180 schon Mittheil. Heft XVII, p. 105 in n. 262, p. 154 n. 69, p. 169 n. 102, p. 204 n. 198 —, über die 1273 geschaffenen Verhältnisse für den Grafen als Inhaber der Schirmgewalt, für den König als Inhaber der Reichsvogtei n. 236 zu Kuchimeister's c. 37 (pp. 145 u. 146). Wenn (vgl. die Stelle in n. 220 zu c. 35) die Ann. Basiliens. zu 1273 schon vom «comes» sagen, dass ihn «homines abbatis sancti Galli in advocatum acceperunt», so ist das also nicht ganz richtig.

Stadt Lindau, als Herrn sich annehmen lassen[1], und zwar ganz in derjenigen Weise, wie das nur ein Jahr nach des Abtes Tode dem Grafen Rudolf von Habsburg für das Gotteshausland gelang.

Aber jetzt vollends, nach Wiederbesetzung des königlichen Thrones, angesichts der zwiespältigen Abtwahl, konnte noch in ganz anderer Weise vorgegangen werden, zumal da der neugewählte König schon vorher im Besitze jener ausnahmsweisen Schirmgewalt, wenn auch erst durch wenige Monate, gewesen war. Gleich mit seiner Wahl als König erschien Rudolf diese seine Schirmherrschaft als die wieder erwachte Reichsvogtei, und auch Abt Ulrich muss alsbald diese Auffassung von sich aus anerkannt haben. Denn nun machte er sich sogleich im Spätherbst 1273 nach Cöln zum Könige auf: « Der apt was frô, das der von Habspurg ze küng erwelt was, won er was vor sins tails gewesen, und machet sich mit erbrem gezüg uf, und fuor im nach bis gen Koln, und hetti gern dem gotzhus ainen vogt gehân nach sinem willen ». Also zweifelte Ulrich keinen Augenblick daran, dass König Rudolf die Reichsvogtei als Herr des Reiches in seiner Hand habe, und er wollte nur, da erwartet wurde, der König werde dieselbe nicht in eigenen Händen behalten, denselben bestimmen, einen ihm und dem Gotteshause gefälligen Vogt als seinen Stellvertreter zu bestellen. Da that der König dem Gotteshause die Schmach an, einen Dienstmann des Klosters über dasselbe als Vogt zu setzen. « Do satzt der küng dem gotzhus ze vôgt her Ulrichen von Ramswag, der sider ubels dem gotzhus tet » — erzählt Kuchimeister[2].

---

[1]) Kuchimeister: c. 32 (p. 105).

[2]) Zu c. 37 (pp. 145 u. 146). Johannes Müller charakterisirt da in den denkbar zutreffendsten Worten König Rudolf's Handlungsweise: « Dem Abt Ulrich war von König Rudolfen Ulrich von Ramschwag, ein gewaltthätiger Mann, zum Kastvogt seines unmittelbaren Stifts aufgedrungen worden » (Buch I, Cap. 17), was Kopp, Buch III. p. 675 n. 2 zu bemängeln scheint. Die kecken Emporkömmlinge von Ramswag tauchen erst seit 1228 in der Geschichte St. Gallen's als Dienstmannen auf (vgl. n. 203 zu p. 126). Es

Doch diese in ihrem Hauptzwecke ganz erfolglose Reise Abt Ulrich's an den königlichen Hof, welchem er dann rheinaufwärts bis nach Zürich — im Januar 1274 — folgte [1]), hatte noch eine weitere äusserst bedenkliche Nachwirkung für St. Gallen. Der Abt brachte sich durch seinen längeren Aufenthalt beim König in ansehnliche Schulden, und nun vermochte ihn König Rudolf durch Ueberredung und Nöthigung, nach längerem Widerstande, dazu, Grüningen an den König zu verkaufen [2]). — Ueber der Herrschaft Grüningen im Zürichgau, welche um die zwei Höfe des Gotteshauses, Dürnten und Mönchaltorf, wozu noch Egg, entstanden war, hatte sich — es ist nicht sicher, wann und wie — eine von St. Gallen zu Lehen gehende Vogteigewalt der Freiherren von Regensberg aufgebaut, und in Abt Berchtold's Zeit war es den Regensbergern gelungen, auch Pfandbesitz zu Dürnten und Mönchaltorf, welchen bisher Graf Hartmann der Aeltere von Kiburg von St. Gallen her inne gehabt hatte, zu erwerben und diesen mit jener Vogtei zu verbinden. Abt Berchtold aber, in seinem Bestreben, sein Gotteshaus zu stärken, kaufte von Lütold von Regensberg, dem gleichnamigen älteren Sohne des zwischen 1246 und 1250 verstorbenen älteren Lütold, diese Herrschaft Grüningen, Burg und Stadt zu Grüningen mit Allem, was dazu gehörte, nämlich der Vogtei und allen und jeden anderen Rechten, wie sie der Freiherr von Alters her vom Kloster zu Lehen besass. Der Kaufpreis war

wäre zu wünschen, dass endlich einmal nicht mehr länger der grosse St. Galler Abt-Bischof Salomon III. als «geborner Edler (!) von Ramschwag» (so wieder 1875 Pupikofer in den «Thurgauischen Beiträgen» Heft XV p. 7) geradezu seiner Ehre entkleidet würde. Kein Mensch wird sagen können, wo in Stall und Feld 890 bis 920 die Vorfahren der späteren Ramswager Dienstmannen in tiefstem Dunkel ihre unterste Knechtesarbeit zu verrichten hatten; ausserdem noch weiss man ja, dass Salomon nicht vom jetzigen schweizerischen, sondern vom schwäbischen Ufer des Bodensees stammte (vgl. meine Ekkehart-Ausgabe, St. Galler Mittheil. Heft XV. XVI. p. 3 n. 13, p. 18 in n. 65).

[1]) Vgl. n. 235 zu Kuchimeister: c. 37 (p. 145).

[2]) L. c.: c. 37 (pp. 147 u. 148).

1500 Mark und unter grossen, für das Kloster und die Gotteshausleute drückenden Anstrengungen, die eben jene schon bemerkte geheime Verbindung gegen den Abt verursachten, brachte Berchtold das Geld zusammen, wie denn auch das bei seinem Tode angelegte Inventar Summen zur Lösung der Herrschaft Grüningen geradezu anweist. Aber der Abt und der Freiherr kamen bei der Zahlung der Summe nicht überein. « Nun hatt er das guot alles zesamen bracht und wolt den von Regensperg mit pfeningen gewert hân für das silber, und zersluogent nun ain der mark umb vier pfening; also belaib es unvergolten, die wil er lebt ». Als Abt Berchtold starb, war das Geld noch nicht bezahlt [1]). Abt Ulrich von Güttingen dann griff in seiner leichtfertigen Behandlung der Oekonomie, bei seinen unüberlegten Ausgaben auch nach diesen schon bereit liegenden 1500 Mark und verbrauchte das Geld, wodurch besonders etliche Dienstmannen und Bürger als dahinter stehende Bürgen und Geiseln zu schwerem Schaden kamen [2]). Wohl schon gleich 1272 mag dieses Geld verschleudert worden sein, und nun versetzte Abt Ulrich Grüningen an den Ministerialen Walther von Elgg [3]), welcher für seinen Anschluss an den minder berechtig-

---

[1]) Wegen der Verhältnisse von Grüningen überhaupt vgl. n. 168 zu c. 31 (p. 101). Die Zeit des Kaufes ist nicht festzustellen; Kuchimeister redet davon in cc. 31 u. 33 (pp. 101—103, mit n. 169, p. 106, wo die oben eingerückten Worte). Die Urkunden: Wartmann Nr. 1074 *a*) Abt Wilhelm's von 1284, und Nr. 1074 Abt Konrad's von 1291, geben in der historischen Erörterung parallele Aufschlüsse, die aber, wie sich nachher zeigen wird (vgl. unten « Anm. »), vielfach nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen sind. Wir stehen hier vor einer Frage, wo das historiographische über dem urkundlichen Materiale in Sachen der Glaubwürdigkeit steht.

[2]) Vgl. Kuchimeister: c. 34 (pp. 133 u. 134).

[3]) Diese Versetzung an den von Elgg hat bloss Kuchimeister (c. 36, p. 140, wozu n. 228: in cc. 35 u. 36, pp. 138 u. 140, auch die erbauliche Kelchgeschichte), nicht aber die Urkunde Nr. 1074 *a*). Doch ist die Sache ganz ausser Zweifel, dazu noch durch Nr. 1032 — Urkunde Abt Wilhelm's für Walther von Elgg, von 1282 — sicher gestellt, wo Walther Verzicht leistet auf « omne juris beneficium, tam canonici, quam civilis, si quid ei contra

ten der beiden Erwählten auch sonst sich trefflich bezahlt zu machen wusste (den ihm verpfändeten grossen Kelch des Kirchenschatzes nahm Walther nach Zürich und zerschlug ihn da, weil die dortigen Juden ihn nicht anders als zerstückelt zum Versatzstück nehmen durften und wollten). Nach dieser für seine Zwecke so wohl gelegenen Herrschaft Grüningen griff jetzt jedoch Rudolf von Habsburg, sei es noch vor, oder erst nach der Königswahl, indem er von Walther von Elgg, der überhaupt, nach einer Verhandlung von 1282 zu schliessen, ein ziemlich weites Gewissen gehabt haben und die Schwächung St. Gallen's in begehrlichster Weise ausgenutzt haben muss [1]), seinerseits das Pfand St. Gallen's, die Herrschaft Grüningen, an sich löste [2]). Aber nun sollte das Gebiet förmlich ein Eigenthum des habsburgischen Hauses und endgültig St. Gallen entwunden werden. Was für eine bessere Gelegenheit bot sich dazu, als jene unbesonnene, unfruchtbare Reise, jene Geldnoth Abt Ulrich's Ende 1273 und Anfang 1274? Wenn man dem Kloster den Dienstmann zum Vogte aufzwang, konnte dem Abt wohl auch auf Grüningen der Verzicht aufgenöthigt werden. So geschah denn eben, was Kuchimeister erzählt: « Also muotet der küng an in, das er im Grüeningen ze kofent gëb, das er verpfendt hatt von dem von Älgöw. Das tet et gar ungern, und wert sich sin gar lang und sprach: er hett sin dehainen gewalt ze tüend, und ê das er këm oder vergelten möcht und erlösen möcht sin ritter und sin knecht, do muost er tuon, was er getuon möcht gen dem küng umb dasselb gelt ». Traurig kehrte Abt Ulrich heim nach St. Gallen, nach allen Seiten verkürzt und unterlegen [3]).

---

nostrum monasterium super dampnis in Grüningen seu aliis quibuscumque casibus competebat ».

1) Vgl. eben über Wartmann's Nr. 1032 n. 230 zu c. 36 (p. 142).

2) Kuchimeister: c. 37 (p. 145): « Der (sc. Rudolf) lost von dem von Älgöw Grüeningen und was darzuo gehört, das im der apt versatzt hatt, der von Güttingen ».

3) L. c.: c. 37 (pp. 147—149).

Doch sogar noch auf einem weiteren Punkte hatte St. Gallen schon, sei es erst nach der Königswahl, sei es schon gleich bei der zwiespältigen Abtswahl 1272 nach Berchtold's Tode, durch Rudolf Gewalt leiden müssen. Das Kloster Augustiner-Ordens zu Ittingen im Thurgau stand unter der Vogtei von St. Gallen, und diese Vogtei über die Kirche Ittingen hatte zu den Lehen St. Gallen's an den Grafen Hartmann von Kiburg gezählt, auf welche Graf Rudolf nach des Oheims Tode Verzicht geleistet hatte. Aber der König schlug endgültig darüber nunmehr die Hand — nach Kuchimeister's Auffassung gleichzeitig mit der Erwerbung Grüningen's —, und spätere Versuche, die von St. Gallen gemacht wurden, blieben fruchtlos [1]).

Zwar hob sich nun noch im gleichen Jahre 1274, indem am 26. April Abt Heinrich von Wartenberg zu Arbon starb [2]), die Spannung zwischen den beiden erwählten Aebten. Aber das half dem Abte Ulrich wenig; denn mochte er sich auch im Kloster selbst fortdauernd halten, so stellte ihm nun doch des verstorbenen Heinrich's Partei einen neuen Gegner gegenüber, indem sie alsbald Rumo von Ramstein wählte, so dass der Gegensatz zwiespältig erhobener Aebte fortdauerte. Rumo als Spross des den Falkensteinern so nahe verwandten und benachbarten freiherrlichen Hauses im Schwarzwalde setzte natürlich Berchtold's Politik fort und konnte auch des nachdrücklichen Beistandes des Ramsteiner Abtes von Reichenau, gleich Heinrich, sicher sein. Der Process gegen Ulrich, der heftige Gegensatz überhaupt dauerten fort [3]). Am 14. Februar 1277 starb aber Abt Ulrich [4]), und so schien mit dem Erlöschen des Zwiespaltes eine bessere Zeit für St. Gallen zu kommen, zumal da es auch dem nun alleinigen Abte Rumo gelang, sich nach einem

---

1) L. c.: c. 39 (pp. 154 u. 155, wozu n. 255).

2) L. c.: c. 34 (p. 134: n. 215).

3) L. c.: cc. 35 (pp. 135—137: besonders n. 217 über Rumo und Albrecht von Ramstein) u. 38 (p. 153: n. 250 über den Irrthum Kuchimeister's, dass mit Rudolf's Königswahl Ruhe geworden sei).

4) L. c.: c. 38 (p. 153: n. 251).

halben Jahre mit dem ihm anfangs feindseligen Vogte Ulrich von Ramswag zu vertragen, allerdings nicht ohne neue schwere Opfer zu bringen [1]). Aber « der selb apt Ruom was ain tumber man von sinen sinnen, und kund von im selben nüt, won das man im riet ». Er verstand es so wenig, als Ulrich von Güttingen, Haus zu halten und die Lage des Klosters zu verbessern; es wurde immer schlimmer mit Schulden, mit Verkäufen, mit Verpfändungen, kurz mit Schädigungen jeglicher Art, und so trat er endlich gegen urkundliche Feststellung bestimmter auch ferner fliessender Einkünfte von der Leitung der Abtei zurück [2]).

Am 6. December 1281 kam der anstatt Rumo's neu gewählte Abt von Constanz her, wo diese Sachen geordnet worden waren, in St. Gallen an [3]). Es war Graf Wilhelm von Montfort, der Abkömmling eines Hauses, welches im Gegentheil früher, so besonders in Berchtold's Zeit, St. Gallen feindselig gewesen war. Ein eigentlicher Systemwechsel lag also in dieser Neuwahl vor, eine Lossagung vom Anschlusse an die Adelsfamilien vom Schwarzwalde und der Baar, eine Anrufung der von dem Rheinthale her stets thatkräftiger im Argengau sich ausdehnenden Montforter von der rothen Fahne. Wilhelm's Brüder, die weltlichen, Rudolf zu Montfort und Feldkirch, Ulrich zu Bregenz und Sigmaringen, Hugo von der Scher, gleich den geistlichen, dem Bischof Friedrich und dem Dompropst Heinrich zu Cur, schienen als werthvolle Stützen für St. Gallen gewonnen zu

---

[1]) L. c., c. 39 (pp. 155—157), besonders n. 258 über Wartmann's Nr. 1008, den Vertrag zwischen Abt und Vogt, vom 8. August 1277.

[2]) L. c., c. 40 (pp. 158—162), ebenso c. 41, bes. a. E. (p. 166): n. 260 stellt die ökonomischen Schädigungen aus den Urkunden zusammen. Die Abgabe der Abtei behandelt c. 42 (pp. 166—169), wo n. 282 über Wartmann's Nr. 1030 (den Vertrag wegen Rumo's Rücktritt, vom 15. Januar 1282), in der auch Kuchimeister's oben eingerücktes ungünstiges Urtheil über Rumo bestätigt wird: « propter imbecillitatem et debilitatem persone, qua impediente regimini abbatie intendere non potuit, ut expediebat monasterii utilitati ».

[3]) L. c., c. 43 (p. 170).

sein [1]). Abt Wilhelm selbst zeigte sich von den richtigsten Ansichten erfüllt: wo in der Oekonomie Verluste vorlagen — Wilhelm rechnete von Rumo's Zeit her über 1600 Mark zusammen —, da stellte er her, baute er auf, gewann er zurück. « Und wondent alle gotzhuslüt, es geriete bass, denn es sider tet » [2]).

König Rudolf brachte es durch seine Hauspolitik dazu, dass St. Gallen sich nicht erholen konnte.

Schon bei Abt Wilhelm's erstem Zusammentreffen mit dem Könige, im December 1282, als der Abt nach Augsburg an den Hoftag gegangen war, um da sein Fürstenamt zu empfangen, schied er in Ungnade vom Könige hinweg. König Rudolf belehnte damals seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den Herzogthümern und Fürstenthümern Oesterreich, Steier, Krain und Mark, und Abt Wilhelm hatte anfangs beabsichtigt, dieses grosse Fest mitzufeiern; allein augenscheinlich erhielt er Warnung vor weiter gehenden Absichten des Königs, höchst wahrscheinlich darüber, dass weitere Belehnungen zu Gunsten der Söhne auf Unkosten des Klosters beabsichtigt würden, und so reiste er plötzlich vor dem Hoffeste, das zwei Tage nach dem Weihnachtsfeste stattfand, von Augsburg ab, den König nicht wenig dadurch erzürnend. Derselbe sagte: « Nun sich ich wol, das der apt mich und mine kind nit maint. Nun wil ich och der sin, der in und sin gotzhus hindren wil, die wil ich leb » [3]).

---

[1]) Kuchimeister ertheilt c. 42 (pp. 166 u. 167) den klarsten Einblick in die Montfort'schen Familienverhältnisse. Vgl. dessen c. 27 über Abt Berchtold's Gegnerschaft gegen die Montforter, besonders Wilhelm's Bruder Rudolf zu Feldkirch, über die Erbauung von Burg Blatten (pp. 77—81), auch c. 34 über die noch in Abt Ulrich's Zeit bestehende Feindschaft der Montforter gegen St. Gallen'sches Gotteshausgebiet unter dem Scheine der Parteinahme für Ulrich, über die Verbrennung Neu-Ravensburg's (pp. 132 u. 133).

[2]) L. c., c. 43 (p. 170), mit n. 285 über Abt Wilhelm's Massregeln zur Herstellung der klösterlichen Oekonomie.

[3]) Vgl. über den Augsburger Tag in Kuchimeister's c. 43, sowie das ganze c. 44 (pp. 170 u. 171, 175 u. 176), sowie n. 286 a. A. (p. 171), dass

Es war wohl ganz besonders eine von Wilhelm schon übernommene peinliche Angelegenheit, welche den Abt warnte, vor dem König auf der Hut zu sein. Als Abt Ulrich in der oben bezeichneten Weise gleich nach Rudolf's Wahl genöthigt worden war, Grüningen mit der Vogtei und den Höfen Mönchaltorf und Dürnten mit allen Rechten käuflich abzutreten, so dass der König Namens seiner Kinder die Güter für eben diese und deren Erben als Lehen auf alle Zeit erwarb, während das Eigenthum daran dem Kloster bleiben sollte, da war der Preis auf 2000 Mark angeschlagen worden, und einen Theil der Summe hatte man dem noch von Abt Berchtold nicht bezahlten ursprünglichen Inhaber und Verkäufer, Freiherrn Lütold von Regensberg, einen andern den von dem Kaufe Berchtold's her noch in Geiselschaft liegenden Bürgen bestimmt. Aber damals wurden nur 1450 Mark — nicht 2000 Mark — an Abt Ulrich wirklich entrichtet, so dass dem Kloster zur Erreichung der Höhe der ganzen einzuziehenden Summe noch 550 Mark als Forderung blieben. Indessen nach Ulrich's Tode, 1277, kam es zu neuen Streitigkeiten zwischen dem Könige und dessen Söhnen auf der einen und dem Kloster auf der andern Seite; es entspann sich ein langwieriger und St. Gallen nachtheiliger Zwist, und in dieser Differenz stand Abt Wilhelm noch, als er jetzt zu Augsburg den König sah[1]). Noch litt das Kloster unter seines Vorgängers Schuldenlast; «er hatt gross not umb die gült, die er gelten solt; won es gieng gross schad uf semlich gült»[2]); noch war von des Königs Seite die Schuld von 550 Mark nicht

---

es der Augsburger Hoftag vom December 1282, nicht der vom Januar und Februar 1286 war (wie Kopp, Buch III. p. 686, annimmt).

[1]) Vgl. in n. 239 zu c. 37 (p. 148) und in n. 286 (auf p. 172) die einschlägigen Worte von Nr. 1074 *a*). Die in dieser Urkunde von 1284 geschilderte, nach Abt Ulrich's Tod (1277) entstandene «concertatio diutina nobis et monasterio nostro dampnosa», die erst durch die «compositio» von 1284, eben Nr. 1074 *a*), erloschen sein soll, bestand also augenscheinlich 1282, in der Zeit des Augsburger Hoftages.

[2]) In Kuchimeister, c. 44 a. E. (p. 176).

getilgt; dazu standen die Erinnerungen an die anderen Schädigungen, die das Gotteshaus von dem auf den Königsthron erhobenen Erben des Kiburgers erfahren hatte, und die Montfortschen Familieninteressen zwischen dem Könige und dem Abte. Abt Wilhelm's fluchtartig rasche Abreise von Augsburg hat durchaus nichts Auffallendes an sich.

Doch die Verhältnisse gewannen in den nächsten Jahren eine noch viel unfreundlichere und für Abt Wilhelm noch ungleich ungünstigere Gestalt.

Zunächst schienen die Dinge zwar für den Abt noch eine befriedigende Wendung nehmen zu können. Es war ein Vortheil für das Gotteshaus, dass Abt Wilhelm zu dem Ramswager auf einem guten Fusse stand. Mit dessen Hülfe wurde ein Anleihen durchgeführt, nach dessen Bedingungen der Abt 600 Mark von den Bürgern von Wil und St. Gallen und von anderen Gotteshausleuten erhielt, wogegen er den Gläubigern auf vier Jahre, unter jährlicher Abniessung eines Viertels des Darleihens, Zinse des Gotteshauses versetzte. Der Abt selbst dachte an persönliche Ersparnisse und hielt in bescheidenster Weise unten in der wilden Einsamkeit des Martinstobels, auf Burg Rappenstein an der Goldach, Haus; danach begab er sich, in Zwischenräumen, wieder aus Gründen der Sparsamkeit, nach Dijon, nach Verona [1]. «Aber dieser gut gemeinte Reformationsplan ward durch die Erwerbs- und Vergrösserungssucht Rudolf's von Habsburg ganz verrückt» [2]. Jener Finanzmassregel, die auf vier Jahre berechnet war, blieb nicht einmal ein Jahr der Dauer gesichert. Schon mit der Mitte des Jahres 1285 heben Verkaufsacte als Zeichen neu eingetretener ökonomischer Zerrüttung an, und 1287 brach mit der gänzlichen Entzweiung des

---

[1]) L. c., in cc. 45 u. 46 (pp. 176—179).

[2]) Absichtlich ist hier ein die Sachlage trefflich charakterisirender Satz aus den «Geschichten des Kantons St. Gallen» des Ild. von Arx, Bd. I. p. 411, eingerückt.

Königs und des Abtes eine neue Zeit schwerster Schädigung über St. Gallen herein [1]).

Abt Wilhelm hatte die Herren im Kloster mehrfach gegen sich aufgebracht; seine haushälterischen Massregeln scheinen ihnen nicht behagt zu haben. Durch das Finanzsystem des Abtes erlitten sie Abbruch an ihrem Pfrundeinkommen; während sie ihre Ansprüche nach dieser Richtung erhoben, forderte der Abt seinerseits von ihnen, dass sie sich weihen lassen sollten. So reisten drei der Klosterherren — zwei von ihnen, Heinrich von Ramstein und Hiltbold von Werstein, schwäbische Edelleute, wurden nachher, 1301 und 1318, selbst Aebte — zu König Rudolf, um ihre Klage bei demselben anzubringen [2]). Man irrt wohl kaum, wenn als Hauptinhalt derselben der Vorwurf angenommen wird, Abt Wilhelm habe sich Vernachlässigung des Gottesdienstes zu Schulden kommen lassen [3]). Im ersten Vierteljahr von 1287 muss diese Anklage geschehen sein; der Abt kehrte darauf unmittelbar aus Verona zurück [4]).

Seit dem Augsburger Hoftage, Ende 1282, war in der schwebenden Angelegenheit der Grüninger Schuld allerdings am 30. September 1284 scheinbar ein Abschluss des Streites erzielt

---

[1]) Vgl. n. 299 zu Kuchimeister's c. 45 (p. 178).

[2]) L. c., c. 46 (pp. 179—183).

[3]) Vgl. die Worte des Abtskataloges: « Wilhelmus ..., qui sex annis regimen pacifice tenuit, excepto quod in ministracione divini officii et aliorum, quae divino cultui competebant, negligens permanebat, et per haec et alia incurrit indignacionem regis Ruadolfi » (Mittheilungen v. St. Gallen, Heft XI, p. 132). Mit Ild. von Arx halte ich das Ganze für eine zwischen dem Königshofe und der Opposition der Mönche während der Abwesenheit des Abtes verabredete Sache (l. c.: « wahrscheinlich heimlich dazu aufgefordert »): man suchte eben gegen den thatkräftigen Abt nach irgend einem Vorwande. Dass von den drei Anklägern Heinrich von Ramstein und Heinrich von Lupfen, abgesehen von der Störung ihres materiellen Wohlbehagens, noch persönliche Gründe zur Befehdung des Abtes hatten, ist von mir l. c. pp. 181 (n. 307 a. E.) u. 184 (n. 309 a. E.) angedeutet.

[4]) In Kuchimeister, c. 46 (pp. 183 u. 184); über die Zeit vgl. n. 312 (p. 186): am 2. März war der Abt in St. Gallen.

worden. Abt Wilhelm hatte an diesem Tage den Verkauf Grüningen's mit den dazu gehörenden Rechten und Besitzungen, auf eine geschehene Zahlung hin, dem Könige urkundlich bestätigt. Aber er hatte noch nicht einmal, obschon er es unter dem Zwange der Lage der Wahrheit entgegen bezeugen musste, die ganze geschuldete Summe von 2000 Mark, geschweige denn einen weiteren Gewinn vom Könige eingehändigt erhalten, und es fehlten an der Schuld noch 150 Mark [1]). Des Abtes Vertrauen in den König konnte unmöglich in der Zwischenzeit sich befestigt haben.

Wohl aber schien nun dem Könige der Augenblick gekommen zu sein, wo seine zu Augsburg ausgesprochene Drohung in das Leben treten mochte. Ein Legat des Papstes Honorius IV., der Cardinal Johannes von Tusculum, befand sich, nachdem er schon im September 1286 in Deutschland eingetroffen war, gerade um die Zeit, als die drei St. Galler Mönche mit ihren Beschwerden zum Könige kamen, in einer peinlichen, von König Rudolf abhängigen Stellung, so dass er Wünschen des Königs kaum einen Abschlag ertheilen konnte. Auf der Würzburger Kirchenversammlung hatte der Legat am 18. März 1287 von Seite deutscher Bischöfe die heftigsten Angriffe erfahren, so dass der König zur Sicherung des Cardinals selbst hatte eingreifen müssen. Allerdings fand der Legat in der St. Galler Sache, dass er mit Recht ein Gericht über den Abt nicht bestellen könne. Aber der König drohte mit Entziehung des Geleites, und so kam es noch vor des Legaten Weggang von Würzburg, vor Ende März, zur Bestellung des Gerichtes und zur Ernennung des Abtes des ausgesprochen habsburgisch gesinnten Cistercienserklosters Wettingen für das Richteramt [2]). Immerhin

---

[1]) Vgl. die «Anmerkung» am Schlusse, sowie aber auch in n. 286 zu Kuchimeister (pp. 172 u. 173), wo noch weitere Beleuchtungen des von Kopp so bestimmt angenommenen königlichen «Wohlwollens».

[2]) L. c., in c. 47, wozu besonders n. 312 wegen der Zeitbestimmung der Besetzung des Gerichtes (pp. 185 u. 186).

dauerte es noch längere Zeit und bedurfte es verschiedener Gerichtstage, ehe das vom Könige gewünschte Urtheil gegen Abt Wilhelm gefunden, der Bann ausgesprochen war. Man ist versucht anzunehmen, dass sich der Process bis zum Ende des Jahres oder gar bis Anfang 1288 hinzog[1]).

Indessen hatte inzwischen der König sich nicht damit begnügt, geistliche Waffen gegen Abt Wilhelm zu rüsten; sondern es war auch mit anderen Mitteln, welche unmittelbarer dem im alten Thurgau so mächtig gewordenen Territorialherrn zur Verfügung standen, vorgegangen worden.

Als eine der wichtigsten Besitzungen des Gotteshauses galt fortwährend, seit Abt Konrad von Bussnang nach der Ermorduug des Toggenburger Grafen Friedrich 1226 in gewandter Weise den Platz gewonnen hatte, das Städtchen Wil[2]). Durch eine Schädigung Wil's konnte also auch das Gotteshaus St. Gallen selbst ganz vorzüglich zu Schaden gebracht werden, und König Rudolf war entschlossen, hier einen scharfen Keil in den ohnehin bedrängten Vermögensstand desselben einzutreiben. Wie Wil unweit nordwestlich gegenüber der grossen Wendung des Thurlaufes oberhalb des Flussthales auf der Warte liegt, so standen auf dem östlichen rechten Thurufer näher am Flusse, auf der innern Seite der Biegung und näher am Ausgange des nach der Herrschaft des Toggenburger Hauses benannten obern

---

[1]) L. c., n. 315 zu c. 47 a. E. (p. 187): ich gebe für die Zeit der Verhängung des Bannes der Angabe des Abtskataloges über die «sex anni regiminis pacifici» (vgl. hier p. 21 n. 3) vor Kuchimeister den Vorzug, so dass also diese Frist bis in den December 1287 reichte (vgl. auch n. 350, zu p. 209: Kuchimeister setzt den Ausspruch des Bannes früher, vor Abt Wilhelm's Abgang nach Wil).

[2]) Vgl. in Konradus de Fabaria Stellen, wie in c. 36: «Dicant nunc, quorum animus, mens et spiritus detractioni est deditus, cujus longo tempore abbatis tot tamque lata predia nostra possedit ecclesia? Videant castrum ad Tokkenburg, Wilo cum militibus honestis, cum familia . . . !» und ähnlich in c. 41 (Mittheilungen, l. c., Heft XVII, pp. 235 u. 246), oder ganz äusserlich, dass kein anderer Localname so häufig, wie Wil, im Index zu Kuchimeister's Casus erscheint (zu Heft XVIII).

bergumschlossenen Thales der Thur, Burg und Ansiedlung Schwarzenbach, beide Orte nur eine starke halbe Stunde in gerader Messung von einander entfernt. Von den unweit Wil angesessenen St. Galler Ministerialen von Löwenberg hatte die Herrschaft Habsburg Schwarzenbach an sich gebracht, so aber, dass die rechtliche Zugehörigkeit des Platzes zu dem Gotteshause St. Gallen in Erinnerung blieb [1]). Dessenungeachtet gedachte der König, gerade aus diesem Platze, der zur Stadt gemacht wurde, und aus dessen Burg ein Trutz-Wil zu gestalten, und schon war nun die Festung vollendet, als 1287 der offene Streit mit Abt Wilhelm ausbrach [2]). Aber dieser entschloss sich nicht nachzugeben, und mochte der König die Stadt mit Freiheiten ausstatten und Gotteshausleute, Edle und Unedle, dahin ziehen, so verlegte der Abt hinwieder, wohl noch während der Dauer des Processes, seinen Sitz geradezu nach Wil und zog hieher seine Getreuen und Diener zusammen [3]), unter jenen zuerst den Freiherrn Heinrich von Griessenberg, welcher als Gemahl einer Montforterin, der Adelheid, des Grafen Rudolf von Feldkirch Tochter, ein Neffe des Abtes geworden war [4]). Am 1. und wieder am 4. August dieses Jahres kam es zu ernsthaften Zusammenstössen, indem am ersten dieser Tage die Aebtischen das Städt-

---

[1]) Vgl. n. 318 zu Kuchimeister's c. 48 (pp. 188 u. 189). Bezeichnend für das Rechtsverhältniss Schwarzenbach's sind die Worte von Wartmann's Nr. 1093, des Herzogs Albrecht, dass die Herzöge dem Gotteshause: · «di stat ze Swartzenpach geben und wider lazzen».

[2]) Es ist zu bedauern, dass Kopp (Buch III, besonders p. 689 n. 7, ferner pp. 690 u. 691) einerseits Johannes Müller «eine Darstellung ohne Rücksicht auf den geschichtlichen Hergang», eine Erzählung, die «nicht besser vom Parteihasse geschrieben sein könnte», vorwirft und nun andrerseits ganz einseitig die Schuld dem Abte beimisst, die durch die Gründung Schwarzenbach's eintretende Provocation, welche dem Könige zur Last fällt, gar nicht zu erkennen scheint. An wenigen Stellen liess sich ein übertrieben heftiger Angriff auf Müller ungeschickter anbringen.

[3]) In Kuchimeister's c. 48 a. A. (pp. 187—189).

[4]) Ueber Heinrich von Griessenberg vgl. ausser n. 320 (pp. 189—193) besonders auch in H. Zeller's Abhandlung («Jahrbuch», Bd. VI, pp. 8—13).

chen Schwarzenbach zur Vergeltung eines Raubzuges auf die Viehweide der Wiler plünderten und verbrannten, am zweiten einen Angriff der Königlichen auf Wil mit Glück abwiesen. Aber die Burg Schwarzenbach blieb besetzt und auch das Städtchen wurde wieder aufgebaut; kleine Kämpfe spannen sich fort, und in der ersten Septemberwoche musste ein neuer heftiger Angriff auf Wil abgewiesen werden [1]). Endlich aber entschloss sich der Abt doch dazu, einen Schritt entgegenzukommen: eine Uebereinkunft wurde abgeschlossen, welche über die Schwarzenbacher Angelegenheit zu einer Verständigung mit dem Könige führen zu können schien.

Diese Uebereinkunft vom 6. September, vor Wil auf dem Felde, bewerkstelligte einer der angesehensten Diener und vertrauten Räthe des Königs, der aargauische Ministeriale, Hartmann von Baldegg, des Namens der Aeltere, der im Laufe des August die Wiler Angelegenheit übertragen bekommen hatte und unter dessen Befehl der letzte Sturm auf Wil gemacht worden war [2]). Kuchimeister fasst den Inhalt des «frid» kurz dahin zusammen: «das unser herr der apt zuo dem kung solt varn und sich mit dem kung richten solt» [3]). Hartmann sagt in der Vertragsurkunde, er habe, nachdem der Abt um Huld und Gunst des Königs und der Herzoge geworben, diese Sühne an seiner Herren, der Herzoge, Stelle genommen und, als der Abt geschworen, dass er an des Königs Hof fahren wolle, demselben gelobt, mit ihm zu fahren. Beide Parteien sollen gleich viele Schiedsleute nehmen, nach Belieben einen oder zwei, und Graf Ludwig von Oettingen soll der Gemeinmann sein, oder, wenn dieser ablehnt, auf wen sich die Parteien einigen, und der Abt

---

[1]) Kuchimeister schildert diese Dinge anschaulich in cc. 48 (pp. 191—193) u. 49 (pp. 194—196), wozu n. 322 u. 325 a. E. über die hier gegebenen Zeitbestimmungen.

[2]) Ueber Hartmann von Baldegg vgl. zu Kuchimeister n. 231 (pp. 144 u. 145), sowie jetzt wegen seiner Stellung 1287 n. 325 zu der Erwähnung in c. 49 (pp. 195 u. 196).

[3]) L. c., c. 49 a. E. (p. 197).

ist nur einen Monat zum Aufenthalt am Hofe gebunden. Abt Wilhelm hat zur Sicherung des Beschworenen die Burg Singenberg — einen wegen seiner Lage bei Bischofszell wichtigen, dem Gotteshause unter Abt Berchtold als Lehen zurückgefallenen festen Platz[1]) — an Hartmann überantwortet, und Hartmann wird dem Abte dieselbe alsbald zurückstellen, sei es wann der Abt die im Schiedsspruche festgestellten Bedingungen erfüllt hat, sei es wenn durch die Schuld der dem Abte gegnerischen Partei die Scheidung sich zerschlüge, sei es wenn von dieser Seite die Sühne nicht stets gehalten würde, und zwar soll in diesem letzten Falle der Abt noch vierzehn Tage nach Zurückerstattung der Burg von der Gegenpartei Frieden haben. Endlich ist Alles zu einer ganzen Sühne gemacht, was seit dem Tage der Verbrennung Schwarzenbach's von beiden Seiten verübt worden ist[2]).

Infolge dieser Sühnverabredung machte sich Abt Wilhelm zum Könige auf. König Rudolf befand sich im Kriege mit dem Grafen von Wirtemberg und anderen schwäbischen Grafen, und zwar in diesem Jahre 1287 von Neuem, nachdem doch am 10. November 1286 ein Sühnvertrag scheinbar Beruhigung gebracht hatte und dazu im darauf folgenden Frühjahre, am 24. März eben von 1287, auf der vorher erwähnten Würzburger Kirchenversammlung, der abgelaufene fünfjährige Landfriede auf drei Jahre erneuert worden war. Vielmehr hatte im Juli die Fehde von Neuem begonnen. Zwar nicht mehr Graf Ulrich von Montfort zu Bregenz und Sigmaringen — denn dieser Theil-

---

[1]) L. c., c. 28 a. E. (p. 88), mit n. 147, wozu auch mein Artikel im Anzeiger für schweizer. Geschichte, 1880, Nr. 3, pp. 288 u. 289: Die St. Galler Ministerialen, Truchsesse von Singenberg (nach 1244 verschwindet das Geschlecht mit Rudolf, dem Sohne, Ulrich, dem Enkel des Minnesängers Ulrich).

[2]) Wartmann's Nr. 1053: «vor Wile uff dem velde .... zwelfhundert jar unde siben unde ahtzic jar an dem nahesten samstage von unserre Frouwen thult zi herbist». Vgl. zu Kuchimeister n. 327 (l. c., pp. 197 u. 198).

nehmer am Kampfe gegen den König im Jahre 1286 muss 1287 zur Zeit des neuen Ausbruches schon todt gewesen sein[1] —, sondern ein anderer der weltlichen Brüder des Abtes aus dem Montforter Hause, Graf Hugo von der Scher, war wahrscheinlich an dem Kriege auf wirtembergischer Seite betheiligt. Zuerst setzte der König, Ende Juli die Waffen erhebend, von Esslingen aus dem Wirtemberger Lande zu. Dann aber wandte er sich im August ostwärts in das Gebiet des Grafen Ulrich von Helfenstein, welcher abermals, gleich 1286, ein hauptsächlicher Anhänger des Wirtembergers war. Der König lag — etwa seit Mitte September — gerade vor Ulrich's gewaltig fester Burg Herwartstein, im Albuch-Gebirge, als Abt Wilhelm nach dem Wiler Vertrage herangereist kam[2]). Mochte auch wohl vorher, so lange noch zwischen Schwarzenbach und Wil der Kampf waltete, der Abt durch den gemeinsamen Gegensatz mit den gleichzeitig gegen den König und dessen Söhne in Waffen stehenden schwäbischen Grafen sich verbunden fühlen, so war dagegen jetzt, mit dem Vertrage vom 6. September, und indem er selbst — um den 23. des Monats — nach Schwaben in des Königs Lager kam, die Vorstellung von einer solchen Verknüpfung, wenn sie überhaupt jemals klarer zu Tage gekommen war, zurückgetreten.

Sehr anschaulich schildert Kuchimeister, wenn auch nur in gedrängter Weise, die Gesinnung des Königs, wie sie im Lager vor Herwartstein dem Abte sich fühlbar machte. Verwandte, die Abt Wilhelm im Lager hatte — unter ihnen Graf Ludwig von Oettingen —, auch des Königs oberster Schreiber, Heinrich

---

[1]) Vgl. Kuchimeister: c. 46 a. E. (p. 184), mit n. 311, sowie n. 333 zu p. 199, dass Ulrich 1287 im Sommer wahrscheinlich starb und schon todt war, als der schwäbische Krieg ausbrach, dass unter dem « comes de Monteforti » in Ellenhart's Chronik (Mon. Germ. Script. Bd. XVII, p. 126) wohl Graf Hugo von der Scher, der dritte weltliche Bruder Abt Wilhelm's, zu verstehen sei.

[2]) Von diesem schwäbischen Kriege redet kurz auch Kuchimeister (c. 50 a. A., pp. 198 u. 199: wozu n. 328—334).

von Klingenberg, kamen dem Bittsteller freundlich und gastlich entgegen. Aber der König selbst begrüsste denselben mit den harten Worten: « Ir hand dem rich und üns das gröst laster getân, das im ie beschach, sid ich küng wart ». Da fiel der Abt vor ihm nieder, mit der Versicherung, dass er eben komme, um das Geschehene zu verbessern, die königliche Gnade wieder zu erlangen [1]).

Vierzehn Tage weilte nunmehr Abt Wilhelm im Heerlager vor Herwartstein, und am Ende seines Aufenthaltes, ungefähr am 7. October, fiel der feste Platz dem Könige anheim. Inzwischen aber arbeiteten Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Canzler Heinrich von Klingenberg und Graf Ludwig von Oettingen, der letztere wohl als der am 6. September bestellte Gemeinmann, an der Verständigung zwischen König uud Abt, und es schien, dass ihre Bemühungen von Erfolg begleitet seien. Da schob sich der in des Königs Gunst stehende, schon bisher dem Gotteshause so lästig gewordene Emporkömmling, Ulrich von Ramswag, welcher sich im Heere befand, abermals dazwischen; denn er übertrug ein wohl ihn selbst erfüllendes Gelüsten nach einem der wichtigsten festen Plätze des Abtes, nach der Burg Iberg im Thurthale oberhalb Lichtensteig, auf den König und beredete denselben, in keine Sühne einzuwilligen, ausser wenn der Abt Iberg überantworte. Der Abt durfte eine solche neue Schädigung der Sicherheit des Gotteshauses, zumal bei den abermals gespannten Beziehungen zum gräflichen Hause Toggenburg, niemals zugeben: es war seine einfache Pflicht, abzulehnen: — « und zersluog die teding do », erzählt Kuchimeister. Dagegen, während also zwischen König und Abt der Streit ungesühnt blieb, kam es am 7. October zwischen dem Abte und den Herzogen, Rudolf's Söhnen, zu einem Vertrage.

[1]) L. c., c. 50 (pp. 201 u. 202), wozu n. 337 wegen des Grafen von Öttingen. Kopp (Buch III. p. 694 n. 4) fährt Johannes Müller hart an, dass er der Wahrheit gemäss die Worte Rudolf's schilderte: « der König redete hart mit Wilhelm »; nach Kopp ist diese Anrede nichts, als « einfache Worte ».

Wie schon am 6. September vor Wil zu einer ganzen Sühne gemacht worden war, was seit dem Tage der Verbrennung Schwarzenbach's in gewaltsamer Weise zur Störung des Friedens sich von beiden Seiten zugetragen hatte, ohne Todtschlag, so wurde jetzt wieder mit ganz der gleichen Ausnahme Alles durch Herzog Rudolf in seinem eigenen und seines Bruders, Herzog Albrecht's, Namen als getilgt erklärt; also nicht einmal hinsichtlich der « totgivehde » war ein gedeihlicher Fortschritt von einem Vertrag zum andern hinüber erzielt worden. Aber man ging von des Königs Seite nun noch weiter. An dem gleichen 7. October musste Abt Wilhelm den beiden herzoglichen Brüdern ein schweres Opfer bringen, alle durch den am 15. Januar 1283 erfolgten Tod des Grafen Rudolf von Rapperswil erledigten, dem Kloster anheimgefallenen Lehen den Herzogen verleihen [1]. In geflissentlich beschleunigter Weise wurde darauf vom königlichen Vater der den Abt als Lehensherrn bindende symbolische Act angeordnet, der sich ganz, so wie Kuchimeister ihn anschaulich erzählt, als eine gut abgekartete unredliche Ueberraschung ausnimmt. Durch den Grafen Ludwig von Oettingen, den am 6. September in Aussicht genommenen Gemeinmann, dessen Unparteilichkeit aber auch arg zweifelhaft wird, wenn man ersieht, dass keinem Andern als ihm die Hauptbeute des ganzen Helfenstein'schen Feldzuges, die Burg Herwartstein, in den nächsten Tagen als Lohn vom Könige hingeworfen wurde [2], waren König Rudolf und Abt Wilhelm zu Tische geladen, und auch Herzog Rudolf war anwesend. Da sprach der König, als man essen wollte, zu seinem Sohne: « Her sun, stand uf und gend üwerm herren wasser, von dem ir lôn hand ». Das that der Herzog; aber der Abt empfing das Gebotene ungerne.

---

[1] Wartmann's Nr. 1055: « in castris ante Herwartstein, nonas Octobris »: wegen der Lage dieser « feoda » vgl. n. 96 zu Kuchimeister's c. 21 (pp. 56 u. 57).

[2] Annal. Neresheim. a. 1287: « Hoc anno castrum Herwartstein a rege obsessum comiti de Oettingen presentatur » (Script. Bd. X. p. 25).

Ein «unedler Spott», ganz wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen, freilich hart darüber durch Kopp getadelt, sich ausdrückt, lag hier vor. Sogleich nach dem Essen brach dann auch Abt Wilhelm auf: « ôn teding », « ôn gnad » reiste er nach Hause. Bloss bei seinem Mutterbruder, dem Markgrafen Heinrich von Burgau, zu Albeck, diesseits Ulm für den von Herwartstein Kommenden, hielt er sich, wie auf dem Hinwege, noch einige Zeit auf [1]).

Abt Wilhelm erkannte, dass er sich auf einen neuen Waffengang vorbereiten müsse, und er traf danach im Uebergang von 1287 auf 1288 seine Massregeln. Der Verlauf des neu sich entspinnenden Krieges beweist, dass voran Wil, dann Alt-Toggenburg links, Wildberg rechts von der Thur, höher oben im Thurthale das wichtige Iberg, im Gebirge die Burg Appenzell unter den festen Plätzen des Gotteshauses vorzüglich wehrfähig gemacht wurden. Wieder war Heinrich von Griessenberg in eifrigster Weise thätig. Ebenso nahm der Bruder des Abtes, der auf dem bischöflichen Stuhle von Cur sass, Friedrich, gegen die königlichen Beamten und Diener im rätischen Lande die Fehde auf, und auch der weltliche Bruder, Graf Rudolf von

---

[1]) L. c., c. 50 a. E., c. 51 a. A. (pp. 202—206), wozu besonders n. 346 gegen die entgegenstehende Behauptung Kopp's (Buch II. p. 623 u. n. 1, Buch III. pp. 695 — n. 1 u. 5 —, 696 n. 1). Kopp kennt die Sachlage viel besser, als Kuchimeister, der, «unwahr», «bei seiner Unrichtigkeit verharrend», nur mit Vorsicht zu gebrauchen sei, so dass also eben, indem einfach die Sache auf den Kopf gestellt wird, bei Kopp Abt Wilhelm «gesühnt» aus dem Lager wegreitet. Dass Müller den trefflichen Bericht des Chronisten annahm — nach Kopp freilich «den Hergang im Lager gerade umkehrt» —, das wird ihm wieder zum bestimmten Vorwurfe gemacht. Wir stehen auch hier vor einer Stelle, wo die Geschichtsdarstellung, ähnlich wie in dem in der «Anmerkung» beleuchteten Falle, ausnahmsweise nicht auf die Urkunden zu basiren ist (Wartmann's Nr. 1054, «in castris ante Herwartstein, nonas Octobris» beleuchtet einen einzelnen Punct, ist aber weit davon entfernt, das zu sein, was Kopp in grosser Selbsttäuschung, siegesgewiss gegen Kuchimeister, in ihr erblickt, nämlich «eine endliche Sühne» —: vgl. in n. 346, pp. 205 u. 206).

Montfort zu Feldkirch, war, obschon ein Antheil am Kampfe nicht bestimmt ersichtlich ist, weit eher für den Abt, als für den König in Anspruch genommen [1]).

Dagegen traf auch der König weitere Massregeln. Dahin zählt einmal eine neue Belohnung für den von Ramswag, für dessen « gar vil nutzbar und fruchtbar dienst », für die « swären schaden, die der fest man, unser lieber und getrüwer, in unsern diensten unverdrossenlich gelitten hat » : König Rudolf verpfändet am 5. November an Ulrich « älli gesatzti vogtrecht die wir habent in der vogtyg des münsters ze Sant Gallen », nämlich das « jus advocaticium », das Erträgniss der alten fixirten Abgabe, für 200 Mark Silber [2]). Dann aber wurde insbesondere Herzog Rudolf selbst um die Wende der Jahre 1287 und 1288 nach den vorderen Landen geschickt — am 8. Januar 1288 ist seine Anwesenheit auf Kiburg urkundlich bezeugt [3]) —, und jedenfalls nur dem Drucke, welchen dieses Erscheinen des einen Königssohnes in der Nähe von Wil auf den Abt ausübte, ist es zuzuschreiben, dass dieser am 22. December schon sich entschloss, den beiden herzoglichen Brüdern Alles zu Lehen zu geben, was das Gotteshaus und dessen Bürger und die Gotteshausleute überhaupt in der neuen Stadt Schwarzenbach innerhalb des äussern Bordes des jetzt um die Stadt angelegten Grabens besassen [4]). Bei weitem nicht eine Anstrengung zur Erfüllung der am 6. September in Aussicht gestellten Sühne gegenüber dem Könige, vielmehr nur ein weiteres Opfer für die

---

[1]) Kuchimeister, c. 51 (pp. 206—209): vgl. besonders n. 347, sowie n. 348, dass, auch bei Stälin (Wirtemberg. Geschichte, Bd. III. p. 55), Graf Rudolf wohl ohne Grund zur königlichen Partei gezählt wird.

[2]) Wartmann's Nr. 1056: «ze Esselingen», also noch während der Dauer des Feldzuges in Schwaben.

[3]) Böhmer: Reg. Imperii 1246—1313, p. 496.

[4]) Wartmann's Nr. 1057: «zi Sante Gallen». Kopp (Buch III. p. 697) zählt das auch zu den Zeugnissen «ungestörter Verwaltung des Gotteshauses durch den Abt von St. Gallen seit der Sühne vor Herwartstein».

Herzoge, zu dem am 7. October gebrachten hinzugefügt, liegt hier ausgesprochen.

Allein den Hauptschlag gegen Abt Wilhelm konnte König Rudolf erst führen, als der geistliche Process gegen denselben, unter Zugrundelegung des schon im März 1287 vom Legaten des Papstes Honorius IV. bestellten Gerichtes, zu Ende gebracht war, und zwar geschah die Fällung des Urtheils, wie das nach verschiedenen Angaben am wahrscheinlichsten ist, erst Ende 1287 oder Anfangs 1288, eben nach der Rückkehr Abt Wilhelm's aus dem Lager vor Herwartstein [1]). Denn als nach dem fortgesetzten Betreiben der unbotmässigen Mönche nun endlich das Urtheil gegen Abt Wilhelm gefällt worden war, dass er nicht mehr Abt sein und ein Jeder, welcher ihn noch dafür hielte, dem Banne unterliegen solle, da hatte König Rudolf schon einen Gegenabt zum Ersatze bereit. Konrad von Gundelfingen nämlich, aus einer freiherrlichen Familie von der rauhen Alb an der Nordseite der Donau, zuerst 1284 urkundlich als Abt von Kempten genannt, befand sich schon am 13. Februar 1288 zu Mainz am Königshofe [2]). Im Herbste des Jahres aber kam König Rudolf, begleitet von den Söhnen Albrecht und Rudolf, persönlich von Burgund her über Baden und Zürich nach dem Thurgau, machte im Vorbeigehen einen allerdings nur durch einen elsässischen Bericht — nicht durch Kuchimeister — erwähnten Versuch gegen Wil, der freilich missglückte [3]), und war in der Woche vor St. Gallen Tag, also nach dem 10. Oc-

---

[1]) Vgl. o. p. 23 n. 1.

[2]) Böhmer, l. c., p. 139: Regesten König Rudolf's Nr. 945 (Abt Konrad von Kempten, neben ihm u. a. jener Graf Ludwig von Oettingen, ein Urtheil über rechtliche Ansprüche des Bischofs Simon von Worms fällen helfend).

[3]) Ellenhart ist jedenfalls nicht recht genau, wenn er — Chron. (Script. Bd. XVII. p. 128) — erzählt: «Ruodolfus rex .... collecto exercitu magno obsedit opidum Wile, quod postea non multo tempore expugnavit et custodie mancipavit»; denn jedenfalls fiel Wil nicht unter König Rudolf's Mitwirkung (vgl. n. 356 zu Kuchimeister, p. 213).

tober, aber vor dem 15. (da weilte er schon wieder drüben über dem Bodensee, zu Biberach), in St. Gallen. Da setzte er seinen Abt ein und liess ihm durch die Bürger und durch die Landleute schwören, gab auch das Gebot, dass in die Acht gesprochen werden sollte, wer noch den Abt Wilhelm anerkenne[1]).

Gleich nach der Fällung des Urtheils schon hatte Abt Wilhelm sich aus St. Gallen nach Wil mit seinen Getreuen zurückgezogen und von da aus, so dass es der König, als er vor Wil vorbei kam, mit ansehen konnte, kriegerische Unternehmungen zum Nachtheile seiner Gegner begonnen. Nach dem Weggange des Königs über den Bodensee Mitte October blieb dann Herzog Rudolf als Leiter der Kriegsführung im Lande zurück. Ein Unternehmen des Königs selbst, den dabei der Gegenabt begleitete, gegen den wichtigen Platz des Klosters, Neu-Ravensburg, jenseits des Bodensees, anderthalb Meilen von Lindau landeinwärts, im alten Argengau, fiel wohl gleich nach dem Aufenthalte in St. Gallen[2]). Aber nun vermochte sich nach der Achtandrohung gegen diejenigen, welche den Gegenabt nicht anerkennen wollten, Abt Wilhelm in Wil nicht mehr zu halten. Er musste diese wichtige Stellung an den Gegner preisgeben[3]).

Ueberhaupt nahmen die Dinge einen für den rechtmässigen Inhaber der Abtwürde höchst ungünstigen Verlauf. Während Abt Wilhelm auf der Alt-Toggenburg Zuflucht fand und da den

---

[1]) Kuchimeister: cc. 51 a. E. u. 52 a. A. (pp. 209—213), wozu besonders n. 352 über die Person des Gegenabtes Konrad, n. 353 über König Rudolf's und seiner Söhne Marsch nach St. Gallen.

[2]) Wartmann's Anhang, Nr. 58 (p. 743), in Abt Konrad's Schuldenrodel: — «Fridericus dictus Schůze» zählt seine Ansprüche an Konrad auf: «Idem cum sequebatur dominum regem pro expeditione castri in Nůwenravenspurg, dictus dominus pro expensis suis obligavit equum meum . . .» (über die Zeit vgl. in n. 355 zu Kuchimeister, p. 213).

[3]) L. c., in c. 51 (pp. 209 u. 210), c. 52 (pp. 212 u. 213). In n. 354—356 ist Ellenhart's Darstellung, welche im Uebrigen Kuchimeister's Bericht mehrfach in erwünschter Weise ergänzt, hier und da berichtigt.

Winter 1288 auf 1289 blieb, schwuren die Wiler dem Gegenabte. Dann fiel der Kampf Bischof Friedrich's von Cur gegen die Montforter Stammesvettern von der schwarzen Fahne, die Grafen von Werdenberg, sehr übel aus: vielleicht noch im Spätherbst 1288, jedenfalls aber in diesem Winterhalbjahre, unterlag er den vereinigten Feinden bei Balzers und wurde dabei selbst gefangen genommen; neben ihm hatte Heinrich von Griessenberg das gleiche traurige Schicksal. Der Bischof starb nachher — am 3. Juni 1290 — eines elenden Todes, als er sich vom Thurme der Burg Werdenberg, wo er gefangen lag, hinablassen wollte nnd die Stricke rissen, so dass er in die Tiefe stürzte. Dann verlor Abt Wilhelm ferner durch die unlautere Gesinnung des bestellten Vertheidigers die wohlausgestattete Burg zu Appenzell, welche durch die Belagerer, den Gegenabt, den von Ramswag, die Bergleute selbst, nach ihrer Uebergabe gebrochen wurde. Das gleiche Schicksal hatte Burg Wildberg, und wenn auch Iberg besonders lange zugesetzt werden musste — noch vom 27. Februar 1290 liegt ein Beweis vor, dass der Gegenabt vor der Burg lag —, so scheint doch auch dieser Platz schliesslich den Feinden zugefallen zu sein [1]). Inzwischen hatte auch auf Alt-Toggenburg, in Abt Wilhelm's eigener Umgebung, Verrath um sich gegriffen. Nur von wenigen Getreuen begleitet, hatte er, wenn er nicht selbst grosser Gefahr ausgesetzt sein wollte, schon im Frühjahr 1289 die Burg verlassen müssen, welche darauf sogleich sich ergab. Er suchte zuerst auf kurze Zeit Zuflucht bei der Burg seines auf Werden-

---

[1]) Vgl. Wartmann's Nr. 1067: Konrad's Brief «gegebin vor dem gesesse ze Iberc», Montag nach Reminiscere. Die Einnahme Iberg's berichtet zwar nicht Kuchimeister, sondern nur Ellenhart: «dux Swevie ... obsedit firmissimum castrum Hymberg, quod similiter brevi in tempore cepit» (l. c.), was aber jedenfalls wenigstens insoweit unrichtig ist, als Herzog Rudolf mit der Einnahme Iberg's nichts mehr zu thun hatte (vgl. Böhmer, l, c., pp. 496 u. 497, dass Rudolf im Januar 1290 bei dem königlichen Vater in Erfurt war, dann am 10. Mai bei einem Besuche zu Prag starb).

berg gefangen liegenden treuen kriegerischen Bundesgenossen, an der Thur unterhalb Griessenberg. Darauf war er auch hier nicht mehr sicher und floh, etwa in der Pfingstzeit des Jahres, um Ende Mai, nächtlicher Weile weiter über den Bodensee zu seinem Bruder, dem Dompropst Heinrich von Cur, welcher für den Brudерssohn, Grafen Hugo von Montfort-Bregenz, die Vormundschaft führte, nach Sigmaringen. Aber diese Burg ging nach nicht langer Zeit käuflich an die Herzoge Albrecht und Rudolf über, so dass hier für den Verfolgten keines Bleibens mehr war. Auch auf der andern Burg seines unmündigen Neffen Hugo, Hohen-Bregenz, erschien er den Augen König Rudolf's rasch von neuem gefährlich, und erst auf der rätischen Burg Alt-Aspermont bei Cur, welche Propst Heinrich innehatte, fand er längere Ruhe [1]).

König Rudolf's Tod, am 15. Juli 1291, wurde in den oberen Landen in weiten Kreisen, wo die vor keinen Hindernissen zurückschreckende habsburgisch-österreichische Territorialpolitik empfunden oder gefürchtet war, als ein befreiendes Ereigniss, als die Entlastung von einem schweren Drucke gespürt. Ganz in erster Linie musste das für den im Exil weilenden Abt von St. Gallen gelten. Des Gegenabtes Zeit war zugleich mit dem Eintreffen der Todesnachricht desjenigen, dessen Geschöpf er gewesen war, vorüber; mochte der von Ramswag, dessen Vogteigewalt im gleichen Augenblick erloschen war, drohen, wie er wollte, die Bürger von St. Gallen gehorchten ihm nicht mehr. Denn die Vornehmsten in der Stadt waren stets dem rechtmässigen Abte hold geblieben, und den nahmen sie jetzt, zehn Tage nach des Königs Tode, am 25. Juli ganz früh am Tage, wieder bei sich auf. Der Gegenabt — sein Leben erstreckte sich noch bis 1302 — kam, seit Abt Wilhelm zurückgekehrt

---

[1]) Vgl. zu allen diesen hier kurz zusammengedrängten Ereignissen Kuchimeister's cc. 52—57 (pp. 213—228). Ueber die Chronologie der Fluchtreisen und Zufluchtsstätten Abt Wilhelm's handeln n. 385 (p. 225), 390 (p. 227).

war, nie mehr in die Stadt[1]). Dagegen erwies sich nun auch Abt Wilhelm den Bürgern dankbar und gab in seiner Handveste vom 31. des Monats der Stadt ein bisher nie in solchem Umfange besessenes Recht[2]).

Der Gegenabt Konrad hatte noch im Anfang des Jahres, das seine Entfernung brachte, am 31. Januar 1291, in einer den österreichischen Wünschen völlig entsprechenden Weise die Grüninger Angelegenheit zu Ende geführt. Er hatte nun endlich nach sieben Jahren die seit 1284 noch nicht entrichteten 400 Mark, die Differenz zwischen der Summe der 1850 und der 2250 Mark, empfangen, welche König Rudolf im Namen des Herzogs Albrecht und des hinterlassenen Erben des 1290 verstorbenen Herzogs Rudolf entrichtet hat, und dafür bestätigt er von neuem den von Seite des Königs geschehenen Kauf, der Art zwar formal, dass Grüningen nur als Lehen vom Gotteshause gelten soll[3]). Und jetzt, wo der Gegenabt St. Gallen im Verlaufe des dritten Jahres seines Waltens dauernd verliess, blieb als das Denkmal seiner Anwesenheit ein gewaltiger Schuldenrodel zurück[4]). Der Abt von König Rudolf's Gunst hatte Krieg, Verwüstung, Verluste aller Art, eine noch viel gründlichere Zerrüttung des ganzen klösterlichen Haushaltes zu Wege gebracht.

In den Gegensätzen, die sich nach des Königs Tode alsbald in den vorderen Landen herausbildeten, nahm Abt Wilhelm infolge seiner durch die vergangenen Jahre ganz bestimmt vorgeschriebenen Parteistellung einen angewiesenen Platz von Anfang an ein. Als Gegner des verstorbenen Königs zählte er zur Partei, welche sich gegen das Haus Habsburg sammelte, in dem

---

1) Kuchimeister, c. 58 (pp. 228—231).

2) Wartmann's Nr. 1076 (worüber zu Kuchimeister, c. 58, p. 234, n. 403: in derselben ist Z. 5 der sinnentstellende Druckfehler zu verbessern, statt «ein» zu lesen «nie» —: «als ein früher nie inne gehabtes Recht»).

3) Wartmann's Nr. 1074, wozu vgl. o. p. 22, ferner die «Anmerkung».

4) Den schon p. 33, n. 2 citirten grossen Schuldenrodel erläutert insbesondere n. 400 zu Kuchimeister (pp. 230—234).

Bischof Rudolf von Constanz diesseits des Rheines ihren Mittelpunkt hatte. Von neuem entbrannte der Krieg, und auch die Montforter Grafen waren getheilt, die Werdenberger Vettern, wie schon bisher, als Anhänger des Herzogs Albrecht dem Abte und seinen Brüdern feindlich. Da wurde am 11. November 1291, während die Bischöflichen Buchhorn nahmen, ein verderblicher Streifzug von den Curwalchen in das Appenzeller Land gemacht — Hundwil kaufte sich los —; den alten bösen Feind des Gotteshauses, Ulrich von Ramswag, der auch das wieder angelegt hatte, reute es doch, als er da das ganze Gebirg vom Brennen in Rauch gehüllt sah, und darüber starb er. Der von St. Gallen entwichene Gegenabt dagegen lag zu Schwarzenbach, neben ihm auch Jakob der Vogt von Frauenfeld, als habsburgischer Beamter, beide emsig auf die Schädigung St. Gallen's bedacht. Besonders hatte Wil, das sich augenscheinlich wieder an Abt Wilhelm angeschlossen hatte, bei einem vor Weihnacht durch seine Bürger gemachten Ausmarsche durch die Schwarzenbacher abermals zu leiden. Dagegen glückte am 25. Februar 1292 den St. Galler Bürgern ein ausgezeichneter Schlag, indem sie zwei Söhne ihres Feindes Ulrich von Ramswag, Heinrich Walther und Kuno, im Riedernholz auf dem Wege nach Rorschach schwer trafen und eines vortheilhaften Sieges froh wurden. Recht befriedigt erzählt der St. Galler Bürger Kuchimeister: « Für das wurdent die von Ramswag des urluges nie als mëchtig, als si vor warent » [1]).

Freilich waren die gegen Herzog Albrecht gesammelten Bundesgenossen nicht überall glücklich. Am 13. April 1292 unterlagen die Zürcher vor Winterthur dem feindlichen Vetter Abt Wilhelm's, dem Grafen Hugo von Werdenberg, und nach der Mitte des Jahres verlor Graf Mangold von Nellenburg durch Untergrabung der Belagerer seine feste Burg Nellenburg, welche

---

[1]) Kuchimeister, cc. 58—61 (pp. 234—246): c. 61 am Ende die Worte des Erzählers.

Herzog Albrecht brechen liess[1]). Aber auch gegen Abt Wilhelm zog nun der rüstige Vorkämpfer für Habsburg-Oesterreich, und wieder war es Wil, welches den Herzog als Belagerer vor seinen Mauern sah. Dazu legten sich für den Herzog zwei gegnerische Verwandte Abt Wilhelm's, der Sieger vor Winterthur und Graf Rudolf von Sargans, mit demselben vor die Stadt, während der treue geistliche Bruder, Propst Heinrich, neben ihm Eberhart von Bürgeln, mit andern Vertheidigern, in derselben sich belagern liessen[2]).

Allerdings fand nun im August eine Reihe von Verhandlungen zwischen den gegnerischen Parteien statt. Die Bürger von Wil scheinen des Kriegszustandes müde geworden zu sein, und so erklärten sie den in ihren Mauern liegenden Edeln, dass sie sich den Abzug ausbedingen möchten, da man sie nicht mehr behalten wolle. So wurde, jedenfalls im Namen Abt Wilhelm's, mit Herzog Albrecht verhandelt, und die Festsetzung fand statt, dass die Edeln mit Ross und Harnisch ausfahren sollten, und die Stadt wurde im Auftrage Herzog Albrecht's Herrn Ulrich von Klingenberg, einem Bruder des Canzlers Heinrich, und einem von Walsee, aus einem dem Oesterreicher besonders treu verbundenen Hause von Dienern, übertragen. Doch wurde dann an den ausziehenden Edeln der Friede schmählich durch einen Angriff gebrochen[3]). Dieser dergestalt übel ver-

---

[1]) L. c., in c. 59 (pp. 237—239) Erwähnung des Gefechtes bei Winterthur, in c. 62 (p. 247) des Falles der Nellenburg.

[2]) L. c., c. 62 a. E. wegen der Belagerung Wil's (p. 248). Was die Vertheidiger Wil's betrifft, so möchte ich jetzt der Lesung des Codex V. (Vadiana in St. Gallen) vor derjenigen des Codex Z. (Zürcher Stadtbibliothek) auf p. 248 Z. 5 den Vorzug geben: «her Eberhart von Bürglen, der alt»: Kuchimeister unterscheidet da einen zu seiner eigenen Zeit lebenden Freiherrn Eberhart von Bürglen (vgl. p. 338, n. 648) von einem älteren früheren gleichen Namens (vgl. p. 202, n. 339, wegen des ähnlichen Falles bei dem Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg). An den «abt» (so Z.) ist nicht zu denken, da Abt Wilhelm's Weggang von Wil nachher ganz unerwähnt bleibt.

[3]) L. c., c. 63 a. A. (pp. 249 u. 250).

letzte Vertrag, eine Uebergabe der Stadt Wil vom Abte an den Herzog, war schon vorhanden, als ein am 15. August anhebender Stillstand anderer Art durch eine Reihe hoch angesehener geistlicher und weltlicher Herren am 24. des gleichen Monats in der Kirche des nur drei Viertelstunden westlich von Wil gelegenen Dorfes Sirnach zu einem förmlichen Frieden beschworen wurde [1]).

Allein an diesem Friedensschlusse zu Sirnach vom 24. August hatte Abt Wilhelm keinen Theil, wenn auch allerdings vielleicht, nach einem zweiten Falle — den Verhandlungen mit Zürich — zu schliessen, daneben noch mit ihm ferner verhandelt werden mochte. Denn als Herzog Albrecht, für sich und seinen Bruderssohn, und Bischof Rudolf um Misshellung und Krieg die Sühne beschworen, da waren wohl zwei Brüder Wilhelm's, Propst Heinrich und Graf Rudolf, und der Bruderssohn, Graf Hugo, ferner Graf Mangold von Nellenburg und Andere anwesend, keine Rede dagegen von Abt Wilhelm, so nahe es bei der Nachbarschaft der wichtigen Streitfrage über Wil und Schwarzenbach gelegen hätte, dass bei einer Sühne voran der Abt von St. Gallen betheiligt gewesen wäre. Vielmehr ist wohl ohne Zweifel thatsächlich zwar der Kampf eingeschlafen — «Für das begund das urlüg von tag ze tag zergân», sagt Kuchimeister —, dagegen ein Friede zwischen Herzog Albrecht und Abt Wilhelm nicht zu Stande gekommen. Wirklich ist dann ja auch, als es 1295 endlich zu einem Vertrage in der Schwarzenbacher Sache kam, bis auf die Zeit König Rudolf's und Herzog Rudolf's, bis auf Herzog Albrecht's Schädigungen gegenüber St. Gallen zurückgegriffen, eines dazwischen liegenden Vertrages von 1292 mit keinem Laute gedacht worden. Noch 1295 vielmehr waren

---

[1]) Als die Sühne vom 24. August beschworen wurde — Urkunde bei Lichnowsky: Geschichte des Hauses Habsburg, Bd. II (Urkundliche Beilagen Nr. II, pp. CCLXXX u. CCLXXXI) —, da wurde ausdrücklich betont, alles neu Festgestellte solle dem Herzoge zu keinem Schaden gereichen «an den taidingen, die wir ... gehabt haben ... mit dem abte Wilhalme von Sand Gallen umb die stat ze Wile».

Dinge zu sühnen, welche sich 1288 und 1269 zugetragen hatten [1]).

Doch sogar nicht einmal über Wil blieb Sicherheit bestehen. Augenscheinlich wollten äbtische Dienstleute sich an den Wiler Bürgern für jene der Vertheidigung überdrüssige Haltung und die nothwendig gewordene Räumung der Stadt rächen, und so steckten sie das Städtchen in Brand. Herzog Albrecht hatte also eine solche von ihm vorausgesehene Schädigung auch durch seine in die Stadt gelegten Vertrauensmänner nicht verhindern können. Eher 1293, als noch 1292, fand die Brunst statt. Aber die grausame, rohe Massregel diente nun mittelbar einzig der österreichischen Sache, weil die Wiler mit nur ganz wenigen Ausnahmen nach dem benachbarten herzoglichen Platze Schwarzenbach übersiedelten, hier ihre Häuser wieder aufbauten. Sogar die Glocken waren von Wil weggenommen worden [2]).

Inzwischen war nun aber auch, seit dem 5. Mai 1292, der Königsthron durch die Wahl des Grafen Adolf von Nassau neu besetzt, und der König hatte gegen Ende des Jahres seinen Marschall Hiltbrand von Pappenheim zum Empfange des Schwures an seiner Stelle in das Land geschickt. Adolf machte den Charakter der Vogtei als einer Reichsvogtei wieder geltend, und die Gotteshausleute schwuren und empfingen dafür den Schirm

---

[1]) Vgl. zu dieser ganzen Frage und deren Beantwortung, dass es 1292 zu keinem förmlichen Friedensschlusse zwischen Herzog Albrecht und St. Gallen kam, n. 450, zu Kuchimeister's pp. 252 u. 254. Auch hier wieder ist Kopp (Buch VI. p. 34, in n. 4, vollends Buch IX. p. 108, n. 6) ganz anderer Ansicht. Von dem absolut unbezeugten Frieden vom 24. August mit dem Abte weiss er sogar den Inhalt: es möge sich vielleicht um die Abtretung der Vogtei über Wil an Albrecht gehandelt haben, oder um die Brechung von Wil. Von all' dem kann bei ruhiger Betrachtung der Quellen und der ganzen Sachlage gar keine Rede sein.

[2]) Vgl. Kuchimeister in c. 63 (pp. 251, 252—254), besonders mit n. 447.

zugesichert [1]). Zur gänzlichen Beruhigung des Abtes Wilhelm stand nur noch der Austrag mit Herzog Albrecht aus.

Erst 1295 schien sich eine Aussicht, die Gegensätze zwischen dem Gotteshause und dem Herzoge zu entfernen, aufzuthun, und dieselbe war um so günstiger, als der Herzog selbst dabei voranging. Herzog Albrecht war zu Wien im ersten Drittel des November schwer erkrankt, so dass allgemein seine Herstellung als ausser dem Bereich der Möglichkeit stehend angenommen wurde, am 11. des Monats sogar die Nachricht von seinem Tode in Wien verbreitet war. Jedenfalls fühlte sich auch der Kranke selbst in diesen Tagen von einer Gewissensunruhe erfüllt, die man sich in St. Gallen gerne durch eine Vision erklärte, in welcher der Klosterheilige, St. Gallus, dem Herzog erschienen sei, ihn zu mahnen, dass er dem Gotteshause Besserung schaffe. Denn eben vom 11. November 1295 ist die Urkunde datirt, in welcher der Herzog St. Gallen entgegenzukommen den Versuch machte. In Erinnerung an den noch von König Rudolf's Zeit her vorliegenden Schaden, den das Kloster erlitten — gerade das schliesst ja einen 1292 festgestellten Friedensvertrag aus —, will Albrecht die Stadt Schwarzenbach an St. Gallen geben und wieder lassen, auf ewige Zeiten, mit allem Rechte, wie er selbst dieselbe inne hatte. So soll lauter Freundschaft, ein Verhältniss von Liebe und Güte zwischen beiden Theilen Platz greifen. Allein — so wird weiter gesagt — dafür, dass nun auch Abt und Capitel von St. Gallen allen empfangenen Schaden vergeben haben, auf fernere Ansprüche verzichten, sollen nun dieselben eine Handveste mit ihren Sigeln dem Herzoge geben. Desswegen eben sandte derselbe, wohl mit dieser Einleitung zur Richtung, dem Briefe vom 11. November, Botschaft an Abt Wilhelm, derselbe möge sich nach Oesterreich

---

[1]) L. c., in c. 63 (pp. 251 u. 252), wozu n. 449 wegen Zeit und Inhalt der Sendung des Marschalls.

zu dem Behufe begeben, dass hier die Richtung zu Ende gebracht werden könne[1]).

Abt Wilhelm folgte der Aufforderung. Etwa Mitte Juni 1296 machte er sich mit entsprechendem Gefolge auf den Weg nach Oesterreich, wo er den Herzog zu finden hoffte. Aber da war Albrecht schon in den Krieg mit dem Erzbischof von Salzburg aufgebrochen, so dass Abt Wilhelm hinter ihm nachreiste. Der Herzog lag seit Ende Juni vor der erzbischöflichen Stadt Radstadt, und der Abt nahm nun auf dem Wege dahin in Steiermark bei Abt Heinrich von Admont Herberge; denn die ganze Gegend war durch den Krieg unsicher gemacht. Nur indem der Hauptmann des Erzbischofs, Herr Burkhart von Ellerbach[2]), wegen verwandtschaftlicher Verbindungen dem Abte Wilhelm sich gefällig erwies, konnte derselbe überhaupt an der Enns hinauf in das herzogliche Lager vor Radstadt gelangen[3]).

Allein der Abt sah sich in seinen berechtigten Erwartungen schwer getäuscht. Als er vor Radstadt eintraf, wurde ihm vom Herzoge als Antwort: «er hette der muosse nit, das er in gerichten möcht; er wölti sich hernach mit im richten». Theils mochte es den Herzog reuen, was er unter dem Drucke seiner Krankheit dem Abte angeboten hatte; theils durfte wohl dieser mehr zurückgewinnen wollen, als nur jene einzelne Zurück-

---

1) Vgl. l. c., n. 456 zu c. 64 (p. 255), über die gegenseitige Ergänzung von Wartmann's Nr. 1093 («gegeben ze Wienen an sand Merteinstag») und der Kuchimeister'schen Erzählung. Kopp hat hier (Buch VI. p. 225, n. 1 u. 2), gegenüber Böhmer (l. c., p. XXXVIII, in den «Ergänzungen»), ganz das Richtige betont, dass nämlich ganz und gar kein Widerspruch vorliege.

2) Ueber diesen später in König Albrecht's Zeit ganz nur Oesterreich dienstbaren Schwaben, dass er nicht, wie stets angenommen worden, von Ellerbach (bei Dillingen), sondern von Elrbach, resp. Erbach (bei Ulm) stammt, vgl. n. 462 (pp. 259—261) zu Kuchimeister's c. 64.

3) Vgl. über Abt Wilhelm's Reise zum Herzoge Kuchimeister: c. 64 (pp. 255—261), wegen der chronologischen Ansetzung des Aufbruches n. 457 (p. 256).

erstattung, wie sie der Herzog am 11. November ausgesprochen hatte, nämlich einen Ersatz alles dessen, was St. Gallen wirklich durch König Rudolf's und der Herzoge Schuld eingebüsst. Persönliche Gegner des Abtes waren, wie eine Urkunde vom 29. Juli in ihren Zeugennamen darlegt, im Lager anwesend und mochten des Herzogs Ohr beherrschen. So gedieh die in Aussicht genommene Richtung nicht zu Ende; ein wirklicher Friede wurde nicht abgeschlossen[1]. — Missvergnügt, arg enttäuscht kam Abt Wilhelm in sein Gotteshaus zurück: « er hatt schaden und arbait verlorn »[2].

Nicht im Geringsten kann es überraschen, wenn jetzt der Abt, von dem Vertreter von Habsburg-Oesterreich so unschön behandelt, dem Könige Adolf sich entschieden zuwandte. Mochten auch im December 1292 König und Herzog sich vertragen haben, so blieb doch die Erinnerung daran, dass der älteste Sohn König Rudolf's Aussicht auf die Krone gehabt hatte, in seinen Hoffnungen durch die Wahl Adolf's betrogen worden war, zwischen ihnen bestehen. So neigte sich Abt Wilhelm wohl schon gleich nach der Rückkehr von seiner Reise, als der König Ende 1296 wieder nach längerer Frist zuerst in Schwaben weilte, demselben zu. Allein erst 1297 tritt die enge Verbindung des Königs mit dem Abte so recht zu Tage, zuerst im Zusammenhang mit dem Kriegsplane Adolf's, im Bunde mit König Eduard I. von England gegen Philipp IV., König von Frankreich[3].

Zu Schletstatt wurde am 1. September 1297 zwischen König und Abt der Vertrag abgeschlossen. Adolf betont, dass er dem grossen Schaden, in welchen St. Gallen seit den Zeiten

---

[1]) L. c., in c. 64 (p. 261), mit n. 463. Während Kopp an einer Stelle (Buch VI. p. 233) Albrecht's unedle Handlung einräumt, ist er kurz darnach (p. 243: Abt Wilhelm habe sich bei König Adolf eingestellt, « als sei er vor Rastatt von Herzog Albrecht abgewiesen worden ») wieder gewillt, Kuchimeister's klaren wahren Bericht abzuschwächen.

[2]) L. c., c. 64 a. E. (p. 262).

[3]) L. c., c. 65 a. A. (p. 263).

seines königlichen Vorgängers gekommen sei, abhelfen wolle, und verspricht dem Abte 500 Mark Silbers, bis zu deren Bezahlung derselbe die Steuern und allen Nutzen in der Stadt St. Gallen und im Gotteshauslande geniessen mag: es ist eine Verpfändung der Vogtei, doch mit Ausnahme von Vogtrecht und Vogtgericht. Dagegen verheisst der Abt dem Könige seinen Dienst: mit zwanzig Rossen soll er dem Könige Zuzug leisten [1]). Und das geschah nun alsbald, indem er, mit anderen schwäbischen Herren, unter ihnen seinem Bruder Rudolf zu Feldkirch, eines Rufes des Königs, rheinabwärts demselben nachzurücken, gewärtig, in einem Dorfe bei Frankfurt etwa fünf Wochen lang, im October und November, gerüstet hielt. Aber diese schwäbischen Zuzüger und noch weitere königliche Truppen kamen, da Adolf nach dem Waffenstillstand König Eduard's vom 9. October einen wenig rühmlichen Rückzug antrat, nicht vor den Feind. Immerhin zog der Abt seinen Vortheil von der Unternehmung; dem König Adolf gewährte er am 12. December zu Germersheim weitere 100 Mark auf die schon für 500 Mark verpfändete Vogtei [2]).

Doch erst das folgende Jahr 1298, mit welchem gleich Anfangs schon der Gegensatz zwischen der königlichen und der österreichischen Partei sich zum Entscheidungskampfe zuspitzte, brachte dem Abte die Möglichkeit, seine treuen Dienste recht zu zeigen. Zwar noch nicht, als Konig Adolf im März bei Ulm stand, doch auf dem Marsche desselben westwärts nach dem

---

[1]) L. c., c. 65 (p. 263), mit n. 470 betreffend Wartmann's Nr. 1101 («ze Sletzstat, an sant Egidien tage»). An dieser Stelle kann ich nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass das mit ungewöhnlich starker, sehr unberechtigter Selbstgewissheit vom Verfasser dargebotene neueste Buch über König Adolf (F. W. E. Roth: Geschichte des Römischen Königs Adolf I. von Nassau, Wiesbaden 1879) seiner Aufgabe gar nicht genügt, jedenfalls keinen Fortschritt gegenüber Kopp's Buch VI darstellt.

[2]) Kuchimeister, in c. 65 (pp. 264—268), wozu n. 476 betreffend die chronologische Ansetzung, sowie Wartmann's Nr. 1103 («apud Germerschain, II idus Decembris»).

Rheine, am 10. April im Kinzigthal bei Haslach, war der Abt mit zwanzig Rossen auf das Aufgebot hin beim königlichen Heere [1]). Als der Abt mit dem Könige vor Kenzingen lag, in der zweiten Hälfte des April, schlug ihm der König vier seiner Diener zu Rittern; dann aber folgte Wilhelm seinem Herrn auch über den Rhein nach Rufach und betheiligte sich da an der Belagerung neben demselben, vom 29. Mai bis 11. Juni. Gerade hier erlangte er auch von ihm, am 9. Juni, eine neue Gnade. Denn zur Anerkennung der grossen Dienste des Abtes durch dessen bewaffneten Zuzug, zum Ersatz der grossen Kosten, vereinigte Adolf die bisherigen Schenkungen von 500 und 100 Mark und eine weitere von 400 Mark zu einer einzigen von 1000 Mark, unter Verpfändung aller Nutzungen und Einkünfte der Reichsvogtei über das Kloster, dessen Leute und Güter, nur nochmals mit der schon vorher festgestellten Ausnahme [2]). Und wie es nun in den letzten Junitagen westwärts von Worms zu den letzten Vorbereitungen zum Kampfe um das Reich kam, da war « bi aim ainwelligen küng dehain pfaffenfürst, won der abt von Sant Gallen », wie Kuchimeister mit Nachdruck hervorhebt [3]). Am Sonntag, den 29., nahm der König Adolf bei dem Abte das Mahl und sprach da zu seinem Gastfreund: « Herr von Sant Gallen! Sol mir Got gelück geben, ich wil üwer gotzhus bessren umb XL tusend mark » [4]).

Vom folgenden Tage, dem 30., ist aus dem Lager, das zu Heppenheim an der Wiese, eine Meile von Worms, aufgeschlagen war, Adolf's letzte Gunsterweisung für den Abt datirt, in

---

1) L. c., in c. 66 (p. 271): nach n. 491 ist Kuchimeister's Nachricht — «in Küngstal» — durch Adolf's Urkunde für Wilhelm's Brudersohn Hugo, 10. April «apud Hasela in Kinztal» (Böhmer, l. c. p. 393, Reg. Adolf's Nr. 442), trefflich bestätigt.

2) L. c., in c. 66 a. E. (p. 275) betreffend die Anwesenheit vor Kenzingen, c. 67 a. A. (l. c.) wegen Rufach (dazu Wartmann's Nr. 1104, «in castris apud Rubiacum, V idus Junii»).

3) L. c., in c. 68 (pp. 285 u. 286).

4) L. c., in c. 70 (p. 299).

der er nun für eine neue Schuld von 300 Mark Silbers — aus Verbürgung für königliche Anweisungen wegen Rüstungsmassregeln — auch noch jene bisher nicht mit inbegriffenen Rechte, altes Vogtgericht und Vogtrecht, verpfändete, nämlich über Kloster und Stadt St. Gallen, über die Städte Wangen und Altstätten, über alle Leute und Güter des Klosters, sammt allen zugehörigen Einkünften [1]). — Allein nach nur zwei Tagen, am 2. Juli, fiel am Hasenbühl bei Göllheim der Sieg Herzog Albrecht zu, welcher schon der Kurfürsten, der Krone sicher war. Abt Wilhelm floh vom Schlachtfelde, wo er lange ausgehalten hatte, nach Worms hinein, wo ihn die Bürger übel aufnahmen, gleich allen anderen Flüchtigen. Aber auch seine Diener waren ihrer Rosse beraubt, nach dem ganzen Verlaufe der Schlacht, wo die Feinde zuerst die Reiterei durch Niederstechen der Rosse wehrlos machten, und sie selbst gefangen [2]). Der Abt begab sich folgenden Tages zu Albrecht, und es gelang ihm, seine Gefangenen frei zu machen. Aber sie hatten Alles verloren und mussten sich elend nach Hause durchschlagen. Auch er selbst hatte grossen Schaden erlitten, und es verstand sich, dass er mit König Adolf's Tode Alles, was ihm urkundlich durch denselben zugesichert worden war, verloren geben musste [3]).

Wieder kehrte Abt Wilhelm gänzlich in allen Hoffnungen betrogen nach St. Gallen zurück. Seinen wohlwollenden König hatte er verloren; der gleiche Herzog Albrecht, der schon in König Rudolf's Zeit und wieder seither sich stets von neuem dem Gotteshause und dem Abte keineswegs freundlich erwiesen hatte, kam jetzt auch als König für St. Gallen in Betracht. Und dazu schwebte Abt Wilhelm in neuen wirthschaftlichen Schwierigkeiten; er musste überall sparen und sich durchdrücken, um

---

[1]) Wartmann's Nr. 1106 («in castris apud Heppenhein, II kalendas Julii»): vgl. dazu n. 511 zu Kuchimeister, c. 68 (pp. 286 u. 287).

[2]) Wilhelm's Antheil an der Schlacht in Kuchimeister's c. 68 (pp. 284 u. 285, 287, 290).

[3]) L. c., c. 69 (pp. 291 u. 292).

nur zuerst seinen Leuten den in des Königs und seinem Dienste erlittenen Schaden zu vergelten. Dazu hatte er sich gegen neue Angriffe der österreichischen Amtleute und Diener vorzusehen — so stellte er die Burg Appenzell aus ihren Trümmern her —; denn erst nach mehr als zwei Jahren, 1301, kam es zu einer Versöhnung mit dem neuen Könige Albrecht[1]).

Abgesehen von der Reichsvogtei, auf welche König Albrecht ohne Zweifel als Herrscher des Reiches gegriffen und über welche er, wenn wir auch nichts hierüber hören, jedenfalls verfügt hatte[2]), schwebten ja in Folge der Abweisung Abt Wilhelm's 1296, der Nichterfüllung der 1295 angebahnten Richtung, die noch unerledigten Fragen über Schwarzenbach. So schickte der Abt 1301, während König Albrecht in der Fehde mit dem Kurfürsten von Mainz vor Bingen lag, eine Botschaft an denselben, und im September des Jahres brachte Heinrich von Klingenberg, welcher nun inzwischen, seit 1293, Bischof von Constanz geworden war, neben welchem auch Dompropst Heinrich von Cur, Abt Wilhelm's Bruder, thätig auftrat, die Vorbereitung zu einem Vergleiche zu Stande und berichtete das dem Abte mit Briefen[3]). Aber da fühlte sich Abt Wilhelm schon schwer krank, und so froh er über den Ausgang des Streites war, er hatte keinen Genuss mehr davon[4]).

Am 11. October 1301 starb Abt Wilhelm, unter jenen Aebten des Gotteshauses des heiligen Gallus, die als Politiker und Krieger allein in Betracht kommen, in schwieriger Zeit ärgster Anfechtung eine beachtenswerthe Erscheinung. Nicht so glücklich, wie ein Konrad von Bussnang oder ein Berchtold von Falkenstein, verdient er um seiner tapfern, thatkräftigen Gesinnung willen alle Anerkennung. Auch noch andere und stärkere

---

[1]) L. c., c. 69 (pp. 293—295).

[2]) L. c., n. 527 zu p. 295.

[3]) L. c., c. 70 (pp. 295 u. 296): vgl. n. 530 betreffend die Zeit der Verhandlung vor Bingen.

[4]) L. c., c. 70 (p. 297).

Gewalten, als die seinige, unterlagen der auf den Königsthron gestellten und so mit überwiegender Machtfülle ausgestatteten, niemals rastenden und selten bedenklichen Angriffsfertigkeit des Hauses Habsburg.

Kein anderer, als einer der Ankläger Abt Wilhelm's von 1287, Heinrich von Ramstein, der Portner, wurde der Nachfolger in der Führung der Abtei, also gleich dem Vorgänger Wilhelm's einer aus dem den Falkensteinern so nahe verwandten freiherrlichen Hause auf dem Schwarzwalde.

Schon gleich in die ersten Tage nach Wilhelm's Tode, auf den 16. October 1301, war inzwischen eine Urkunde der herzoglichen Söhne König Albrecht's, Rudolf's, Friedrich's, Leopold's, auch für ihren Vetter Johannes, Herzog Rudolf's Sohn, gefallen, worin sie — noch mit Abt Wilhelm nach dem Wortlaute des Briefes — über alle Streitigkeiten sich zu vertragen erklärten. Nochmals greift dieser Brief in der Erwähnung der Schädigungen, um welche Abt und Convent jegliche Ersatzansprache aufgegeben haben, bis auf König Rudolf's Zeit — vierzehn Jahre liegen nun dazwischen — zurück. Dagegen sollten nun die Herzoge ihre Burg und Stadt Schwarzenbach aufgeben und sie heissen brechen, so dass keiner der beiden Theile daselbst wieder Burg, Stadt oder Veste bauen soll, und Abt und Convent durften die Stadt Wil wieder bauen und den Markt wieder haben. Ein weiterer Streitpunkt dagegen, wegen des Gotteshauses Ittingen, blieb ungehoben [1]).

Dann aber begab sich auch Abt Heinrich, um sein Fürstenamt zu empfangen, zum December 1301 zu König Albrecht nach Heilbronn hinaus und wurde, wohl am 7. des Monats, auf welchen das Datum des dem Briefe der Herzoge entsprechenden Stückes von Abt und Convent fällt, belehnt. Dagegen verstand es sich von der Auffassung des Königs aus ganz von selbst, dass derselbe das Abtes Bitte bestimmt abschlug, als dieser die von König Adolf gegenüber Abt Wilhelm geschehene Verpfän-

[1]) Wartmann's Nr. 1180 («geben ze Wienne, an sant Gallen tag»).

dung der Vogtei auf sich neu übertragen wissen wollte. Auch die Bürger der Stadt St. Gallen, welche ohne das den harten Sinn des Abtes nicht liebten, hatten sich beim Könige dagegen verwandt [1]). Viel schlimmer aber, geradezu eine neue Täuschung von Seite des Königs und des Hauses Oesterreich war, dass die Erfüllung des Versprechens wegen der Aufhebung Schwarzenbach's noch mehrere Jahre sich hinauszog. Wil zwar war einerseits auch nach der Zerstörung von 1293 — oder 1292 — nicht ganz unbewohnt geblieben, und andererseits hatte sich Abt Heinrich gleich 1302 an die Herstellung der Stadt gemacht: dagegen zögerte man nun von österreichischer Seite, das Versprechen von 1301 über die Brechung von Schwarzenbach zu erfüllen, und die vom König ausgegangene Wiederaufnahme des Punktes über Schwarzenbach aus der Zusicherung seiner Söhne war durch mehrere Jahre — leider ist deren Zahl nicht festzustellen — von dem ersten Versprechen der Herzoge getrennt [2]). Jetzt jedoch, nach Albrecht's geradezu gegebenem Befehle, musste Schwarzenbach abgebrochen werden, und die Wiler kehrten, mit ihren vorher hinüber geführten Glocken, nach Wil zurück; aber nur ungerne gab man den gutgelegenen Platz, welcher so rasch emporgeblüht war, auf, besonders die Edelleute, welche da Burglehen von den Herzogen gewonnen hatten. Dagegen blieb gegen Vertrag und Befehl die Burg unzerstört; denn Jakob der Vogt von Frauenfeld wollte von ihrem Abbruch einen Gewinn aus dem Gotteshause ziehen, und als

---

[1]) Kuchimeister's c. 72 (p. 306), wozu n. 552 über den 7. December als den Tag von Nr. 1130 *a)* und von Abt Heinrich's Belehnung, n. 553 über die Identität der königlichen und der städtisch St. Gallen'schen Interessen gegenüber dem Abte.

[2]) L. c., c. 72 a. E., c. 73 a. A. (pp. 308 u. 309), wozu n. 557 und 558 (darüber dass das Jahr 1304 Tschudi's ganz nur auf dessen dreister Combination beruht). Kopp freilich hat (Buch VIII. pp. 223 u. 224) die Dinge als innerhalb «kurzer Zeit» geschehen zusammengerückt, entgegen Kuchimeister's: «Das ward im verzogen etwa mainig jâr».

[illegible]

[illegible] zwischen dem Könige und dem Abte [illegible] über Wil eine neue Frage [illegible] — [illegible] als Entschädigung für die [illegible] Schwarzenbach [illegible] Schwarzenbach [illegible] wurde [3]. [illegible] zu dem Könige [illegible] am 30. April 1308 [illegible] Tag vor [illegible] Ermordung an der Fähre über die Reuss. Die Streitfrage war aber nicht zu Ende gebracht worden [4].

[illegible] am 27. November 1308 neu gewählten König, [illegible] Heinrich von Lützelburg, wurde die Sache geordnet. [illegible] im März 1309 [illegible]

[1] [illegible]

[2] [illegible]

[3] [illegible]

[4] [illegible]

[5] [illegible]

Erstlich hoffte der Abt, von Heinrich VII. die Vogtei so wieder erhalten zu können, wie sie durch dessen zweiten Vorgänger Adolf an Abt Wilhelm verpfändet worden war: — schien doch König Heinrich in anderen, günstigeren Verhältnissen zu St. Gallen von vorne herein zu stehen, als der durch eigensüchtige, territorialpolitisch gefärbte Gedanken geleitete König Albrecht. Ferner aber wollte der Abt die von Albrecht auf die Vogtei über Wil erhobenen Ansprüche zurückgewiesen wissen. So begab er sich 1309 zwei Male an den Hof und erlangte zu Basel am 17. April die Bestätigungen älterer Freiheitsbriefe, suchte dann im Mai oder Anfang Juni zu Constanz die Forderung wegen der Vogtei zum Ziele zu führen. Doch weder jetzt, noch, wie es scheint, im Frühjahr 1310 zu Zürich, noch im Herbste des gleichen Jahres zu Bern, noch ein viertes Mal im Frühjahr 1311, als der König schon in Italien war, vermochte Abt Heinrich mit dieser Forderung durchzudringen[1]. Denn einmal durfte der König dem Reiche selbst nicht Abbruch thun, und zweitens waren die St. Galler Bürger, stets ängstlich für ihre Rechte und Freiheiten, höchst wachsam auf der Hut, um den Versuchen des Abtes stets zuvorzukommen[2].

Sehr anders verhielt sich König Heinrich hinsichtlich der Ansprüche auf die Wiler Vogtei. Denn als ihm, eben zu Zürich, der Abt Vorstellungen machte, dass er als König an die Stadt Wil kein Recht habe, liess er in einer Gerichtssitzung im Barfüsserkloster daselbst die Sache untersuchen und gab am 1. Mai 1310 das Urtheil, dass die Stadt mit vollem Rechte dem Gotteshaus St. Gallen angehöre und König und Reich daselbst keine Vogtei zustehe, so dass er dieselbe zurückstelle und das Gotteshaus in das Recht wieder einsetze, wie es bestand, ehe

---

[1] L. c., c. 75 (pp. 317 u. 318), mit chronologischer Zurechtstellung in n. 586, c. 75 a. E. (p. 320), mit Erörterung in n. 590, und in c. 76 (pp. 321 u. 322). Die Bestätigung der Privilegien ist Wartmann's Nr. 1185 (Basel, 17. April 1309).

[2] L. c., c. 75 (pp. 317 u. 318), c. 76 (p. 322).

nun diese Angelegenheit sich hinausschob, verkaufte er inzwischen die Burg an Heinrich von Griessenberg [1]).

Allein nun war zwischen dem Könige und dem Abte, dieses Mal über Wil, eine neue Frage emporgestiegen: — wie Kuchimeister sich ausdrückt, «kund der apt an dem küng nie geschaffen, das er sich genzlich wölte ziehen von Wil unz an sinen tod» [2]). Die Vogtei über Wil muss vom Könige als Anspruch aufgegriffen worden sein, wahrscheinlich als Entschädigung für die Preisgebung Schwarzenbach's, und zwar wohl erst, als der letzte Befehl betreffend Schwarzenbach gegeben wurde [3]). Abt Heinrich fuhr oft zu dem Könige, um für sein Recht einzutreten, und war auch bei demselben am Hofe zu Baden, noch am 30. April 1308, nur einen Tag vor dessen Ermordung an der Fähre über die Reuss. Die Streitfrage war aber nicht zu Ende gebracht worden [4]).

Erst durch den am 27. November 1308 neu gewählten König, den Grafen Heinrich von Lützelburg, wurde die Sache geordnet. Zuerst hatte derselbe schon im März 1309 Herrn Dietegen von Castel als seinen Stellvertreter, um den Schwur der Gotteshausleute zu empfangen, abgeschickt und so den Gotteshausleuten vor den übermässigen Anforderungen Abt Heinrich's und auch sonst im Allgemeinen Schutz verschafft [5]). Darauf aber nahm er sich der Rechte des Gotteshauses und der Ansprüche des Abtes, so weit sie ihm erfüllbar erschienen, rührig an.

---

1) L. c., c. 73 (pp. 310 u. 311).

2) L. c., c. 73 a. E. (pp. 311 u. 312).

3) Die Worte in der spätern Urkunde König Heinrich's VII., Nr. 1190, von 1310, lauten hierüber: «licet opidum Wile ... pertineret sibi (sc. dem Abte) et suo monasterio pleno jure, ... tamen Albertus ... per aliquos annos ante mortem suam opidum sibi attraxit, advocaciam opidi sibi nomine imperii improvide usurpando».

4) L. c., c. 74 (pp. 312—314).

5) L. c., c. 75 (pp. 315 u. 316).

Erstlich hoffte der Abt, von Heinrich VII. die Vogtei so wieder erhalten zu können, wie sie durch dessen zweiten Vorgänger Adolf an Abt Wilhelm verpfändet worden war: — schien doch König Heinrich in anderen, günstigeren Verhältnissen zu St. Gallen von vorne herein zu stehen, als der durch eigensüchtige, territorialpolitisch gefärbte Gedanken geleitete König Albrecht. Ferner aber wollte der Abt die von Albrecht auf die Vogtei über Wil erhobenen Ansprüche zurückgewiesen wissen. So begab er sich 1309 zwei Male an den Hof und erlangte zu Basel am 17. April die Bestätigungen älterer Freiheitsbriefe, suchte dann im Mai oder Anfang Juni zu Constanz die Forderung wegen der Vogtei zum Ziele zu führen. Doch weder jetzt, noch, wie es scheint, im Frühjahr 1310 zu Zürich, noch im Herbste des gleichen Jahres zu Bern, noch ein viertes Mal im Frühjahr 1311, als der König schon in Italien war, vermochte Abt Heinrich mit dieser Forderung durchzudringen[1]). Denn einmal durfte der König dem Reiche selbst nicht Abbruch thun, und zweitens waren die St. Galler Bürger, stets ängstlich für ihre Rechte und Freiheiten, höchst wachsam auf der Hut, um den Versuchen des Abtes stets zuvorzukommen[2]).

Sehr anders verhielt sich König Heinrich hinsichtlich der Ansprüche auf die Wiler Vogtei. Denn als ihm, eben zu Zürich, der Abt Vorstellungen machte, dass er als König an die Stadt Wil kein Recht habe, liess er in einer Gerichtssitzung im Barfüsserkloster daselbst die Sache untersuchen und gab am 1. Mai 1310 das Urtheil, dass die Stadt mit vollem Rechte dem Gotteshaus St. Gallen angehöre und König und Reich daselbst keine Vogtei zustehe, so dass er dieselbe zurückstelle und das Gotteshaus in das Recht wieder einsetze, wie es bestand, ehe

---

[1]) L. c., c. 75 (pp. 317 u. 318), mit chronologischer Zurechtstellung in n. 586, c. 75 a. E. (p. 320), mit Erörterung in n. 590, und in c. 76 (pp. 321 u. 322). Die Bestätigung der Privilegien ist Wartmann's Nr. 1185 (Basel, 17. April 1309).

[2]) L. c., c. 75 (pp. 317 u. 318), c. 76 (p. 322).

König Albrecht in diese Sache sich eingeschoben habe [1]). Hierin hatte also König Heinrich in sehr bemerkenswerther Weise das Rechtsverhältniss anerkannt, welches erst durch den zweiten König habsburgischer Abstammung gestört worden war, dass Wil als jüngere Erwerbung vom andern Gotteshausgute sich unterscheide, dass es nicht in den Complex der Reichsvogtei hineingehöre [2]).

In der Frage betreffend die auf die verpfändete Reichsvogtei von König Adolf geschlagenen Summen wählte dagegen König Heinrich VII. 1311 von Italien aus einen höchst geschickt aufgefundenen Ausweg. Als Abt Heinrich ihn nun zum vierten Male an die 1300 Mark Silbers erinnerte, auf welche die Pfandsumme angelaufen war, verfügte der König am 22. April aus Lodi, dass dreizehn Jahre hindurch alljährlich 100 Mark aus den Einkünften der Reichsvogtei dem Abte Heinrich und dessen Nachfolgern verschrieben sein sollten, bis eben die Höhe der ganzen Summe von 1300 Mark erreicht, die Schuld getilgt sei.

---

1) Wartmann's Nr. 1190 («Actum et datum Thuregi in domo fratrum minorum . . . kalendis Maji»). Heinrich schildert das Vorgehen: «volentes in hujusmodi negocio via regia incedere, a singulis principibus, comitibus, nobilibus, ministerialibus ac fidelibus nostris et imperii tunc presentibus et quorum nomina inferius subnotantur, veritatem inquisivimus et indagavimus plenius de premissis . . . per communem omnium astancium assercionem et sentenciam invenimus»: ganz entsprechend Kuchimeister's Erzählung von dem Processe (c. 75, p. 318). Vgl. auch Franklin: Das Reichshofgericht im Mittelalter, Bd. I. pp. 186 u. 187, wo von Heinrich's VII. Gerichtsbriefen dieser wegen Wil besonders hervorgehoben wird.

2) Vgl. n. 589 zu Kuchimeister (pp .318—320), sowie die schon p. 50 in n. 43 eingerückten Worte aus Nr. 1190. Kopp (Buch IX. pp. 103 n. 6, 104 n. 7 — p. 103 n. 7 ist eines ernsthaften Werkes unwürdig) hat diesen Abschnitt der Beziehungen zwischen St. Gallen und Habsburg-Oesterreich äusserst unglücklich schief aufgefasst. Er greift besonders auf die schon früher (vgl. p. 40 mit n. 1) unrichtig erklärte «taiding umb die stat ze Wile» von 1292 zurück: wie soll es möglich sein, dass 1292, in König Adolf's Zeit, «die Vogtei an Albrecht abgetreten wurde» (so Buch VI. p. 34, in n. 4 zu p. 33): die R e i c h s vogtei an H e r z o g Albrecht!

So war der Anspruch auf Ersatz, welchen der Abt stellen durfte, erfüllt, dagegen das Anrecht des Königs auf die Reichsvogtei unangetastet, der Eingriff König Adolf's in das Reichsgut, ohne Schädigung der rechtlichen Forderungen des Gotteshauses, aufgehoben [1]).

Mit diesem Ereignisse bricht die Kette der Dinge, welche hier zu schildern waren, ab. Das Wenige, was Kuchimeister noch an kurzen Erwähnungen König Friedrich's von 1314 an bringt, ist unwesentlich und hat mit den hier behandelten Fragen nichts zu thun.

Die Uebersicht der Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den vier ersten Königen nach der königslosen Zeit ist lehrreich als Beitrag zur Beurtheilung dieser vier Regierungen überhaupt, in denen die Sorge für die Hausinteressen jedes Mal so voransteht, dass das Königthum dazu helfen muss, auch diese näher liegenden Absichten zu befriedigen. Rudolf und Albrecht, die königlichen Repräsentanten des Hauses Habsburg, haben es nun beide auch als Könige St. Gallen und dessen Aebte schwer empfinden lassen, dass sie schon als Graf und als Herzog auf ihrem Wege nach Verstärkung ihrer Hausmacht mit St. Gallen zusammengestossen waren. Sie bemassen ihre Politik nach jenen Worten König Rudolf's, die er 1282 an Abt Wilhelm

---

[1]) Wartmann's Nr. 1192 («Datum Laude, decimo kalendas Maji»). Der Abt hatte erinnert, «quod dive recordacionis Adolfus, Romanorum rex obligavit . . . pro mille et trecentis marcis argenti, in qua pecunia partim pro serviciis et dampnis, que (sc. suus predecessor) in ipso servicio sustinuit, partim quia pro eo aliis servitoribus seu creditoribus solvit, eidem abbati fuit et ipsi monasterio obligatus». Der König handelt: «non solum ipsam obligacionem, sed quod ipsius monasterii prelati semper in ipsius imperii serviciis sint inventi debite pensantes, ac disponentes propter hoc per compassionis animum generose indempnitati ipsius abbatis et sui monasterii providere».

richtete: « Nun wil ich och der sin, der den apt und sin gotzhus hindren wil, die wil ich leb ». König Adolf hatte keine Gelegenheit, mit St. Gallen unmittelbar zusammenzustossen; vielmehr suchte er es Abt Wilhelm reich zu vergelten, dass derselbe als der einzige Pfaffenfürst im Kampfe um das Reich ihm zur Seite stand. Aber darin schädigte er nun wieder, seiner eigenen ersten Pflicht gegen das Reich in seiner unbedachten Art und auch eigensüchtig sich entschlagend, das Recht und den Vortheil des Reiches selbst. Einzig Heinrich VII. erweckt in seinem gerechten, billigen Handeln uns am Schlusse einen wohlthuenden Eindruck. Was Albrecht Unrecht gethan wegen der Vogtei von Wil, hebt er auf, und wo Adolf zu weit gegangen war, beschränkt er die Angelegenheit auf die Erfüllung des wirklich Geschuldeten, unter Abweisung unzuträglicher Forderungen des Abtes.

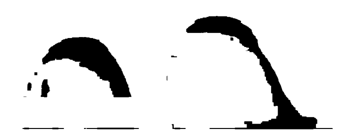
Anmerkung. Gegenüber den lauten Versicherungen Kopp's (Buch III, p. 683: « Auch vom Könige Rudolf gelang es Wilhelmen, sich eine Geldsumme zu erwerben », p. 685: « Allein auch der vom römischen Könige zugesicherte Gewinn genügte Wilhelmen nicht, die übernommenen oder von ihm selbst eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen », p. 686: « König Rudolf selbst bewährte dem Abte wie dem Gotteshause St. Gallen sein Wohlwollen » — was dann Wilhelm zu Augsburg — Kopp zieht ja das Ereigniss unpassend zu 1286 — gestört habe) ist es passend, die Urkundenstellen selbst, betreffend das am 30. September 1284 Geschehene, neben einander zu halten:

Wartmann's Nr. 1074 a (1284):

Abt Wilhelm spricht: « in hunc modum compositio intercessit: in priori contractu inito per Uolricum, antecessorem nostrum, de duobus milibus marcarum restabant solvende quingente et quinquaginta marce in suplementum, quod de duobus milibus marcarum defecit; quingentas marcas videlicet et quinquaginta recepimus, sicque duobus milibus completis supra summam conventam du-

Wartmann's Nr. 1074 (1291):

Der Gegenabt Konrad spricht (vom Acte von 1274): « in hunc modum compositio intercessit: in priori contractu inito per Uolricum antecessorem nostrum de duobus milibus marcarum argenti restabant solvende quingente et quinquaginta marce, quibus dominus rex Romanorum, nomine suorum liberorum ipsorumque heredum, superaddidit ducentas et quinquaginta marcas



centas et quinquaginta marcas recipimus, acceptamus, immo acceptas habemus in supletionem precii non tantum justi dicendo, verum etiam altioris, ad securissimam et plenissimam justificationem contractus memorati; et de totali summa pecunie prelibate scriptis presentibus nobis recognoscimus satisfactam et dictam pecuniam ac ipsam satisfactionem in utilitatem nostri monasterii evidentem fore conversas. Hac itaque compositione completa et perfecta, quia prefatam summam, duo milia marcarum videlicet, ducentas et quinquaginta marcas recepimus et acceptas habemus, renuntiantes exceptioni non numerate vel non tradite nobis pecunie, prefatum venditionis contractum de castro et oppido . . . presenti scripto ratificamus et ratum habemus, immo amplius et nos ipsam venditionem celebramus de novo in munimentum et cautelam ».

ponderis ad securissimam et plenissimam justificationem contractus, pro bono pacis et concordie, non juris debito, sed pocius ex superhabundanti; ita quod ipsa superadditione computata octigente marce argenti ponderis solvende remanserant de summa totali precii, quarum medietate, videlicet quadrigentis marcis argenti, predecessori nostro Willehelmo per dominum nostrum regem Romanorum suorum liberorum nomine persoluta et . . . conversa legittime, prout scriptis presentibus publice profitemur, noster predecessor Willehelmus . . . vendicionis contractum . . . ratificavit, approbavit et ad cautelam nichilominus innovavit ».

Betreffend 1291 fügt Konrad bei: « Nos itaque receptis residuis quadrigentis marcis argenti puri et legalis, ponderis Constantiensis, a domino rege Romanorum Ruodolfo . . . castrum in Grüningen et oppidum . . . damus et tradimus ».

Nach Nr. 1074 *a)* wäre also 1284 die Rechnung so vor sich gegangen:

Entrichtung des Schuldrestes an die 2000 Mark:	550 Mark
darüber hinaus gegeben	250 »
zusammen von Abt Wilhelm empfangen:	800 Mark

Nach Nr. 1074 wurde 1284 vielmehr thatsächlich entrichtet:

an den Schuldrest von den 2000 Mark:	400 Mark

Es blieb 1284 also an die 2000 Mark noch ein Schuldrest von 150 Mark; (bezahlt waren jetzt im Ganzen bloss 1450 + 400 = 1850 Mark).

Es war 1284 in That und Wahrheit nichts geschehen zu einem Ausfüllen zum Ganzen aller bezahlten Summen bis auf 2250 Mark (2000 + 250 = 2250 Mark).

BISCHOF

BURCHARD VON BASEL.

1072—1107.

Von

ALBERT BURCKHARDT.

Etwa fünf Stunden nordwestlich von Mâcon liegt in einem einsamen Thale ein altes Städtchen; hoch ragen über die Häuserreihen mehrere mittelalterliche Befestigungsthürme, höher noch die Reste einer romanischen Kirche hervor. Das Ganze, verbunden mit einer malerischen Landschaft, gewährt ein höchst anziehendes Bild, dessen Reiz noch beträchtlich erhöht wird, wenn wir uns die geschichtliche Bedeutung des Ortes in Erinnerung bringen.

Es ist Cluny, wovor wir stehen, jene Abtei, deren Geistesrichtung im XI. Jahrhundert bestimmend auf die Geschicke des Abendlandes, auf die geistige wie die politische Entwickelung der lateinischen Christenheit eingewirkt, welche dem Kaiserthum wie dem Papstthum ihren ausgeprägten Stempel aufgedrückt hat; und zwar sind die Beeinflussten keine phantastischen Schwärmer wie Otto III., keine unwürdigen Hierarchen wie Benedict VIII. und IX., sondern es handelt sich um Männer, welche ihrer hohen Aufgabe und ihrer ernsten Ziele klar bewusst waren, welche ihren Willen durchzusetzen verstanden haben, um Männer, wie Leo IX., Gregor VII., Heinrich III., deren einfache Nennung genügt, um eine ungetheilte Bewunderung hervorzurufen.

Von Cluny und nicht von Rom aus wurde die verweltlichte Kirche auf's Neue reformirt, wurde dem verkommenen Mönchswesen eine würdige Umgestaltung zu Theil; nur unter dem unmittelbaren Einflusse cluniacensischer Anschauungen ist es dem grossen Salier gelungen, die Miethlinge, welche sich des Hirtenstabes Petri bemächtigt hatten, zu vertreiben, und im Bunde mit einer gereinigten Kirche ein christlich-abendländisches

Kaiserthum zu errichten, wie es die Völker seit den Zeiten Otto's I. und Karl's des Grossen nicht mehr gesehen hatten.

Welche Bedeutung, oder um mich bestimmter auszudrücken, welche rettende Kraft Cluny für das Papstthum war, davon giebt die Thatsache Zeugniss, dass seit der Erwählung des Bruno von Egisheim mit der päpstlichen Krone nur Männer geschmückt wurden, welche entweder selbst im Kloster gelebt oder doch wenigstens dessen Denkweise sich vollkommen angeeignet hatten. Und als dann in Gregor VII. diese Richtung ihren gewaltigsten Vertreter gefunden hatte, als der Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt auf das Heftigste entbrannt war, da erst zeigte sich deutlich, wie tief die cluniacensische Richtung in Aller Fleisch und Blut übergegangen war, und wie sich auch die Gegner des Papstes derselben nicht entziehen konnten. Gegen Ende des grossen Trauerspiels, da die Kraft Heinrich's IV. unter der Menge des Unglücks zusammengebrochen war, wandte sich der vielgeprüfte Mann wieder an Abt Hugo von Cluny [1]), welcher einst als der würdigste Pathe um Ostern 1051 das kaiserliche Kind aus der heiligen Taufe gehoben hatte. Und wie Heinrich so waren auch seine Diener, wenigstens die bessern, trotz ihrem energischen Auftreten Gregor gegenüber dem burgundischen Gotteshause und dessen Abte stets in grosser Verehrung zugethan; sie erkannten gerne an, dass hier das Salz der Erde zu suchen und zu finden sei, dass nur dieser ernste Geist die Kirche vor dem Verfalle bewahren und sie zur Lösung ihrer Aufgaben befähigen konnte.

Das Leben und das Wirken eines solchen Dieners des Kaisers zu schildern, der wie kaum ein andrer mit unverbrüchlicher Treue an seinem Herrn festgehalten hat, soll in dieser

---

[1]) Für dieses Zutrauen des Königs zu dem Abte von Cluny sprechen am deutlichsten folgende 2 Briefe: Epistola Heinrici IV ad principes. 13. Juli 1106. Epistola Heinrici IV ad filium Heinricum V. Juli 1106. Abgedruckt bei Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum. V. 252. 506.

Abhandlung meine Aufgabe sein, an welche Arbeit ich mit um so grösserer Freude herantrete, als der zu behandelnde Mann, Bischof Burchard von Basel, als einer der ruhmvollsten Vorsteher unserer Kirche auch in die Geschicke der Vaterstadt tief und erfolgreich eingegriffen hat.

Freilich ist im Laufe der Jahrhunderte das Bild des Bischofs in hohem Grade verblichen, einzelne Züge sind kaum mehr erkennbar, eine graue Schicht entstellenden Staubes hat sich in Folge grosser Verwahrlosung über das Ganze ausgebreitet, Nachbesserungen, entsprungen aus wohlgemeintem aber unvorsichtigem Erhaltungseifer haben mehr geschadet als gefrommt, so dass das originelle Colorit nur noch sehr fragmentarisch zu Tage tritt; bei diesem Zustande ist es um so nöthiger, dass wir das alte Gemälde an's helle Licht ziehen, dass wir es in diejenige Beleuchtung stellen, welche von Anfang an für dasselbe bestimmt war; auf diese Weise wird es wenigstens theilweise sein Relief wieder gewinnen, wird manches trotz dem Staube und der Uebermalung zur Geltung kommen, was auf den ersten Blick dem Auge entzogen war. Jawohl, in dem Lichte des XI. Jahrhunderts müssen wir die allerdings sehr lückenhaft überlieferte Geschichte des grossen Bischofs betrachten, wie überhaupt die Lokalgeschichte, soll sie nicht zum wissenschaftlichen Jahrmarkt hinabsinken, nur dann auf einen höhern Werth Anspruch machen kann, wenn sie als einzelne Seite eines grossen Ganzen behandelt, wenn an ihr nachgewiesen wird, wie dieselben Triebfedern, welche die Welt als solche bewegen, auch in den kleinen und kleinsten Verhältnissen mit bildender Kraft arbeiten, wie bei aller Individualität der einzelnen Völker sowohl als der einzelnen Menschen sich doch durch die ganze Geschichte hindurch eine grossartige, einheitliche Entwickelung hinzieht, eine Entwickelung allerdings, deren Anfang und Ende dem menschlichen Auge dunkel und verschleiert sind.

Die Quellen, aus welchen für die Lebensbeschreibung Bischof Burchard's hauptsächlich geschöpft werden muss, bestehen aus einer Anzahl grossentheils im Basler Staatsarchiv befindlicher

Urkunden [1]), aus einigen Nachrichten, welche Gundechar von Eichstädt [2]), Lambert von Hersfeld [3]), die vita Sti. Udalrici Cellensis [4]) und Sti. Morandi [5]), Mainzer [6]) und Lausanner [7])

---

1) Die betreffenden Urkunden befinden sich im Basler Staatsarchiv. Lade St. Alban. Abgedruckt bei Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle I. 214 ff. II. 5 ff.

2) Gundechar II, Bischof von Eichstädt 1057—1075, liess ein Buch «Gundechari liber pontificalis Eichstetensis» hauptsächlich zu liturgischen Zwecken anlegen, in welchem auch mehrere historische Nachrichten enthalten sind. Cfr. Wattenbach, Deutschland's Geschichtsquellen II. 126. Abgedruckt Mon. Germ. SS. VII. 239—253.

3) Ueber Lambert von Hersfeld cfr. Wattenbach loco cit. II. 70 ff. Abgedruckt M. G. SS. V. 134—263.

4) Udalrich von Zell stammte aus Regensburg, begab sich für längere Zeit nach Cluny; nach Deutschland zurückgekehrt, gründete er ein Kloster, welches nach ihm St. Ulrich genannt wurde (unweit Freiburg im Breisgau), und in welchem er auch am 14. Juli 1093 gestorben ist. Seine Lebensbeschreibung, in zwei Recensionen erhalten, giebt manchen Aufschluss über den Einfluss des Cluniacenserordens im südwestlichen Deutschland. Abgedruckt M. G. SS. XII. 249—267.

5) Der h. Morandus, Lokalheiliger des Sundgaues, stammte aus vornehmer mittelrheinischer Familie und wurde im Dome zu Worms der Kirche übergeben. Eine Wallfahrt nach St. Jago führte ihn nach Cluny, wo er auf seiner Rückkehr Mönch wird und bald eine bedeutende Stellung einnimmt. Einen weitern Wirkungskreis fand er in der Auvergne und dann im elsässischen Sundgau, wo er im Auftrage seines Abtes und des Grafen Friedrich von Pfirt das sehr heruntergekommene Collegiatstift St. Christophorus zu Altkirch reformirte und in ein Cluniacenserpriorat umwandelte. Allgemein verehrt starb Morandus in seinem Kloster, nachdem er noch eine beträchtliche Anzahl Wunder sollte gewirkt haben. Seine Lebensbeschreibung, im ersten Jahrhundert nach seinem Tode abgefasst, findet sich abgedruckt in den Acta Sanctorum Jun. I. 332—351.

6) Die Mainzer Urkunden sind zusammengestellt in «Böhmer Regesta Archiepiscoporum Moguntinensium», herausgegeben von C. Will.

7) Hier kommt in erster Linie in Betracht das Cartular des Domcapitels von Lausanne, wie es Propst Cono von Estavayer (1228—1242) verfasst hat, und in welchem auch eine kurze Chronik der Bischöfe enthalten ist. Abgedruckt von F. de Gingins in den Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse Romande. T. VI.

Documente, sowie vor allem Berthold von Reichenau und Bernold von Constanz [1]) aufweisen.

Schon in Betreff des Familiennamens Burchard's ist ein urkundlicher Beleg nicht zu erbringen. Wohl nannten ihn die spätern Stiftschronisten, an ihrer Spitze Niclaus Gerung [2]), einen Grafen oder Freiherrn von Hasenburg, welcher Name sich dann auf alle weitern Geschichtswerke vererbt hat, und an welchen eine ausführliche Genealogie ohne irgend welchen nennenswerthen Anhaltspunkt geknüpft worden ist. Nur so viel erhellt aus dem Cartularium des Domstiftes Lausanne, dass Burchard dem weitverzweigten und mächtigen Hause angehörte, welches am Bielersee, an den Ufern von Aare und Saane sehr begütert war, dessen Angehörige bald von Oltingen, von Fenis oder Vinelz genannt werden, und von welchem auch die Grafen von Neuchâtel ihren Ursprung herleiteten [3]). Als von Wichtigkeit muss der Umstand betrachtet werden, dass Burchard einem der ersten deutschburgundischen Geschlechter angehörte, einer Familie, die dem ausgestorbenen Königshause nahe gestanden war, die sich auch der Gunst der Salier erfreute und deren Hauptstütze in dem neu erworbenen Reiche bildete. Es war für die deutschen Könige von grossem Werth, dass sie in dem der Ordnung vollkommen entwöhnten Lande wenigstens eines mächtigen Stammes versichert sein konnten, und es mochte ihnen daher nicht zu schwer fallen, als Gegenleistung für diese Treue die Glieder der betreffenden Familie mit königlichen Gütern zu beschenken, sowie deren geistlichen Personen die burgundischen Bischofsstühle zur Verfügung zu stellen.

Burchard mochte etwa um 1040 geboren sein: seine Jugend fällt also in diejenige Zeit, da durch den Tod Kaiser Konrad's II.

---

[1]) Ueber Berthold und Bernold cfr. Wattenbach loco cit. II. 46—48. Abgedruckt M. G. SS. V. p. 264—326 u. 385—468.

[2]) Nicolaus Gerung dictus Blauenstein, chronica episcoporum Basiliensium ed. Urstisius in den Scriptores rerum Basiliensium minores.

[3]) Wurstemberger, Geschichte der alten Landschaft Bern II. 180 ff.

sowie durch die Kriege, welche Heinrich im Osten des Reiches zu führen hatte, begünstigt, die mit der deutschen Herrschaft unzufriedenen Grossen Burgund's sich zu erneutem Widerstande rüsteten. An der Spitze der national-romanischen Partei standen Graf Gerold von Genf und Reginold von Hochburgund; ihnen gegenüber kämpften mit Erfolg diejenigen Familien, welche die Salier schon längst in ihr Interesse gezogen hatten, die von Montbéliard sowie die Verwandten unsres Bischofs. 1042 erschien Heinrich III. im Lande, am 19. Januar treffen wir ihn zu St. Maurice, am 21. Februar schon wieder zu Basel. Allein von dauerndem Erfolge scheint des Königs Zug nicht begleitet gewesen zu sein. Schon 1045 musste Heinrich von neuem die gestörte Ruhe in Burgund herstellen und 1048 und 1052 riefen ihn wiederholte Aufstände nach Solothurn [1]). Von dem jungen Burchard erfahren wir natürlich aus dieser Zeit kein Wort; nur seine Ascendenten lassen sich in einigen Namen erkennen, wenn z. B. berichtet wird, dass sein Vater Ulrich geheissen habe, wenn ferner Hermannus Contractus von einem burgundischen Grafen Ulrich erzählt, welcher den Erzbischof Burchard von Lyon gefangen genommen, dessen Vater Seligerus aber einst beim Tode König Rudolf's von Burgund dem Kaiser Konrad Krone und Scepter Transjuraniens überbracht habe [2]). Zwei Brüder Burchard's werden später zu erwähnen sein.

Plötzlich taucht unser Bischof in einer entfernten Provinz des Reiches auf, ohne dass Andeutungen gegeben wären, auf welche Weise er seinem heimatlichen Boden entfremdet worden wäre. In Eichstädt nämlich legte der von 1057 bis 1075 regierende Bischof Gundachar II. ein Buch an, worin unter anderm

---

[1]) Das Verhältniss Heinrich's III. zu Burgund behandelt ausführlich neben Wurstemberger (l. c.) Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III., bei den betreffenden Jahren.

[2]) Ueber Hermann von Reichenau cfr. Wattenbach loco cit. II. 32—36. Abgedruckt M. G. SS. V. 67 ff. Die hier einschlagende Stelle findet sich p. 121 u. 122.

auch die Namen derjenigen Bischöfe aufgezeichnet wurden, welche mit ihm einst die Canonicatswürde am dortigen Domstifte bekleidet hatten: unter diesen befindet sich auch Burchard, Bischof von Basel. Der grossen Anzahl der hier erwähnten Männer lässt sich entnehmen, dass damals Eichstädt eines grossen Ansehens genossen hat, und dass dort die Leute für die wichtigsten Stellen des Reiches herangebildet wurden. Es darf uns dies nicht wundern: stand doch an der Spitze jener Kirche ein Mann wie Bischof Gebehard I., einer der treusten und weisesten Diener Kaiser Heinrich's III., ein Mann, eben so angesehen an der kaiserlichen Pfalz wie am päpstlichen Hofe, welcher auch im März 1055 nach Leo's IX. Tode als Victor II. auf den Stuhl Petri erhoben wurde. Bei der hohen politischen Bedeutung Gebehard's liegt es auf der Hand, dass auch seine Domherrn tief in die Staatsgeschäfte eingeweiht wurden und oft und viel Gelegenheit erhielten, sich mit den Angelegenheiten des Reiches abzugeben. Immerhin ist noch nicht die Frage gelöst, auf welche Weise Burchard nach Eichstädt gekommen ist. Vielleicht wurde der Kaiser bei einem Besuche in der westlichen Schweiz auf den jungen Cleriker aufmerksam, nahm denselben mit sich und übertrug dessen Ausbildung seinem Vertrauten Gebehard. Oder es bestanden verwandtschaftliche Bande zwischen diesem und dem Hause der burgundischen Grafen. Gebehard stammte aus Schwaben, hatte Familienbeziehungen zu Papst Leo IX. und zu Heinrich III.[1]). Mit denselben Häuptern der Christenheit war auch Rudolf von Schwaben, der nachherige Gegenkönig, verwandt, welcher seinerseits durch Bande des Blutes mit dem Hause Burchard's verbunden war, so dass auf diese Weise das Auftauchen des letztern in Eichstädt könnte erklärt werden[2]). Viel

---

[1]) Cfr. Anonymus Haserensis. M. G. SS. VII. 263 u. 264 und Chronica monasterii Casinensis M. G. SS. VII. 683, 686, 687.

[2]) Ueber die noch nicht aufgeklärte Verwandtschaft Rudolf's von Rheinfelden gedenke ich in nächster Zeit eine Abhandlung erscheinen zu lassen, wesshalb hier auf diesen Punkt nicht weiter eingegangen wird.

wichtiger als alle solche äusserlichen Beziehungen war jedoch für die Entwickelung des burgundischen Domherrn die geistige Richtung, welche damals im Stifte zu Eichstädt herrschte. Schon bei der Ernennung Gebehard's hatte Heinrich III. einen deutlichen Beweis abgelegt, wie sehr er den cluniacensischen Anschauungen betreffend Priesterehe beipflichte, indem ein von des Kaisers Oheim, Gebehard von Regensburg, erbetener Candidat desshalb von der bischöflichen Würde ausgeschlossen wurde, weil der betreffende der Sohn eines Priesters war. Neben seiner politischen Aufgabe kam Gebehard von Eichstädt, dessen Erfahrung in weltlichen wie in geistlichen Dingen in gleichem Masse gepriesen wurde, auch seinen Pflichten in wissenschaftlicher Beziehung getreulich nach. Die Domschule erfreute sich einer hohen Blüthe; er selbst war ein im canonischen Recht höchst erfahrener Lehrer. Alle diese Verhältnisse haben auf Burchard gewiss auf das tiefste eingewirkt; schon von Hause aus dem Könige innig ergeben, wurde er hier in seinen Neigungen und seiner Hingebung mächtig bestärkt. Er sah, wie weit es ein Diener des Kaisers bringen konnte, als Gebehard, allerdings gegen seinen eigenen Willen, den päpstlichen Stuhl bestieg, sah auch, wie schnell der Stern des mächtigsten Herrscherhauses erbleichen konnte, als im Jahre 1056 Heinrich in seinem besten Alter dahinstarb. Leider ist uns nichts über Burchard's Aufenthalt in Eichstädt überliefert, wir wissen nicht einmal, wie lange er sich hier aufgehalten, und unter welchen Umständen er seinen zweiten Wirkungskreis in Mainz angetreten hat; denn hier, am ersten Erzstifte des Reichs, wirkte und lebte Burchard im siebten Jahrzehnt des Jahrhunderts als Canonicus und Camerarius des Erzbischofs Sigefrid [1]). Stand er in Eichstädt

---

[1]) In den Mainzer Urkunden erscheint Burchard zuerst 1069 als Zeuge einer Bestätigung des St. Petersstiftes durch Erzbischof Sigefrid. Neben dem Amte eines Kämmerers bekleidete Burchard noch dasjenige eines Propstes, allein nicht am Domstift, sondern vielleicht zu St. Alban vor den Thoren der Stadt Mainz. Zuletzt finden wir Burchard als Kämmerer in

unter einem Kirchenfürsten, welcher ebenso sehr durch seine innern geistigen Eigenschaften als durch seine hohe politische Stellung sich hervorthat, so trat bei dem Mainzer Erzbischof jener erstere Vorzug bedeutend in den Hintergrund. Sigefrid war eine sehr wechselvolle Natur, so dass er es mit den Mitteln, wodurch er zu seinem Ziele, d. h. zur höchst möglichen eignen Machtstellung, zu gelangen suchte, nicht genau nahm. Er selbst war durch Simonie auf den Stuhl des Bonifacius gelangt und trieb mit den geistlichen Aemtern seiner Diöcese einen einträglichen Handel. Dem jungen Könige Heinrich IV. hing er während dessen frühern Regierungsjahren mit ziemlicher Beständigkeit an, da er durch denselben oder durch die ihn umgebende Gesellschaft grosse Vortheile für seine Person zu erlangen hoffte. Auch war er einer der Hauptanstifter des Sachsenkrieges; schien ihm doch derselbe Gelegenheit zu bieten, alte bestrittene sowie neu zu begründende Rechte in Thüringen zu erwerben. Daneben war Sigefrid unruhigen Geistes und Liebhaber ausgedehnter Reisen, wodurch er sein schuldbeladenes Gewissen zu erleichtern und unliebsamen Erörterungen aus dem Wege zu gehen suchte. So bestimmten Misshelligkeiten, welche mit den Streitigkeiten zwischen dem König und Herzog Rudolf von Schwaben in Zusammenhang standen, den Mainzer Erzbischof um Mariae Geburt 1072 den Rhein zu verlassen und Ruhe und Frieden am spanischen Apostelgrabe zu suchen [1]. Allein grössere Wunder als die Gebeine des heiligen Jacobus wirkte damals Abt Hugo von Cluny. Ihm war es gelungen, den soeben angeführten Streit zu schlichten; zu ihm lenkte

---

Mainz 1072, da er als Zeuge auftritt bei Tradition von Zehnten des Erzstiftes an St. Victor. Böhmer Reg. Archiep. Magunt. p. 190—195.

[1]) Ueber Sigefrid von Mainz cf. Lambert Hersf. M. G. SS. V. p. 161, 163, 166—169, 172 u. a. m. Mariani Scotti Chron. M. G. SS. V. 559. Bezeichnend ist ein Brief Sigefrid's an Hildebrand aus den Jahren 1066/67 bei Jaffé, Bibl. Rerum. Germ. V. p. 63. Die Reise nach Cluny ist erwähnt bei Lambert l. c. p. 191 und Annales Weissemburgenses. M. G. SS. III. 71.

desshalb Sigefrid seine Schritte, indem er die Reise über die Pyrenäen aufgab. Hugo nahm den vornehmen Gast mit Freuden auf, besonders als ihm dieser erklärte, den Rest seines Lebens unter des Abtes Augen im Kloster zubringen zu wollen, wie es denn als eine kleine Schwachheit Hugo's bekannt war, dass er mit Vorliebe die Grossen dieser Welt in sein Kloster ziehe [1]). Allein Clerus und Volk zu Mainz liessen ihrem Oberhirten keine Ruhe, so dass gegen Ende des Jahres Sigefried am Rheine erschien und nicht zum Heile des Reiches die Zügel der Regierung wieder in die Hand nahm [2]).

Doch im Jahr der Reise des Erzbischofs tritt auch dessen Kämmerer uns entgegen; denn gerade zu dem Jahre 1072 trägt Lambert von Hersfeld die Erhebung desselben auf den Stuhl zu Basel in sein Geschichtswerk ein [3]), und zwar geschieht dies gleich zu Anfang der Ereignisse, welche zu dem genannten Jahre erzählt werden, worauf jedoch in Bestimmung des Regierungsantrittes Burchard's kein zu grosses Gewicht darf gelegt werden; denn noch erscheint er im September als Kämmerer in einer Urkunde, laut welcher der Erzbischof dem St. Victorstift zu Mainz mehrere Zehnten in seinem Sprengel übergiebt [4]). Es wurde schon oben darauf aufmerksam gemacht, welch grosse Anzahl von Canonikern der Eichstädter Schule mit der Zeit zu hohen Ehren gestiegen ist: was Wunders also,

---

1) Es ergiebt sich dies deutlich aus einem Schreiben Gregor's VII. an den Abt von Cluny vom 2. Januar 1079 (abgedr. v. Jaffé. Bibliotheca rerum Germanicarum II, p. 350 ff.). Der Papst tadelt Hugo, weil er den Herzog Hugo von Burgund unter die Zahl der Mönche aufgenommen hat, welcher viel mehr als Weltlicher auszurichten im Stande sei, da solche der Kirche ergebene Fürsten zu den Seltenheiten gehörten, «sed quia dum satis intendis aulicos nutrire, de rusticis parum tibi est curae»: er solle sich des Heilandes erinnern, welcher auf der Erde die armen Sünder nicht nur nicht verachtete, sondern sogar mit ihnen die Mahlzeit theilte.

2) Cfr. Lamberti Annales. Mon. Germ. SS. V. 191. Jaffé Bibl. Rer. Germ. V. 81 ff.

3) Cfr. Lamberti Annales l. c. p. 189.

4) Cfr. Reg. Archiep. Magunt. p. 195.

wenn auch der so berechnende Sigefrid eine der ersten Würden seines Stiftes mit einem Eichstädter besetzte. So war Burchard als Kämmerer auf einen Posten gestellt, welcher einen ständigen Aufenthalt in der Nähe des Erzbischofs mit sich brachte, so dass er nothwendigerweise bei allen wichtigen Geschäften, bei welchen ja der Erzkanzler des Reichs nicht fehlen durfte, ebenfalls als anwesend darf betrachtet werden. So lernte er im März 1072 Hugo von Cluny persönlich kennen, dessen alter Freundschaft er sich noch in einem seiner letzten Lebensjahre mit Freuden erinnert [1]). Denn jedesfalls begleitete Burchard den Erzbischof auf seinen vielen Reisen, und wenn berichtet wird, dass im Herbst 1072 Sigefrid seine Fahrt nach Cluny mit grossem Gefolge angetreten habe, so hat sich gewiss unter diesem auch der Kämmerer befunden. In Cluny entliess der Erzbischof seine Leute; sie wandten sich wieder nach Mainz, auf welcher Reise Basel musste berührt werden. Hier war um diese Zeit Bischof Beringer gestorben [2]), und so wurde an seine Stelle der gerade in den obern Landen sich aufhaltende Burchard gesetzt. Jedesfalls hat König Heinrich, der damals ebenfalls im Süden Deutschlands verweilte, auch bei dieser Personalveränderung in Basel mitgesprochen, wie denn gerade dieses Bisthum seit seiner Verbindung mit dem Reiche stets mit Männern besetzt wurde, welche dem Salischen Hause vollkommen ergeben waren, und von dieser Regel wird wohl auch Heinrich unter den damaligen Verhältnissen keine Ausnahme gemacht haben; allein daran darf festgehalten werden, dass Burchard nicht durch Simonie zu seiner Würde gelangt ist. Niemals in späterer Zeit, als er sich mit der Curie vollkommen verfeindet hatte, wird ihm je die Ueber-

---

[1]) In der Uebertragungsurkunde des Klosters St. Alban an Cluny (April 1105) spricht Burchard von der «antiqua familiaritas et amicitia», durch welche er mit Abt Hugo verbunden sei. Trouillat Mon. I. 224.

[2]) Das Jahr, sowie den Namen von Burchard's Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle zu Basel geben die Annales Monasterienses, geschrieben zu Münster im Gregorienthal. Mon. Germ. SS. III. 154.

tretung dieses Kirchengesetzes zum Vorwurf gemacht. Ebensowenig ist anzunehmen, dass der Bischof verheirathet gewesen sei. Auch hievon sagen die Quellen kein Wort, und es beruht daher auf keiner zu begründenden Annahme, wenn behauptet wird, Burchard habe wegen dieses Punktes mit Gregor VII. sich entzweit. Sogar ein Sohn aus einer solchen Ehe wurde dem Bischof angedichtet, von welchem abzustammen die Familie von Erlach zu Bern sich zur Ehre anrechnen soll [1]).

Nicht allzu lange durfte sich Burchard in seinem neuen Bisthum aufhalten; schon im Frühjahr 1073 stellt er sich am Hofe des Königs zu Augsburg ein, und Heinrich bestätigt hier am 20. Mai der Kirche zu Basel die Bergwerke im Breisgau, welche einst sein Grossvater Konrad II. geschenkt hatte [2]). Nicht nur der König bedurfte des Bischofs in seinen Regierungsangelegenheiten; auch Gregor VII. wandte sich in einem Schreiben vom 29. October 1073 an ihn, als die Güter des Klosters Heiligenkreuz im Elsass geplündert worden waren, und nun durch Vermittlung Burchard's demselben Genugthuung geschehen sollte [3]). Gerade aus diesem Umstande ist ersichtlich, dass damals Burchard mit der Curie und ihren Gesetzen in vollkommenem Einklange lebte und selbst in den scharfen Augen eines Gregor ohne Makel dastand. Dieses gute Einvernehmen änderte sich aber mit dem Augenblicke, als Heinrich mit dem Papste in Streit gerieth; denn bei aller persönlichen Frömmigkeit und Hinneigung zu den cluniacensischen Einrichtungen und trotz den freundschaftlichen Beziehungen zu Abt Hugo von Cluny selbst, konnte es der Bischof doch nicht über sich bringen, im entscheidenden Augen-

---

1) Die nicht nachweisbaren Behauptungen über den Zusammenhang der Familie Hasenburg mit unserm Bischof finden sich vereinigt in dem handschriftlichen Werke von Quiquerez: «Asuel ou Hasenburg», welches auf der Universitätsbibliothek zu Basel aufbewahrt wird, pag. 33 ff. In diesem Werke befindet sich auch eine handschriftliche Notiz des Herrn Robert von Erlach betreffend die Abstammung dieser Familie von Bischof Burchard von Basel.

2) Cfr. Trouillat. I. 188. Stumpf, Reichskanzler Nr. 2760.

3) Cfr. Trouillat. I. 189 u. 190. Jaffé, Regesta Pontificum Nr. 3646.

blicke entgegen der Ueberlieferung seines Hauses und seines Bisthums von der Treue und Aufopferung dem König gegenüber abzustehen und eine neutrale oder gar der Krone feindliche Stellung einzunehmen. In grossen Umrissen darf das Benehmen Burchard's in dem entbrannten Streite folgendermassen gezeichnet werden. Burchard, gebildet in der Schule Victor's II., hielt mit grosser Entschiedenheit an dem königlichen Hause, wozu ihn schon die Politik seiner Verwandten und das Wohl seines Bisthums aufforderten. In den Zeiten des Waffenkampfes hatte er als schlagfertiger Reichsfürst vor allem die Aufgabe, die königliche Sache in den obern deutschen Landen zu vertheidigen und die burgundischen Gegenden für Heinrich zu behaupten. Nur bei den wichtigsten Anlässen verlässt er sein Bisthum, um in der nächsten Umgebung des Königs aufzutreten, was wiederum für den Werth spricht, welchen Heinrich auf seinen Rath in den bedeutungsvollsten Augenblicken und auf seine Anwesenheit bei den folgereichsten Handlungen legte. Burchard gehörte nicht zu jener schlimmen Gesellschaft, welche den unglücklichen König zu so manchem unheilvollen Schritte veranlasst hat, und welche nicht nur von dem extremen Gregor, sondern auch von gemässigten Freunden des Königs verabscheut wurde. Da sich unser Bischof im Grunde seines Herzens mit der kirchlichen Reform als im Einklange stehend bewusst fühlte, war ihm auch niemals die Rückkehr und die Versöhnung mit der Kirche zur Unmöglichkeit geworden. Die persönlichen guten Beziehungen zu Hugo von Cluny waren niemals vollkommen preisgegeben worden, wie auch Hugo seinerseits zu keiner Zeit sämmtliche Brücken zwischen sich und dem Kaiser abgetragen hat.

Freilich in den Tagen, als Kirche und Staat sich mit einander im Streit befanden, waren solche Männer wie Burchard in schlimmer Lage: je nach dem die Liebe zum Kaiserhaus oder der Eifer für die Kirche die Oberhand gewannen, mussten sie sich unter Heinrich's oder Gregor's Panner sammeln. Bei Burchard war das erstere der Fall, und er hat seine Aufgabe mit Würde und Erfolg zu lösen verstanden.

In dem Folgenden sollen nun an der Hand der überlieferten Thatsachen die allgemein aufgestellten Behauptungen erhärtet und im Einzelnen beleuchtet werden.

Es war um Weihnachten 1075, als die Verhältnisse zwischen König und Papst sich so sehr zugespitzt hatten, dass ein Ausgleich bei dem Charakter der beiden Männer nicht mehr möglich war[1]). Heinrich hielt sich nicht mehr an die früher dem römischen Stuhle gegebenen Versprechen, was Gregor bewog, ihm seine Sünden, besonders seine bösen Genossen in einem drohenden Schreiben vorzuhalten und ihm den Bann der Kirche in Aussicht zu stellen, sowie im Falle fortgesetzter Weigerung eine Entfernung vom väterlichen Throne anzudeuten[2]). Diesem Vorgehen wollte der König mit einem Concil, welches auf den 24. Januar 1076 nach Worms berufen war, entgegentreten. Es erschienen auch die meisten Bischöfe des Reiches, unter ihnen Burchard von Basel. Die Erbitterung des Königs über die Anmassung des Papstes, die Abneigung mehrerer deutscher Kirchenfürsten wegen der Strenge Gregor's in Bezug auf Priesterehe und Simonie, die Entrüstung andrer zwar kirchlich aber national gesinnter Bischöfe, sowie endlich plumpe Verläumdungen gegen den Lebenswandel des Papstes wirkten zusammen, dass die Synode fast einstimmig die Absetzung Gregor's beschloss und unterzeichnete, ein Schritt, über dessen gefährliche Folgen wohl die wenigsten der deutschen Bischöfe sich Rechenschaft gegeben hatten, welcher aber der excommunicirten Umgebung Heinrich's sehr erwünscht sein musste. Wer sollte nun die Meldung dieser Dinge nach Italien, nach der Höhle des Löwen, bringen? Man bedurfte hiezu Männer, welche neben dem nöthigen Muth und der erforderlichen Klugheit eine möglichst schuldlose Vergangenheit hinter sich hatten, sollte nicht dem Zwecke der ganzen Gesandtschaft von vorneherein die Spitze abgebrochen werden. Die Wahl fiel auf

---

1) Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III.[1] p. 330 ff.

2) Das Schreiben Gregor's vom 8. Januar 1076 findet sich bei Jaffé, Bibl. Rerum German. II. p. 218 ff.

die Bischöfe Huzmann von Speier und Burchard von Basel[1]). In schneller Reise begaben sich die beiden nach Italien; auf der Versammlung zu Piacenza setzten sie den lombardischen Bischöfen die Sache auseinander und fanden die bereitwilligste Zustimmung. Allein in Rom selbst auf der von Gregor versammelten Fastensynode das Wormser Absetzungsdecret zu verlesen, schien den beiden deutschen Bischöfen zu gefährlich, wesshalb ein parmesanischer Presbyter der Erledigung dieses heikeln Auftrages sich unterzog. Gregor antwortete auf diesen Angriff mit berechneter Mässigung[2]). Er bannte zwar am 14. Februar den König, ferner den Erzbischof von Mainz und Wilhelm von Utrecht, welcher an dem Tag zu Worms mit gewaltthätiger Entschiedenheit die Absetzung Gregor's befürwortet hatte; ferner erneuerte der Papst die Excommunication über die Räthe des Königs, unter welchen sich auch, wohl wegen seiner Verheirathung, Burchard von Lausanne befand. Doch unser Bischof, sowie die übrigen deutschen Prälaten, sollten nur im Falle sie sich nicht zur bestimmten Zeit vor dem Papste verantworteten, dem gleichen Spruche unterliegen. Man sieht: Gregor wollte durchaus nicht mit dem gesammten deutschen Episcopat brechen, und besonders hoffte er diejenigen Glieder desselben, welche, ohne im Uebrigen die kirchlichen Gesetze zu übertreten, nur aus Ergebenheit für Heinrich sich zu dem unbesonnenen Schritte hatten verleiten lassen, umzustimmen. Glaubte er aber auf diese Weise auch Burchard von Basel zu gewinnen, so sollte er sich hierin gründlich getäuscht haben. Im Spätjahr 1076 befindet sich der Bischof wieder in der Nähe des Königs zu Oppenheim[3]), während in Tribur die päpstlichen Legaten mit den Fürsten des Reichs über den Gang der Dinge und die zu

---

[1]) Cfr. Lamberti Annales l. c. p. 252 ff.

[2]) Cfr. Jaffé Regesta Pontificum p. 420. Bibl. Rerum German. II. 222 ff.

[3]) Für diese Vorgänge kommen neben den erwähnten Stellen Lambert's hauptsächlich in Betracht die Annalen Berthold's. Mon. Germ. SS. V. 285 ff.

ergreifenden Massregeln berathen. Noch einmal suchte Gregor die deutschen Kirchenfürsten auf seine Seite zu ziehen und so eine Unterwerfung Heinrich's, dessen Entthronung ihm viel weniger als den Fürsten am Herzen lag, zu bewerkstelligen.

Damals im October lösten die Legaten vom Banne die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Bischöfe von Strassburg, Verdun, Lüttich, Münster, Utrecht, Speier, Basel und Constanz. Bald musste Heinrich nachgeben und mit den Grossen des Reichs in Unterhandlungen treten, deren Inhalt für den König höchst demüthigend lautete. Heinrich sollte des Thrones verlustig gehen, falls er sich nicht binnen Jahresfrist vom Banne befreien konnte; ein Urtheilsspruch des Papstes sollte im nächsten Frühjahr über sein weiteres Schicksal entscheiden. Ferner musste Heinrich dem stark beeinträchtigten Bischof von Worms seine Stadt einhändigen, deren feste Punkte sowie die Burgen der Umgegend des Königs Diener, unter ihnen auch Burchard von Basel, bisher besetzt gehalten hatten. Heinrich zog sich nach Speier zurück und dachte darüber nach, wie er die Anschläge der Fürsten am besten zu nichte machen konnte. Um diese Zeit befand sich Hugo von Cluny in der Umgebung Heinrich's; war er es wohl, welcher ihn bestimmte, über die Köpfe der Grossen hinweg mit dem Papste Frieden zu schliessen, demüthig der Grösse Gregor's sich zu unterwerfen und durch Beugen unter das Urtheil des Stuhles Petri dem Gericht der unbotmässigen Fürsten zu entgehen? Die Sache hatte Eile. Es war ein strenger Winter, Rhein und Po starrten von Eis, eine Alpenfahrt konnte nur unter den dringendsten Verhältnissen unternommen werden: — und dennoch entschloss sich Heinrich, Gregor in Italien aufzusuchen. Es erfolgte jener weltberühmte Zug über das Gebirge, jene tiefe Erniedrigung und die schliessliche Versöhnung Heinrich's mit Gregor in dem Schlosse zu Canossa. Der König hatte seinen Zweck erreicht: in der Demüthigung vor dem Papste lag ein grosser Sieg über die Fürsten und zugleich eine Genugthuung für den Pontifex wegen der ihm zu Worms angethanen Schmach. Auch in diesem so wichtigen

Momente war Abt Hugo die vermittelnde Persönlichkeit, welcher hauptsächlich neben der Grossgräfin Mathildis von Tuscien die Erweichung des starren Hierarchen zu verdanken war. Des Friedenskusses von Seite des Papstes wurden mit dem König gewürdigt auch die Bischöfe von Bremen, Strassburg, Lausanne und Basel [1]). Freilich machte man ihnen die Versöhnung nicht so leicht. Längere Zeit nach dem Abzug des Königs mussten sie in enger Haft ihren Ungehorsam dem Oberhaupt der Kirche gegenüber büssen. Unterdessen war in Deutschland Heinrich von den Fürsten entsetzt, und Herzog Rudolf von Schwaben an seine Stelle erhoben worden. Diese Wahl musste Bischof Burchard in hohem Grade berühren: war doch Rudolf, wahrscheinlich der Abkömmling einer Seitenlinie des burgundischen Königshauses, gerade in denjenigen Gegenden, da des Bischofs Familie ihren Stammsitz hatte, der einflussreichste Mann; durch diese Wahl wurde aber auch der Friede, worauf man nach der Versöhnung Gregor's und Heinrich's glaubte rechnen zu dürfen, in weite Ferne gerückt. Dazu musste auch die Persönlichkeit Rudolf's, der seiner Zeit bei der Beraubung und Vertheilung von Reichsklöstern [2]) sich intensiv betheiligt hatte, bei jedem strengkirchlich gesinnten Mann gerechtfertigte Bedenken wachrufen. Freilich

---

[1]) Ueber die Ereignisse in Canossa cfr. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III.[1] p. 395 ff. Lambert, Annalen l. c. p. 255 ff. Berthold Annalen l. c. p. 288 ff.

[2]) Als im Jahre 1068 Erzbischof Adalbert von Bremen die Abteien Lorsch und Corvey an sich riss, und sowohl weltliche als geistliche Reichsfürsten sich mit Abteien bedienten, erhielt Herzog Rudolf von Schwaben das Kloster Kempten für sich. Cfr. Lamberti Annales l. c. p. 167. — Dass übrigens Rudolf sich der Simonie schuldig gemacht hat, beweist ein Schreiben Gregor's VII. an den Herzog vom 11. Januar 1075, in welchem es heisst: «... ad correctionem tuam tibi intimamus: ut, quantumcunque pretii te pro disponendis in ecclesia clericis accepisse recordaris, aut in utilitates ejusdem ecclesiae, si attinere ei videtur, aut in usus pauperum expendas, ut nulla in te reprehensabilitatis macula remanente, inter electos regni caelestis cives asscribi merearis». Jaffé, Bibl. rerum German. II. 160.

war wenigstens zeitweise das Interesse des Gegenkönigs identisch mit demjenigen der Curie, so dass manche päpstlich gesinnte Schriftsteller in ihm die einzige Rettung erblickten, während Gregor selbst in kluger Unbestimmtheit sich lange nicht vollkommen zu Gunsten Rudolf's entscheiden konnte. Rudolf's Krone wurde daher auch nicht von Rom mit jenem berühmten Worte «Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolfo» geschickt, sondern in dem elsässischen Kloster Ebersheimmünster verfertigt, wo gerade ein naher Verwandter des Gegenkönigs die Abtwürde bekleidete [1]. Wie schon früher angedeutet wurde, war wohl Rudolf ein Verwandter des Basler Bischofs; trotzdem dürfen wir uns über die zwischen ihnen bestehende Feindschaft nicht verwundern, musste doch in den Augen Burchard's der frühere Schwabenherzog dastehen als Einer, der sich lange an der Gnadensonne der Salier gewärmt hatte, der für seine Anhänglichkeit so reichliche Belohnung erhalten hatte, und der nun im kritischen Augenblicke die Sache Heinrich's nicht nur schnöde verliess, sondern sich sogar an die Spitze der Gegner des Königs stellte.

Unter solchen Umständen dürfen wir annehmen, dass Burchard sofort nach der Aussöhnung mit dem Papste über einen der westlichen Alpenpässe sich nach seiner Bischofsstadt begeben und nicht erst den Rückmarsch Heinrich's durch Kärnten abgewartet habe. Er erscheint auch nicht in der Umgebung des Königs bei seinem ersten Auftreten diesseits des Gebirges.

Wie zu erwarten war, brach der Kampf zwischen Heinrich und Rudolf sofort aus, als ersterer in Deutschland sich zeigte. Beide Gegner riefen Gregor um Hülfe an, welcher sein baldiges Erscheinen versprach und sicheres Geleite verlangte. Unterdessen sollten die Könige sich aller für Reich und Kirche gefahrbringenden Handlungen müssigen und das vom Papste im Verein

---

[1] Cfr. Chronicon Ebersheimense. Mon. Germ. SS. XXIII. pag. 444. Ueber diese Chronik des Klosters Ebersheimmünster cfr. Wattenbach l. c. II. 280.

mit den Fürsten zu fällende Urtheil abwarten[1]). Allein des Papstes Worte waren in den Wind gesprochen; schon hatten die Bischöfe von Basel und Strassburg in Burgund und im Elsass ein Heer gesammelt, um ihrem König im April zuzuziehen und sich mit dessen bairischen Streitkräften zu vereinigen[2]). Rudolf selbst konnte sich in seinem Herzogthume nicht halten, sondern zog sich nach Sachsen zurück, so dass Heinrich auf einem Reichstage zu Ulm die Verhältnisse Schwabens ordnen und über die Güter seiner Hauptgegner, Herzog Welf und Berthold von Zäringen, verfügen konnte. Unserm Bischof fiel während des ganzen Jahres 1077 die Aufgabe zu, den localen Widerstand gegen Heinrich zu brechen. An der Spitze burgundischer Kriegsvölker belagerte er mehrere Burgen Rudolf's und suchte besonders dessen Gemahlin, die unglückliche Adelheid von Turin, in seine Gewalt zu bekommen, was ihm allerdings nicht gelang[3]). Von Zeit zu Zeit erscheint er in der Umgebung des Königs; so war er es wahrscheinlich, welcher am 1. Juli zu Mainz Heinrich bestimmen half, der Kirche Strassburg den dem Zäringer entrissenen Breisgau zu überlassen[4]). Gewaltthätigkeiten aller Art werden uns aus jenen Tagen des Bürgerkrieges berichtet. Mit Raub und Mord wurde in die Länder des Gegenkönigs, deren Hauptcomplex sich zwischen Jura, Alpen und Saane befand, eingebrochen und so das burgundische Land vollkommen, wenn auch nicht ohne beträchtliche Verluste, unterworfen[5]). Auch in den Breisgau und die übrigen Schwarzwald-

---

1) Der betreffende Brief Gregor's vom 31. Mai 1077 findet sich abgedruckt bei Jaffé, Bibl. rerum Germ. II. 277 ff.

2) Diese Ereignisse erwähnt Berthold in seinen Annalen l. c. p. 294 ff.

3) Die Bedrängniss der Gemahlin Rudolf's berichten die Annalen Berthold's l. c. p. 298.

4) Stumpf, Reichskanzler Nr. 2805. Abgedruckt bei Herrgott: Genealogia dipl. Augustae gentis Habsburgicae. Vol. II, p. 126.

5) Ueber die Besitzungen Rudolf's, des Gegenkönigs, giebt Aufschluss die Uebertragung derselben durch Heinrich IV. an den Bischof Burchard von Lausanne. Stumpf, Reichskanzler Nr. 2815. Zeerleder, Bern. Ur-

gegenden fanden mehrere Einfälle statt, wobei jedoch die burgundischen Kriegsvölker unter den Bischöfen von Lausanne und Basel zweimal zurückgeschlagen wurden[1]). Auch ein einzelner Gewaltact wurde in unsern Gegenden ausgeführt, indem Graf Ulrich von Lenzburg den päpstlichen Legaten, Abt Bernard von Marseille, auffing und ihm erst auf dringende Vorstellungen, welche Hugo von Cluny dem König wegen dieser gefährlichen Massregel machte, die Freiheit, nicht aber seine Habe zurückgab[2]).

Unter ähnlichen Verhältnissen, d. h. in wechselvollem Kriege, verstrich für den Bischof auch das folgende Jahr. Nicht an der Seite des Königs, sondern als Anführer in den Kämpfen, welche sich am Oberrhein abwickelten, treffen wir ihn auch jetzt noch an; nur mit der knappesten Noth konnte er einst der Gefangenschaft entgehen, in welche ihn Berthold von Zäringen zu bringen hoffte[3]). Grausamkeiten der schrecklichsten Art, Uebertretung aller göttlichen und menschlichen Gesetze werden aus jenen Tagen berichtet; besonders schlimm erging es den Bauern in Burchard's Heere, wenn die Feinde ihrer habhaft wurden, alles Dinge, wofür die Anführer nur in sehr mittelbarer Weise können verantwortlich gemacht werden. Das Land litt ungemein, und die Geldmittel der kriegenden Fürsten waren bald erschöpft, so dass sie nach fremdem, hauptsächlich Kirchengut, zu greifen sich genöthigt sahen.

Dass übrigens auch in Schwaben das Glück Rudolf's in beträchtlicher Abnahme begriffen war, beweist die trostlose Lage, in welcher 1079 seine Gemahlin einsam und in dürftigen Ver-

---

kundenbuch I, 45. Für die Verwüstungen und Eroberungen der Rudolfinischen Landschaften cfr. Berthold's Annalen l. c.

[1]) Ibid.

[2]) Diese Gefangennahme des Legaten Bernard von Marseille, welche übrigens dem Grafen Ulrich von Lenzburg durch den König reichlich belohnt wurde, findet sich an mehreren Orten aufgezeichnet, da sie begreiflicherweise ein grosses Aufsehen machte. Cfr. Bertholdi Annales, l. c. p. 297, Bernoldi Chronicon, l. c. 434.

[3]) Cfr. Bertholdi Annales l. c. 311 und 312.

hältnissen auf Hohentwiel ihr kummervolles Leben beschloss[1]). Längere Zeit schweigen die Quellen über Bischof Burchard, wohl aus dem Grunde, weil der Kriegsschauplatz mehr nach dem Osten des Herzogthums, in die Umgebung von Ulm und Augsburg verlegt wurde.

Erst im Jahre 1080, nachdem mit Heinrich auch alle seine Anhänger von Gregor waren gebannt worden, tritt auch unser Bischof wieder mehr in den Vordergrund. Zu Ende des Jahres stellt er sich bei Heinrich am Mittelrhein ein; zu Speier werden seine Verdienste um den König durch die Schenkung der Grafschaft im Buchsgau belohnt, wobei die Königin Bertha, Bischof Huzmann von Speier, Konrad von Utrecht und Burchard von Lausanne sich zu Gunsten der Basler Kirche beim König verwenden[2]). Es war dies kein geringer Machtzuwachs für das Bisthum, indem so die beiden Hauensteinpässe, sowie der Aareübergang zu Olten vollkommen in die Gewalt des Bischofs gelangten, wodurch auch den Grossen des Landes gegenüber, den Grafen von Homburg und Froburg, mit grösserem Nachdruck konnte aufgetreten werden. Aus Burchard's Anwesenheit in Speier, sowie dem Vorhandensein ansehnlicher burgundischer Schaaren in dem Heere Heinrich's darf der bestimmte Schluss gezogen werden, dass Burchard auch bei der Schlacht an der Elster, den 15. October, Theil genommen habe, in welcher der siegreiche Gegenkönig Rudolf sein Leben verlor. Wahrscheinlich war er einer jener Bischöfe, welche zu frühe das « Te Deum laudamus » angestimmt hatten und vor Vollendung des Hymnus in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurden[3]).

---

[1]) Die grausame Art der Kriegsführung, die Entweihung der Heiligthümer und das Wüthen gegen die Landbevölkerung, sowie der Tod der Königin Adelheid sind wiederum in Berthold's Annalen l. c. p. 313 ff. geschildert.

[2]) Cfr. Stumpf, Reichskanzler Nr. 2827. Trouillat I. 203.

[3]) Cfr. Bruno, de bello Saxonico. Mon. Germ. SS. V. p. 380 u. 381. Bernoldi chronicon l. c. p. 436.

Auffallen muss, dass Burchard nicht schon im Sommer 1080 an der zu Brixen erfolgten Erhebung des Wibert von Ravenna zum Gegenpapst Theil nahm und auch nachher bei dem vierthalbjährigen Aufenthalt Heinrich's in Italien erst ganz in der letzten Zeit südwärts der Alpen erscheint, während Bischof Burchard von Lausanne, dessen Bisthum den feindlichen Angriffen allerdings weit weniger ausgesetzt war, stets in der Umgebung Heinrich's anzutreffen ist. Es that aber auch Noth, dass bei des Königs Abwesenheit der Süden Deutschlands nicht völlig verlassen war; denn noch im Jahre 1081 fiel der neugewählte Gegenkönig Hermann von Luxemburg in Schwaben ein und errang über Friedrich von Hohenstaufen nicht geringe Vortheile [1]). Dass übrigens Burchard sich nicht beim Kaiser aufhielt, beweist eine Urkunde aus dem Frühjahr 1082, laut welcher des Bischofs streitbarer Bruder, Graf Ulrich, von Heinrich mit der Burg Arconcié in der Nähe des heutigen Freiburg beschenkt wird [2]). Bei diesem Anlasse tritt nur der Bischof von Lausanne als Intervenient auf. Erst zu Anfang 1084 scheint Burchard Basel verlassen und die Alpen überschritten zu haben. Zu Rom schenkt ihm der Kaiser das Schloss Rappoltstein im Elsass, das er selbst von seinem Vater, Heinrich III., geerbt hatte [3]). Es war ein bedeutungsvoller Tag, an welchem Heinrich unsern Bischof mit dieser Schenkung erfreute; an eben jenem 21. März hatte Rom dem Kaiser die Thore geöffnet, wurde noch Abends

---

[1]) Cfr. Giesebrecht l. c. p. 536 ff. Bernoldi Chronicon l. c. p. 437. Ekkehardi chronicon universale. Mon. Germ. SS. VI. p. 204 und 205.

[2]) Ueber diesen Bruder des Bischofs Burchard war man längere Zeit im Unklaren, bis es den Untersuchungen von Raedlé, Hotz, Fiala und von Erlach gelang, den von Heinrich IV. mit Arconcié beschenkten Grafen, der in Folge unrichtiger Lesart bisher immer den Namen Cono trug, als einen Bruder Namens Ulrich der Bischöfe Burchard von Basel und Cono von Lausanne festzustellen. — Anzeiger für Schweizer Geschichte N. F. I. 229—231. 246—250. II. 217—219, 230—235. Stumpf, l. c. Nr. 2842. Die Urkunde selbst von Zeerleder abgedruckt l. c. I, p. 46.

[3]) Stumpf, l. c. Nr. 2854. Trouillat I. 204.

im Palast zu St. Peter eine Synode abgehalten. Aber dennoch fand im Rausche des Glückes und der Erfolge Heinrich Zeit, seiner Getreuen zu gedenken: «Actum in palatio Romae feliciter» schliesst die Urkunde. Wohl niemals nachher durfte sich ein Basler Bischof in einem so wichtigen Augenblicke und an so classischer Stelle der kaiserlichen Gnade und Freigebigkeit erfreuen. So sehen wir auch dieses Mal Burchard an den folgenschwersten Ereignissen zu Rom Theil nehmen: an der Papstweihe Wibert's am Palmsonntag und an der Kaiserkrönung Heinrich's am Ostermorgen. Im Juni kehrte der Kaiser und wohl mit ihm auch der Bischof nach Deutschland zurück. Hier hatte sich während der langen Abwesenheit Heinrich's manches geändert. Mehrere der erbittertsten Feinde traf Heinrich nicht mehr am Leben, und der lange verheerende Krieg hatte allerorts ein dringendes Bedürfniss nach Frieden hervorgerufen. Diese etwas ruhigern Verhältnisse haben auch auf den zweiten Theil der Regierungszeit Bischof Burchard's wohlthätig und veredelnd eingewirkt. In keinem Augenblicke hat er zwar von der Treue dem Kaiser gegenüber nachgelassen; allein ein friedlicheres, mehr der Sorge und der Pflege seines Bisthums zugewandtes Alter lässt sich bei ihm nicht verkennen. Freilich war in unsern Gegenden die Waffenruhe noch lange nicht hergestellt, so dass Burchard auf der zu Anfang Mai 1085 in Mainz versammelten Synode nicht persönlich erscheinen konnte, und deren Beschlüsse, die wiederholte Absetzung Gregor's und die definitive Erhebung Wibert's, durch Gesandte musste unterschreiben lassen [1]). Dass er seine politische Haltung auch nach seiner Rückkehr aus Italien durchaus nicht änderte, zeigt die wiederholte Bannung, welche ihm von Seiten der zu Quedlinburg versammelten Gregorianer widerfuhr [2]); allein bald sollte diese ein schwererer

[1]) Cfr. De unitate ecclesiae II. c. 20. «Burcardus quoque Basiliensis ecclesiae episcopus et Otto Strazburgensis ecclesiae episcopus per legatos suos consenserunt et subscripserunt, qui propter hostes ecclesiis suis crudeliter nimis imminentes domum dimissi sunt».

[2]) Cfr. Giesebrecht l. c. III. 608 ff. Bernoldi Chronicon l. c. 442 u. 443.

Schlag treffen als derjenige, den sie durch ihren Bann zu versetzen im Stande waren. Gegen Ende Mai nämlich drang die Kunde über das Gebirge, dass Gregor am 25. seinen Geist zu Salerno aufgegeben habe. Er war sein ganzes Leben hindurch keinen Fuss breit zurückgewichen, hatte das kirchlich hierarchische Princip bis zu seinen äussersten Grenzen und Consequenzen verfolgt und stand nun am Ende seines Lebens trotz Unglück und Verbannung nicht kleiner da, wie damals, als er zu Canossa auf den königlichen Büsser herabblickte. Darum ist er auch der Pannerherr der Ecclesia militans für alle Zeiten geworden, und noch keiner seiner Nachfolger hat ihn bis jetzt übertroffen.

Aus der Umgebung Basel's, den elsässischen und burgundischen Gebieten, werden in diesen Jahren noch mehrere Kriegszüge erwähnt: so fielen 1084 schwäbische Schaaren in Burgund ein, entsetzten eine Burg, welche dem Sohn des Gegenkönigs Rudolf gehörte, nahmen mehrere feste Plätze ein und kehrten dann, mit Beute beladen, über den Rhein zurück [1]). Auch im Elsass dauerte der Kampf weiter, bis einer der Hauptanführer der päpstlichen Partei, Graf Hugo von Egisheim, 1089 unter Mörderhänden sein Leben aushauchte [2]). Allein bei allen diesen Dingen wird Bischof Burchard nicht mehr als Betheiligter genannt; im Gegentheil erblicken wir ihn in friedlichem Verkehr mit Männern, welche ebenso entschiedene Gegner Heinrich's waren, wie er zu seinen Freunden gehörte [3]). Nur einmal noch begleitete Burchard den Kaiser nach Italien, als Heinrich im Frühjahr 1095 unter äusserst bedrängten Verhältnissen im Nordosten der Halbinsel sich aufhielt, während Papst Urban II. im Gefühle

---

1) Cfr. Bernoldi Chronicon l. c. p. 441.

2) De unitate ecclesiae II. c. 36. «Atque Bertolt filius Rudolfi regis quondam Saxonum in ipso juventutis suae flore defunctus est, et Hug potentissimus comes Alsatiae post multa crudelia, quae fecerat vel in ecclesia vel in republica occisus est».

3) Cfr. Vita Udalrici Cellensis. Mon. Germ. SS. XII. 262.

seiner Macht auf den Feldern von Piacenza die Christen zum Zuge nach dem Morgenlande anfeuerte. Auch in dieser Erniedrigung bezeugte der Kaiser dem Basler Bischof nochmals sein Wohlwollen, indem er ihm und seinen Nachfolgern im März 1095 zu Padua die Abtei Pfävers übertrug, eine Schenkung, welche später zu heftigen Streitigkeiten zwischen Basel und dem Kloster geführt hat[1]). Zu Ende des Jahrhunderts gestaltete sich für Heinrich und seine Anhänger die Lage der Dinge, wenigstens in Betreff Schwaben's, um ein Beträchtliches günstiger. Herzog Welf verliess die päpstliche Partei und Berthold von Zäringen schloss mit dem Kaiser einen Frieden, wodurch ihm die südlich vom Rheine gelegenen Lande zugesprochen wurden. Damals lebte der Kaiser gewöhnlich am Mittelrhein zu Mainz oder zu Speier, und hier feierte auch Burchard von Basel Weihnachten 1099 mit seinem Herrn; in mehreren Urkunden, zu Gunsten des Bisthums Speier, erscheint er als Zeuge neben Friedrich von Cöln, Liemar von Bremen, Otto von Strassburg u. a. m.[2]). An demselben Orte zu Speier traf Burchard noch einmal um Weihnacht 1101 mit dem Kaiser zusammen[3]); dies scheint jedoch der letzte Aufenthalt in der Umgebung Heinrich's gewesen zu sein. Dieser betrachtete stets den Basler Bischof als einen seiner treusten Diener, ohne dessen Rath er nichts unternehmen wollte. So schreibt er in seinem letzten Lebensjahre, als die mit seinem Sohne verschworenen Fürsten ihn zur Abdankung zwingen wollten, man solle ihm wenigstens Zeit lassen, damit er seine Getreuen, unter diesen auch Burchard von Basel, um ihre Meinung angehen könne[4]). Freilich sollte es nicht mehr so weit kommen, der alte Kaiser starb am 7. August

---

[1]) Stumpf Nr. 2928. Trouillat I. 210. Wartmann, Das Kloster Pfävers, im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, Band VI, p. 60 ff.

[2]) Cfr. Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe von Speyer ed. Remling. I. p. 68 ff. und Stumpf Nr. 2946.

[3]) Stumpf Nr. 2955. Abgedruckt Monumenta Boica 31ᵃ p. 377.

[4]) Cfr. Trouillat. I. 221.

1106. Allein sein verbrecherischer Sohn musste wenigstens noch zu fühlen bekommen, wie sehr auch die Unterthanen des Bischofs von Basel ihrem Hirten in Ergebenheit dem Kaiser gegenüber nacheiferten. Als der junge König mit bewaffneter Macht im obern Elsass erschien, brach zu Ruffach ein blutiger Aufstand aus, so dass Heinrich V. es nicht wagen durfte, südwärts zu ziehen und gegen die Bischofsstadt vorzudringen [1]). Ein Jahr nach dem Tode des Kaisers starb auch Burchard, versöhnt mit der Kirche und jedesfalls mit dem beruhigenden Bewusstsein, niemals in seiner Treue wankend geworden zu sein und das Bisthum, so weit es die gewaltthätigen Zeiten erlaubten, nach Kräften befestigt, erweitert und geistig gehoben zu haben.

Weniger Aufschluss geben uns die Quellen über das Wirken des Bischofs im Innern seines Sprengels; einige Andeutungen bei den genannten historischen Schriftstellern damaliger Zeit, sowie etwelche noch vorhandene Urkunden sind Alles, was uns zur Zeichnung des Bildes in dieser Hinsicht vorliegt.

Vorauszuschicken ist, dass im XI. Jahrhundert Basel neben Strassburg und Constanz die bedeutendste Stadt in den obern Landen gewesen ist; eine für die damalige Zeit zahlreiche Bevölkerung wohnte hier unter dem Krummstab in glücklichen Verhältnissen; Basel galt als «civitas populosa inter Alamanniæ civitates haud minima» [2]). Hier nun fand Burchard, nachdem seine ersten zwölf Regierungsjahre unter wilden Kämpfen verstrichen waren, von den weltlichen Dingen stets mehr abgekehrt, genügende Gelegenheit, seinen kirchlichen Sinn zu bethätigen und den vielen Schaden wieder gut zu machen. Vorerst umgab er die Stadt Basel mit Mauern und Thürmen [3]); ferner baute er zum Schutze des Landes im Verein mit seinem Bruder, dem seit 1096 zum Bischof von Lausanne erwählten Cono, das Schloss

---

[1]) Cfr. Vita Heinrici IV. Imp. Mon. Germ. SS. XII. 280.

[2]) Cfr. Trouillat II. p. 5. Vita Udalrici Cell. l. c. p. 260.

[3]) Die betreffenden Urkunden finden sich sämmtlich bei Trouillat zusammengestellt und abgedruckt und zwar Bd. I. 214 ff. und Bd. II. 5 ff.

Erlach am Bielersee und andere Befestigungen mehr [1]). Allein alle diese Bauten, sowie die Kriegsausgaben hatten die finanziellen Kräfte des Hochstiftes so sehr erschöpft, dass Burchard zu dem gewagten Mittel schreiten musste, die dem Bisthum zustehende Abtei Moutier-Grandval in ein Chorherrenstift umzuwandeln und bei dieser Gelegenheit deren Vermögen grösstentheils einzuziehen. Dieses Unrecht scheint schwer auf dem sonst so gewissenhaften Manne gelastet zu haben, wesshalb er durch eine neue Klosterstiftung den begangenen Fehler zn sühnen beschloss. Auf diese Weise wurde das St. Albankloster zu Basel, oder nach damaligen Verhältnissen richtiger bei Basel, gegründet. Gerade dieser Bau ist es, welcher den besten Beweis liefert, wie sehr Burchard für die Reform der Kirche, für die cluniacensischen Anschauungen und Einrichtungen eingenommen war, wie er von diesem burgundischen Kloster allein ein höheres geistiges Leben und eine Erfrischung der kirchlichen Verhältnisse erwartete. Denn er, der nun so lange Zeit mit Gregor im Streite gelegen, der dessen Bannung mehrfach zu erdulden hatte, der wohl wusste, dass Cluny und seine Tochterklöster trotz aller Milde des Abtes Hugo durchaus für die Curie ihre weltlichen und geistlichen Waffen ergriffen hatten: dieser selbe Mann stiftete 1083 in der nächsten Nähe seiner Kathedralstadt ein Kloster, welches er mit Cluniacenser-Mönchen bevölkerte und 1105 im April dem Abt Hugo in alter Liebe und Freundschaft übergab [2]).

Es ist schon vermuthet worden, dass an der Stelle, da Burchard das Kloster errichten liess, schon vorher eine dem h. Albanus geweihte Kapelle gestanden habe [3]). Dem kann aber nicht wohl also sein; denn gerade die Verehrung dieses Heiligen, den Burchard als seinen « specialis patronus » bezeichnet, wurde von ihm in Basel neu eingeführt und weist mit Sicherheit auf seinen Aufenthalt in Mainz zurück. Dort ebenfalls ausserhalb der

[1]) Trouillat l. c.

[2]) Trouillat l. c.

[3]) Cfr. Fechter, in: Basel im XIV. Jahrhundert p.102.

Stadt, etwas oberhalb derselben am Strome, erhob sich seit alter Zeit das St. Albanstift, dessen Ansehen demjenigen des Domstiftes beinahe gleichkam [1]). Als Burchard zu Mainz als Camerarius lebte, war gerade die Verehrung des h. Albanus im Steigen begriffen. Ein Mainzer Domherr, Namens Goswin, schrieb damals das Leben des Märtyrers, zu dessen Kloster Burchard in sehr nahen Beziehungen muss gestanden haben, so dass er sich entschloss, auch seine Bischofsstadt mit einem St. Albanstift zu bereichern [2]). Er selbst beschenkte diese seine Lieblingskirche mit Gütern seines Hauses sowohl als des Bisthums, und er hielt auch die Grossen des Landes an, derselben ihre Freigebigkeit zuzuwenden, so dass der Klosterbesitz bald in weitem Umkreis auf beiden Ufern des Rheines sich ausdehnte. Die Grafen von Homberg und die Freiherren von Röteln wurden als Vögte eingesetzt, während Froburger, Bechburger, Thiersteiner und die Mitglieder des Domstiftes mit einander eiferten, der neuen Gründung ihres Bischofs Land und Leute zu übertragen [3]). Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Güter derselben anzuführen; nur das sei noch erwähnt, dass Burchard die Bestätigung seiner

---

[1]) Das Kloster St. Alban zu Mainz wurde 805 durch den Erzbischof Riculfus gegründet. Viele Synoden wurden hier abgehalten, und einige Leute ersten Ranges, sowohl weltliche als geistliche, fanden hier ihre Ruhestätte. Eine berühmte Schule und eine grossartige Bibliothek erhöhten den Ruhm des Stiftes. Cfr. Schaab. Geschichte der Stadt Mainz II. p. 362 ff.

[2]) Der Vorrede des Goswin, des Verfassers der Vita s. Albani entnehmen wir Folgendes, was für diesen Zweck von Bedeutung sein kann. Goswin schrieb zwei Vorreden, eine an Erzbischof Sigefrid (1060—1084), die andere an den Abt Bardo von St. Alban, einen Verwandten des Erzbischofs Bardo (1031—1051) gerichtet. Goswin war Canonicus, allein nicht zu St. Alban, sondern am Domstift; denn wie er ausdrücklich bemerkt, ist dieser Heilige nicht sein specieller Patronus. Burchard nun war Kämmerer und zugleich trägt er in mehreren Urkunden den Titel «Praepositus». Ferner nennt er den h. Albanus seinen «specialis Patronus», so dass der Schluss nicht zu gewagt ist, es habe Burchard die Propstwürde an dem St. Albanstift zu Mainz bekleidet. Cfr. Acta Sanctorum ad 21. Jun. p. 77.

[3]) Trouillat l. c.

Stiftung durch Papst Paschalis II. am 8. Februar 1107 noch erleben durfte [1]) — ein neuer Beweis dafür, dass der Bischof am Ende seines Lebens mit der Curie ausgesöhnt war.

Die Erbauung des St. Albanklosters ist aber nicht der einzige Anhaltspunkt für die cluniacensische Gesinnung Burchard's. Wir erfahren auch, dass er öfters mit dem eifrigsten Reformatoren damaliger Zeit, dem Prior Udalrich von Zell, dem Stifter der Cluniacenserpriorate Rüggisberg im Kanton Bern und St. Ulrich bei Freiburg im Breisgau, verkehrt, diesem sogar Land zu letzterer Klostergründung abgetreten hat, dass dagegen Udalrich mehrere Male zu Basel erschienen ist und hier sogar ein grosses Wunder soll gewirkt haben [2]).

In vollkommenem Einverständnisse mit dem Bischofe — «laudante episcopo Burchardo» — stiftete ferner der h. Morandus, der nachherige Nationalheilige der Sundgäuer, ein zweites Cluniacenserpriorat innerhalb des Basel'schen Sprengels, indem ihm Graf Friedrich von Pfirt die Reformirung des verweltlichten Klosters zu Altkirch übertrug [3]).

Erinnert soll an diesem Orte noch an die Thatsache werden, dass auch der eifrige Mangold von Marbach unter dem Bischof Burchard unbehelligt seinen kirchlich-asketischen Bestrebungen leben konnte [4]).

Nicht zufrieden mit den angeführten Klosterstiftungen, vollendete Bischof Burchard auch die durch seinen Bruder Cono von Lausanne begonnene Abtei St. Johann bei Erlach und bevölkerte dieselbe sogar mit Mönchen aus St. Blasien [5]), welches

---

[1]) Trouillat, l. c.

[2]) Cfr. Vita Udalrici Cell. l. c. p. 266.

[3]) Cfr. Vita s. Morandi. Acta SS. Boll. 1. Jun. p. 349. Trouillat I. 218 ff. 225.

[4]) Cfr. Bernoldi Chronicon. l. c. 259 u. 260.

[5]) Cfr. Cartulaire du chapitre de Notre-Dame de Lausanne. Mém. et doc. de la Suisse Rom. VI. p. 41. M. Gerberti Historia Nigrae Silvae. I. 248 u. 249.

Kürzlich ist die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde wieder auf Niklaus Manuel und seine für die Berner Reformation bahnbrechenden Dichtungen gelenkt worden[1]. Seine Schriften, rasch verbreitet und durchschlagend, weckten Nachahmer, und unter diesen ist der früheste und zugleich bedeutsamste Utz Eckstein.

Zwar kommt Eckstein seinem Vorbild weder an poetischer Begabung, noch in der Kraft der Gedanken und der Sprache auch nur von ferne zu; seine literarische Thätigkeit ist eine viel kürzere (sie reicht nur von 1523 bis 1526); und während Manuel's Gedichte, mindestens die früheren und bedeutsamsten, den Ereignissen vorangehen, sie vorbereiten oder geradezu veranlassen, so folgen Eckstein's Verse ihnen meist nach. Aber gerade in der Regelmässigkeit und Raschheit, mit der dies geschieht, liegt der Werth dieser Schriften, in denen wir den unmittelbaren Wiederhall der Begebenheiten vernehmen. Und zwar einen Wiederhall aus den Volkskreisen. Denn in Eckstein's Reimereien kommt der gemeine Mann zum Wort. Sie sind nicht nur eine reiche Fundgrube für die Sprache jener Zeit, sondern enthalten auch einen ungemeinen Schatz populärer Redensarten und Reflexionen. Und eben als Volksstimmen aus jener bewegten Zeit erwecken diese längst verschollenen Flugblätter[2])

---

[1]) Bibliothek älterer Schriftwerke der Deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Herausgegeben von Jakob Bächtold und Ferd. Vetter. Zweiter Band, Niklaus Manuel von J. Bächtold. Frauenfeld. J. Huber 1878.

[2]) Zwar erlebten Eckstein's «Reichstag» und «Concilium» 1539 eine Ueberarbeitung und 1592 einen Neudruck (s. unten). Allein in der Schweiz fielen diese und die andern Schriften Eckstein's frühe in beinahe völlige Vergessenheit. C. Gessner in seiner Bibliotheca universalis,

heute noch ein Interesse, auf das sie ihres poetischen Gehaltes wegen niemals einen Anspruch hätten.

Ueber Eckstein's äussere Schicksale, ja auch nur über seinen Aufenthalt vor und während der Zeit seiner literarischen Thätigkeit wissen wir schlechterdings Nichts. Seine Schriften enthalten nur einige Andeutungen, die aber nicht bis zu sichern Rückschlüssen führen. Einige historische Nachrichten über Eckstein fallen in die spätere Lebenszeit desselben. Wir beginnen desshalb mit der Besprechung seiner Schriften und beschränken uns dabei auf die durch Beisetzung seines Namens beglaubigten Drucke. Vermuthlich gehören ihm — nach der Verwandtschaft der Sprache und der Ausdrucksweise — noch verschiedene anonyme Flugblätter zu, und es mag sich später, wenn wir zu abschliessenden Resultaten gelangt sind, Gelegenheit zu einem Nachtrag in dieser Richtung geben. Vorderhand aber genügen die beglaubigten Schriften vollkommen, den Mann und seine Art kennen zu lernen.

1545, (und deren Fortsetzungen) und J. H. Hottinger in seiner Schola Tigurina, 1664, erwähnen sie nicht. Leu (Helv. Lexicon, Bd. VI, p. 297, 1752) kennt «Concilium inter doctores et rusticos contra Pontificios und Comitia Rusticorum». Haller (Bibliothek der Schweizergeschichte, 1786. III, Nr. 299) ein Lied auf Murner's Evangelischen Kirchendieb- und Ketzer-Kalender. — Grüneisen kannte den «Rychstag» und druckte in seinem «Niklaus Manuel» Egg's Badenfahrt ab, 1837. In Scheible's «Kloster» VIII, p. 705 ff., 827 ff. 1847 ward das «Concilium» und der «Rychstag» wieder abgedruckt. — Aber erst Emil Weller hat («Annalen der poetischen Nationalliteratur der Deutschen im XVI. und XVII. Jahrhundert», 1862. 1864. I, p. 22, 303, 306. II, 346) die Zusammenstellung der Ecksteinischen Dichtungen und («das alte Volkstheater der Schweiz.» Frauenfeld 1863, p. 112 ff.) eine Analyse der dialogisch und dramatisch gehaltenen Stücke gegeben. — Im Serapeum (1862, p. 119) wird eine neue Ausgabe der Schriften Eckstein's «nach den neu aufgefundenen Froschauer'schen Originaldrucken» durch Herrn Joh. Haupt in Wien angekündigt, über die wir aber nichts in Erfahrung gebracht haben. — Sodann hat Eckstein Erwähnung gefunden in Wackernagel's Literaturgeschichte. I. Aufl. p. 462. Anm. 150 (1855) und in Gœdeke's Grundriss II. p. 248 u. 261 (1862).

Die Form des Gespräches, die Eckstein bei seinen frühern Schriften wählt, um seinen Belehrungen Eingang zu verschaffen, ist keine ihm eigenthümliche. Sie war vielmehr in Deutschland seit dem Vorgang des Erasmus und namentlich seit Hutten's Deutschen Dialogen sehr populär und insbesondere für die Beleuchtung theologischer Fragen, speziell für die theologische Polemik beliebt geworden. Gödeke's Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung S. 140 führt aus der Zeit von 1521 bis 1546 gegen hundert solcher Gespräche auf.

I.

Dialogus.

EIn hüpsche Disputation,
Die Christus hat mit Adā thō,
Darin̄ ein mēsch erlernen mag
Nach welchē werckē Gott frag

von	Liebe, Glouben, guoten wer cken.	vnd	Bätten, Bilderen, was Gott von vns erfordre.

Wo nit Fröud ist, Gedult vnd Liebe
Gfalt Gott nit wie man sich übe,
Durch Glouben, Bharrung, Reinigkeyt
Zuo Gottes dienst man sich bereyt
On die man kein guot werck thuot
Mässigkeyt, Güte, vnd Demuot,
Äss einer schon ein ysen huot.

Vrsach.

Warumb Gotswort nit für sich gang
Das schier all welt am alten hang.
Ein yetlicher vogel singt sin gsang.

Vtz Eckstein.

(Ohne Druckort, fünf Bogen in 8⁰.)

Der Titel zeichnet die Situation, aus der heraus das Büchlein entstanden ist, mit voller Deutlichkeit. — Der alte und der neue Glaube liegen miteinander im Streit; noch wird die Messe gelesen, noch werden die Bilder verehrt, was doch beides von den evangelischen Predigern als Götzendienst erwiesen ist. Den wirklichen, aus dem Glauben und der Liebe fliessenden guten Werken, die das Wort Gottes von uns fordert, stehen noch die kirchlichen «guten Werke», dem wahren Gottesdienst der Kirchen- und Priesterdienst im Wege. So ist der evangelische Standpunkt überall noch etwas erst zu Erkämpfendes, Durchzuführendes. Dieses Ziel erstrebt der «Dialogus» in der Art, dass Christus, der Vertreter des neuen Testamentes, Adam, den Repräsentanten des alten Bundes und zugleich der Römischen Kirche, die beide auf äusserer Werkgerechtigkeit fussen, auf den im Titel genannten Kardinalpunkten seines Irrthums überführt. Wir heben einige charakteristische Stellen heraus.

Die «Vorred» enthält gleich ein schönes dichterisches Bild, wie sie sonst bei Eckstein nicht gar häufig vorkommen:

Vnsere hoffart ist dahin
es ist alles nun ein schatt gsin
Pomp, eer, und guot ist verschwunden
eben wie nit wäg wirt funden
Nach eim schiff vff dem Meer
was nützt vns yetz all vnser eer? (a ij)

Eckstein's Vergleichungen sind sonst ausgesucht trivial. So z. B. beschäftiget den Verfasser die Frage der Prädestination, und da stellt sich das Bedenken ein, wie Gott, die Quelle alles Guten, das Böse dulden, ja den Menschen verstocken könne. Christus, immer mit Gott identifizirt, antwortet:

Wie ich an bösen schuldig sy
das selb sag ich dir hie fry
So ich verheng das man böss thuot
bin ich nüt destminder guot

Vnd der grechtigkeyt ein brunn
Du sichst das die natürlich Sunn
Schynet mit vnstinckendem glast
Von dem schyn stinckt der keyb nun vast
Vnd wirt stinckender von dem schin. (a 7)

Ein Glaube, der Gottes Gebote nicht achtet, und meint, es sei am blossen Wähnen genug:

der gloub nützt wie ein lärer kruog
Den der durstig an mund setzt
jm wirt doch nit ein zan gnetzt
Darumb welcher gloub nit frucht bringt
der nützt als so einer im schlaaff trinckt
Oder eim troumbt er finde gellt
erwachet er, es ist bald zellt (b ij)

— — —

Wie das fhür nit ist on rouch
also der gloub ist nit on werck ouch. (b iij)

Schön und eingehend wird sodann geredet von der Liebe; doch fehlt es auch hier nicht an trivialen Ausmalungen biblischer Vergleichungen:

Glych wie ein frummer biderman
kurtz durch den banck nit lyden kan
Das jm ein andrer sin wyb bschlaaffe
vnd er die übel that nit straaffe
Also lydet Gott ouch nit
so man jms hertz nit gar gibt (b 7)

— — — —

Der mensch ist nüt denn sünd vnd fluoch,
all syn frummkeyt ein bschissen tuoch
Das da kumpt von einer zytigen frouwen (c)

Für die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott hat Eckstein, in Anlehnung an biblische Gleichnissreden, folgende Veranschaulichung:

Glych wie ein rycher herr thuot
der ein wyb nimpt on guot
Vnd macht mit jr so er sterb
söll sy sins guots sin ein erb
Hat sy schon nüt zuo jm bracht
sy wirt vom herren nit verschmacht
Vnd ist im lieb nüt dest minder
also ouch all arm sünder
Findend by Gott volkummenheyt
ob einer schon nüt mit im treyt
so er nun ist mit glouben bkleyt. (c iiij)

Nicht ohne Interesse ist die Auseinandersetzung über die Bilder: «Hie fraget Adam Christum, ob man bilder möge haben die zuo eeren, Gott zuo wolgefallen: denn der mensch sye blöd, vnd vergessig darumb das er dester ee an Gott dächte, meint er es sye nit vnrecht, vnd spricht also:

Herr erzügt das dliebe nit,
so ich für ein bildtnus tritt,
Das ich daruor nider knüwe?
nit das ich dem bild trüwe
Sunder so ich das bild an säch
dass dir zelieb die eer gschäch
Es dunckte mich nit vnrecht
on bild ich selten an dich dächt
Denn min natur die ist so wild
ich bätt vil mee so ich ein bild
Vor mir sich in der Kilchen ston
mir ist nit das ichs mög verlon
So ich ein crucifix ersich
dines lydens denck denn ich
Diner marter vnd grossen pin
durch die ich denn erlösst bin
Ich dächt sunst selten an din lyden
sol mans (die Bilder) eeren oder myden? (c 6, 7)

Diesen von allen Gemässigten vertretenen Standpunkt (den z. B. auch der Komthur Schmid auf der Zürcher Disputation Zwingli gegenüber geltend machte) verurtheilt nun aber Christus mit harten Worten: jeder Bilderdienst ist eine Beeinträchtigung Gottes, also ein Götzendienst. Dabei vernimmt man, vorzüglicher Verehrung geniessen Sant Margrete, Sant Jörg, Sant Batt (Beat), Sant Vyt oder Wendelin, wogegen man vergeblich nach der Verehrung eines Moses, eines Helias, Enoch oder der Propheten suchen würde.

Zugist yetz durch alle land
gelt wo in einer kilchen S. Moses stand?
Sy malend jm hörner als sy er ein Rind
das selb ich wol in kilchen find. (d)

Mit mehr breitem als witzigem Behagen persiflirt sodann Eckstein in einem mehrere Seiten langen Erguss die Messe mit ihren dem Laien unverständlichen Zeremonien, und die komödiantenhafte Tracht der Messpriester und der Mönche. Zwar wenn er behauptet, von den Messpfaffen bete

Doch nit einer wie der ander
Der rüfft Hertzog Ernsten, der ander dem Allexander
Man findt kein Bistumm durch alle welt
Da man glychs bätt darinn helt, (d iij)

so ist die letztere Behauptung eine arge Uebertreibung, die erstere aber eine wenig glückliche Persiflage der wirklich bestehenden verschiedenen Messriten. Von dem Ton aber, in dem Eckstein über die Pfaffen spricht, mag Ein Beispiel genügen:

Bloss hat er (der Messpriester) allein die blatten
die stadt hoch vff der lüss matten
Dargegen hat der Münch ein gugel
ein bschornen grind wie ein kugel
d'Windlen der münch vff sin houpt legt
also wirt denn sin kabishoupt deckt
Das er sicht durch die windlen vss

wie ein Kuter vnder eim tubhuss
— — — (d iij)
Das buoch er hin vnd wider leyt
als ein katz die jr jungen vertreyt. (d iiij)

Der «Dialogus» beschäftiget sich ausschliesslich mit theologischen Fragen; die politischen sind noch nicht am Horizont; überhaupt fehlt das eigentlich praktische Moment. Damit hängt ein wesentlicher Vorzug dieser Schrift zusammen: Der Verfasser trägt seinen Glauben (an das Verdienst Christi und an die Liebe als das wahre Wesen des Christenthums) schlicht und ohne Schmähung der Andersdenkenden vor. Einzig die Pfaffen überschüttet er schon hier mit seinen Witzen und Schimpfwörtern, aber nicht ihres Glaubens, sondern ihrer Heuchelei wegen.

Im Weitern ist in dem ganzen Stücke nicht die mindeste Beziehung auf Schweizerische oder Zürcherische Zustände oder Ereignisse. Speziell auf die zu Zürich den 26., 27. und 28. Oktober über die Messe und die Bilder abgehaltene zweite Disputation ist keine Rücksicht genommen. Eckstein kennt die Bibelstellen, die dort angezogen und bald Jedermann durch den Druck zugänglich wurden[1]), offenbar nicht. Ebensowenig verwerthet er die bei diesem Anlass auftretenden Personen und ihre Argumente, wie im «Concilium» einzelne Sprecher der ersten Zürcher Disputation zitirt und ihre Reden mit Einlässlichkeit wiedergegeben sind. Sonach fällt die Entstehung des «Dialogus» in eine Zeit, wo die Zürcher Disputation noch nicht stattgefunden hatte oder noch nicht in Eckstein's Gesichtskreis

---

[1]) Acta oder geschicht wie es vff dem gesprech den 26. 27. vnd 28 tagen Wynmonadts, in der Christenlichen Statt Zürich vor eim Ersamen gsessnen grossen vnd kleinen Radt, ouch in bysin mer dann 500 priesteren vnd vil anderer biderber lüten, ergangen ist, Anbetreffend die götzen vnd die Mess, Anno MDXXIII. Getruckt in der Christenlichen statt Zürich durch Christophorum Froschouer. — Wiederabdruck in Zwingli's Werken von Schuler und Schulthess I, 459—540.

lag, gewiss also vor das «Conzilium». Gedruckt aber wurde derselbe bei Froschauer in Zürich, wie die Lettern unzweifelhaft beweisen. Die Initiale E auf dem Titelblatt gehört jenem zierlichen Pflanzen-Alphabeth an, dem wir in Froschauer's Drucken seit 1525 begegnen [1]).

II.

Klag des
Gloubens der
Hoffnūg vnd ouch
Liebe, über Geystlichē
vnd Weltlichen
Stand der
Christē
heit.
Getruckt Zürich
durch Christoffel
Froschower.
(zwölf Bogen in 8°)

Dieser Titel ist in einer eigens für diese Schrift gefertigten Bordüre eingedruckt. Dieselbe zeigt die sitzenden Figuren der sieben im Text auftretenden Tugenden: unten auf Einer gemeinsamen Bank «gloūb», eine alte Frau mit matronenhaftem Kopfputz, sie hält in der Rechten die Mosaischen Gesetztafeln, in der Linken eine Kirche; «liebi», ein Flammenherz in der Rechten; und zwischen ihnen «Hoffnung» mit Anker und Schaufel. In der rechten und linken Seitenleiste sind Nischen angedeutet, in jener sitzt «Stercki», ein üppiges Weib, auf dem linken Knie einen Thurm, aus dem sie einen Wolf hervorzuziehen scheint; in dieser «barmherzikeit», die einen zu ihren Füssen sitzenden Elenden speist; — endlich oben

---

[1]) Vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1880, p. 24.

«gerechtickeit» mit Schwert und Waage und «warheitt» mit einem Buch (der Bibel) und einer Fackel; zwischen inne die vom Reichsschild überragten Zürcherschilde. Alle diese Tugenden tragen das Zeitkostüm, und zwar mit Ausnahme des Glaubens ein reiches, zum Theil etwas freies. Das Ganze ist nach Art der damaligen Titelbordüren keine einheitliche Komposition, verräth aber einen geschickten, phantasievollen Künstler, der — man sehe den Elenden, den die Barmherzigkeit speist — von Holbein Anregungen empfangen hat.

Der Glaube klagt, dass er, neu und alt, jetzt von Unzähligen im Munde geführt werde, die ihn nicht haben, im Gegentheil seine ärgsten Verfolger sind.

Der Gloub ist guotter werken Ess
Gottes grechtigkeyt ein gfess
daruss ist yetz die wellt geschloffen
In unglouben gar ersoffen
Kumpt man jr nit zhilff by zyt
so far ich warer Gloub als wyt
Das sy mich nahin nit erlangt
diewyl yetz lützel nach mir blangt
ein kleiner huf mir anhangt. (A 8)

Die Hoffnung aber bittet den Glauben, «das er nit also abscheyde, sunder das man schicke Legation an all stend der welt, manende, das sy sich besserind, ob doch etwas helffen wölte». Auch die Liebe gesellt sich diesen ihren zwei Verwandten mit ähnlichen Klagen über die Welt zu, und räth, die Wahrheit herzubeschicken, damit sie zu geistlichem und weltlichem Regiment fahre, allen Ständen ihre Laster vorzuhalten. Die Wahrheit aber, gleicherweise wie Glaube, Hoffnung und Liebe verjagt und verfolgt, begehrt zu Genossinnen dieser Mission die Gerechtigkeit sammt der Barmherzigkeit. «Also gsellttend sich die Warheyt, Gerechtigkeit, vnnd Barmhertzigkeit zuo samen, gen Rom mit einander hin ziehende, — — vnd als sy gen Rom kamend, zuo dem Pallast dess Papstz, wirt inen

der Bapst entgegen mit groser herligkeit, vnnd bleytung viler Kriegslüten tragen, ab welchem die Warheit erstunett, und also zuo iren gsellinnen spricht:

Herr Gott bhüt was grosen grüwel
was tragend die für ein hüwel
Also erhöcht dar zuo gekröntt
was dütt es, das man also döntt
Mit Pusonen vnd Trummeten
tragend sy den Mahumeten? (C, v)

Sie werden nun von des Pabstes Camerier höflich empfangen und zum Sprechen aufgefordert. Was sie aber vorbringen, das ist weniger eine Klage, als vielmehr eine grobe Beschimpfung der «Bäpstlichen Geylikeyt» und seiner ganzen Klerisei. Doch verwilligt der Pabst, ein allgemeines Konzil aller Stände und Orden der Christenheit (bei Bann und Gehorsamspflicht) nach Rom zu berufen. Es sind

Benedicter, vnd Minores
Minimi, Predicatores
Heyliggeyster, Oliueter
Ritter Christi, Ord Sant Peter
Sant Brigiter, Augustiner
Spiegelherren, Celestiner
Sclauen, Jerosolomitaner
Indier, Ambrosianer
Willig Arm, vnd Lazariten
Crütz Stern münch, vnnd Anthoniter
Vnger, Constantinopolitaner
Wentzlaer, Gregorianer
Sternenmünch, ouch Bernhardiner
Nollhart, darzuo Gerundiner
Tütsch Herren, vnd Johanniter
Basilier, vnd Carmeliter
Fegfhürer, Camaldulenser
Jesuatores, Cistertienser

Helenen brüder, vnd Sophiter
Schwert Orden, ouch Heremiter
Josepher, Grandinotenser
Geyssler vnnd Premonstratenser
Schlüsselbrüder, Wilhelmmiter
Schären brüder, Sepulchriter
Brüder uss Josaphat dem Tal
Orden der Herren vom Spital
Sant Jacobs Orden ist zwyfalt

— — —

Der örden menger ist dryfalt
On zal sind vil frowen Klöster
Darzuo schwartz und wyss Beginen
Vil Conuersen, Donät und Texst
On Patriarchen, Cardinäl
Bischoff, äbt, Prouinciäl
Der hoch vnd nider Pfaffenstand
hin durch all Tütsch vnd Welsch land.

(D ij, iij)

Vor dieser Versammlung nun halten Wahrheit und Gerechtigkeit mit des Papstes Fiskal Zwiesprache über die alte und die neue Lehre, wobei der reformirte Abendmahlsbegriff ausführlich und zum Theil eigenthümlich entwickelt wird. Auch fehlt es nicht an hübschen Bildern, z. B.:

die Heyden, ouch die Jüdscheyt (Jüdischheit, Judenthum)
Sind also zuosamen gfügt
vnd durch Christum allein vernügt
Als wann ein gwelb in dhöhe wirt
von beyden syten vff gfürt
So wirt zuo letst das gwelb allein
bschlossen nun mit eym steyn
Welcher stein dan oben staat
Der beyd syten bschlossen haat etc. (F iiij)

Treffend ist des Fiskals Argument für die Transsubstantiation:

Sölt dass nit sin müglich Gott
das er sich liesse in dass Brot?
Vnd nütdestminder wäsenlich
vsserhalb enthielte sich?
Sölt das Gott nit müglich sin
wie kom er durch muoter lyb yn? (F, 8)

Und nicht minder:

So du sprichst das dine wortt
werdind ghört an mengem ortt
Wo dich hör ein grosser huff
reden, die dir losind vff
So spreyt sich din red in vil teyl
du blybist nüt destminder heyl
Also Christi lib ouch werd
inn vil hundert teyl vff erd
Vss geteylt, dennocht blib
in sinen(m) wesen Christi lib. (G iiij)

welche Exemplifikation die Wahrheit ganz unpassend heisst:

ein thorecht Argument
als es mir nie ist fürgwent.

Alle Ausführungen der Wahrheit und Gerechtigkeit sind übrigens so sehr mit, zum Theil unflätigen, Schimpfreden auf den Papst und seine Klerisei durchzogen, dass eine Verständigung mit denselben zum Voraus ausgeschlossen ist. Die Scene ist aber auch gar nicht zu diesem Zwecke, sondern einzig darauf angelegt, dass der reformirte Autor sein ganzes Gift gegen das Baalspriesterthum (E 8), das ihm im Magen lag, ausspeien könne. Diese Absicht wird denn auch vollständig erfüllt, und damit schliesst der erste oder theologische Theil des Pamphletes.

«Nach volendtem gspräch der Warheit und Gerechtigkeit, mit dem geystlichen huffen in des Bapsts sinr Cardinälen vnd Bischoffen münchen vnd pfaffen gegenwerttigkeit, zugennd die obgemelten von Rom vff Tütsche land, vnd warend bericht vnder-

wie ein Kuter vnder eim tubhuss
— — — (d iij)
Das buoch er hin vnd wider leyt
als ein katz die jr jungen vertreyt. (d iiij)

Der «Dialogus» beschäftiget sich ausschliesslich mit theologischen Fragen; die politischen sind noch nicht am Horizont; überhaupt fehlt das eigentlich praktische Moment. Damit hängt ein wesentlicher Vorzug dieser Schrift zusammen: Der Verfasser trägt seinen Glauben (an das Verdienst Christi und an die Liebe als das wahre Wesen des Christenthums) schlicht und ohne Schmähung der Andersdenkenden vor. Einzig die Pfaffen überschüttet er schon hier mit seinen Witzen und Schimpfwörtern, aber nicht ihres Glaubens, sondern ihrer Heuchelei wegen.

Im Weitern ist in dem ganzen Stücke nicht die mindeste Beziehung auf Schweizerische oder Zürcherische Zustände oder Ereignisse. Speziell auf die zu Zürich den 26., 27. und 28. Oktober über die Messe und die Bilder abgehaltene zweite Disputation ist keine Rücksicht genommen. Eckstein kennt die Bibelstellen, die dort angezogen und bald Jedermann durch den Druck zugänglich wurden[1]), offenbar nicht. Ebensowenig verwerthet er die bei diesem Anlass auftretenden Personen und ihre Argumente, wie im «Concilium» einzelne Sprecher der ersten Zürcher Disputation zitirt und ihre Reden mit Einlässlichkeit wiedergegeben sind. Sonach fällt die Entstehung des «Dialogus» in eine Zeit, wo die Zürcher Disputation noch nicht stattgefunden hatte oder noch nicht in Eckstein's Gesichtskreis

---

[1]) Acta oder geschicht wie es vff dem gesprech den 26. 27. vnd 28 tagen Wynmonadts, in der Christenlichen Statt Zürich vor eim Ersamen gsessnen grossen vnd kleinen Radt, ouch in bysin mer dann 500 priesteren vnd vil anderer biderber lüten, ergangen ist, Anbetreffend die götzen vnd die Mess, Anno MDXXIII. Getruckt in der Christenlichen statt Zürich durch Christophorum Froschouer. — Wiederabdruck in Zwingli's Werken von Schuler und Schulthess 1, 459—540.

lag, gewiss also vor das «Conzilium». Gedruckt aber wurde derselbe bei Froschauer in Zürich, wie die Lettern unzweifelhaft beweisen. Die Initiale E auf dem Titelblatt gehört jenem zierlichen Pflanzen-Alphabeth an, dem wir in Froschauer's Drucken seit 1525 begegnen [1]).

II.

Klag des
Gloubens der
Hoffnūg vnd ouch
Liebe, über Geystlichē
vnd Weltlichen
Stand der
Christē
heit.
Getruckt Zürich
durch Christoffel
Froschower.

(zwölf Bogen in 8°)

Dieser Titel ist in einer eigens für diese Schrift gefertigten Bordüre eingedruckt. Dieselbe zeigt die sitzenden Figuren der sieben im Text auftretenden Tugenden: unten auf Einer gemeinsamen Bank «gloūb», eine alte Frau mit matronenhaftem Kopfputz, sie hält in der Rechten die Mosaischen Gesetztafeln, in der Linken eine Kirche; «liebi», ein Flammenherz in der Rechten; und zwischen ihnen «Hoffnung» mit Anker und Schaufel. In der rechten und linken Seitenleiste sind Nischen angedeutet, in jener sitzt «Stercki», ein üppiges Weib, auf dem linken Knie einen Thurm, aus dem sie einen Wolf hervorzuziehen scheint; in dieser «barmherzikeit», die einen zu ihren Füssen sitzenden Elenden speist; — endlich oben

---

[1]) Vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1880, p. 24.

«gerechtickeit» mit Schwert und Waage und «warheitt» mit einem Buch (der Bibel) und einer Fackel; zwischen inne die vom Reichsschild überragten Zürcherschilde. Alle diese Tugenden tragen das Zeitkostüm, und zwar mit Ausnahme des Glaubens ein reiches, zum Theil etwas freies. Das Ganze ist nach Art der damaligen Titelbordüren keine einheitliche Komposition, verräth aber einen geschickten, phantasievollen Künstler, der — man sehe den Elenden, den die Barmherzigkeit speist — von Holbein Anregungen empfangen hat.

Der Glaube klagt, dass er, neu und alt, jetzt von Unzähligen im Munde geführt werde, die ihn nicht haben, im Gegentheil seine ärgsten Verfolger sind.

Der Gloub ist guotter werken Ess
Gottes grechtigkeyt ein gfess
daruss ist yetz die wellt geschloffen
In unglouben gar ersoffen
Kumpt man jr nit zhilff by zyt
so far ich warer Gloub als wyt
Das sy mich nahin nit erlangt
diewyl yetz lützel nach mir blangt
ein kleiner huf mir anhangt. (A 8)

Die Hoffnung aber bittet den Glauben, «das er nit also abscheyde, sunder das man schicke Legation an all stend der welt, manende, das sy sich besserind, ob doch etwas helffen wölte». Auch die Liebe gesellt sich diesen ihren zwei Verwandten mit ähnlichen Klagen über die Welt zu, und räth, die Wahrheit herzubeschicken, damit sie zu geistlichem und weltlichem Regiment fahre, allen Ständen ihre Laster vorzuhalten. Die Wahrheit aber, gleicherweise wie Glaube, Hoffnung und Liebe verjagt und verfolgt, begehrt zu Genossinnen dieser Mission die Gerechtigkeit sammt der Barmherzigkeit. «Also gselltend sich die Warheyt, Gerechtigkeit, vnnd Barmhertzigkeit zuo samen, gen Rom mit einander hin ziehende, — — vnd als sy gen Rom kamend, zuo dem Pallast dess Papstz, wirt inen

der Bapst entgegen mit groser herligkeit, vnnd bleytung viler Kriegslüten tragen, ab welchem die Warheit erstunett, und also zuo iren gsellinnen spricht:

Herr Gott bhüt was grosen grüwel
was tragend die für ein hüwel
Also erhöcht dar zuo gekröntt
was dütt es, das man also döntt
Mit Pusonen vnd Trummeten
tragend sy den Mahumeten? (C, v)

Sie werden nun von des Pabstes Camerier höflich empfangen und zum Sprechen aufgefordert. Was sie aber vorbringen, das ist weniger eine Klage, als vielmehr eine grobe Beschimpfung der «Bäpstlichen Geylikeyt» und seiner ganzen Klerisei. Doch verwilligt der Pabst, ein allgemeines Konzil aller Stände und Orden der Christenheit (bei Bann und Gehorsamspflicht) nach Rom zu berufen. Es sind

Benedicter, vnd Minores
Minimi, Predicatores
Heyliggeyster, Oliueter
Ritter Christi, Ord Sant Peter
Sant Brigiter, Augustiner
Spiegelherren, Celestiner
Sclauen, Jerosolomitaner
Indier, Ambrosianer
Willig Arm, vnd Lazariten
Crütz Stern münch, vnnd Anthoniter
Vnger, Constantinopolitaner
Wentzlaer, Gregorianer
Sternenmünch, ouch Bernhardiner
Nollhart, darzuo Gerundiner
Tütsch Herren, vnd Johanniter
Basilier, vnd Carmeliter
Fegfhürer, Camaldulenser
Jesuatores, Cistertienser

Helenen brüder, vnd Sophiter
Schwert Orden, ouch Heremiter
Josepher, Grandinotenser
Geyssler vnnd Premonstratenser
Schlüsselbrüder, Wilhelmmiter
Schären brüder, Sepulchriter
Brüder uss Josaphat dem Tal
Orden der Herren vom Spital
Sant Jacobs Orden ist zwyfalt

— — —

Der örden menger ist dryfalt
On zal sind vil frowen Klöster
Darzuo schwartz und wyss Beginen
Vil Conuersen, Donät und Texst
On Patriarchen, Cardinäl
Bischoff, äbt, Prouinciäl
Der hoch vnd nider Pfaffenstand
hin durch all Tütsch vnd Welsch land.

(D ij, iij)

Vor dieser Versammlung nun halten Wahrheit und Gerechtigkeit mit des Papstes Fiskal Zwiesprache über die alte und die neue Lehre, wobei der reformirte Abendmahlsbegriff ausführlich und zum Theil eigenthümlich entwickelt wird. Auch fehlt es nicht an hübschen Bildern, z. B.:

die Heyden, ouch die Jüdscheyt (Jüdischheit, Judenthum)
Sind also zuosamen gfügt
vnd durch Christum allein vernügt
Als wann ein gwelb in dhöhe wirt
von beyden syten vff gfürt
So wirt zuo letst das gwelb allein
bschlossen nun mit eym steyn
Welcher stein dan oben staat
Der beyd syten bschlossen haat etc. (F iiij)

Treffend ist des Fiskals Argument für die Transsubstantiation:

Sölt dass nit sin müglich Gott
das er sich liesse in dass Brot?
Vnd nütdestminder wäsenlich
vsserhalb enthielte sich?
Sölt das Gott nit müglich sin
wie kom er durch muoter lyb yn? (F, 8)

Und nicht minder:

So du sprichst das dine wortt
werdind ghört an mengem ortt
Wo dich hör ein grosser huff
reden, die dir losind vff
So spreyt sich din red in vil teyl
du blybist nüt destminder heyl
Also Christi lib ouch werd
inn vil hundert teyl vff erd
Vss geteylt, dennocht blib
in sinen(m) wesen Christi lib. (G iiij)

welche Exemplifikation die Wahrheit ganz unpassend heisst:

ein thorecht Argument
als es mir nie ist fürgwent.

Alle Ausführungen der Wahrheit und Gerechtigkeit sind übrigens so sehr mit, zum Theil unflätigen, Schimpfreden auf den Papst und seine Klerisei durchzogen, dass eine Verständigung mit denselben zum Voraus ausgeschlossen ist. Die Scene ist aber auch gar nicht zu diesem Zwecke, sondern einzig darauf angelegt, dass der reformirte Autor sein ganzes Gift gegen das Baalspriesterthum (E 8), das ihm im Magen lag, ausspeien könne. Diese Absicht wird denn auch vollständig erfüllt, und damit schliesst der erste oder theologische Theil des Pamphletes.

«Nach volendtem gspräch der Warheit und Gerechtigkeit, mit dem geystlichen huffen in des Bapsts sinr Cardinälen vnd Bischoffen münchen vnd pfaffen gegenwerttigkeit, zugennd die obgemelten von Rom vff Tütsche land, vnd warend bericht vnder-

wägen all herschafften von Geistlichen vnnd Welltlichen Tütscher nation by einander zuo Rappspurg versamlet sin, dess Türkischen Keisers halb Radtschlagende nit ällein, sunder ouch von eigner Landschafft wägen, welche als si bsorgtend yn mitler zyt sich vnderston wellen ab inen zwerffen tagliche bschwärung, vnd Tyranny, mit welcher das arm volck von tag ztag übersetzt und beladen wirt, sölchs für zuo kommen radschlagend si, vnd in aller versamlung erschinend ouch die obgemelten, dWarheit vnnd Gerechtigkeit mit der Barmhertzigkeit, yn dem Sal da die Fürsten vnnd Herren by eynander warend». (J 6)

So wie aber die Wahrheit ihre Stimme erhebt «ward ein vnruow vnnd gemümmell in dem Sal vnder den Fürsten vnnd herren, vss welchen einer on enpfelh der Eltesten vnnd wisen Her Boldrian Toubecker von Wietenheym vffstuond». Dieser sammt Herrn Wolffgang von Bärenhüle ist denn eingeführt, um in möglichst plumper und einfältiger Weise den von der Wahrheit Namens des Volkes erhobenen Forderungen gegenüber den Standpunkt des Adels zu vertreten.

Was nun zunächst die Türkengefahr betrifft, so habe man, sagt die Wahrheit, mit diesem Nothruf die Leute so lange genarrt und unter dem Titel der Türkensteuer so lange ausgesogen, dass man jetzt dastehe wie der Schäfer in der Fabel, der immer rief: «Der Wolf ist da, der Wolf ist da!» bis ihm zuletzt, als der Wolf wirklich kam, Niemand mehr glauben und helfen wollte. So sind jetzt auch die Türken wirklich gekommen und schon haben sie die besten Städte im Ungerland genommen. (J 8)

Die Hauptsache aber ist die Verhandlung über die Gefahr abseiten der Bauerschaft, wo nun Wahrheit und Gerechtigkeit den Fürsten eine gewaltige Strafrede halten über ihren Druck und ihre Tyrannei, die den armen Mann gänzlich aufreibe:

> Ab üch klagt sich der ware Gloub
> wie ir unsinnig, toll vnnd. toub
> Wietend mit dem gmeinen man (J 6)

Ja diese Wütheriche sind rechte
Pharaones
Sauli, Achan und Nerones. (B 6)

Namentlich aber wird gezüchtiget ihre Geilheit, und ausgemalt, wie ehrbare Töchter und Eheweiber vor ihren Lüsten nicht mehr sicher seien. Das giebt dann dem Verfasser die erwünschte Gelegenheit, alle Ehebruchsgeschichten aus der Bibel und dem heidnischen Alterthum mit behaglicher Genauigkeit aufzuzählen; und man muss anerkennen, dass Eckstein in diesem Kapitel sehr vollständig ist; selbst die von Sabellicus erzählte Geschichte von Sisulphus, Romilda und Cancan ist ihm nicht entgangen. (L, iiij)

Der Fürstenredner beruft sich zur Rechtfertigung der fürstlichen Willkühr auf das Jüdische Königsrecht im Alten Testament. Nach diesem dürfen, ja sollen die Fürsten die Bauern erstechen und auf alle Weise umbringen, wenn diese nicht thun, was der Herren Wille ist. — Nein, entgegnet die Wahrheit, das Schwert haben diese allerdings von Gott, aber sie dürfen es auch nur in seinem Namen zur Handhabung der Gerechtigkeit gebrauchen. Die eigentliche Gott wohlgefällige Verfassung wäre die Republik unter Führern wie Moses und Samuel oder den Römischen Konsuln. Die Fürsten sind den Völkern zur Strafe gesetzt, weil sie solcher Führer mildem Joch sich nicht bequemen wollten. (M v)

Die Bauern sind allerdings ganz einverstanden, dass die Fürsten ihnen zur Strafe gesetzt seien, nur halten sie das nicht für einen Akt der göttlichen Gerechtigkeit, sondern menschlicher Ungerechtigkeit.

Noch interessanter ist die Berufung des Fürstenredners auf « vil Doctoren durch Tütsche land »:

Vrsach das wir pluot vergiessend
thaetind dgmeind was wir hiessend
Villicht vergussend wir nit pluot
wyl die Purschafft dann nit thuot
Vnnd sich nit nach den worten halt

so hoffen ich wir habind gwalt
Das wirs thoetind vnd erstaechind
wie wir moegind vns an jn̄ raechind
Dann wir habind desse gstand
von vil Doctorn durch Tütsche land
Eyner schrybt, er meyne doch
es sige laer das Hellisch loch
Tüfel sygind in Puren gschloffen
Es schade nüt werdeuds troffen
Welche zyech an dise Puren
erschlagen werd von den luren
Der werd ein Martrer gwyss vor Gott
man soelle ein vffruerige rott
Dem̄en wie man moeg vff Erd
damit das gmeiner frid werd
Wir welltend lieber ruewig sin (M iiij)

Diese Ausführungen sind aus Luther's berüchtigter Schrift: Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern 1525 [1]) gezogen, und darin liegt denn die Bestimmung des Datums für Eckstein's «Klage des Glaubens». Zum Jahre 1525 passt denn auch die ganze übrige Situation. Wenn es im Eingang heisst:

Bischöff, Aept dazuo Prälaten
helffend Glöbig brennen, braten, (A ij)

so erinnert man sich, dass schon 1523 in den Niederlanden die Brüder Johannes und Heinrich als die ersten Märtyrer des neuen Glaubens auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden waren. Die blutige Verfolgung der (Neu)«Gläubigen» lag in der Luft.

Am Schluss nennt sich der Verfasser

Uotz Eckstein.

---

[1]) Luther's sämmtliche Werke von Irmischer, 24 (oder der reformationshistorischen und polemischen deutschen Schriften, 1.) Band, p. 287 ff.

III.

Das Concilium.

Völlig verändert ist die Situation in dem folgenden Stücke von 1525, dem «Concilium», dessen Veranlassung in den Vorbereitungen auf die Badener Disputation lag. Es ist von Interesse, diese Vorgeschichte des Religionsgespräches an Hand der Akten, namentlich der eidgenössischen «Abschiede» und Strickler's «Aktensammlung zur Schweizerischen Reformationsgeschichte» zu verfolgen, welche Werke Mörikofer noch nicht vorlagen, als er den betreffenden Abschnitt seines «Zwingli» (Bd. II, p. 19—33) ausarbeitete [1]).

---

[1]) Von Mörikofer's Darstellung weichen wir, abgesehen von Unerheblicherem, hauptsächlich in folgendem Punkte ab. Die seltsame Zögerung, die mit Ende 1524 plötzlich in das bisher so eifrig betriebene Disputationsgeschäft kommt, erklärt er so (II, p. 22): «Zwingli selbst berichtet, dass er sich vor Rath erboten, sich Eck zu Schaffhausen oder St. Gallen zu stellen. Aber der Rath habe ihm geantwortet, die Bünde gestatten nicht, dass man mich anderswo suche als wo ich sitze; auch würde es zum Nachtheil ihrer Stadt dienen, weil sie wohl wüssten, dass kein anderer Ort einen ihrer Bürger oder Ansässen anderswohin vor Gericht laden liesse. Auf solches hin hatte der Bischof von Konstanz sich darein gelegt und der Tagsatzung zu Luzern gerathen, man solle mit der Disputation zwischen Eck und Zwingli zuwarten. Offenbar geschah diese Mahnung des Bischofs mit Vorwissen und auf Geheiss von Rom. Denn im Laufe des Jahres 1525 setzte sich der päbstliche Hof mit Zürich selbst in unmittelbare lebhafte Verhandlung in der Hoffnung, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege am besten zum Ziele zu kommen» etc. Der erste und einzige Brief des Papstes an Zürich aus dem Jahre 1525 ist datirt vom 11. Dezember (die XI Decembris, Abdruck bei Egli, Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation Nr. 882; in Uebersetzung bei Mörikofer II, p. 12, mit dem irrthümlichen Datum 12. Dezember), kann also auf den Anfang jenes Jahres keinen Einfluss gehabt haben. Dagegen fällt das Vorgehen des Bischofs von Konstanz in dem angegebenen Sinne in den Januar 1525, dasselbe kann aber kaum von grossem Einfluss gewesen sein. Die Zögerung liegt vielmehr in dem von Mörikofer (und allen frühern) übersehenen Reformprojekt der Katholiken und in den Schwierigkeiten, die Zürich 1525 im Innern erwuchsen.

Laut dem Berichte Bullinger's [1]), der sich in der Darstellung dieses Handels sehr genau informirt erzeigt, entstund der Gedanke an eine allgemeine Disputation zur Widerlegung Zwingli's

---

Die Stelle, wo Zwingli in dem von Mörikofer angeführten Sinne berichtet, konnten wir nicht entdecken; und wenn wir sehen, dass er noch im Januar 1526 sich anerbietet, in Zürich, Bern, St. Gallen oder Basel, Constanz, Schaffhausen zu disputiren (Zwingli's Werke II, 2, p. 423), ja dass er noch im Mai jenes Jahres an den Orten Zürich, Bern oder St. Gallen festhält (das. p. 464), so müssen wir schliessen, dass der Zürcherische Rath das Jahr vorher eine Erklärung, die ihm dies untersagte, nicht kann abgegeben haben.

Von untergeordneter Bedeutung sind einige Abweichungen in den Daten:

p. 24. «Schon den 15. Januar (1526) war der Konstanzische Generalvikar Faber mit einer Oestreichischen Gesandtschaft in Luzern, um bei der dort versammelten Tagsatzung auf Abhaltung einer Disputation zu dringen». Laut den eidg. Abschieden (IV, 1, p. 828) fand der Tag zu Luzern am 18. Januar u. ff. statt. Die Akten erwähnen ein solches Auftreten Faber's nicht.

p. 24. «Den 27. Hornung (1526) dringt der Bischof von Konstanz auf Abhaltung der Disputation in Baden». Auch unter diesem Datum haben die eidg. Abschiede (p. 855) kein solches Tagsatzungstraktandum. Vgl. dagegen p. 839 Faber's Anerbieten an die Tagsatzung vom 3. Februar u. ff. zu Baden, und p. 841 die schriftlichen Rathschläge des Bischofs von Konstanz, die damit im Zusammenhang stehen.

p. 25. «Als nun auf Luzern's eifriges Dringen sich die Stände mit Ausschluss Zürich's den 10. April (1526) am katholischen Vorort versammelten, verlangten Bern, Unterwalden, Zug, Basel und Solothurn einen Aufschub der Disputation». Die fragliche Tagsatzung zu Luzern ist vielmehr diejenige vom 20. März u. ff. (Abschiede IV, 1. p. 867, i, 3).

p. 25. «Und so wurde den 13. März (1526) die Abhaltung der Disputation zu Baden mit allen Stimmen ausser Zürich beschlossen». Der Beschluss ist vielmehr auf derselben Tagsatzung vom 20. März u. ff. gefasst worden (Abschiede IV, 1, p. 867, i, 1) und veranlasste eben die vorerwähnte Verwendung der Stände Bern, Unterwalden, Zug, Basel und Solothurn um Verschiebung der Sache, und die Bitte der übrigen Orte an dieselben, sich hierin von ihnen nicht zu söndern.

[1]) Reformationsgeschichte, herausgegeben von Hottinger und Vögeli I, (1838) p. 331.

am Hofe des Bischofs von Konstanz, als man die mächtige Wirkung der beiden Disputationen Zwingli's im Januar und im Oktober 1523 beobachtete. Besonders der Konstanzische Generalvikar Johann Faber, Herzog Ferdinand's von Oesterreich Rath, habe daran getrieben, und man habe nun namentlich an Dr. Eck zu Ingolstadt, der in ganz Deutschland grossen Ruhm als Disputator hatte, gar ernstlich geworben, dass er sich auch zu einer Disputation im Schweizerland, das Papstthum zu schirmen, gebrauchen lasse. Auch mit den Zwingli abholden eidgenössischen Ständen habe man darum gehandelt, sowie mit Herzog Ferdinand von Oesterreich, mit dem Schwäbischen Bund und andern hiezu Geschickten. Faber vermochte hier viel, so dass die Prälaten und Andere reiche Steuern an Silber und Gold gaben, mit deren Hülfe denn Egg gewonnen ward. Es ward ausgemacht, er solle sich zu diesem Handel den Eidgenossen antragen [1]).

Sicher ist, dass Dr. Eck, der, seitdem er 1519 Luther auf der Disputation zu Leipzig in die Enge getrieben hatte, als der grösste katholische Theologe und erste Disputator in Deutschland galt, sich den «Herren und Verwandten des alten Bundes der Eidgenossen» in einem vom 13. August 1524 datirten «Sendbrief» [2]) anerbot, den Irrlehrer Zwingli in öffentlicher Disputation seiner Ketzereien zu überführen. Dieses Schreiben ward der in Baden (vom 16. bis 21. August) versammelten Tagsatzung (und zwar nach Anshelm den 18. August) vorgelegt [3]), welche es Zürich offiziell mittheilte. Zwingli, in diesem Briefe

---

[1]) Mörikofer glaubt, diese Verhandlungen dürften bis nach Rom zurückreichen, von wo Dr. Eck 1521 nach Deutschland zurückgekehrt war.

[2]) Eidg. Abschiede IV, 1, p. 476. In Eck's Sammlung seiner an die Eidgenossen und an den Rath zu Zürich erlassenen Schreiben: «Ein sendbrieff an ein fromm Eidgnosschafft doctor Johann Ecken die Lutterey und Zwingli betreffend etc. Gedruckt zuo Lansshuot (o. D.) durch J. W. (Joh. Weissenburger)». Ebenso gedruckt von Zwingli mit seiner Antwort. Hienach bei Anshelm (Stierlin und Wyss VI, p. 241) und in Zwingli's Werken II, 2. Abth. p. 399.

[3]) Eidg. Abschiede IV, 1, p. 473 d; Anshelm VI, p. 241.

hart angegriffen, erliess rasch eine offene Antwort «Johannis Eggen missive und embieten» etc. datirt vom letzten August[1]), welche der wiederum (seit dem 3. September) in Baden zusammengetretenen Tagsatzung (nach Anshelm den 6. September) übermacht ward[2]). Zwingli nahm darin den hingeworfenen Handschuh auf, wollte aber nur in Zürich Rechenschaft stehen. Hierauf wiederholte Dr. Eck seine Aufforderung in einer neuen Missive an die eidgenössischen Orte, datirt vom 26. September, worin er Baden oder Luzern als die für eine Disputation geeigneten Plätze vorschlug[3]). Diese Zuschrift sammt einer gedruckten «Ablehnung» Eck's[4]) wurden der zu Frauenfeld (seit dem 13. Oktober) versammelten Tagsatzung überreicht[5]), welche die Abhaltung der Disputation beschloss und zwar, die Genehmigung der Regierungen vorbehalten, zu Baden. Gleichzeitig soll auch Zürich ersucht werden, den Zwingli zu solcher Disputation zu senden, weil sich Einer gefunden, der ihn eines Bessern belehren und beweisen werde, dass seine Lehre falsch sei; da er sich selber dazu anerboten, so erwarte man, dass er an dem festzusetzendem Tage sich einfinden werde. Dies ward den Boten von Zürich in ihren Abschied gegeben, obwohl sie bei diesem Rathschlag nicht mitgewirkt und also auch nicht dazu mitgestimmt haben. Der Rath von Zürich aber, um diesem

---

[1]) Alte gleichzeitige Drucke. Hienach Zwingli's Werke II, 2. p. 400 und abgekürzt Anshelm VI, p. 243. Es ist eine gewiss zutreffende Vermuthung Simler's, die auch Schuler und Schulthess, sowie Mörikofer (Zwingli p. 20) aufgenommen, das Lateinische undatirte Fragment eines Schmähbriefes Zwingli's an Eck, das sich unter Zwingli's Nachlass vorfand (Werke VII, p. 356), sei die im ersten Zorn niedergeschriebene, aber von Zwingli selbst verworfene Entgegnung auf Eck's Missive.

[2]) Eidg. Abschiede IV, 1, p. 488 s.; Anshelm VI, p. 246.

[3]) Abgedruckt in Eck's «Sendbrieff» und Abschiede IV, 1, p. 513.

[4]) «Ablainung doctor Johansen von Eck der Schantschrift die Ulrich Zwingli von Zürich in Antwurt weyss hat lassen ausgeen» etc. Ingolstadt, 18. September 1524. — Wiederabdruck in Eck's «Sendbrieff» und Abschiede IV, 1, p. 512.

[5]) Abschiede IV, 1, p. 505 l.

Schritte zuvorzukommen, erliess auf ein Gutachten Zwingli's hin [1]) unterm 6. November eine Einladung sammt Geleitsbrief an Eck, er möge nach Zürich kommen und hier frei mit Zwingli disputiren [2]). Zugleich ward der (seit dem 8. November) zu Baden versammelten Tagsatzung Mittheilung gemacht, Zwingli wolle nicht nach Baden gehen, und die gedruckte Antwort des letztern an Eck den Boten überreicht, die aber die Entgegennahme verweigerten, «weil wir seiner hälen, unwahrhaftigen Worte sonst voll genug sind. Wollte Gott, dass Jedermann seinen verführerischen Worten so wenig Glauben gäbe als wir, so stünde es bas in unserer Eidgenossenschaft» [3]). In der Druckschrift vom 15. Januar 1526 [4]) behauptet nun Zwingli, Eck habe auf die ihm durch einen geschworenen Stadtläufer zugestellte Einladung der Regierung sammt Geleitsbrief «nützid gehandlet», was Bullinger [5]) gewiss ganz gemäss dem Sinne Zwingli's dahin wiedergiebt, Eck habe den Zürchern nicht einmal geantwortet. Diese Zulage ist aber falsch. Schon Eck selbst veröffentlichte sein kurzes Antwortschreiben vom 17. November [6]): er habe von den Eidgenossen, an die er sich gewendet, noch keine Antwort, und könne, bis er eine solche erhalten, sich auf Nichts einlassen [7]).

Und in diesem Stadium blieb denn die Angelegenheit fast das ganze Jahr 1525 hindurch hängen. Der Bischof von Konstanz,

---

1) Gedruckt bei Joh. Hager mit dem Datum des Rathsbeschlusses: 6. Wintermonat 1524. Hienach Werke II, 2, p. 411 (vgl. p. 410).

2) Von Zwingli unterm 15. Januar 1526 veröffentlicht. Hienach gedruckt bei Bullinger I, p. 334 f. — Zwingli's Werke II, 2, p. 416.

3) Abschiede IV, 1, p. 524 e.

4) Zwingli's Werke II, 2, p. 416.

5) I. p. 336.

6) Im «Sendbrieff». — Das Schreiben liegt im Staatsarchiv Zürich, woher es Strickler, Aktensammlung zur Schweiz. Reformationsgeschichte I, Nr. 933, und Schuler und Schulthess in Zwingli's Werken II, 2, p. 414 abgedruckt haben. Vgl. auch Mörikofer, Zwingli II, p. 22.

7) Zugleich liess Eck unterm 18. November wider Zwingli's letzte Gegenschrift eine «Zuschrift an alle Christen» ausgehen. Wieder abgedruckt in seinem «Sendbrieff».

den die Tagsatzung von Baden im Dezember (12 u. ff.) 1524 ersucht hatte, Eck und andere Gelehrte zu der Disputation zu berufen [1]), rieth, man möge einen unparteiischen Ort für das Gespräch vorschlagen, wenn dasselbe einen Erfolg haben solle [2]). Aber auf demselben Tage, wo sie diese Antwort erhielten (Einsiedeln 10. Januar ff.), kamen die katholischen Orte nach gepflogener Unterredung zu der Einsicht, es sei überhaupt nicht gut, jetzt eine Disputation abzuhalten «aus allerlei Ursachen, welche die Herren in jedem Orte wohl ermessen können». Denn jetzt tauchte der Gedanke auf, die eidgenössischen Stände selbst sollten eine Reform der kirchlichen Missbräuche an Hand nehmen und hierüber Artikel aufstellen. Und man griff die Sache mit grossem Eifer an. Schon auf dem Tage zu Luzern, 27. Januar ff. 1525 wurde jenes merkwürdige Reformprojekt vorgelegt, das unter Umständen, fünf Jahre früher angenommen, die Kirchenspaltung hätte verhindern können [3]). Noch gab man sich der Hoffnung hin, durch dasselbe die Zürcher zum Einlenken zu bringen, und — besser als durch eine Disputation — den Konfessionsfrieden wieder herzustellen.

Zwingli freilich war fest entschlossen, sich von dem eingeschlagenen Wege der radikalen Reform durch keinerlei Einreden, Gegenmaassregeln oder Konzessionen ablenken zu lassen; und eine grosse Disputation über die gesammte Materie der Kirchenlehre und der kirchlichen Einrichtungen lag durchaus in seinem Sinne. Hingegen gestalteten sich die Dinge in Zürich bald so, dass es ihm nur erwünscht sein konnte, wenn das Jahr 1525 ohne die Aufregungen und Anstrengungen einer allgemeinen Disputation vorübergieng. Denn in diesem Jahre kamen die grossen kirchlichen und bürgerlichen Reformen in Zürich zum Abschluss; zugleich aber brach einerseits die Wiedertäuferei, anderseits die Bewegung auf der Landschaft aus, welche die Grundlagen der Republik erschütterten. Zwingli musste überall

---

[1]) Abschiede IV, 1, p. 541 u.

[2]) Abschiede IV, 1, p. 556 e.

[3]) Abschiede IV, 1, p. 570, 572—578.

persönlich eintreten, mit Disputationen, Predigten, Druckschriften den Sturm beschwichtigen, und die staatlich geleitete und bemessene Reform gegen die kirchlichen, politischen und sozialen Mehrforderungen schützen. Kaum können wir uns die aufreibende Thätigkeit des Mannes in dieser Zeit vorstellen. Zudem war Zürich in diesem Moment gehäufter innerer Schwierigkeiten nicht im Fall, die katholischen Miteidgenossen zu einem wochenlang dauernden Religionsgespräch zu sich einzuladen. Als aber die Regierung im Herbst diese Schwierigkeiten überwunden, die Bauern befriedigt und die Wiedertäufer von ihnen getrennt hatte, und als anderseits nun von katholischer Seite die Disputation wieder in Anregung gebracht wurde, war die Sachlage eine andere. Jenes Reformprojekt der eidgenössischen Stände war nicht angenommen worden. Dafür erliess Eck unterm 28. Oktober 1525 eine neue Schmähschrift gegen Zwingli und Ökolampad an die Adresse der « Städte und Länder des alten Bundes hoher Teutscher Nation der Eidgenossen », worin er neuerdings auf eine Disputation drang [1]) und welche der Tagsatzung zu Luzern vom 7. Dezember ff. vorgelegt wurde [2]). Zwingli antwortete rasch durch eine Druckschrift vom 15. Januar 1526, in der Zürich's Einladung an Eck publizirt wurde [3]). Dieses Flugblatt ward der Luzerner Tagsatzung vom 18. Januar ff. den 19. überreicht [4]), die sich wieder mit der Disputation beschäftigte [5]). Auf dem Tage zu Baden, 3. Februar ff. sodann, auf dem noch ziemliche Rathlosigkeit über die Form, die Deckung der Kosten und den Ort der Disputation herrschte — Basel verbat sich « ganz ernstlich » die Ehre, Sitz des Religionsgespräches zu sein — beschickte man auch die Zürcher Boten zur Ver-

---

1) Abschiede IV, 1, p. 811 f. — J. C. Füesslin, Beyträge zur Kirchen-Reformationsgeschichte des Schweizerlandes I, p. 161—188. — Salat, Reformationschronik im Archiv für Schweiz. Reformationsgeschichte I, p. 128 f.

2) Abschiede IV, 1, p. 810 k.

3) Zwingli's Werke II, 2, p. 416.

4) Abschiede IV, 1, p. 843, 3. Eck's Antwort.

5) Abschiede IV, 1, p. 828 f., 830 t.

nehmlassung. Diese antworteten ausweichend und berichteten «nach der Länge», eine Disputation sei eigentlich überflüssig, da der Papst vor einiger Zeit in einem Breve vorgeschlagen, einen Gelehrten nach Genf oder Lausanne zur Auseinandersetzung mit Zwingli zu schicken. Doch den Eidgenossen zu Gefallen wollen die Zürcher einwilligen, dass eine Disputation in ihrer Stadt abgehalten werde, wozu sie freies Geleit versprachen etc.[1]). Von jetzt an tritt auch die bischöfliche Kurie von Konstanz, die offenbar von Zürich's ablehnender Antwort an den Papst vom 10. Januar 1526[2]) unterrichtet war, in die Aktion ein. Der Generalvikar Faber richtete als Antwort auf Zwingli's Zuschrift an die Tagsatzung vom 15. Januar unterm 3. Februar eine Aufforderung an die Tagsatzung, die Disputation abzuhalten, wobei er sich selbst zur Mitwirkung anerbot[3]). Der Bischof selbst reichte ihr in derselben Sache ein eingehendes Memorial ein[4]). Und so ward denn auf der Tagsatzung zu Luzern vom 20. März ff. 1526 von der Mehrheit der Stände beschlossen, die Disputation den 16. Mai zu Baden vor sich gehen zu lassen, die Stände Bern, Unterwalden, Zug, Basel und Solothurn, welche Verschiebung der Sache wünschten, auf's Höchste zu bitten, dass sie sich von der Mehrheit nicht söndern. Die Bischöfe von Konstanz, Basel, Wallis und Lausanne sollen ersucht werden, persönlich zu erscheinen und ihre Anwälte und Gelehrte mitzubringen; der Bischof von Konstanz soll den Doctor Faber und den Doctor Eck — es ist offenbar gemeint in seinen Kosten — dahin berufen. Ferner wurde vorgeschlagen, an allen Orten Kreuzgänge und andere Gottesdienste anzuordnen, um den allmächtigen Gott um Gnade anzurufen, damit die Eidgenossen wieder zu Frieden und Ruhe gelangen. Endlich wird beschlossen, diesen Abschied den Zürchern zuzuschicken mit

---

1) Abschiede IV, 1, p. 838 h.

2) Egli: Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation Nr. 905. Deutsch bei Mörikofer II, p. 14 ff. Erwähnt bei Bullinger I, p. 327.

3) Abschiede IV, 1, p. 843, 3.

4) Abschiede IV, 1, p. 841, 2.

dem Wunsch und der dringlichen Bitte, Boten zu schicken und namentlich den Zwingli und dessen Anhänger, denen gutes, sicheres Geleit zugesagt sei, zum Besuche zu vermögen [1]). Dieser Beschluss ward in einem «Ussschryben» der XII Orte verbreitet[2]) und in demselben als Zweck der Disputation angegeben, «den Zwingli siner irrthumb und kätzerischer leer uss und mit heiliger göttlicher geschrift zuo bewysen» — — «damit der Zwingli und sines glichen in unserer Eidgnossenschaft ires verfürerischen Leerens geschweigt und ettlicher maass das gemein volck von den Irrthümern abgewändt und rürig gemacht werde und wir wider zu frid rüw und einigkeit des gloubens kummen mögend».

Als Zürich mit Zuschrift vom 23. März [3]) diese präjudizirliche Einladung erhielt, setzte der Rath unterm 31. März [4]) eine Kommission zur Antragstellung nieder, von welcher fünf oder sechs verschiedene Gutachten einliefen [5]). In einem derselben heisst es [6]), Zwingli erbiete sich mit Consens seiner Herren zur Disputation auf Zürich, Bern oder St. Gallen, damit es nicht scheine, als fliehe er das Licht. Zürich stimme dazu unter Vorbehalt genugsamen Geleits und Sicherheit für Zwingli und seine Mithaften. Und damit stimmt ein von Utinger's Hand geschriebenes, wohl gleichfalls von Zwingli inspirirtes Gutachten [7]), sowie Zwingli's eigener Antrag in dem von ihm dem Rathe ebenfalls eingereichten «Bedenken»: «Diss dunkend aber uns gemein plätz, die der würde, fryheit und macht sygind, dass man ein sölchen ernstlichen handel an denen fürnemen möcht: Zürich, Bern, St. Gallen, oder Basel, Costenz, Schafhusen» [8]). Auf dem Tage

---

1) Abschiede IV, 1, p. 867 i.
2) Abschiede IV, 1, p. 870. Bullinger I, p. 337.
3) Abschiede IV, 1. p. 870.
4) Egli Nr. 947.
5) Zwingli's Werke II, 2, p. 420—422.
6) Zwingli's Werke II, 2, p. 422.
7) Zwingli's Werke II, 2, p. 421. — Strickler's Aktensammlung I, Nr. 1413.
8) Zwingli's Werke II, 2, p. 422 f. — Mörikofer II, p. 26 f.

zu Einsiedeln, 20. April ff.[1]), gab Zürich in langer Rede ausweichenden Bescheid: man habe es jedesmal ausgestellt, wenn über dieses Geschäft verhandelt worden, so dass es auch jetzt nicht wisse, worüber man eigentlich disputiren wolle etc., worauf man einfach erwiderte, man werde gemäss dem Luzerner Tagsatzungsbeschluss die Disputation vor sich gehen lassen. Zwingli aber erliess unterm 21. April «Ein fründliche geschrift an gmein eidgnossen der XII orten und zuogwandten» (gedruckt bei Hager), in welchem er die in seinem Gutachten angegebenen Gründe weiter entwickelt, wesshalb er die Einladung zur Disputation nach Baden nicht annehmen könne; in Zürich, Bern oder St. Gallen werde er Rede stehen[2]). Aber auch Faber war nicht müssig geblieben. In einem gedruckten «Sandbrief Doctor Johann Fabri an Uolrich Zwinglin, maister zuo Zürich von wegen der künftigen disputation, so durch gmain aidgnossen der XII orten auf den 16. tag may nächstkünftig gen Baden im Aergöw fürgenommen und ausgeschriben ist», datirt vom 16. April, hielt er Zwingli nochmals alle seine Irrlehren vor, worauf dieser mit einer gleich heftig gehaltenen ausführlichen Antwort «Uiber den ungesandten sandbrief Johannes Fabers, Doctors, an Huldrychen Zwinglin geschriben, und hinderwärt usgespreit, und nit überschickt. Antwurt H. Zs.», datirt vom letzten April, replizirte, in der Faber's Schrift wieder abgedruckt und Satz für Satz glossirt wird[3]). Der Streit der Theologen war aber damit noch nicht zu Ende. Auf Zwingli's Replik gegen seinen «Sandbrief» antwortete Faber mit einer Duplik: «Ein freundliche geschrift Doctor Johann Fabri an Uolrich Zwingli, maister zuo Zürich, darin angezeigt wurdet, wie Zwingli unbillicher weis und on gnuogsam ursach uf angesetzte Disputation nit kummen will», ohne Angabe eines Druckortes oder Datums. Und um die Entgegnung nicht schuldig

---

[1]) Abschiede, p. 877 s.

[2]) Wieder abgedruckt Abschiede IV, 1, p. 899—902. — Zwingli's Werke II, 2, p. 424—429. Im Auszug bei Bullinger I, p. 338 ff.

[3]) Zwingli's Werke II, 2, p. 429—436; 436—453.

zu bleiben, erschien «Die ander geschrift Zwinglins an Doctor Johannsen Faber. Die giebt antwurt über die widergschrift der epistel, die Zwingli an die XII ort gmeiner eidgnossschaft am 21 tag aprellens ggèben hat im M.D.XXVI. jar», datirt vom 15. Mai [1]).

Unterdessen war in Einsiedeln den 2. Mai die Tagsatzung abermals zusammengetreten [2]), um die Anordnungen für die Badener Disputation zu treffen. Der Abschied dieser Tagsatzung selbst [3]) und mehr noch der Bericht der Zürcher Gesandten an den Rath [4]) zeigen, welchen Werth die IX Orte auf die Anwesenheit Zwingli's bei der Disputation setzten, und welche sorgfältige Anordnungen für die Sicherheit der Zürcher sie trafen. Bürgermeister Roist meldet unterm 2. Mai, wie die Orte mit vielen guten Worten an ihnen gewesen seien, Zürich möge doch den Zwingli schicken, und da sie aus dessen Schriften vermerkt, dass er fürchte, nicht sicher zu sein, so anerböten sie sich zum Ueberfluss, damit weder er noch jemand anders begwältiget werde, 20—30 Mann zu verordnen, «welich allein uff M. Ulrichen warten, ouch in vor unbild, gwalt, schmach und trotz schützen und schirmen söltind»; darum begehren sie, dass er dahin komme, damit erfunden werde, wer Recht oder Unrecht habe etc. Im Weitern hatte die Tagsatzung zu Einsiedeln beschlossen, die Boten der VIII Orte, denen Baden gehörte, sollen sich am 10. Mai daselbst versammeln, um die nöthigen Vorbereitungen auf die Disputation, die Absendung der Geleitsleute, die Bewachung der Stadtthore etc. zu treffen. Dies geschah auch [5]). Auf diesen Tag

---

[1]) Zwingli's Werke II, 2, p. 467—484.

[2]) Abschiede IV, 1, p. 880.

[3]) Abschiede IV, 1, p. 881 c.

[4]) Abschiede IV, 1, p. 886, 5. Vgl. Zwingli's Werke II, 2, p. 453.

[5]) Abschiede IV, 1, p. 890. Der Abschied trägt das Datum Montag nach der Auffahrt, d. h. 14. Mai. Indessen scheint die Tagsatzung doch schon am 10. Mai zusammengetreten zu sein, denn unterm 12. Mai schreiben die Boten der VII Orte «ietz uf disem tag in nachgeschribner sach mit vollem gewalt unser herren und obern zuo Baden in Ergöw versamlet», Abschiede IV, 1, p. 894.

wurde dann den Zürcher Boten Rudolf Dumysen und Johannes Bleuler vom Rathe neuerdings die Instruktion gegeben, Zürich's Theilnahme an dem Religionsgespräch zu verweigern, indem neben der mangelnden Sicherheit für Zwingli nun auch «gefährliche Anschläge und Praktiken», so mit Erzherzog Ferdinando und andern Regenten des Bundes zu Schwaben zur Unterdrückung des Evangeliums gemacht worden seien, angeführt werden (9. Mai)[1]. Und gleichzeitig entschuldigte sich Zwingli in einem neuen Schreiben an die Eidgenossen vom 10. Mai mit den bekannten Gründen über seinen Entschluss, nicht zur Disputation zu kommen[2]. Allein den 12. Mai fertigten die Boten der VII Orte den Entwurf eines Geleitsbriefes für Zwingli aus, worin diesem in den unzweideutigsten Ausdrücken («auf das höchst und das allersicherist») Sicherheit gewährt wurde. Er war unterzeichnet von den zwei bekannten Hauptgegnern Zwingli's, dem Ritter Kaspar von Mülinen von Bern und dem alt Landammann Gilg Richmuot von Schwyz, die sich auch, falls das Geleit angenommen werde, erboten, dasselbe persönlich zu besiegeln. Und ein Begleitschreiben vom 13. Mai verspricht noch ausdrücklich, wenn Zürich in dem Geleitsbrief einen Mangel finden sollte, denselben zu verbessern[3]. — In Zürich freilich war man entschlossen, unter keiner Bedingung auf die Sache einzugehen. Die Verurtheilung und Verbrennung des Johannes Hügli von Lindau durch Faber und andere Konstanzische Kurialen, die eben in diesen Tagen, nämlich am 10. Mai auf offenem Markte zu Meersburg stattfand[4], war doch ein gar zu bedenkliches Vorspiel für das, was man in Baden zu erwarten hatte. Die Instruktion an die Boten zu Baden vom 17. Mai lautete daher bestimmt abweisend: man habe Eck zur Disputation nach Zürich eingeladen und ihm

---

[1]) Vollständiger Abdruck bei Bullinger I, 342 ff. Rekapitulation Abschiede IV, 1, p. 893 f. und Zwingli's Werke II, 2, p. 453 f. Vgl. daselbst p. 422.

[2]) Abschiede IV, 1, p. 902—905. — Zwingli's Werke II, 2, p. 455—459.

[3]) Abschiede IV, 1, p. 894 f. — Zwingli's Werke II, 2, p. 460 ff. — Bullinger I, p. 344 ff. seltsamer Weise mit Weglassung des Schlusses.

[4]) Bullinger I, p. 340 ff.

sicheres Geleit versprochen, es sei aber Niemand gekommen. «So sind wir nach Inhalt des Alten und Neuen Testamentes im Namen des Allmächtigen fürgefahren und werden mit der Hülfe Gottes bei seinem göttlichen Worte bleiben»[1]). Zwingli aber weist auch jetzt noch in einem neuen Sendschreiben vom 16. Mai das ihm gebotene Geleit als für seine Sicherheit ungenügend zurück, da er überhaupt an keinen Ort hingehen wolle, wo die V Orte die Gewalt haben, und kommt wieder auf seinen alten Vorschlag einer Disputation in Zürich, Bern oder St. Gallen zurück[2]). Darauf antworteten die XII Orte den Zürchern unterm 18. Mai: Von dem Abschlag Zwingli's und anderer Prädikanten etwas befremdet, habe man die Zürcher Boten doch ersucht, rathschlagen zu helfen, wie die Disputation vollzogen werden könne; sie haben das aber nicht thun wollen und erklärt, sie hätten hiefür keinen Befehl. Da nun viele gelehrte Leute von beiden Parteien im Vertrauen auf das gegebene Geleit hieher gekommen, so werde nun die Disputation, ob Zwingli erscheine oder nicht, vor sich gehen[3]), Hierauf ritten die zwei Zürcher Boten aus Geheiss ihrer Herren nach Hause[4]); die Disputation aber nahm den 21. Mai ihren Anfang[5]).

Man kann sich denken, wie diese Disputation, um die so viel gestritten wurde, ehe sie zu Stande kam, die Phantasie der Theologen und des Publikums in beiden Lagern beschäftigte. In der Zeit nun der noch schwebenden Verhandlungen griff auch Eckstein in seiner Weise den Gedanken auf, indem er von sich aus eine Disputation verfasste, die gleichsam dem Badener Religionsgespräch als Programm und Prognostikon dienen sollte,

1) Abschiede IV, 1, p. 896, 6. — Zwingli's Werke II, 2, p. 466. Vgl. Bullinger I, p. 347.

2) Abschiede IV, 1, p. 896—899. — Zwingli's Werke II, 2, p. 462—466.

3) Abschiede IV, 1, p. 905.

4) Bullinger I, p. 347.

5) Abschiede IV, 1, p. 921—937.

nämlich sein « Concilium », welches wir in folgender alter Ausgabe kennen:

Concilium.

HIe in dem buoch wirt
disputiert
Das puren lang zyt hat verfürt,
Heylgen Fürbitt, Ouch des Bapsts Gwallt,
Vom Fägfhür, Ouch was d'Mäss innhalt.
Dessglychen von dem Sacrament,
Von Zinss, Zähenden, Güllt vnd Rennt.
Von Bycht, was die vor Gott nützt,
Darumb hie Pur gegen Doctor sitzt.

Doctor Eck.		Thomma Klotz.
Doctor Faber.		Knüchel Fritz.
Doctor Murner.		Clevy Fenchmul.
D. Fritz Lindou.	Au	Joss Hechelzan.
Doctor Laurentz.		Hans Ofenruoss.
Doctor Gryff.		Clauss Räbstock.
Doc. Stroubutz.		Pur Eggennutz.

Läser nit lass du kouffist mich,
Vil stercker sprüchen yetz bring ich
Die entscheydend das Sacrament
Das Christi lyb nit ins brot wärd gsendt
Wiltu hören aller Welt klag,
So liss in der Puren Rychsstag.

(10 Bogen in 8°)

Das kann aber nicht die Originalausgabe sein, sondern nur ein bald nach jener veranstalteter Neudruck. Denn wie wir sehen werden, fällt nicht nur die Abfassung, sondern auch die Publikation des « Conciliums » noch in's Jahr 1525, der « Rychstag » aber in's Jahr 1526. Die uns vorliegende Ausgabe des « Concilium » aber macht schon auf dem Titelblatt Reclame für

den «Rychstag»; also wurden beide Schriften doch wohl gleichzeitig verkauft. Dazu kommt aber noch der positive Beweis, dass Murner in seiner der Tagsatzung eingereichten Beschwerdeschrift über das «Concilium» dieses eine anonyme Schmähschrift ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes nennt. Unsere Ausgabe aber hat am Schluss den Namen des Verfassers: **Utz Eckstein.**

Unter den sieben Doctoren, welche in diesem Concilium die katholische Lehre verfechten, nehmen Eck und Faber als diejenigen, auf deren Betreiben die Disputation zu Stande kam, die beiden ersten Plätze ein.

Der dritte ist Thomas Murner, der bekannte Franziskaner von Strassburg, der h. Schrift und beider Rechte Doctor, welcher in der heftigsten Weise Luther's Schriften und seine Person angegriffen hatte und recht eigentlich der Pamphletist der katholischen Partei war. In die Schweizerische Reformationsbewegung hatte er indessen bisher noch in keiner Weise eingegriffen. Im Gegentheil provocirte ihn erst Eckstein's «Conzilium» dazu.

Der vierte, Dr. Fritz Lindou, ist der Pfarrer von Bremgarten, der renommirt hatte, er wolle Zwingli und Andere zu Zürich mit drei Worten geschweigen. Auf diese Rede hin luden ihn die Zürcher express zur zweiten Disputation, die im Oktober 1523 statt hatte, ein, und der Präsident, Dr. Schappeler, forderte ihn an derselben zum Sprechen auf. Lindower war aber nicht da. Ein boshafter Bürger in den hintern Reihen rief, er sitze bei Hause und esse Zipparten (kleine Pflaumen). Andere wollten wissen, er sei schon unterwegs gewesen, dann aber, weil er sich scheute «siner hochpöchigen Berümung Statt und Nachkommung zu thun», habe er einen Krankheitsanfall vorgegeben und sei wieder umgekehrt [1]. Dagegen kam bald darauf

[1]) Acta oder geschicht wie es uf dem gespräch der tagen 26. 27. und 28 wynmonats in der christenlichen statt Zürich vor eim eersamen gesessenen grossen und kleinen rat ouch in bysyn meer dann 500 priesteren

nach Zürich das Gerücht, wie Lindower auf der Kanzel Zwingli' und andere Prediger Ketzer gescholten habe. Darauf forderte der Rath in Zürich ihn auf, nach Zürich zu kommen und mit Zwingli ein Gespräch zu halten. Lindower aber bezeugte vor dem Rath zu Bremgarten, dass er solche Reden nie geführt, weder auf der Kanzel noch sonst. Die Einladung lehnte er ab, da er dort keine unparteiischen Richter finden würde. Sollte die Sache aber, wie man Hoffnung habe, in Kurzem anderswo verhandelt werden, so wolle er mit Erlaubniss des Bischofs und seiner Herren, der Eidgenossen, sich einfinden [1]). Und als Zwingli vernahm, Lindower habe im August 1524 in der Kirche zu Baden über Christi Verdienst heterodoxe Sätze ausgesprochen, richtete er an denselben einen offenen, vom 20. Oktober 1524 datirten Sendbrief, worin er dessen Irrthümer widerlegt [2]). Im Text des «Conciliums» wird er genannt Doctor Fritz von Gewyler, oder Fridli Landfarer, und es wird von ihm gesagt:

Du bist gsin im prediger Orden
wie bist der Kutten abworden?
Du hasts mit dir gen Rom tragen
mir kundt din Prior nit sagen
war du doch hinkommen wärist

— — —

Vnd wärist z Sursee Doctor worden
ein rote kapp wär yetz din Orden. (E ij)

Der fünfte ist Doctor Laurentz oder Lentz, den der Herold einführt mit den Worten:

---

und vil anderer biderber lüten ergangen ist anbetreffend die götzen und die mess anno M. D. XXIII. — Wiederabdruck: Zwingli's Werke I, p. 459 bis 540. Die Stelle über Lindower p. 522.

[1]) Kirchhofer, Fortsetzung von Wirzens Kirchengeschichte II (V), p. 255, nach einem Brief des Rathes von Bremgarten an denjenigen von Zürich, Samstag vor Martini 1523.

[2]) Usteri, litterarisch-historischer Anhang zu Hessens Lebensbeschreibung Zwingli's, p. 470. — Zwingli's Werke VII, p. 361—367.

Gnediger Doctor herr Laurentz
bist von Chur oder von Valentz

— — —

Ich hab dich für ein Doctor ghan
villicht bin ich nit recht dran

worauf der Weibel antwortet:

Er sye von Chur oder von Valentz
ich wän er sye Doctor Laurentz
Vnd sye von Fäldkirch vss der statt
zuo Baden yetz ein pfruond hatt
Ist ouch vor zyten Zürich gsin
jm gieng da nit vil opffers yn
Drumb zoch er uff ein bessre pfruond

— — —

ist Doctor gmacht vom Legaten

— — —

Gadt gern wol bkleydt in wadt und syden

— — —

hat ouch etwan mit dirnen quies
Ist ouch am ersten Lutrisch gsyn
biss das jm nüt mee gon wolt yn
Vnd man nüt hat uff syner kunst
do vergieng jm der Lutrisch dunst
Vnd nam das trüb wider zhanden
ist lang vff Hohen kräyen gstanden
Dohar kumpt jm sin Doctorat etc. (F)

Es ist dies offenbar «Doctor Laurenz Mer(us) pfarrer zuo Baden im Ergöw», welcher auf der Disputation zu Baden Eck's Schlussreden unterschrieb [1]), und mit dem Propst von Zurzach einen Vertrag betreffend Resignation der Propstei vereinbart

[1]) Wie F. J. Schiffmann im Geschichtsfreund XXVII, p. 233, Anm. 27, in der Abhandlung «Ueber Dr. Thomas Murner's Flucht nach Luzern» etc. (s. unten) richtig nachgewiesen. Siehe Abschiede IV, 1, p. 932.

hatte, für dessen Ratifikation durch den Papst er 1526 die Fürsprache der Eidgenossen wünschte [1]) und auch erhielt [2]).

Der sechste ist Doctor Gryff, in der Eingangsrede des Heroldes genannt:

Doctor Gryff von Strassburg
ist yetz am Wallensee Bischof z Murg. (B)

Allein nach Hrn. Dr. von Liebenau's Nachforschungen [3]) ist ein Bepfründeter dieses Namens am Wallensee nicht nachweisbar, und derselbe erinnert daran, dass Dr. Gryff ein in den satyrischen Schriften jener Zeit, z. B. bei Murner und Sebastian Brant, häufig vorkommender typischer Name zur Bezeichnung gewisser Laster ist [4]).

Endlich Doctor Stroubutz scheint erfunden, um auf seinen Gegner, den Pur Eigennutz, einen Reim zu geben und die Siebenzahl voll zu machen.

Von diesen sieben «Doctoren» repräsentirt also Eck den Gelehrtenstand, Faber den vornehmen Klerus, Murner die polternden Bettelmönche, während Lindower und Laurenz wohl die Pfarrer in Landstädtchen, Gryff und Stroubutz aber vielleicht die einfachen Landpfarrer vorstellen sollen.

Der Gang des «Conciliums» nun ist folgender:

In der «Vorred» schon bricht Eckstein's Hohn gegen die Pfaffen und ihren Volksbetrug los. Der gutmüthige, gläubige Bauer spricht:

Ich bin zun heilgen grennt
hab jnen öl vnd ancken brennt

---

1) Abschiede IV, 1, p. 994 u. 1011.

2) Abschiede IV, I, p. 1055.

3) In einer Biographie Dr. Murner's, deren Manuskript Hr. Dr. von Liebenau die Güte hatte, uns zur Benutzung zu überlassen. Daselbst werden die Beziehungen Murner's zu Eckstein's Schriften eingehend beleuchtet.

4) Hr. Zarncke, Brant's Narrenschiff, Leipzig 1854, p. 421.

Jung hanen bracht, ouch gelt vnd wachs
eyer, kernen, werch, vnd flachs. (A v)

Ihm wird aber die Aufklärung zu Theil:

Hastu jung hanen zuotragen
Die frass der pfaff in sin kragen
Darzuo halff jm sin Källerin
und warend beyde vollen wyn
Also der pfaff frass die hanen
liess dich in eim habermuoss zanen

Denn: all götzen sind vssghült wie ein schwyntrog.

Und: Wenn mir der halss gschwollen was
so kam der pfaff und lert mich das
Bring Sant Bläsi ein silbre gaab
der hilfft dir der gschwulst ab
Vnd henck ein kertzen an den hals
die gschwulst vergadt dir einsmals
So kam ich denn mit gelt gloffen
das hat der pfaff alles versoffen
Oder verspilt in dem Brätt
was man zuohin tragen hätt
Wolt man in dem wirtzhuss karten
hett man dörffen des pfaffen warten
Der gab vns denn haller vmb batzen
die muosstend wir sur erkratzen. (A 6)

Dann tritt der Herold auf:

Nun hörend zuo einr nüwen Gschicht
ist es nun wie man mich hat bricht
So ist vorhanden Doctor Eck
das er die nüwen leer ersteck
hat bracht von Rhom har allen gwalt
das er hie ein Concili halt
Ist im vergündt nun überal
von der gantzen gmeind im Waental
Er kumpt gen Zürich in dstatt nit gern

er zug vil lieber gen Lucern
Oder gen Baden disputieren
da meint er wett es (er's?) nit verlieren
Des will jm Zuinglin nit geston
meint vast er söll gen Zürich kon
Hab er denn gleert das Kätzrisch sy
das söl er inn (m) da bzügen fry
Vor aller welt die jnn hab ghört
dat thuot Eck nit, drum blypts erweert
Wenn Eck gen Zürich in dstatt nit gadt
Zuinglin man nit gen Baden ladt
Darumb wirt hie nun bsetzt ein gricht
der zwytracht nach dem gotzwort gschlicht. (A 8)

Dann führt der Herold die sieben Doctoren auf, welche die katholische Lehre vertheidigen sollen.

Bei der Disputation selbst nun besteht der, freilich auf die Länge sehr monotone, Witz darin, dass ab Seiten der Katholischen lauter theologische Doctoren auftreten, von den Reformirten aber bloss einfältige Bauern, die denn jene Hochgelehrten nicht nur mit derber Logik, sondern auch mit biblischen Citaten und Stellen aus den Kirchenvätern, ja selbst mit Hebräischen Etymologien sofort zum Schweigen bringen. Ja den Doctoren wird überhaupt kaum das Wort gegönnt.

Zuerst tritt Eck für des Papstes Gewalt und göttliches Recht auf gegen Thoman Klotz, dem sich in der Folge noch Amman Kruog und Paule Kachelmuoss zugesellen.

Dann verficht Faber (Hans Schmid) gegen Knüchel Fritz die Heiligenverehrung. Faber's wenig glückliche Haltung auf der ersten Zürcher Disputation wird ihm hier nach den «Akten» jenes Religionsgespräches[1]) und nach dem im An-

[1]) Handlung der versamlung in der löblichen Statt Zürich vff den XXIX tag Jenners, vonn wegen des heyligen Euangelij zwischen der ersamen treffenlichen bottschafft von Costentz, Huldrychen Zwinglij predigers des Euangelij Christi vnd gemeiner priesterschafft des gantzen gebiets der

schluss daran von einigen jungen Zürchern publizirten «Gyrenrupfen» mit wenig Witz aber viel Bosheit vorgehalten. Und da auch im «Gyrenrupfen» gerade sieben Lajen den geistlichen Vogel zerzausen, so scheint jenes, übrigens salzlose, Pamphlet Eckstein die Form zu dem seinigen gegeben zu haben. Namentlich aber begegnen sich die beiden Schriften in dem verachtungsvollen Hass gegen Faber, welche Gesinnung man als eine speziell in den Zwinglischen Kreisen herrschende kennt.

Auf Faber folgt Doctor Murner, der hier immer Murnar oder Murrenthommen (Thoman Murnaw) heisst[1]), und gegen Ammann Krug und Kleywe Fenchmul die Messe vertheidiget. Nach der Meinung der Bauern ist die Messe, d. h. das Messopfer, das Altarsakrament, der Köder, mit dem die Pfaffen die Welt betrügen, den Bauern ihr Geld aus der Tasche locken, indem sie ihnen Ablass ihrer Sünden vorspiegeln, da doch Christi Opfertod volle Genugthuung für unsere Sünden gegeben:

Ein Pur verstuende hindrem pfluog
das Christus hette glitten gnuog
Ist einest gstorben, stirbt nit mer
der tüfel sich an die pfaffen ker
Sy hand dMessz für ein opffer ghan
darzuo yngnon von yederman
Vnd nüt ussgeben, das heysst gmessen
ouch armer witwen hüser gfressen
Die hands verschluckt durch lange baett
der Tüfel inen gholffen hett
Sy habend vns puren übermaessen
das wir sind vff hoefen gsessen
Habend gbuwen korn, darzuo wyn

---

egenanten Statt Zürich vor gesessnem radt beschehen im 1523 Jar. — Wieder abgedruckt in Zwingli's Werken I, 105—168.

[1]) Die Verhöhnung Murner's durch Verdrehung seines Namens ist nicht einmal neu. Schon der 1520 geschriebene «Karsthans», der Eckstein vorlag (s. pag. 131), führt Murnar als den «Murmar» «Wurmar» (Miau) schreienden Kater ein.

das hat halb muessen iren sin
Dritteyl, Zaehend, vnd das Vierteyl
wir buwtend, vnd sy hattends feyl
Dz bracht alles dMaess, weysst mencklich wol
sy massend inen selbs dkeller vol
Darby so mochtends Herren sin
und warten hüpscher fröwlin
Wenn nun ein Pur an [den letzten] zügen lag
so kamends mit dem jüngsten tag
Wie Gott ein strenger Richter waer
und giengend vss keim huss nit laer
Ein schilling galt das Sacrament
sy sprachend: Setz ein Testament
kumpt dir vnd dinen nachkummen dstatt
setzt Jarzyt vff din huss und matt
Also ward huss und hof verpfendt.
dMaess hat nüt bracht denn Güllt vnnd Rendt
Das niemermee wirt abgeloesst
bis Gott die gantzen welt abtoesst
Das hat das Maess han alles bracht
sy hand all bschiss und list erdacht
Biss sy puren habend btrogen
huss, aecker, matten an sich zogen
der erdbod in der Christenheyt
den groesseren nutz den pfaffen treyt (D 8)

Gegenüber der ausschliesslichen Berufung der Reformatoren auf das «Gotteswort» wird Murner der — im Sinne des XVI. Jahrhunderts äusserst frivole — Ausspruch in den Mund gelegt:

Man möcht doch wol on all Gots wort
recht läben an eim yeden ort (D iiij)

Das Evangelium enthalte doch nicht für alle Lebensverhältnisse die nöthigen Anweisungen, z. B.:

Wo findst im Euangeli grad
ein mörder ghöre uff das rad? (D iij)

Ferner soll Murners volksthümliche Predigtart verhöhnt werden durch abgeschmackte Anekdoten, die von Mönchen von Kanzeln vorgetragen worden sein sollen, wie folgende:

Es sye ein mal ein pur gsin
der zug mit fladen zkilchen hin
Vnd als er gieng durch ein wald
ein holen boum fand er bald
Daryn zog er mit der (sic) [mit den] fladen
vnd frass sy all, das bracht im schaden
Als er hatt gfüllt den buch vol
da mocht er nit mee vss dem hol
Vnd wie sin hussfrouw naher kam
dieselb ein ax in dhend nam
Vnd sprach: Nun wart biss ich dich loess
hüw im in buch, do empfiel ims kroess
Das hab ich von eim Doctor ghoert
hats zFriburg im Bryssgouw glert
Ich schwuer ein Eyd du wärists gsyn (E)

Damit soll wohl eine Stelle im «Karsthans» noch übertrumpft werden. Dort nämlich [1]) rühmt sich Murner, er habe zu Freiburg im Prisgau eine ganze Fasten lang täglich geprediget über das Sprüchwort: «Hast nit mein gens gesehen?» Auf dieser Höhe also bewegt sich auch Eckstein's Polemik gegen den gefürchteten und gehassten Gegner, der um jeden Preis unschädlich gemacht werden sollte. Diese Thorheit ist indessen noch harmlos gegen das, was Murner zum Schluss gesagt wird:

Als Christus in dem garten war
hindrem zun hielte die Schwaebisch schar
Vnd hettind dJuden Christum glon
so hettind jnn die Schwaben gnon
Ich hab es lange zyt in mir bhan
jch was dozmal ein houptman
Do Christus ward im garten gfangen

[1]) Böcking, Ulrich's von Hutten Schriften, IV. Band, p. 628.

du hattest ein seckel am hals hangen
mit der laternen zugest vor
jch sach dich vnderm gartenthor
Drumm hab für guot min Murren-Thomma
das ist vss diner predig gnommen (E)

Hierauf disputirt Doctor Fritz Lindou oder wie er hier heisst Fritz von Gewyler oder Fridli Landfarer mit Joss Hechelzan über das Fegefeuer.

Doctor Laurentz oder Lentz vertheidiget gegen Hans Ofenruoss die Beichte. Es wird aber auch hier von Amma Kruog die Gelegenheit vom Zaun gebrochen, über die Unersättlichkeit und Schwelgerei der Pfaffen loszuziehen. Sie stellen zahllose Verordnungen auf, um die Bauern, die sie nicht halten können, zu büssen und den ihnen ausgepressten «armen Schweiss» zu verprassen:

Einsmals vff S. Volrichstag
min hoeuw vff der matten lag
Es was lang raegenwaetter gsyn
vnd was do schon, ich truog es yn
Am abent do ich nun heim kam
der pfaff den banschatz von mir nam
Vnd fieng mir an darzuo troewen:
gelt pur ich well dich leeren hoewen
denk das du mir gebist den banschatz
oder ich schick dir ein Citatz
Ich stallt im für ein anckenballen
die was nit gross, wolt jm nit gfallen
Er sprach: Du muost wol bass dran
jch sagt: Ir soellend für guot han
Sprach: Min herr nun thuond das best
vff d'Fassnacht ich ein suw mest
Daruon wil ich üch würst geben
Der pfaff do sprach: Es ist mir eben
Zog vssz dem huss mit der ballen

vnd was schier ein beyn abgfallen
Also was er vollen wyn
den ganzen tag im wirtzhuss gsin
Darzuo verspilt was er hat
vnd dacht: Du ligst wol im kadt (F v)

Das Hauptinteresse der theologischen Exposition liegt nun aber offenbar für den Verfasser in dem langen Gespräch zwischen Doctor Gryff und Claus Räbstock über den Begriff und die Bedeutung des Abendmahls. Geschickt und ganz richtig führt Doctor Gryff hier gegen die Zwinglianer seine Uebereinstimmung mit den Lutheranern an, um die wörtliche Fassung des Spruches «Das ist mein Leib» zu erhärten, die er für die Transsubstantiations-Lehre nöthig hat.

Er spricht ye, Das ist, das ist
nun waer ich doch ein fraecher Christ
So ich (ist) für bedüten naem (G ij)

Darauf folgt eine weitläufige Aufführung abseiten des Bauern Claus Rebstock nicht allein von Stellen, wo «ist» im Sinn von «bedeuten» gebraucht wird, sondern überhaupt von sinnbildlichen Redensarten und Gleichnissen in der Bibel. So z. B. sage Christus ja auch:

Wee üch gleerten, er ouch sprach
do er jren gyt sach
der witwen hüser jr essend
so wir dwort wol ermessend
Ist es vnmüglich gsin
das sy essind ein zyegel zum mul yn
Dennocht sagt er, jr fressend hüser (G iij)

Auch bei uns übrigens brauche man ja «ist» für «bedeutet», so z. B.:

wenn yetz ein bott gegen vns ritt
Vnd waer in wyss und schwartz bkleyt
das ist Basel, man denn seyt
Wenn nun der rock dstatt Basel waer

so gieng mit ding der Bott nit laer
Oder kaem yetz ein Bott gangen
vnd hett an jm ein büchss hangen
Ein gantz rot faeld, ich frag: was bdüts?
sprichstu zuo mir, es ist Schwytz
Nun ists nit Schwytz, und hats doch gseyt
dann kein Bott Schwytz allein treyt
Nimm dir für noch ein exempel
kaemist yetz gen Vlm in tempel
Vnd fundist da vil Bilder ston
so sprichst: Das ist Sant Bastion
Sant Martin, vnd ouch sant Vicentz
sant Peter und sant Laurentz
Vnd wenn du lang zellst, so sind es bilder — —
(die sich nicht regen können)
Denn all Götzen die da stond
ins antlitz sy dflügen schyssen lond
Sy wüschend nit ab ein flügen draeck
nun sinn was krafft denn drinn staek (H v)

Und wie sollte auch Christus im Brod drinnen sein können?

Darumb min Gryff ich sag dir das
den Tüfel bschweert man in ein glass, (H iij)

nicht aber Gott, dessen Wohnung der ganze Himmel ist, in ein Stück Brod.

gang vnd trinck wasser vss eim kruog
Vnd gloub darby es sye wyn
rücht es dir denn ins houpt yn
Louffst denn vmb als sygist truncken
so ist recht gsin din guotduncken (H iij)

Auch die letzten Konsequenzen werden dem Leser nicht geschenkt: Wie sollte sich auch Gott in der Hostie dem Verdauungsprozess unterwerfen?

Den letzten Gang thut Dr. Stroubutz mit Pur Eigennutz über Zehnten, Güter, Zinsen und Steuern. Hier aber ändert sich plötzlich das Spiel; hier hat der Doctor, der diese Servituten vertheidigt, so sehr Recht, dass jetzt den Bauern, wie früher den Doctoren, kaum noch das Wort gegönnt wird. Dr. Stroubutz aber überführt jene des weitläufigsten, wie nöthig, ja christlich es sei, Zins und Zehnten zu zahlen, wie thöricht und sündlich, sie zu verweigern.

Diese Ausführungen sind veranlasst durch Vorgänge, die sich im Zürchergebiet im Jahre 1525 zutrugen. Die Zürcher Bauern hatten in Anlehnung an den Bauernaufstand in Deutschland auch ihrerseits im Frühjahr 1525 die Befreiung von den weltlichen Lasten gefordert, und namentlich hatten viele Gemeinden unter Berufung auf die Schrift und auf die Vorträge ihrer Prediger[1]) die Entrichtung des Zehntens verweigert. In der Herrschaft Grüningen kam es aus Anlass des Fluchtversuches des Abtes von Rüti den 23. April zu einer tumultuarischen Zusammenrottung, wobei das Kloster Rüti und das Johanniterhaus Bubikon besetzt, und an beiden Orten die Keller geleert wurden[2]). Die Forderungen und Beschwerden der Grüninger Herrschaftsleute aber wurden den 25. April in 27 Artikel zusammengestellt[3]), welchen bald ähnliche «Artikel» aus der Grafschaft Kyburg, den Herrschaften Eglisau, Andelfingen, Neuamt und Rümlang[4]), aus dem Freiamt[5]), aus der Herrschaft Greifensee[6]) und Regensberg[7]) folgten. Der Rath erliess auf Grundlage eingehender geist-

---

[1]) Bullinger I, 281, zwar mit Beziehung auf die Zeit nach dem Erlass des Rathsmandates vom 7. Juni 1525, aber gewiss schon von früheren Vorgängen zu verstehen.

[2]) Egli Nr. 696, 699. — Bullinger I, 266.

[3]) Egli Nr. 702. — Bullinger I, 267. — Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich II, 382.

[4]) Vom 2. Mai. Egli Nr. 703.

[5]) Vom 4. Mai? Egli Nr. 708.

[6]) Vom 7. Mai. Egli Nr. 710.

[7]) Ende Mai, Egli Nr. 729.

licher[1]) und weltlicher Gutachten[2]) zwei Mandate. Das eine[3]) war vom 28. (?) Mai, das im Beisein der Rathsboten und des Vogtes zu Kyburg den 28. Mai (Sonntag vor Pfingsten) zu Fehraltorf, den 29. Mai zu Oberwinterthur, den 30. Mai zu Marthalen, den 31. Mai zu Kloten und an denselben Tagen auch in den Gemeinden der Herrschaften Andelfingen, Eglisau, im Neuamt, zu Bülach und Rümlang verlesen wurde[4]), das aber die Aufregung so wenig dämpfte, dass am 5. Juni (Montag nach Pfingsten) vielmehr die grosse Landsgemeinde zu Töss sich versammelte[5]), worauf der Rath unterm 7. Juni ein zweites, weitergehendes Mandat erliess, welches in Aussicht stellte, falls der grosse Zehnten ungeschmälert eingehe, so werde die Obrigkeit für Aufhebung des kleinen Zehnten in ihrem Gebiete besorgt sein[6]). Gleichzeitig liess der Rath den Gemeinden über die Lage des Landes Vortrag halten und forderte sie auf, sich zu erklären, ob sie auf dem Boden der gemachten Konzessionen sich mit der Regierung verständigen und ihr in diesen gefährlichen Zeiten treu zur Seite stehen wollen. Die Antworten auf diese Volksanfragen lauteten im Ganzen beruhigend[7]). Unter dem Eindruck des Entgegenkommens des Rathes, des schnöden Misslingens der Volksversammlung zu Töss und vor Allem der blutigen Unterdrückung des Bauernaufstandes in Deutschland machte sich an den meisten Orten eine sehr nachgiebige Stimmung geltend. Der Rath benützte diese günstige Wendung, um sich auch noch in mündlicher Auseinandersetzung mit seinen Angehörigen zu verständigen; er berief daher Ausschüsse aus

---

1) Egli Nr. 724.

2) Egli Nr. 725 (727), 728, 730.

3) Egli Nr. 726. — Bullinger I, p. 269. — Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich II, p. 384.

4) Bullinger I, p. 277.

5) Bullinger I, p. 277.

6) Egli Nr. 737. — Bullinger I, p. 280.

7) Egli Nr. 742—745. — Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich II, p. 391—394.

den petitionirenden Herrschaften sammt deren sämmtlichen Seelsorgern auf den 22. Juni auf's Rathhaus nach Zürich, wo ihnen namentlich Zwingli den Standpunkt der Regierung auseinandersetzen musste[1]). Diese erliess hierauf unterm 1. Juli ein Mandat, die Abgeordneten der Gemeinden hätten unter den Augen des Rathes und in Anwesenheit der Geistlichen zu Stadt und Land sämmtliche Artikel, es sei des Zehenten oder anderer Dinge halber, fallen lassen, und begehrt, dass «Unsern Herren» (d. i. der Rath), denen sie alle Artikel anheimstellen, darüber sitzen und erwägen wollen, welche Artikel Grund hätten und welche nicht, und die, so im Gotteswort nicht begründet seien, ihnen nachzulassen. Das habe denn auch der Rath versprochen, im Uebrigen aber erklärt, es bleibe beim Mandat vom 7. Juni, und habe man «nüt desterminder zins und zehnten mänglichem, geistlichen und weltlichen Personen» zu entrichten[2]).

Allein mit diesem Erlass, von dem wir nicht wissen, wie weit er die wahre Stimmung der Herrschaftsausschüsse wiedergiebt oder bloss eine Zwangssituation, in die der Rath sie versetzt hatte, war die tiefgreifende Bewegung denn doch nicht erledigt, und namentlich die prinzipielle Frage nach der Berechtigung der Obrigkeit, die Zehnten zu erheben, keineswegs gelöst. Viele Prediger fuhren fort[3]), gegen den Zehnten als eine unchristliche Einrichtung zu eifern, und der Widerstand gegen die Ablieferung desselben dauerte fort. Die Regierung sah sich veranlasst, die ganze Materie nochmals in einem öffentlichen Gespräche erörtern zu lassen, welches dann auch Anfangs August vor beiden Räthen stattfand. Auch hier fiel Zwingli wieder die Aufgabe zu, den Standpunkt der Regierung zu vertreten, und er hatte denselben nicht nur wider die Gegner des Zehntens zu vertheidigen, sondern auch wider Joachim am Grüt und andere Verfechter desselben Front zu reden. Denn während

---

[1]) Egli Nr. 756.
[2]) Egli Nr. 763.
[3]) Bullinger I, p. 281.

diese die Fortdauer der Servitut aus dem levitischen Zehntengebot des Alten Testamentes ableiteten, fasste Zwingli dieselbe als ein weltliches, nicht als ein geistliches Institut auf, und stellte die Berechtigung desselben auf Gründe des geschichtlichen Rechtes (als käuflich erworbenes Privatrecht) und des öffentlichen Nutzens (Unterhalt der Kirchen, der Schulen, der Armen) ab[1]).

Die Regieruug aber erliess unterm 14. August ein Mandat, worin sie diese Frage als nunmehr erledigt erklärte, den im Juni in Aussicht gestellten Nachlass des kleinen Zehnten als völlig unthunlich zurücknahm, und Jeden, der sich fortan weigern würde, ihn zu entrichten, mit Strafen bedrohte[2]). Der Rath wusste genau, wie weit er gehen durfte. In der That war jetzt nirgends mehr ein Gedanke an Widerstand. Der unglückliche Ausgang des Bauernaufstandes in Deutschland war ein Gottesgericht gewesen wider diejenigen, welche das Schwert gegen ihre Obrigkeit gezückt hatten, und der Schrecken über dieses Gottesurtheil hatte auch den Zürcher Bauern die Waffen aus der Hand fallen machen.

An dieses praktische Argument knüpft denn auch Doctor Stroubutz gleich beim Beginn seiner Rede an, wo er den Bauern ihre Ausschreitungen vorhält:

Anno M. D. XXV

Vnd gschehen ist in disem jar
es kostet mengen hut vnd haar
Der ouch ist diser meinung gsin
das Gotzwort näme all Zins hin
Daruf hands Schloss vnd Klöster durchloffen
darinn sich vollen wyn gsoffen
Menger hat darinnen gnummen
das nit von jm ist dryn kummen (H 7)

Und:

sichst wie vil yetz ztod sind gschlagen?
Die woltend ouch nit zinssbar sin

[1]) Bullinger I, p. 283.
[2]) Egli Nr. 799. — Bullinger I, p. 284 ff.

yetz ist lyb vnd guot dahin
Hettind sy vorhin also gedacht
in dwelt hand wir gar nüt bracht
Ouch nackend müssend wir druss gon
wir wellend dem gwalt nit widerston
So blybend wir by wyb vnd kinden (J 8)

Und mit solchen kindischen Argumenten soll der gedrückte Bauer sich zufrieden geben! Ueberhaupt ist, was Eckstein durch die Person des Doctor Stroubutz den sozialen Forderungen der Zeit entgegenhält, unglaublich schwach und nichtssagend, und Alles läuft auf die alte Rede hinaus: wegen seiner Sünden plage Gott den Bauer mit Zinsen und andern Lasten (J iij); er möge nur mehr an sein Seelenheil denken anstatt an zeitliches Gut (H 7); denn der Seelen Heil ist über Gold (J 7); im Gotteswort finde der Mensch Friede und Genüge (K 6); etc.

Erwähnen wir beispielsweise noch, wie sich Eckstein zu dem bekannten Begehren der Landleute stellt, ein Kapital sollte nach zwanzigjähriger Verzinsung zu 5 % amortisirt und abgelöst, resp. ein Darleihen sollte zinslos sein.

Sag ich, das wär Christenlich
wo findt man aber des glych?
Ich gloub das er vff erd nit läb
der dir yetz zwentzig pfund gäb
Darzuo borgete zwentzig jar
nüts von dir näm gantz vnd gar
— — —
Denn sprächist zuo dem Lehman
hör, was ich yetz im sinn han
Das gelt dass du mir yetz gibst
mit lieb es nimmer von mir trybst
Er spräch: Der Tüfel lyhe dir
pur kumm nimmermee zuo mir (K)

Diese Ausführungen über **den Zehnten** sind die Reproduktion der Argumente, welche die öffentlichen Verhandlungen

des Jahres 1525 zu Tage gefördert. Interessant aber ist folgende Wendung:

Sprichst: Was gadt mich Zähend an?
ich bin ein Christen man
Christen ist nit Zähenden botten
das man geb den pfaffen rotten
Sag ich, du bist ein böser Christ
vntrüwer denn ein Jud ist
dJuden denen priesteren gabend
denen Leuiten, als wir habend
Die leertend nun des lybs heyl
ouch ghört den armen ein teyl
Vnd du wilt nit Zähend geben
Dem der dir zeygt ewigs leben (K)

Zwar sagt Eckstein (Doctor Stroubutz) ausdrücklich:

Dass du vss Mose hast anzeygt
ist allein den Juden geseyt
Das gadt die Christen nüt mee an (J)

Auch wird wirklich in obiger Stelle die Zehntenpflicht nicht mit dem alttestamentlichen Levitenzehnten rechtlich begründet; aber unverkennbar lehnt sich doch Eckstein an jene Argumentation an und spricht vielmehr aus Am Grüt's, als aus Zwingli's Gedankengang heraus[1]).

In diesem Zusammenhang erhalten wir auch ganz unerwartet eine pikante Kostümbeschreibung, die wir Eckstein's kapuzinerhaftem Sitteneifer danken:

Das er (Gott) vns mit den zinsen plagt
hand wir durch vnser sünd erjagt
Mit hoffart vnd mit trunckenheyt
saehist wie man yetz gwand treyt
Das nun nit zimpt der Christen kilch

---

[1]) Vgl. Zwingli's beide Gutachten über den Zehnten. Zwingli's Werke II, 2, p. 364—373.

die puren tragend nit mee zwilch
Wend all Sammat und syden han
das ist gmeyn vnder yederman
Sich bkleiden gantz nach Welschen sitten
röck, paret, vnd dhosen, zerschnitten
Es muoss alles sin nach Welscher art
ein yetlich schnudernass zücht ein bart
Gibt ein kronen vmb ein paret
ein filtzhuot im sin gnuog thet
Macht darzuo ein langen rock
der wyter ist denn kein glock
Henckt darzuo gross ermel dran
gaebind ein rock eim armen man
Die zerhouwt er, nun guot tuoch
treyt wie ein tägel vssgschnitten schuoch
Ein lang schwärdt hanget ouch daby
als ob er ein Hencker sy
Dessglychen thuond die wyber ouch
tragend schwentz am gwand wie ein guggouch
machend köpf wie ein stockhüwel
das ist vor Gott ein grosser grüwel
Ouch machend sy die stuchen [1]) gelb
hand rhot backen wie ein felb
Vnd sehend vss den stuchen wie
ein stuck fleysch uss einer gälwen brye
Ouch tragend sy ussgschnitten röck
das man jnen sicht die milchseck
Dröck hangend über die achsslen ab
das man sech wo eine gschraepffet hab (J iij, iiij)

Am Schluss findet sich noch ein äusserst derber Ausfall auf Luther und Karlstadt:

Sich, Luther vnd der Karrenstatt
vff denen ich nun vil hatt

---

[1]) Stuchen: Aermel, Manchetten (Stulpen) aus weisser Leinwand.

diese die Fortdauer der Servitut aus dem levitischen Zehntengebot des Alten Testamentes ableiteten, fasste Zwingli dieselbe als ein weltliches, nicht als ein geistliches Institut auf, und stellte die Berechtigung desselben auf Gründe des geschichtlichen Rechtes (als käuflich erworbenes Privatrecht) und des öffentlichen Nutzens (Unterhalt der Kirchen, der Schulen, der Armen) ab[1]).

Die Regieruug aber erliess unterm 14. August ein Mandat, worin sie diese Frage als nunmehr erledigt erklärte, den im Juni in Aussicht gestellten Nachlass des kleinen Zehnten als völlig unthunlich zurücknahm, und Jeden, der sich fortan weigern würde, ihn zu entrichten, mit Strafen bedrohte[2]). Der Rath wusste genau, wie weit er gehen durfte. In der That war jetzt nirgends mehr ein Gedanke an Widerstand. Der unglückliche Ausgang des Bauernaufstandes in Deutschland war ein Gottesgericht gewesen wider diejenigen, welche das Schwert gegen ihre Obrigkeit gezückt hatten, und der Schrecken über dieses Gottesurtheil hatte auch den Zürcher Bauern die Waffen aus der Hand fallen machen.

An dieses praktische Argument knüpft denn auch Doctor Stroubutz gleich beim Beginn seiner Rede an, wo er den Bauern ihre Ausschreitungen vorhält:

Anno M. D. XXV
Vnd gschehen ist in disem jar
es kostet mengen hut vnd haar
Der ouch ist diser meinung gsin
das Gotzwort näme all Zins hin
Daruf hands Schloss vnd Klöster durchloffen
darinn sich vollen wyn gsoffen
Menger hat darinnen gnummen
das nit von jm ist dryn kummen (H 7)

Und:
sichst wie vil yetz ztod sind gschlagen?
Die woltend ouch nit zinssbar sin

[1]) Bullinger I, p. 283.
[2]) Egli Nr. 799. — Bullinger I, p. 284 ff.

yetz ist [illegible]
Hettind [illegible]
in dw[illegible]
Ouch [illegible]
wir w[illegible]
So [illegible]

Und mit solchen [illegible]
Bauer sich zufrieden [illegible]
die Person des [illegible]
Zeit entgegenh[illegible]
Alles läuft auf [illegible]
plage Gott den [illegible]
er möge nur [illegible]
liches Gut [illegible]
im Gottes[illegible]

Erw[illegible]
bekannter [illegible]
zwanzig[illegible]
ein Dar[illegible]

[illegible]

[illegible] prächist [illegible] man
[illegible] was ich [illegible]
[illegible] gelt dass [illegible]
mit lieb es [illegible]
Er sprach: [illegible]
pur kumm [illegible]

Diese Ausführungen über [illegible] sind die Reproduktion der Argumente, welche die öffentlichen Verhandlungen [illegible] (K)

diese die Fortdauer der Servitut aus dem levitischen Zehntengebot des Alten Testamentes ableiteten, fasste Zwingli dieselbe als ein weltliches, nicht als ein geistliches Institut auf, und stellte die Berechtigung desselben auf Gründe des geschichtlichen Rechtes (als käuflich erworbenes Privatrecht) und des öffentlichen Nutzens (Unterhalt der Kirchen, der Schulen, der Armen) ab[1]).

Die Regieruug aber erliess unterm 14. August ein Mandat, worin sie diese Frage als nunmehr erledigt erklärte, den im Juni in Aussicht gestellten Nachlass des kleinen Zehnten als völlig unthunlich zurücknahm, und Jeden, der sich fortan weigern würde, ihn zu entrichten, mit Strafen bedrohte[2]). Der Rath wusste genau, wie weit er gehen durfte. In der That war jetzt nirgends mehr ein Gedanke an Widerstand. Der unglückliche Ausgang des Bauernaufstandes in Deutschland war ein Gottesgericht gewesen wider diejenigen, welche das Schwert gegen ihre Obrigkeit gezückt hatten, und der Schrecken über dieses Gottesurtheil hatte auch den Zürcher Bauern die Waffen aus der Hand fallen machen.

An dieses praktische Argument knüpft denn auch Doctor Stroubutz gleich beim Beginn seiner Rede an, wo er den Bauern ihre Ausschreitungen vorhält:

Anno M.	Vnd gschehen ist in disem jar
D. XXV	es kostet mengen hut vnd haar
	Der ouch ist diser meinung gsin
	das Gotzwort näme all Zins hin
	Daruf hands Schloss vnd Klöster durchloffen
	darinn sich vollen wyn gsoffen
	Menger hat darinnen gnummen
	das nit von jm ist dryn kummen (H 7)
Und:	sichst wie vil yetz ztod sind gschlagen?
	Die woltend ouch nit zinssbar sin

[1]) Bullinger I, p. 283.
[2]) Egli Nr. 799. — Bullinger I, p. 284 ff.

yetz ist lyb vnd guot dahin
Hettind sy vorhin also gedacht
in dwelt hand wir gar nüt bracht
Ouch nackend müssend wir druss gon
wir wellend dem gwalt nit widerston
So blybend wir by wyb vnd kinden (J 8)

Und mit solchen kindischen Argumenten soll der gedrückte Bauer sich zufrieden geben! Ueberhaupt ist, was Eckstein durch die Person des Doctor Stroubutz den sozialen Forderungen der Zeit entgegenhält, unglaublich schwach und nichtssagend, und Alles läuft auf die alte Rede hinaus: wegen seiner Sünden plage Gott den Bauer mit Zinsen und andern Lasten (J iij); er möge nur mehr an sein Seelenheil denken anstatt an zeitliches Gut (H 7); denn der Seelen Heil ist über Gold (J 7); im Gotteswort finde der Mensch Friede und Genüge (K 6); etc.

Erwähnen wir beispielsweise noch, wie sich Eckstein zu dem bekannten Begehren der Landleute stellt, ein Kapital sollte nach zwanzigjähriger Verzinsung zu 5 % amortisirt und abgelöst, resp. ein Darleihen sollte zinslos sein.

Sag ich, das wär Christenlich
wo findt man aber des glych?
Ich gloub das er vff erd nit läb
der dir yetz zwentzig pfund gäb
Darzuo borgete zwentzig jar
nüts von dir näm gantz vnd gar
— — —
Denn sprächist zuo dem Lehman
hör, was ich yetz im sinn han
Das gelt dass du mir yetz gibst
mit lieb es nimmer von mir trybst
Er spräch: Der Tüfel lyhe dir
pur kumm nimmermee zuo mir (K)

Diese Ausführungen über **den Zehnten** sind die Reproduktion der Argumente, welche die öffentlichen Verhandlungen

des Jahres 1525 zu Tage gefördert. Interessant aber ist folgende Wendung:

> Sprichst: Was gadt mich Zähend an?
> ich bin ein Christen man
> Christen ist nit Zähenden botten
> das man geb den pfaffen rotten
> Sag ich, du bist ein böser Christ
> vntrüwer denn ein Jud ist
> dJuden denen priesteren gabend
> denen Leuiten, als wir habend
> Die leertend nun des lybs heyl
> ouch ghört den armen ein teyl
> Vnd du wilt nit Zähend geben
> Dem der dir zeygt ewigs leben (K)

Zwar sagt Eckstein (Doctor Stroubutz) ausdrücklich:

> Dass du vss Mose hast anzeygt
> ist allein den Juden geseyt
> Das gadt die Christen nüt mee an (J)

Auch wird wirklich in obiger Stelle die Zehntenpflicht nicht mit dem alttestamentlichen Levitenzehnten rechtlich begründet; aber unverkennbar lehnt sich doch Eckstein an jene Argumentation an und spricht vielmehr aus Am Grüt's, als aus Zwingli's Gedankengang heraus [1]).

In diesem Zusammenhang erhalten wir auch ganz unerwartet eine pikante Kostümbeschreibung, die wir Eckstein's kapuzinerhaftem Sitteneifer danken:

> Das er (Gott) vns mit den zinsen plagt
> hand wir durch vnser sünd erjagt
> Mit hoffart vnd mit trunckenheyt
> saehist wie man yetz gwand treyt
> Das nun nit zimpt der Christen kilch

---

[1]) Vgl. Zwingli's beide Gutachten über den Zehnten. Zwingli's Werke II, 2, p. 364—373.

die puren tragend nit mee zwilch
Wend all Sammat und syden han
das ist gmeyn vnder yederman
Sich bkleiden gantz nach Welschen sitten
röck, paret, vnd dhosen, zerschnitten
Es muoss alles sin nach Welscher art
ein yetlich schnudernass züchț ein bart
Gibt ein kronen vmb ein paret
ein filtzhuot im sin gnuog thet
Macht darzuo ein langen rock
der wyter ist denn kein glock
Henckt darzuo gross ermel dran
gaebind ein rock eim armen man
Die zerhouwt er, nun guot tuoch
treyt wie ein tägel vssgschnitten schuoch
Ein lang schwärdt hanget ouch daby
als ob er ein Hencker sy
Dessglychen thuond die wyber ouch
tragend schwentz am gwand wie ein guggouch
machend köpf wie ein stockhüwel
das ist vor Gott ein grosser grüwel
Ouch machend sy die stuchen [1]) gelb
hand rhot backen wie ein felb
Vnd sehend vss den stuchen wie
ein stuck fleysch uss einer gälwen brye
Ouch tragend sy ussgschnitten röck
das man jnen sicht die milchseck
Dröck hangend über die achsslen ab
das man sech wo eine gschraepffet hab (J iij, iiij)

Am Schluss findet sich noch ein äusserst derber Ausfall auf Luther und Karlstadt:

Sich, Luther vnd der Karrenstatt
vff denen ich nun vil hatt

1) Stuchen: Aermel, Manchetten (Stulpen) aus weisser Leinwand.

die kybend wie zwo Badermätzen
nun könnends beyd gnuog schwätzen
Es hippet einer den andren vss
wie frouwen in eim huorenhuss
Der Luther nempt den Carrenstatt
ein suw die im bantzer gadt
Sagt jm ouch Frouw Hulden daby
nun luog ob das Christisch sy
Das ergret vast den gmeinen man
der spricht: Wo ist man yetz dran?
Sag ich du armer biderman
was gadt vns der Luther an?
Wir Christen ghörend Christo zuo
in dem wir allein habend ruow
Der Luther vnd der Schwindelgrind
yetz widerumb eins worden sind
Die Bantzer suw ist wider heim
frouw Hulden ich yetz meyn
Sy ist lang gsin von wyb vnd kinden
hat nit moegen stallung finden
Der Luther metzget sim hussgsind
all jar ein suw vnd ein rind
der schwyntod ist in Saxen gsin
der Luther hatt diss jars kein schwyn
Es ist jm sins in Eychlen gstorben
hat nach der Bantzer suw gworben
Damit er nit on schwyn muess syn
yetz wirt sin spruch erfüllt syn.
Ir torheit wirt allen menschen kund (K 6)

Diese Stelle ist nicht nur interessant als Zeugniss der Stimmung, die damals in Zürich gegen Luther und Karlstadt herrschte, sondern auch weil sie für die Datirung von Eckstein's Schrift einen nähern Anhalt giebt[1]). Denn die hier an-

[1]) Wie Schiffmann im Geschichtsfreund XXVII, p. 234, ganz richtig nachgewiesen hat.

gezogene Aussöhnung Luthers mit Karlstadt erfolgte im September 1525 [1]).

Endlich weist uns eine weitere Anspielung gegen den Schluss des Jahres 1525 hin. In der Eingangsrede sagt der Herold, seitdem Hans Schmid (Faber) sich auf dem Gespräch zu Zürich blamirt habe,

das jar schier drümal vmbhar ist. (B)

Die erste Zürcher Disputation aber, auf welcher Faber auftrat und wo ihn Zwingli mit dem hier erwähnten «häsinen käs» lächerlich zu machen suchte, fand den 29. Januar 1523 statt.

Die Schlussrede des Herolds, die jenen Ausfall gegen Luther und Karlstadt enthält, endigt mit den Worten:

Denn was nit stadt in gottes leer
dauon din gemüt abkeer
gott vns allen sin gnad meer (K 7)

und diese Worte tönen ganz so, als wären sie die Schlussworte des «Conciliums». Wenn daher nach dem Herold nochmals Pur Eygennutz auftritt und erklärt:

Ich keer mich nüt an das Concily (K 7)
— — —
jch wil mich yetz heim rüsten
— — —
vnd gen Fridhusen Appellieren
Daselbst wirt yetzund ein Rychsstag
da wird ich ouch thuon min klag
Wil wüssen ob ein Christen man
ye ein Oberkeyt müsse han
Denn zFridhusen sind vnparthygig lüt
sy schonend weder pfaffen noch gwalt nüt

---

[1]) C. F. Jäger, Andreas Bodenstein von Carlstadt. Stuttgart 1856, p. 491.

Gwünn ich das wir möchtind fry syn
wär aller puren nutz vnd min
Ich versuochs, aldee ich far dahin (K 8)

Vtz Eckstein.

— so macht das ganz den Eindruck eines spätern Zusatzes. Es wäre doch gegen alle Logik, dass eine Tendenzschrift, wie das «Concilium» ist, in ihrer ursprünglichen Anlage mit einer Appellation, d. h. also mit einer theilweisen Aufhebung ihres Resultates, sollte geschlossen haben. Wohl aber ist die Hinweisung auf den etwas später entstandenen «Rychstag» Eckstein's sehr natürlich in einer nachher erschienenen zweiten Auflage des «Conciliums». Und dass in der That unsere Ausgabe nicht die ursprüngliche, sondern eine spätere Edition des «Conciliums» ist, haben wir oben nachgewiesen [1].

IV.

Der Rychstag.

Zu der auf dem Titel und am Schluss des «Conciliums» empfohlenen neuen Schrift aber erhielt Eckstein sofort Veranlassung. Sein giftiger Angriff auf Murner reizte diesen zu einer nicht minder heftigen Replik — dem ersten in der Reihe seiner Pamphlete, welche so sehr zur Verhetzung der konfessionellen Parteien in der Eidgenossenschaft beigetragen haben. Den Nachweis dieses Zusammenhanges verdankt man Herrn Bibliothekar Frz. J. Schiffmann in Luzern, welcher mit genauer Kenntniss aller einschlägigen Daten und glücklicher Kombination

[1]) Nachträglich sehen wir, dass schon Weller (Das alte Volkstheater der Schweiz p. 122 und Repertorium typographicum Nr. 3771) auf den Unterschied dieser beiden Auflagen aufmerksam macht, deren frühere, zwei Seiten kürzer als die spätere, mit der Rede des Herolds schliesse. Leider giebt auch er den Titel der uns unbekannt gebliebenen ersten Auflage nicht an; ebensowenig in seinen «Annalen».

derselben in seinem Aufsatz «Ueber Dr. Thomas Murners Flucht nach Lucern und speziell über eine bisher unbekannte, von ihm daselbst herausgegebene Schrift» im Geschichtsfreund der V Orte, XXVII, p. 230—239, den Gegenstand wohl abschliessend erörtert hat.

Die fragliche Schrift Murner's, welche Herr Schiffmann so glücklich war aufzufinden, enthält auf zwölf Blättern drei verschiedenartige, unter einander nicht zusammenhängende Bestandtheile, welche das Titelblatt folgendermassen aufführt:

Epistola Johannis Eckij. Doctoris. Lutheranos. Gothos in harenam disputatoriam euocantis, vt sub iudicibus (non indocta multitudine qua hactenus seditiose. Stentorem egerunt non disputarunt de summa fidei iusta atie manus conserant.

Articuli novem: cantonum. Heluetiorum, in huius temporis fidei erumnas editi, et ab antique probitatis viris. Heluetijs. Christianissimis cantonibus Lutzern. Vry. Schwytz. Vndervualden. Zuge. Friyburg. Solothorn. Wallis. acceptati. edicti. publicati.

Murnerus in Lutheranorum perfidiam, vt infamiam quam sibimet contra ius gentium et nature irrogarunt, purgent, et vera non fucata spongia abstergant.

Am Schlusse:

Impressum. Lucerne inclita. Heluetiorum catholica et orthodoxa ciuitate.

Das erste Stück ist die Uebersetzung der Zuschrift Eck's an die «Städte und Länder des alten Bundes hoher Teutscher Nation der Eidgenossen» vom 28. Oktober 1525 [1]), welche namentlich die Widersprüche unter den «Kätzern» hervorhebt.

Das zweite Stück ist eine verkürzte Bearbeitung jenes katholischen Reformprojektes [2]), welches auf der Tagsatzung zu

[1]) Siehe p. 115.
[2]) Siehe p. 114.

Einsiedeln vom 10. Januar ff. 1525 angeregt[1]), auf der Tagsatzung zu Luzern vom 27. Januar ff. 1525 vorläufig geheim formulirt[2]), auf der Tagsatzung zu Luzern vom 1. März ff. 1525 modifizirt[3]), auf der Tagsatzung zu Baden vom 29. Mai ff. 1525 publizirt wurde[4]), aber niemals in Kraft erwuchs.

Das dritte Stück, die Invektive gegen Eckstein, führt (Blatt 8 b) den Spezialtitel: «MVRNERI responsio, cuidam insigniter asino lutherano, in nugas ludibria. sannas et scomata. barbariem atque sentes, que hic nequam et impudens bestia, in septem Christianos doctores libello quodam famoso. Thuregij expresso fabre, consuit, colo consilavit exquisita imperitia constercorauit»[5]). Dieser Titel zeichnet den Ton der Schrift. Murner findet nicht Worte genug, seinen Unwillen über Eckstein's schmähliches Gedicht auszusprechen, worin sieben christliche Doctoren auf die gemeinste Art angegriffen und verläumdet werden; er meint, vor solcher Raserei könne nur Feuer und Schwert die Welt bewahren; eine eigentliche Widerlegung dieses unwürdigen Buches sei unter seiner Würde. Eine Disputation mit den Lutheranern sei durchaus unthunlich und fruchtlos, eher sei unter Drachen Frieden möglich, als zwischen Lutheranern und Katholiken; denn bei den Lutheranern sei Treu und Glaube, Achtung vor Recht und Gesetz längst verschwunden. Sie auch sind für alle Gräuel verantwortlich, die im Gefolge der Reformation auftreten. Der Autor der Schmähschrift, «der lutherische Esel», sei übrigens schon bei Matthäus (im V. Kapitel) und in der Apokalypse (im VIII. Kapitel) geschildert worden. Er, Murner, weiche einem ehrlichen, offenen Kampfe nicht aus; aber mit Schelmen und Lügnern lasse er sich nicht ein[6]).

---

1) Abschiede IV, 1, p. 556.

2) Abschiede IV, 1, p. 570, 572—578.

3) Abschiede IV, 1, p. 595.

4) Abschiede IV, 1, p. 674.

5) Schiffmann a. a. O. p. 237.

6) Gef. Mittheilung von Herrn Dr. Th. von Liebenau. Die Schrift selbst lag uns nicht vor.

Auf diesen Ausbruch Murner's nimmt der ehemalige Franziskaner-Lektor in Luzern, Sebastian Wagner, genannt Hofmeister, damals in Zürich, bereits den 22. Januar [1]) 1526 Bezug. Von diesem Tage nämlich ist die Vorrede zu den von Hofmeister herausgegebenen Akten des Ilanzer Religionsgespräches (13. u. 14. Januar) datirt [2]), in welcher sich folgende Stelle findet: «Solche Klage (über die Zerstörung der christlichen Kirche) führt auch Eck, Fabler und andere, bei denen nichts ist denn Ketzer, Ketzer, und wie Murner schreibt, Schelm, Bub, Mörder, Dieb, da doch kaum grössere Götzen-Diebe dann eben diese sind, die also schreyen» — Ausdrücke, welche nach Schiffmann in der von ihm aufgefundenen Murner'schen Schrift, und zwar zum ersten Mal in dieser, vorkommen [3]).

Hienach bestimmt sich denn die Zeit der Abfassung der Murner'schen Schrift, welche also zwischen den 28. Oktober 1525 und Mitte Januar 1526 fallen muss; und da Murner doch wohl nur in der Schweiz Veranlassung und Gelegenheit zur Veröffentlichung der katholischen Reformartikel haben konnte, so ist dieses Datum zugleich der äusserste Termin für seine Uebersiedelung nach der Schweiz, den man nicht genau kennt und den man bisher gewöhnlich später ansetzte [4]). Zugleich wird nur

---

[1]) Montag nach Sebastian.

[2]) Acta vnd handlung des Gesprächs, so von allen Priestern der Tryen Pündten im MDXXVI. jar, uff Montag vnd Zynstag nach des heyligen III Künigentag zu Inlantz im Grawen Pündt, uss Ansehung der Pundtsherren geschehen, durch Sebastianum Hofmeyster von Schaffhusen vorzeychnet (Zürich, Froschauer). — Wiederabdruck in J. C. Füsslins Beyträgen zu den Kirchen-Reformations-Geschichten des Schweytzerlandes I, 337—382.

[3]) Z. B. Blatt 11 a: O miseri fures et predones etc.

[4]) Siehe die verschiedenen Angaben bei Schiffmann a. a. O. p. 230. Mörikofer (Zwingli II, p. 236) ist sogar der Meinung, Murner sei von den katholischen Orten eigens für die Badener Disputation herberufen worden. Auch laut der Tagsatzungsverhandlung vom 18. Januar ff. 1526 zu Luzern (Abschiede IV, 1, p. 830), verglichen mit der bezüglichen Instruktion der Basler Botschaft (Strickler Nr. 1363), war Murner damals in Luzern; und eine von Herrn Dr. von Liebenau aufgefundene amtliche Notiz zeigt ihn

so, wenn Murner bereits 1525 im Lande war und sich hier ohne allen Zweifel in seiner Art bemerklich machte, begreiflich, wie Eckstein überhaupt dazu kam, ihn in seine Satire hineinzuziehen.

Eckstein war aber nicht der Mann, Murner's Schmähungen auf sich und seiner Partei sitzen zu lassen; sondern er verfasste rasch ein neues satirisches Gedicht, welches in erster Linie die im « Concilium » ertheilte Belehrung der Bauern über ihre sozialen Forderungen noch gründlicher fortsetzen, in zweiter Linie aber Murnern seine Schmähungen heimzahlen sollte.

Rychsztag.

DEr Edlen vnd Pauren
bricht vnd klag,
zFridberg ghandlet auff dem Rychsstag.

Der { Edlen / Paurē / Gaistlichen. } Bottschafft. { Juncker Ludemā Pfeffersak / Hans Aygennutz. / Doctor Murnar.

daselbst schon im Juli 1525. Murner befand sich nämlich nach dem Auflauf in Strassburg, 1524, bei welchem seine Zelle erstürmt wurde, in seinem ursprünglichen Heimatsorte Ober-Ehenheim. Als die Bauern diese Stadt im Frühjahr 1525 belagerten und die Auslieferung Murners verlangten, floh dieser, als Laie verkleidet, mitten durch das Heer der Bauern hindurch (zwischen dem 14. und 20. Mai) und kam krank nach Luzern, wo ihm der Rath Anfangs Juli eine Kutte bezahlte und schenkte.

Handlung.

Es zimpt aim yeden Christēman
Das er ain Oberkayt söll han
Nach ordnung Gwallts sol er Zinsen
Weyn, Korn, Erbs, vnd Linsen
Jarzeyt gsetzt von freyer hand
Zuo geben kain Christ widerstand.

Utz Eckstein.

(Sechs Bogen in 8⁰)

Rückseite des Titelblattes:

Der Adel ab Hohenzorn.

Juncker { Ludeman Pfäffersack.
Hans Butz den winckel.
Ruedi Schütt den Bütel.
Claus durch den Busch.

Purschafft von Kybberg.

Hans Eygennutz.
Frantz Lätzkopff.
Kilian Haderman.
Veltin Kybig.
Vyt Hack den Tüfel.
Cleywe Hässig.
Fridrych Hussman.
Ruede Brasser.
Gilg Follbuch.
Kueni Schnaphan.

Doctor Murnar ist ouch hie
Kein spil zergieng on ein münch nie
Er klagt der Geystlichen ansprach,
Die volgt der puren bricht nach.

Das Stück bezeichnet sich selbst also ausdrücklich als ein Spiel. Indessen sind die redenden Personen (ausser Junker Ludemann Pfeffersack, dem Kaufmann, der durch sein Geld Junker geworden ist) in keiner Weise, weder als Typen noch als Individuen, charakterisirt, und von Handlung ist vollends

keine Rede. Das Ganze ist nichts weiter als eine dialogisirte Abhandlung, deren Zweck das Motto auf dem Titelblatt und die «Vorred» dahin angiebt: alle Unruhe, die man jetzt findet durch alle Lande, kommt her vom Missbrauch des Gotteswortes, das die Bauern anstatt geistig vielmehr fleischlich deuten und zum Deckel für Füllung ihres Seckels machen. Hätte Adam nicht «den Oepfel in dem Paradyss» gegessen, so wären wir jetzt noch dort, aber:

So wir menschen yetz nun thettind
gots gheyss, einander lieb hettind
Wurdind wir fryer denn Adam was
— — —
wir wurdind in einer andren wyss
Im rych Gottes mit Gott ewig leben
vnd weder Sthür noch Zinss geben
So wir aber nit anders wellend
vns also wider Gott stellend
So setzt vns Gott in sölich gfaar
das wir verbochend hut vnd haar
Wie es yetzund leyder gschicht
der Pur sich wider sin herren richt
Des glychen dherren wider Puren (A ij)

Wir sind also mitten in dem Aufruhr des Bauernkrieges; das Stück aber knüpft direkt an das vorige, an das «Concilium» an, das «von der gantzen gmeind im Wäntal» (Concilium A 8) gehalten worden ist.

«Eygennutz ist uss dem Wäntal kon
wie er dryn kam, kumpt er daruon
Sin meinung was gar nüt mee zinsen
nit zehenden, weder Erbs noch Linsen
Darzuo hat er nit mögen glangen
das verkündt er sinen anhangen
hie mit das spil wirt angfangen» (A iij)

« Als Pur Eygennutz von Kybberg was heym kummen ab dem Concili im Wäntal ghalten, liess er im versamlen den Weibel Lätzkopff ein Gmeynd, deren zuo verkünden den vssgang vnd bscheyd verhandleter sachen ». Er berichtet nun, wie er der Bauerschaft Begehren vorgebracht:

Die sach hatt ich gnuog darthon
es halff alles nüt, icht mocht nit bston
Stroubutz kam allweg mit der Bibel,
sprach, wir verstuendind gschrifft übel
Als bald ich ein spruch dar thett
darzuo kum halb hatt vssgeredt
Sprach er zuo mir: Bsich was vorstadt
vnd was dem sententz nach gadt
Daruf hatt ich denn nit gstudiert (A iij)

Er sei aber von den Schriftsprüchen des Dr. Stroubutz nicht überzeugt worden:

Darüber han ich appelliert
den Abscheyd mit mir har gfuert
Daruf mögend jr üch bsinnen
mir ist es wär noch wol zgwünnen
So wir kartind in ein Statt
die nit Parthyig lüt hatt
Ich dörfft vff min trüw wetten
wir fundind noch in Rychstetten
Mengen frummen biderman
der sich ouch näm vnser not an

Denn dem Adel vermögen wir nicht zu widerstehen, wie Ihr ja wohl sehet:

Zuoletst werdend wir erschlagen
als geschehen ist in kurtzen tagen (A iiij)

Daher erbietet sich Pur Eygennutz, eine Botschaft zu übernehmen nach der Stadt Fridberg im Rychtal; daselbst kommt der Adel zu einem Rychstag zusammen. Die Rundfrage nun,

die über diesen Antrag abgehalten wird, giebt den Bauern Anlass, ihren Grimm gegen Herren und Pfaffen in den derbsten Worten Luft zu machen. So sagt

Kilian Haderman:

Geystlichen stand Purschafft neert
der pfaff thuot selb nit das er leert
Er büt vns Puren reynigkeyt
sin källerin nun all jar treyt
Ander Eebrecher vmb gelt er schirt
vnd sitzt selb wie ein huorenwirt
Ich wird jm nit hold nimmer mee
er nemm denn dhuoren zuo der Ee
Im wirt alljar ein banckhart
mich lüste wol das ich ein fart (ein Mal)
Spräch: Pfaff nun werck als wol als ich
der tüfel nemm din huor vnd dich
— bsorg wir kummind sin nit ab
denn so man jnn läbendig vergrab (A iiij)
— — —
Hettind wir jnn vertriben lengst
was sol vns nun der Grüschhengst? [1]) (A v)

Velti Kybig

beschreibt, wie es in den Klöstern hergehe, wohin er jährlich mit Wagen und Ross seinen Zehnten führen muss:

Darinnen sitzt er wie ein Fürst
mir wirt chum ztrincken so mich dürst
Denn so klag ich etwan min not
gradts wol mir wirt ein spendt brot
Wirt mir denn der Abt in kluppen

[1]) Grüschhengst: eigentlich ein bloss mit Kleie gemästeter Hengst, ein überzeitiger, der nichts mehr taugt und daher auch keine werthvollere Nahrung mehr bekommt.

so bitt ich jnn vmb ein suppen
So heisst er mir denn eine gen
jm louffend nach ein hund oder zween
Sunst vil louffend in der Kuchin vmm
ob ich den Koch schon ankumm
Er gibt mir schwader [1]) mit der kellen
offt hands dhund nit essen wellen
Nun gadt es mir also fürwar
vnd so ich wider heim far
Bim thorhüsslin luog ich zum fenster yn
jch gugget nie vergeben dryn
Ich fand mit langen zoepffen brueder
sungend heyters tags finstre lieder
Darzuo sungend dNolhart den Bass
den langen waeg man zuo der Mette sass
Vnd schluogend mit dem gugel [2]) dMensur [3])
sprachend denn zuo mir: Kumm pur
Loess den Ablass by der Schnatten [4])
vnd so sy gnuog gsungen hatten
Der schnatten ward allein Presentz
die sang in einr stund dry sequentz
Durchs thorhuss fuor ich für mich hein
denn sprach ich: Tüfel nimm hut vnd bein
Himmel schüss schwaebel, hartz, vnd baech
das ich nit Kloster noch münch mee saech
Das hellsch fhür zünd dhofrellig an [5])
drumb helff vnd radt yederman
Das man die Lotzhüser vssrüt [6])
es ist sünd was man dryn gibt
Sy schindend vns die grossen schaelck

---

1) Schwader: elende Brühe, besonders Spülwasser.
2) Gugel: Güggel, Gockel, Hahn.
3) Mensur: Takt.
4) Schnatten: eigentlich Einschnitt, hier wohl gleich volva, Bärmutter.
5) Hofrellig gleich Hofraitig?
6) Loths Hüser, wo Sodomiterei getrieben wird.

es waer zyt das mans ouch melck
Das inen die span adren krachtind
vnd sy nit also mit vns machtind
Wir gebend inen vnsren schweyss
allein on allen gotsgheyss
Kloester buwen hat Gott nit botten
waerind d'Münch all in oel versotten
Hey das ichs verbrennen soett
wüss gott wie ich inen fhüren wett
Denn ich red vff min Eyd
Kloester sind des Tüfels beste weyd
Vnd ee ichs noch ein jar well lyden
ee will ich wyb vnd kind myden
Der gwalt gibt den pfaffen gstand
den münchen ouch in stetten vnd land
Dass sy huoren by inen habind
vnd mit Milchzinss zum Bischoff trabind
Es treyt den Bischoffen vil nutz
das Bistumb, mit namen Fudutz
Nun sinn ein yetlich Christen man
wie moecht es immer wol ston
Wenn nun einer yetz vff die stund
zween hund vff ein andren fund
Er wurd sy von einandren tryben
vnd soelich huory lasst man blyben
Allein wir puren muessends ziehen
vmb vnd angen, darzuo bschuehen
Drumb ist yetz fürwar min radt
man thue darzuo, es wirt sunst zspaat
man tritt uns puren gar ins kadt (A 6 ff.)

Cleywe Hässig

meint, wenn Er der Herrgott wäre, würde er ob dem Treiben der Mönche und Nonnen, «des Teufels Fasel», sein selbst vergessen, den Himmel herabfallen lassen und mit Stühlen und Bänken

dreinschlagen. Das unverständliche Heulen der Pfaffen, «all ihr Gytzdienst Tag und Nacht», nütze weniger als der Gesang der Schwalben, aus dem man doch wenigstens entnehmen könne, ob Regenwetter am Himmel hange. .. (A 8, B)

Vyt Hack den tüfel

wünscht, man möchte Mönche und Nonnen kreuzigen, an den Galgen hängen, an Bäume schnüren, und «Hagel, Donder, Blitzg und Stral» möchte in die Klöster schlagen. Der Beichtvater in den Nonnenklöstern

All tag er sich voll trinckt
das er wie ein Elses baettler stinckt
Er ligt tag vnd nacht im luoder
wie ein voller Etsch bruoder (B iiij)

Dabei steigern sich die Ansprüche der Pfaffen immer mehr:

Soelt es waeren noch als lang
vnd lenger han ein fürgang
Es kaem darzuo das sy sich flissind
den arswüsch hieschinds so sy schissind (B v)

Aus diesen Gründen sind alle Bauern dafür, man solle Eigennutz mit der Beschwerde der Bauernschaft auf den Reichstag schicken. Dagegen aber erheben sich zwei Stimmen: Fridrych Hussman und der alte Vogt Erhart. Jener, der lange des Abtes Hofmeister gewesen und jetzt noch sein Saufkumpan ist, räth den Bauern, anstatt Alles, was sie haben, zu vertrinken, sollten sie anfangen sparen, so würde man bald ihnen zinsen müssen. Erhart erinnert, wie er vor einem Jahr den Bauern an der Hand des Wortes Gottes gerathen, sich ruhig zu verhalten, von ihnen aber von der Vogtei verstossen worden sei. Jetzt haben sie durch ihren Aufruhr alle Herren des Deutschen Landes gegen sich aufgehetzt, die ihrer viele zu Tod geschlagen.

Mit gemeiner Hand ergibt sich das Mehr, Eigennutz solle auf den Reichstag ziehen.

Zu Fridberg im Richtal klagt nun Pur Eigennutz über den geistlichen und den weltlichen Stand, wobei namentlich die Unerträglichkeit des Todfalls der Leibeigenen hervorgehoben wird (C ij). Ihm antwortet Junker Ludeman Pfeffersack, es sei eher am Adel, über die Bauern zu klagen, welche ihm die Schlösser verbrannt haben etc. (C iij). Daran seien, erwidert Eigennutz, nicht die Bauern Schuld, sondern hergelaufene Leute, wie der Küny Schnapphan u. A., mit denen wir Nichts gemein haben, worauf der Junker ihm treffend antwortet, nun dann mögen sich auch die Bauern bei ihren Beschwerden nicht an den Adel halten, sondern an seine Knechte, Hans Butz den Winkel, Rüdin Schütt den Bütel u. A. Als nun die Versammlung verstund, wie ungeschickt beide Parteien redeten, gab der Burgermeyster Salomon den Bauern auf ihre Klage die bekannte Antwort, als Christen schulden sie der Obrigkeit Gehorsam. Neu ist bei diesem Urtheilsspruch Nichts als die nackte Drohung mit den Strafgerichten Gottes im Alten Testament:

— wär ye vfruor anfieng
Der ward selber gstraafft von Gott
also gschach ouch der Chorischen rot
Chore wider Moysen facht
biss er sich selb in not bracht
Chore, Dathan, Abiron
muosstend läbendig in dhell gon
Denn das erdtrich thett sich vf
do ward verschluckt der Chorisch huf
Hettind sy sich wie ghorsam gschmuckt
sy hett das erdtrich nit verschluckt
Also gschach dem Absolon
der stalt nach sines vatters kron (!) etc. etc. (C.v)

Den Schluss macht die Prophezeiung:

So vil ich vom Gwallt verston
vnd ee der Gwalt werd abgon
werdend jr hut vnd haar lon (C 6)

Das Thema vom «Gwalt der Oberkeyt» führen weiter im gleichen Sinne aus Bernhart Erenuest und Ruodolff Fürsichtig, worauf der Burgermeyster Salomon auch dem Adel zuspricht, wie er nach dem Gotteswort mit seinen Unterthanen handeln solle. Nachdem ihn noch Ruodolff Fürsichtig unterstützt und «nach dem die Herren des grichts sich vnderredt habend, vnd beider parth handlung wol entscheyden, ward der Sententz geben vnd glesen von dem Stattschryber (Johann Schydman) wie nach volget», d. h.:

Das fürhin söll die Purschafft
an allen orten sässhafft
Sich halten gantz nach alter ordnung
vnd zinsen fry nach gwalts fordrung
Dessglychen wie der gwalt ansäch
sthür vnd Zähenden ouch gschäch
Vnd sich ouch by lyb hütind
vnd nit wider gwalt wütind (D 6)

Und damit endigt denn der erste Theil, die Antwort auf die Beschwerden der Bauern gegen den «weltlichen Stand», d. h. die weltliche Herrschaft. Man kann die Moral dieses ersten Theils mit Grüneisens Worten[1]) dahin zusammenfassen, dass der Obrigkeit unweigerlicher Gehorsam, den Unterthanen aber milde Zucht und weise Leitung gebühre.

Es sollte nun in gleicher Weise in einem zweiten Theil die Auseinandersetzung folgen zwischen der Bauerschaft und dem «geistlichen Stand». Anstatt dessen aber erhalten wir eine vom Zaun gerissene, maasslos giftige Polemik gegen Doctor Murner. Dieser nämlich wird — völlig sinnlos — als Vertreter der geistlichen Herrschaft eingeführt. Er redet denn auch in der That nicht etwa von den Beschwerden der Bauerschaft, sondern einzig von Eckstein's «Concilium», über das er sich auslässt wie folgt:

[1]) Niklaus Manuel p. 246.

Ein Esel hat in (vor) kurtzer zyt
ein büchlin gschissen das ist wyt
vsskummen, vnd kund yedermann
— — —
Im selben büchlin er begryfft
siben Doctor der heylgen gschrifft
Mit denen hat der Lutrisch keyb
ein fassnachtspil — —
er ist ein Kätzer — —
Ja er vnd all sins glychen
die von dem glouben abwychen (E)

Und so geht es weiter über den «Lutrischen Hippenbuob»[1]) und sein «Schyssbuoch» her — Alles in Anlehnung an Murner's Pamphlet, aus dem diese Ausdrücke (frei in Deutscher Uebersetzung) genommen sind. Eckstein geht auf die Bezeichnung «Esel» ein und antwortet nun Murner unter der Maske von «Balaams Esel»[2]):

Murnar diewyl du vff mich sitzst
wirt dir denn din beyn zerknist
Wie ouch gschach dem Balaam
der sin gschäfft wie du zhanden nam
Du bist ouch zwüschend dmuren gfürt

---

[1]) Hippenbuob: Hüppenbub, Wegglibub, herumfahrender Bengel, Halünggli (Grimm W. B. IV, II, p. 1553).

[2]) Grüneisen hat in seinem Niklaus Manuel S. 246 und F. Zarncke in seiner Ausgabe von Brand's Narrenschiff pag. CXLI in diesen Worten eine Anspielung finden wollen auf das von Mathis Wurm von Geydertheym im Jahr 1522 publizirte und dreimal nachgedruckte Buch «Balaams — eselin». Allein schon Gödecke (Pamphilus Gengenbach S. 676, Note 26) hat darauf hingewiesen, dass Wurm's Buch nur aus einer Reihe von Bibelstellen bestehe und weder von Murner noch von sieben Doctoren rede. Ebenso hat er unter Hinweisung auf das von Röhrich verfasste Lebensbild von Wurm (Röhrich's Mittheilungen, Strassburg 1855, III, 8 und Jung: Reform. Geschichte I, 231) gezeigt, dass auch auf die übrigen Schriften von Wurm diese Stelle von Utz Eckstein nicht passe. (Mittheilung von Herrn Dr. Th. v. Liebenau.)

ein mur dir din beyn anrürt
Die ist gwüss buwen von dem gsteyn
dauon keiner kumpt on gletzt heyn
Vnd du wirst ee zuo stucken gon
ee dich der Engel werd für lon
Du hast yetz mengen sturm ghalten
dmur die blybt noch vnzerspalten
Du bist jr vil zuo schwach in dharr
darumb heystu ouch der Muurnar (!)
Riss Eck vnd du thuond nit wyter
denn wie ein fuler holtzschyter
Der allein die wecken steckt
schlacht nit daruf, das holtz nit kleckt (E ij)

— — — —

Nempst mich ein wild thier on vernunfft [1])

— — — —

Wie darffstu mich ein dieb schelten?
ich sol dem Wingersheym [2]) nüt gelten
Ouch schilltst du mich Appostatam [3])
min läbtag ich nye gen Trier kam [4])
Ich lüff nye vss keiner Prouintz
vnnd bzalt nie mit louffenburger müntz

[1]) Impudens bestia, schon im Titel der Responsio, s. p. 145.

[2]) Der Franziskaner Hans Wingersheim war der Hauptkläger gegen Murner vor dem Kapitel in Strassburg, das Murner wegen liederlichen Haushaltens als Guardian entsetzte. Er behauptete, Murner habe Klostergut unterschlagen, und prahlte, er wolle ihn mit dem Dolche durchbohren und sein Blut trinken (Mittheilung von Herrn Dr. Th. v. Liebenau).

[3]) Als Murner 1499 im Winter die Universität Krakau bezog, legte er die Kutte ab, um das Baccalaureat erhalten zu können, da nach den Statuten dieser Universität Ordensbrüder keine akademischen Grade erhalten konnten. Nach den Satzungen des Ordens aber galt das Ablegen der Kutte als Apostasie (Mittheilung von Herrn Dr. Th. v. Liebenau).

[4]) Bei seinem unstäten Wanderleben war Murner vorübergehend auch in Trier gewesen, von wo er aber, wie aus Freiburg, wegen seiner groben und anzüglichen Predigten hatte entweichen müssen.

Du hast mich sunst vast übel gschent
ich darff aber gen Strassburg in din Conuent (E ij)
Wie dorfftest nun so kün sin
dass du kätzretist min büchlin?
Du hast ein grosses gschrey gfůrt
aber nie kein spruch angerürt
Bist du nun so hoch geleert
vnd hast nie keinen vmbkeert
Bist Doctor trium Lectionum [1])
biss frisch, keer mir nun ein vmb
So wil ich dich fur ein Helden han (E iij)

Der Weybel Rychart aber wendet sich folgendermassen an die beiden Gegner:

Esel, das ist die gröst sünd
die ich in dinem Buoch find
Dass die Doctores nennst allsamen
deren man kennt person vnd namen [2])
Ouch hast selbs das Concili bsetzt
vnerkannt Puren an Doctor ghetzt

Sonst entspreche das Büchlein der Wahrheit und der göttlichen Schrift:

on eins, das selb die Münch antrifft
Die hast du vast übel gscholten
Murnar hat dirs widergolten
— — — (E iij)
Nun loss mir ouch min Murneere
zürns nit das ich dich nit grad heere
Ein respons schrybst du in latin

---

[1]) Murner hatte zu Freiburg als Doktor der Theologie und zu Basel (1519) als Doktor beider Rechte promovirt. Vgl. Dr. Th. von Liebenau «Thomas Murner in Basel» im Basler Jahrbuch I, 1879.

[2]) Hienach scheint doch auch in dem Doctor Gryff und Doctor Stroubutz eine uns nicht mehr verständliche Anspielung auf bestimmte Personen zu liegen.

die wär vil besser tütsch gsin
So hett der gmein man ouch erkennt
wie du doch habist den Esel gschendt
Diewyl du aber das nit hast gthon
so mag mencklich wol verston
Dass du schrybst allein den pfaffen. (E 4)

Dann kommt der Waibel auf Murners «Gsell» Eck, oder wie er ihn immer nennt, Riss Eck, den ungeschlachten Riesen Eck, zu sprechen: Weil er die Schlacht zu Leipzig verloren und nicht einen Sachsen überwunden habe, so wolle er jetzt an einen Eydgnossen wachsen: aber er thäte besser, im Schwabenland zu bleiben und dort seinem Gegner zu widerstehen:

Er thuot nit mee denn das er schrybt
sich selbs wie ein Eychorn trybt
Sölt er gen Zürich, es wär jm zwyt
denn Bärmuoter jnn übel schnyt
Darzuo ist jm der Zürich wyn zruch
er fürcht er überkäm Grimmen im buch
Din vnd sin schryben eben nützt
als der ein Schloss mit knechten bsitz[t]
Die allein im rodel gschriben sind
den Ars an viertzig wüscht ein Find (E 4)

— — —

Hör du Murnar fürhin daacken[1])
gang (wilt gern) reych bücher z Kraacken[2])
Du bist wol vormals mee da gsin
ich meyn, dir schmöck hie vssen der wyn? (F)

[1]) Daaken: unser taaggen, in nassem Stoff herumkneten, also unnützes, sinnloses Geschwätz treiben.

[2]) Murner hatte 1490—1495 in Krakau studirt und bei seinem Abgang von der Universität das Zeugniss erhalten, dass er kein Zauberer sei. Dr. Th. von Liebenau a. a. O.

Das einzig Greifbare an diesem sinnlosen Geschwätz ist die Zeitbestimmung:

> Es ist nun yetz das sibend jar
> dass din gsell Riss Eck zuo Lypsig war. (E 4)

Bekanntlich fand die Disputation zu Leipzig im Juni und Julj 1519 statt.

Nachdem noch Salomon und Bernhart Erenuest gesprochen, macht der Herold den «Beschluss der Pricht zwüschend Geistlichen, Weltlichen vnd Puren». Letztere werden erinnert:

> Diewyl Gott das vorig jar
> üch gwarnet hat, das ist nun klar
> Darby jr mögend wol verston
> werdend jr nit von sünden lon
> Allweg für vnd für sünden
> er wirt üch warlich aber(mals) finden. (F iij)

Aber auch die Herrschaft überhebe sich nicht des Sieges; denn Gott allein habe die Bauern gestraft, und schon oft sei es geschehen, dass das Volk um der Sünden des Königs willen gestraft wurde — Alles mit Mehrerem, unter neuen Schmähungen Murners:

> Din responss ist nun schyssen vnd dräck
> jch gloub das ein Apotecker in dir stäck (F 6)

und mit allerhand eckelhaften Gleichnissen und wüsten Zoten. Das muss denn wohl dem Pur Eygennutz imponiren; denn er will nunmehr heimkehren und der Gemeinde rathen, fürhin nicht mehr zu tagen, sondern sich zu halten wie vor Alters. (F 7)

«Als Pur Eygennutz heym kam, versamlet er die. XIII. Richter der gantzen Gemeynd», und erzählt, wie man ihn belehrt habe, man solle der Obrigkeit gehorchen:

> Wölt Gott jr wärind selb da gsin
> jr wärind der meynung wie ich bin.

Diese Meinung aber gipfelt in folgender Ermahnung:

Darumb sind bůtten lieben Meyer
zinsend fürhin hüner vnd Eyer
Wyn, korn, vnd was man hövsch
wagend recht kappen vnd fleiysch
Biss Gott der Herr selb kumpt
vogel vnd näst hinwäg rumpt
Der selb mag vns wol erlösen
man mag vns dennocht dseel nit krösen[1])
Darumb sorgend der seel heyl
wir sind nun dest minder geyl
So man vns im zoum bhalt
drumb eerend nun fürhin den gwallt
Allein drumb das Paulus spricht
der widerstand empfacht das gricht
Drumb lassend vns gwallt nit widerston
es wirt vns vil dester bass gon
Gott wöll die sinen nit verlon.

« Also sprachend sy all, was du vns heist, wöllend wir thuon. Gott wölle vns vnnd der Herrschafft gnad vnd frid geben das wir einhelligklich miteinanderen läbind, hie vnnd dört in ewiger säligkeyt AMEN ». (F 8)

V.

Ecken und Faber's Badenfahrt.

Je näher die Badener Disputation heranrückte, desto geschäftiger ward Murner, der sich nun einmal zum Verfechter des alten Glaubens für die Schweiz aufgeworfen hatte. Im Frühjahr 1526, und offenbar noch ehe ihm Eckstein's « Rychstag »

---

[1]) Krösen: bei Deutschen Autoren gleich rösten, braten, mit spezieller Anwendung auf das höllische Feuer, Schweizerisch aber zermalmen, zerknisten.

zu Gesicht gekommen, liess er jener ersten eine zweite Sammlung von Gelegenheits- und Streitschriften folgen, die, wie jene lateinisch abgefasst, auch denselben Zwecken dient [1]. Murner beabsichtigte nämlich unverkennbar mit diesen zusammengehörigen Publikationen ein Dreifaches: die wichtigsten Dokumente zur Schweizerischen Reformationsgeschichte zur öffentlichen Kenntniss zu bringen — die Irrlehren der Reformation zu widerlegen — und endlich mit seinen Gegnern persönlich abzurechnen. Diesmal war es auf Zwingli, den er schon auf dem Titel « Apostaten und Häresiarchen » nennt, und auf Sebastian Hofmeister abgesehen. Sodann stellt Murner, wie er sagt in Widerlegung der von den Reformirten zu Ilanz aufgestellten Thesen, seinerseits vierzig Schlusssätze und weitere zwölf Thesen über das Messopfer für die Badener Disputation auf, die er gegen Zwingli

---

[1] Die Publikation scheint von grosser Seltenheit zu sein. Ein Exemplar findet sich auf der Stadtbibliothek Zürich. Als Titel dient die Angabe der einzelnen Stücke, die die Broschüre enthält. Es sind dies folgende:

1. Ein Abdruck der im Oktober 1525 von Erasmus veröffentlichten Erklärung über das Abendmahl, die ganz im Sinne der Kirchenlehre gehalten war.
2. Ein Abdruck des Breve des Papstes Clemens VII. vom 11. Dezember 1525 an die Zürcher (Thuregios), in welchem er sie zur Rückkehr in den Schooss der Römischen Kirche auffordert (Egli Aktensammlung, zur Geschichte der Zürcher Reformation Nr. 882; Deutsch bei Mörikofer, Zwingli II, p. 12).
3. Eine Widerlegung der Schrift «Nachhut von dem Nachtmahl oder der Danksagung Christi, durch Huldrychen Zwinglin in Latin beschriben vnd durch Georgen Binder vertütschet», welche den «letzten Tag Novembris» 1525 die Presse verlassen hatte.
4. Eine Replik auf Sebastian Hofmeister's Veröffentlichung der Ilanzer Disputation (deren Vorrede vom 22. Januar 1526 datirt ist). — Von diesem vierten Stück hatte schon M. Kirchhofer in seinem «Sebastian Wagner, genannt Hofmeister», 1808, pag. 75, Anm. 92, Nachricht gegeben.

Am Schluss ist nur gesagt: Impressum in inclita. Lucernã Heluetiorum Christiana ciuitate.

vertheidigen wollte. Denn Murner hatte neben Eck, oder wohl eher an Stelle desselben, sich selbst auf dem Badener Religionsgespräch die Hauptrolle zugedacht. Zum Schlusse freilich bemerkt er, man vernehme, Zwingli werde sich nicht zur Disputation einfinden (« mihi — nuntiatur — — apostate fuga et tergiuersatio — — Ergo fugato hoste perfidissimo, hic libelli finis esto ».) Vollständig zutreffend hat Schiffmann, der zum ersten Mal diese Publikation Murner's an's Licht gezogen [1]), festgestellt, dass die Abfassung derselben zwischen den 20. März und den 21. April 1526 fallen muss. Denn auf der Luzerner Tagsatzung vom 20. März ff. wurde Baden für die Abhaltung der Disputation bestimmt (vgl. p. 116) und unterm 21. April gab Zwingli seine Zuschrift an die Eidgenossen heraus (vgl. p. 117), in der er seinen Entschluss aussprach, nicht nach Baden zu kommen — eine Neuigkeit, die Murner nach seinem Ausdruck « mihi nuntiatur » nicht aus Zwingli's Schrift, sondern nur gerüchtweise erfahren hatte. In dieser Schrift lässt Murner seinen Ingrimm gegen Zwingli und die Zürcher freien Lauf. Alles zieht er in's Persönliche und kommt dabei nach seiner Art auf hunderterlei abliegende Dinge zu sprechen [2]).

Um die gleiche Zeit wandte sich Murner zunächst in eigener Sache auch an « gemeiner eidtgnossen botten vff dem Tag zuo Einsidlen in dem Jar des Herren 1526 vnnd vff der helgen zwelffbotten tag philippi vnnd Jacobi (1. Mai) versamlet vnnd (um) da mit zuo verstan das ein schmachbuoch onnamen des dichters vnnd druckers ist vssgangen, darin siben Christenlicher Doctores vff das hochst (sic)

---

[1]) Geschichtsfreund der V Orte, Bd. XXVII, p. 237 ff. Daselbst ist der Titel der Schrift bibliographisch genau angegeben.

[2]) So höhnt er die Zürcher Disputation aus, die vor Badern, Köchen und Handwerksleuten gehalten worden sei. — Zwingli's Freund, Dr. Engelhard, heisst « Priareus (sic) tricorpor », « doctor tricorporalis », « aliquando iuris doctor, nunc theolongie balneator »; vgl. auch Murner's Kirchendieb- und Ketzer-Kalender « Engelhart, doctor, der dry lib Christi in der heiligen geschrifft erfunden hat ».

gelestert worden sindt, vssgerieфt als ob sy die Christen in abgottery vonn gott abwandten, ein falschen glouben lerneten, mit fil anderm zuolegen, biechlins, vnnd noch eins so Sebastianus Hoffmeister gemachet hatt vnnd in Druck hat lassen vssgan, dorin wir für grose gotsdieb vnnd fil andre mere vssgerieфt werden, dorinn sy wol zuo verston gebenn, wie sy nach vnnserm bluot dürstet vnnd vnuerschuldet vmm vnnser lib vnnd lebenn vnnd ouch alle eren gern brechten». Inzwischen sei von den Eidgenossen eine Disputation nach Baden angesetzt worden, Zwingli aber habe in einem gedruckten Büchlein ausgehen lassen, warum er derselben nicht wolle oder dürfe beiwohnen. Dann fährt Murner fort: «So aber die obgenanten Doctores hoch von Inen vnuerdiennt vnnd erstlich gelezett, noch nit Im landt sint vnnd ich vss der geletzten zal bin, wil mirs gebüren für sey vnnd mich dess biechlins zuo antwurtten, doch mit vorbehaltung das min antwurt, wo sy den obgenanten doctores nit gefellig were, Inen on nachteyl sey, vnnd mir allein soll zuogemessen werden».

In sehr geschickter Weise werden Eckstein's «Concilium», die Badener Disputation und Zwingli's Weigerung, auf letzterer zu erscheinen, zu einer fortlaufenden Anklage gegen den Häresiarchen, den Verfälscher des Glaubens und Verführer des Volkes in Zürich verknüpft. Murner schliesst mit der angelegentlichen Bitte an die XII Orte, sie möchten doch wegen Zwingli's Ausbleiben nicht etwa die Badener Disputation abstellen, sondern sie vielmehr abhalten lassen, «damit die Eidgenossenschaft wieder zur Einigkeit gelange» [1].

Zwar erwähnt der Abschied der Einsiedler Tagsatzung vom 2. Mai ff. die Ueberreichung dieser Zuschrift nicht, und es fällt auf, dass bei den Akten der Badener Disputation im Luzerner Staatsarchiv nur eine Copie liegt, bei der der Schlusssatz und das Datum fehlen; doch spricht nicht nur die Stelle, an der

[1]) Aus dem Manuskript im Luzerner Staatsarchiv uns gef. mitgetheilt von Herrn Dr. Th. von Liebenau.

das Schriftstück sich aufbewahrt findet, für dessen Zugehörigkeit zu den Tagsatzungsakten (wie denn auch der Herausgeber der Eidg. Abschiede IV, 1, A. p. 885, 4 es denselben einreiht); sondern der Zürcher Chronist Stumpf berichtet ausdrücklich, das Schreiben sei « mit besonderem Jubel der Fünff orten gelesen », Zwingli's Gegenschrift aber verboten worden [1]). Diese günstige Aufnahme veranlasste denn auch wohl die Drucklegung des Schriftstückes in etwas überarbeiteter Form und unter dem Titel: « Ein brieff den Strengen, eren notfesten Fursuchtigen Ersamen wysen der xij örter einer löblichen eydtgnoschafft gesandten botten. Thoma Murner der heiligen gschrifften vnd beider rechten Doctor barfüsserorden, vff dem tag zuo Einsidlen. In dem iar Christi vnsers herren M.D.xxvi vff Philippi vnd Jacobi gehalten, wider die lesterlich flucht, vnd dz verzwifflet abschreiben Vlrich Zwinglins, worum er vff der Disputation zuo Baden von den xij örteren erseczet nit wil erschinen, so er doch frey geleit hat dar vnd dannen zuo reiten ». — Am Schluss: « Gegeben in Luzern, am Vorabend vor Philipp und Jakob 1526 » [2]).

Murner hatte sich den Eidgenossen schriftlich und mündlich anerboten, mit Zwingli zu disputiren [3]). Darum hatte er denn auch (offenbar auf eigene Hand) die erwähnten, gegen Zwingli gerichteten « Articuli et conclusiones quadraginta in Baden disputande » drucken lassen, verlas sie, als Faber seine Thesen gegen Zwingli vortrug, gleichzeitig (wahrscheinlich am 14. Mai

---

[1]) Chronicon manuscr. Stadtbibl. Zürich Msc. A. 2, pag. 336 (Nachweisung von Herrn Dr. Th. von Liebenau).

[2]) Die Mittheilung dieser in Zürich nicht vorhandenen, im Archiv für Schweizerische Reformationsgeschichte III, 23 nicht genau angegebenen Schrift verdanken wir Herrn Dr. Th. von Liebenau.

[3]) Die Vorrede zu den Akten der Badener Disputation sagt: « In mittler zyt hat sich zuotragen, dass die dry hochgelerten doctores, mit namen herr Johann von Egk, ordinarius und vicecancellarius der universitet zuo Ingolstatt in Peyern, herr Johann Faber, fürstlicher Durchlüchtigkeit von Oesterrich etc., unsers gnedigsten Herren hofrat, und herr Thomas Murner,

1526) [1]) öffentlich in der Kirche zu Baden und übergab sie dann den Boten der Eidgenossen [2]). Darum schlug er denn auch, als Dr. Eck am Pfingstabend, 19. Mai, seine Thesen gegen Zwingli an der Kirche und am Rathhaus zu Baden anschlug, am selben Tage ebenfalls zwei Thesen gegen Zwingli an der Kirche zu Baden an [3]). Aber nicht über seine, sondern über Eck's Thesen wurde die Disputation abgehalten und Murner zur aktiven Betheiligung an derselben gar nicht zugelassen [4]). Dafür hielt er sich denn schadlos, indem er nach Beendigung des Gespräches, und nachdem Dr. Faber das Schlusswort gesprochen, mit Bewilligung des Präsidenten noch das Wort ergriff. Nach weitläufigem Eingang verlas er nochmals seine vierzig Gegenthesen gegen Zwingli's Irrthümer, die er bei Eröffnung des Gespräches «an die Kirchthüre zu Baden geschlagen» hatte, um darüber mit jenem zu disputiren. Feige aber sei der Beklagte ausgeblieben. So rufe er ihn denn nun vierzigmal als ehrlos aus [5]).

Dieses Auftreten Murner's gegen Zwingli erregte in Zürich um so grössere Erbitterung, als die «Ratsboten von Stett und Landen gemeiner unser Eidgnoschaft, uf der Disputation zuo Baden in Ergöw versamlet» gleich den folgenden Tag, 9. Juni, an den Rath von Zürich ein Schreiben richteten, worin sie sich auf's Bitterste über Zwingli's Ausbleiben von der Disputation und seine Schmähungen der Eidgenossen beklagten, also mehr oder minder Murner's Vorgehen offiziell sanktionirten [6]). Der

---

der zit lesmeister zuo Lucern, sich onerfordert sonder guotwillig schriftlich und mündlich gegen uns erbotten haben, diewil Zwingli in siner gschrift manigfaltig irrung infüer — — sölichs mit disputation gegen gemeltem Zwingli mit der hilf Gottes usfüeren und erhalten». Abschiede IV, 1, A, p. 924.

[1]) Montag nach der Auffahrt.

[2]) Abschiede IV, 1, A, p. 891.

[3]) Abschiede IV, 1, A, p. 926 f.

[4]) Abschiede IV, 1, A, p. 928.

[5]) Abschiede IV, 1, A, p. 935.

[6]) Schreiben vom Samstag vor S. Onuphrius 1526. Abschiede IV, 1, A, p. 913—915. Zwingli's Werke II, 2, p. 500—502.

Rath von Zürich trug nicht nur seinen Boten auf die Jahrrechnung zu Baden auf, bei diesen gegen das Gebahren Murner's, des ehrlosen, fremden Mönches, der aus vergiftetem Herzen Zürich verleumde, zu protestiren[1]); sondern sowohl Zwingli als auch der Rath antworteten auf diese Auslassung der XII Orte: — Zwingli in seinem Schreiben «an der eidgenossen boten zuo Baden versamlet» vom 14. Juni, das auch in alle Orte geschickt werden sollte[2]), der Rath in seinem Zirkularschreiben an die reformirten Orte vom 16. Juni[3]). In beiden Schriftstücken wird den Eidgenossen ein besonderer Vorwurf daraus gemacht, dass sie Murner in seinem aufreizenden Treiben ruhig gewähren lassen. Natürlich blieb dieser seinerseits die Antwort nicht schuldig. In seiner «Antwurt uf die Anklag eines Ersammen Wysen Radtes der Stadt Zürich gemeinen Eidgnossen über Ihn gethan»[4]) verwahrt er sich höchlich, dass er jemals daran gedacht habe, Zürich zu verunglimpfen[5]). Allerdings hätte er Ursache, gegen den Rath zu Zürich Klage zu erheben; denn dieser habe ge-

---

1) Hottinger, Fortsetzung von J. v. Müllers Schweizergeschichte VII, p. 94 f. Weder in dem Abschied dieser Jahrrechnung (vom 11. Juni ff.), Abschiede IV, 1, A, p. 943 ff., noch in demjenigen der Badener Tagsatzung vom 25. Juni ff., Abschiede IV, 1, A, p. 951 ff., wird dieses Protestes gedacht. Auch enthalten die von Strickler und Egli veröffentlichten Akten Nichts darauf Bezügliches.

2) Abschiede IV, 1, A, p. 915—918. Zwingli's Werke II, 2, p. 502—507.

3) Abschiede IV, 1, A, p. 919 f. Vgl. Zwingli's Werke II, 2, p. 508 f. Die zur Antragstellung hierüber beauftragte Kommission s. Egli Nr. 992.

4) Nach Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte III, Nr. 328 wäre Murner's «Antwurt» separat erschienen, «ohne Angabe des Druckortes und Datums». Dieser Druck ist sonst unbekannt. Ist es vielleicht ein Ausschnitt aus Murner's «vuorhafftigs verantvurten», in welchem die Zuschrift abgedruckt ist?

5) Dorume sol es weit von mir sein bezüg ich mich Mariam die iungkfraw, ein ersamen weisen radt, oder sunst iemans andere burger, einwoner beywoner, der loblichen stat von Zürich, in dissem meinem antwurten zuo dratzen, reitzen, oder ire würden wie das doch möcht geschehen, mit list oder angestrichener farben zuo verduncklen, oder verkleinen, alss mir got helff vnd die heiligen gots euangelien.

stattet, dass in Zürich jenes Schmachbüchlein gegen Murner und andere christliche Doctoren gedruckt und überall hin verbreitet werde. Allein er wolle die Sache Zwingli's von der des Zürcherischen Rathes getrennt wissen; u. s. f. Dabei beruft er sich auch auf die Verdienste der Franziskaner um Zürich: «vnser fridsams, vnderthenigs bywonen von dryhundert iaren hare, in vwer gnaden stat. Ich geschweig der xviij iar so wir in vweren widerwertigkeiten mit vch erlitten, in welchen kein kirchgang was, dan in vnserem kloster». Was Alles freilich die Bevogtigung und nachherige Vertreibung von «vns armen barfuossen» nicht hinderte.

Hiemit noch nicht zufrieden, veröffentlichte Murner alsbald noch eine neue Streitschrift gegen Zwingli: «Ein vuorhafftigs verantvurten der hochgelorten (sic) doctores vnd herren, die zuo Baden vff der disputation gewesen sint vor den. XII. orten einer loblichen eidtgnoschafft wider das schentlich, erstuncken, vnd erlogen anklagen Vlrich Zwinglyns, das der fierzigmal erloss diebsch bösswicht vff die frummen herren geredt hat vnd in den druck hat lassen kummen. Von doctor Thoma. Murner gemacht, ob der Zwingly lästig wurde das er im das überig ouch hinvss gebe noch (sic) dem rechten winckelmess», ohne Angabe des Druckortes und des Datums, nachweisbar aber[1]) um Mitte Juli 1526 entstanden. Diese Schmähschrift überbot Alles, was Murner bis dahin an gemeinen Ausfällen gegen Zwingli geleistet. Indem sie in äusserst geschickter Weise Alles zusammenfasst, was sich katholischerseits gegen Zwingli vorbringen liess, enthält sie zugleich eine beiläufige Widerlegung der Vorwürfe, welche in Eckstein's «Concilium» und «Reichstag» Murner gemacht worden waren. Jene angebliche Predigt, die er am Charfreitag zu Freiburg im Breisgau sollte gehalten haben[2]), sei eine gemeine Lüge;

---

[1]) Dr. Th. v. Liebenau in seiner handschriftlichen Biographie Murner's.

[2]) «Das die Schwaben über Christum hinder einem berg gestanden die hinderhuot gehalten hant, wo Christus vnser herre den Juden entrunnen were, woltent in die Schwaben gefangen und gehenckt haben»; mit Bezug auf die Stelle im «Concilium» (E); vgl. oben p. 131.

nur wer Zwingli's Eigenschaften besässe, könnte an einem solchen Tage so predigen. Dass er ferner nirgends mit Ehren fortgekommen sei [1]), sei gleichfalls unwahr; nur in «Monteschleschkun» (Montefiascone) sei das begegnet, «do gab ich kein letz und scheiss in's bet». Uebrigens hält Murner Zwingli für den wirklichen Verfasser der Ecksteinischen Schmähbüchlein; und wenn er pathetisch ausruft: «Ehrlos sei, wer schlechte Schriften, Drucksachen, Bilder, Schmachbüchlein anonym oder pseudonym verbreite, selbst wenn es unter dem Vorwand der Verbreitung des Glaubens geschehe», so zielt auch dies eben auf Zwingli als wirklichen Verfasser der zuerst anonym, dann unter Eckstein's Namen publizirten Schriften. Die Aeusserung in der Vorrede: «Mit einem ‚Erzschelm' wie Zwingli müsse man aber wie mit einem Schelmen reden, da derselbe (der dieb) ‚mit verborgnen Schmachbiechlein on namen' die frommen biderben mannen uod gewilligen Diener einer frommen loblichen Eidgenossenschaft hinterrücks angegriffen habe», geht offenbar gleichfalls auf Zwingli als angenommenen Verfasser des «Concilium». — Murner schliesst mit der Bemerkung: züchtig reden nütze nichts in diesem Streite; rede man aber, wie man mit Schelmen reden müsse, so gehe es einem wie jenem, «der mit dem Dreck kämpffen sollte und sprach: Ich gewin oder verlüre, so wurdt ich doch beschissen». Vermuthlich war es eben diese Erwägung, welche die Zürcher veranlasste, für einmal Murner nicht mehr zu antworten.

Gegen Eck setzte Zwingli die Polemik noch während der Badener Disputation fort, indem er «DIe erst kurtze antwurt über Eggen siben schlussreden» mit einer vom 21. Mai datirten «Epistel an die Ratsboten der XII Orte» [2]) und «DIe ander antwurt, über etlich vnwarhaft, vnchristenlich antwurtten, die Egg vff der disputation zuo Baden ggeben hat, Mit einer vorred an

[1]) Anspielung auf die Stelle im «Rychstag» (E ij); vgl. oben p. 159.
[2]) Zwingli's Werke II, 2, p. 484—491.

ein lobliche Eydgnoschaft», datirt vom 3. Juni[1], veröffentlichte. Damit hatte denn, da Egg nicht mehr antwortete, die Controverse zwischen ihm und Zwingli ein Ende.

Länger dagegen zog sich der Streit mit **Faber** hinaus. Dieser hatte zunächst noch zu antworten auf «Die ander geschrifft Zwinglins an doctor Johannsen Faber» vom 15. Mai[2], in welcher Zwingli sich von seinem Hass gegen Faber nicht nur zu fortgesetzten persönlichen Schmähungen des Gegners, sondern auch zu anderweitigen albernen Ausfällen hatte hinreissen lassen[3]. Sodann hatte der Zürcher Rath an die Boten der

---

[1] Zwingli's Werke II. 2. p. 481—486.

[2] Zwingli's Werke II. 2. p. 467—484. Vgl. oben p. 11[illegible].

[3] «Weisst du nimme, dass Zürich zwo myl näher Costentz ligt weder Baden? Du hasts one zwyfel vergessen, diewyl du in Einsidlen und by den Moscoviten bist gewesen» (Zwingli's Werke II. 2. p. 47[illegible]).

Faber hatte in seiner gegen die erste Zürcher Disputation und die Herausgabe ihrer Akten durch Hegenwald gerichteten Schrift («Ain warlich underrichtung wie es zu Zürich auf den Neunundzwentzigsten tag des monats Januarii nechstverschinen ergangen sey» ohne Angabe des Druckortes und Jahres) von dem Thrakischen Gebirge Rhodope in einem Zusammenhang gesprochen, dass die Vermuthung nahe lag, er verstehe darunter eine Insel oder ein Land. Das «[illegible]», an welchem Zwingli wenigstens indirekt betheiligt war, hat gleich (1523) über diese Stelle her; auf sie spielt Manuel in seinem Fastnachtspiel «vom Papst und seiner Priesterschaft» (1524), Vers 2[illegible] bei Bächtold p. [illegible], woselbst die Stelle abgedruckt ist, an. Hier greift sie Zwingli wieder auf; und endlich kehrt sie auch in Eckstein's «Rollenmarkt» Strophe [illegible], wieder.

Der Spott auf die Abwesenheit Fabers bei den Moskowitern, der ebenfalls in Eckstein's «Rollenmarkt» Strophe [illegible] wiederholt ist, hat keine andere Unterlage, als eine Schrift Fabers über die Russische Griechische Religion. [illegible]

[illegible]

XII Orte zu Baden eine Beschwerdeschrift gegen Faber gerichtet, in der ihm u. A. vorgeworfen wurde, er habe die Badener Disputation mit Geld zuwege gebracht. Den 20. Mai erhielt Faber dieses Aktenstück, und schon den 21. Mai hatte er seine Vertheidigung an den Zürcher Rath[1]) den eidgenössischen Boten übergeben, welche dieselbe noch am gleichen Tage an die Zürcher übermittelten[2]). Faber befleisst sich in dieser Zuschrift einer auffallend höflichen Sprache, und es ist ihm offenbar Alles daran gelegen, sich mit den Zürchern zu verständigen. Trotz aller Schmähungen, die von Zürich aus schon gegen ihn ergangen waren, erachtete er diese Provinz noch nicht verloren für das Bisthum Konstanz, auf dessen Stuhl er die Anwartschaft hatte[3]). Es war ja nicht undenkbar, dass Zürich sich wieder an seine katholischen Mitstände anschloss, wenn es nur gelang, seine Sache von derjenigen Zwingli's zu trennen. Zu diesem Ende mochte Faber denn auch dienlich und nöthig halten, die Schriften der Reformatoren und die reformirten Uebersetzungen des Neuen Testamentes (d. h. die Lutherische, und deren Basler Nachdruck, sowie die Zürcherische) verbrennen zu lassen[4]). Das war nun freilich eine von vornherein unmögliche und unglückliche Zumuthung, welche zurückzuweisen Zwingli nicht schwer fiel. Es geschah dies durch «EIn kurtze gschrift Huldrych Zuinglis an gemein Christen, vorus in einer loblichen Eydgnoschafft, warnende vor dem vnchristlichen

---

[1]) Strickler, Aktensammlung zur Schweizerischen Reformationsgeschichte I, Nr. 1439, p. 468—470. — Inhaltlich in Zwingli's Werken II, 2 p. 499 f.

[2]) Abschiede IV, 1, A, p. 908, Nr. 21.

[3]) Vgl. Zwingli's Werke II, 2, p. 470.

[4]) An der Thatsache dieser Verfügung ist nach Zwingli's Gegenschrift nicht zu zweifeln. Das bischöfliche Ausschreiben Faber's aber ist uns nicht zu Gesicht gekommen. Vermuthlich bezieht es sich auf einen Erlass des Erzherzogs Ferdinand nach der vom päpstlichen Legaten einberufenen und geleiteten Versammlung der süddeutschen katholischen Fürsten und Bischöfe zu Regensburg im Juli 1524 (vgl. M. Maurenbrecher in der Allg. Deutschen Biographie VI, p. 634). Und gerade damals ja trat ihm Faber näher.

fürnemen Fabers, der nit allein die nüwlich gedruckten bücher etlicher gleerten sunder ouch dz nüw testament ze brennen sich vndernimpt»[1]). Die vom letzten Brachmonat datirte Schrift giebt nicht nur eine bündige Widerlegung der Behauptungen Faber's, sondern auch ein bemerkenswerthes Zeugniss, wie hoch Zwingli Luther's Bibelübersetzung schätzte, obwohl damals die Spannung zwischen beiden Reformatoren bereits eingetreten war[2]).

Eine weitere Publikation Faber's veranlassten die von dem Berner Thomas von Hofen in Strassburg zum Druck gebrachten summarischen Disputations-Akten[3]) und die Konfiskation dieser Schrift zu Baden[4]): die «Neuwe zeitung vnd heimliche wunderbarliche offenbarung etlicher sachen vnd handlungen, so sich vff dem tag der zuo Baden in Ergöw vor den Sandtbotten der Zwölff örter der loblichen Eydgnosschafft, vff den Sechssundzweintzigsten tag des Brachmonats. Im jar Tausent Fünffhundert vnd XXVI. gehalten worden, zuogetragen und begeben hat»[5]). Die Widmung an Bürgermeister und Rath zu Freiburg im Breisgau, welche vom 29. Brachmonat datirt ist, erzählt zunächst den Hergang der Disputation (welche «uf den xvi. tag Maij nechstuerschinen angesehen» war) des unbefugten Druckes ihrer Akten und der Arretirung ihrer Boten[6]). Sodann folgen die dem Boten

[1]) Zwingli's Werke II, 2, p. 509—513.

[2]) Vgl. Mörikofer, Zwingli II, p. 40.

[3]) Warhaftige Handlung der Disputation in obern Baden des D. Hanss Fabri, Jo. Ecken vnnd irs gewaltigen Anhangs gegen Joan. Ecolampadio vnd den Dienern des Worts. angefangen auff den 19. tag Mai An. 1526. Zwingly antwurt auff Ecken daselbst ingeleyt schlussreden. (Haller III, Nr. 266).

[4]) Vgl. darüber den Brief des Thomas von Hofen an Lienhard Tremp und an Zwingli, Zwingli's Werke VII, p. 524, sowie die Erläuterungen der Herausgeber zu Zwingli's Werken II, 2, p. 514.

[5]) Haller III, Nr. 275.

[6]) Der Bote, der die Bücher sammt den Briefen der Strassburger und Basler nach Zürich bringen sollte, habe beim Kloster Wettingen beim Fahr über die Limmat im Wirthshaus getrunken und angefangen, die Mutter Gottes zu lästern. Man wollte ihn «zum Laden hinauswarfen», glücklicher

abgenommenen Briefe von Capito und Oecolampad an Zwingli, von Farell an Myconius, und von Capito an Pellikan in der Uebersetzung und mit Glossen Faber's. Den Beschluss machen die Zuschriften der Tagsatzung zu Baden an den Reichstag zu Speyer und an Ammeister und Rath zu Strassburg (beide vom 28. Juni) und der «Abschid, was sich die Ratsbotten von den Zwölff Ortern der Eidgnosschafft, vff gemeltem Letstgehaltnem Tag zuo Baden in Ergöw, nebent anderm auch der Lutherey halb, mit einander entschlossen habenn — Actum vff Dornstag vor sant Peter vnnd sant Pauls tag (d. h. 28. Juni) Anno etc. im XXVI». Hier nun nennt Faber die Reformatoren ungescheut «die teufelsche neuwe Sect». Und da man reformirter Seits ihm nicht nur vorwarf, er habe Capito's Brief gefälscht [1], sondern da ihm

---

Weise aber besann man sich besser, packte ihn und überantwortete ihn dem Landvogt zu Baden, der ihm seine Bücher und Briefe abnahm und sie der Tagsatzung übergab: — «Tabellio prostratus est» sagt Thomas von Hofen. — Auf diesen Vorfall nimmt auch Murner's «vuorhafftigs verantvurten» am Schlusse Bezug.

[1]) Der Vorwurf der Fälschungen reduzirt sich auf Eine Stelle: Faber lässt den Capito in seinem Brief vom 11. Juni sagen: «Es bitt vnser Buochtrucker, habest du ein Singramma der gsellschafft, wöllest uns dasselbig schicken, oder das du dise ding vssrichten wöllest in zweyen tagen vnd kurtzen stunden magst du sollichs thuon, die wöllest an dise sach legen, dann es vast not sein wirt, das man die Disputation verkere», welchen Ausdruck Faber in der Glosse noch dahin verstärkt: «mit der lugin vmbkeren». Capito aber giebt in seiner «Epistola V. Fabritii Capitonis ad Hulderichum Zwinglium (Zwingli's Werke VII, p. 517) seinen Text folgendermassen: «Orat impressor noster *τὸ τῆς συζητήσεως σύγγραμμα*. Si quod habes ad nos mittas, aut certe ut hoc biduo potes pauculas horas operæ seriæ subfurari, quas in hanc rem colloces. Nam vehementer opus esset ut catastrophe disputationis extaret», was nur heissen kann: «dass der Ausgang, das Resultat der Disputation sichtbar werde». Gewiss ist Fabers Uebersetzung eine ärgerliche Verdrehung des Sinnes, über welche die Reformirten sich mit allem Recht beklagten. Allein wenn wir sehen, dass Faber *σύγγραμμα* unübersetzt lässt, *συζήτησις* dagegen offenbar für «Zusammenleben» nimmt und demnach mit «Gesellschaft» übersetzt (anstatt «gemeinschaftliche Untersuchung»), so ergiebt sich eben, dass er kein

auch (in einer Glosse zu Farell's Brief an Mykonius) das Versehen passirt war, zu sagen, die XII Orte haben Zwingli den Landvogt und vierzig ehrbare Männer aus der Grafschaft Baden zu Geisseln geben wollen, so blieben erbitterte Antworten, die Faber der absichtlichen Fälschung ziehen, nicht aus. Zuerst erschien «Die dritte geschrifft Huldrych Zuinglins, wider Joansen Faber, über das erdicht büchlin, dz er Nüw zytung genennet, vnd im Höwmonat hat lassen vssgon» etc. Die Schrift selbst und die Vorrede an «Alle christgläubigen menschen» sind vom 28. Juli datirt [1]). Dann gab Capito seinen Brief an Zwingli vom 4. Juni im Lateinischen Originaltext und andere auf den Handel bezügliche Briefe mit umständlichen Erläuterungen und einer vom 2. August datirten Vorrede heraus [2]). Und endlich folgte Capito's Deutsche Widerlegung Faber's [3]), datirt Strassburg den 12. August, mit Dedikation an die Räthe und Hofdiener des Churfürsten von Mainz vom 28. Juli.

Damit hatte denn auch die Polemik zwischen den Reformirten und Faber ihre Endschaft erreicht. Denn Faber's umfangreiche Schrift zur Erläuterung und Begründung seiner auf der Disputation zu Baden verfochtenen sechs Thesen, die den 4. Herbstmonat zu Tübingen im Druck erschien, trägt in der Widmung an den Oestreichischen Obersten und Hofkanzler Lienhart von Harrachdas Datum: «Costentz 20. Juni», und nimmt

---

Griechisch versteht, und es liegt gewiss näher, auch bei der Uebersetzung von καταστροφή einen plumpen Schnitzer zu sehen als eine absichtliche Fälschung. Faber selbst machte auch in seiner «warlichen underrichtung» keinen Hehl daraus, dass er in den alten Sprachen nicht stark sei. Die Stelle ist abgedruckt in Zwingli's Werken I, p. 117.

1) Zwingli's Werke II, 2, p. 515—520.

2) Epistola V. Fabritii Capitonis ad Hulderichum Zwinglium quam ab Helvetis forte interceptam D. Joan. Faber Constantiensis in Germanicum uersam deprauavit etc. — Haller III, Nr. 279.

3) «Der nüwen zeytung vnd heymlichen wunderbarlichen offenbarung, so D. Hans Fabri, jungst vfftriben, vnd Wolffgang Capitons brieff gefälschet hat, bericht vnnd erklerung». — Haller III, Nr. 278.

weder im Text, noch in dem Vorwort auf die jüngsten Vorgänge Bezug.[1]).

Was endlich die offizielle Publikation der Disputations-Akten betrifft, um derentwillen alle Privatveröffentlichungen von den Präsidenten verboten worden waren, so erschien sie, aller Reklamationen ungeachtet, in der Deutschen Originalausgabe erst im Mai 1527[2]) und in der Lateinischen Ausgabe[3]) im August 1528. Der durch die Geheimhaltung der Originalakten und durch die lange Verzögerung des Druckes veranlasste, durch Murner's übrige leidenschaftliche Veröffentlichungen über die Badener Dis-

---

[1]) «Christenliche beweisung Doctor Johann Fabri über sechs Artickel, des unchristenlichen Vlrich Zwinglins Meister zuo Zürich, überantwurt offentlichen in der pfarrkirchen vor den verordneten vierer Bischoffen, Costentz, Basel, Losan, vnd Chur, auch der zwölff orten gemeiner eidtgnossschaft, vnnd ander treffenlichen bottschafften vnd gelerten darzuo aller gemein in dem heiligen geist von Christenlicher einigkeit wegen zuo Baden im Ergöw vff den xvi. tag May Anno M. D. xxvi. by einandern versamlet gewesen sind».

[2]) «Die Disputacion vor den XII Orten einer loblichen eidtgnoschafft namlich Bern, Lutzern, Vry, Schveitz, Vndervualden ob vnnd nidt dem Kernwaldt, Zug mitt dem sampt vsseren Ampt, Glaris, Basel, Freiburg, Solathorn, Schaffhusen vnd Appenzell von wegen der einigkeit in christlichem Glauben in iren Landen vnd Vndterthonen der fier Bistumb Costentz, Basel, Losanne vnd Chur beschehen vnd in dem jar Christi vnsers erlösers MCCCCC vnd XXVI den XVI. Tag des Meyens erhöret vnd zuo Baden im ergöw irer statt gehalten vnnd vollendet». — Am Schluss: «gedruckt in der Altchristlichen Statt Lutzern durch Doctor Thomas Murner in dem jar Christi 1527 vff den xviij. Tag May». — Haller III, Nr. 267. — Vgl. den Tagsatzungsbeschluss vom 23. Mai ff. (Abschiede IV, 1, A, p. 1094) und Bullinger's Reformationsgeschichte I, p. 354.

[3]) «Caussa Helvetica Orthodoxæ fidei. Disputatio Helvetiorum in Baden superiori, coram duodecim cantonum oratoribus et nuntiis, pro sanctæ fidei catholicæ ueritate, et diuinarum literarum defensione, habita contra Martini Lutheri, Vlrichi Zwinglii, et Oecolampadii peruersa et famosa dogmata». Am Schluss: «Expressum Lucernæ Heluetiorum orthodoxa et catholica ciuitate. Anno seruatoris nostri Jhesu Christi M. D. XXVIII. uigesima quinta Augusti». — Haller III, Nr. 267.

putation genährte, und von den Reformirten als Thatsache ausgesprochene Verdacht, Murner habe die Akten gefälscht, entbehrt nach der Vergleichung der Handschriften mit dem Druck jedes Anhaltes [1]). Dabei erhielten aber Murner's Schlusssätze in der Lateinischen Redaktion eine viel ausgeführtere Fassung, als sie in der ersten Publikation vom Frühjahr 1526 [2]) und in der Deutschen Ausgabe hatten, und es kamen hier durchweg jene leidenschaftlichen Ausbrüche hinzu, wie z. B. in der «Conclusio prima» [3]), wo Murner erklärt, «er habe und halte Ulrich Zwingli den Tyrannen der Zürcher («Thuregiorum») und alle seine Anhänger für Lügner, Verrufene, Meineidige, Verbrecher, Verruchte vor Gott und Menschen, Diebe, Kirchenschänder, Räuber, Hallunken, Nichtswürdige, Henkersknechten gleich zu achten, vor deren Gemeinschaft jeder Gottesfürchtige und Anständige erröthen, und die man als Infame zu fliehen hat» [4]). Beachtungswerth ist ferner, wie Murner in der Einleitung zu seinen Schlusssätzen [5]) seine Einmischung in die Schweizerischen Religionskämpfe mit Eckstein's «Concilium» rechtfertigt, das ihn wegen der von ihm behaupteten Gegenwart Christi im Sakra-

---

[1]) Dr. Strickler, Abschiede IV, 1, A, p. 921.

[2]) Siehe Seite 164.

[3]) «Secunda conclusio principalis».

[4]) Es ist eine nicht gerade zu beweisende, aber doch sehr wahrscheinliche Vermuthung J. Hottinger's (in der Fortsetzung von J. v. Müller's Schweizergeschichte VII, p. 94), diese und ähnliche Stellen der Lateinischen Ausgabe der Akten seien von Murner schon in seiner Schlusserklärung zu Baden in seiner vierzigmaligen Verurtheilung Zwingli's vorgetragen worden. Die Deutsche Ausgabe der Disputations-Akten war eine offizielle und enthält darum — wohl auf höhere Anordnung hin — diese und ähnliche Ausfälle Murner's nicht; die Lateinische Ausgabe hat weniger diesen offiziellen Charakter, und hier fanden sie dann Aufnahme. Uebrigens ist, was Murner im Juli 1526 gegen Zwingli in seinem «wahrhaftigen Verantwurten» vorbringt, um Nichts glimpflicher.

[5]) Tertia pars Badensis disputationis. Acta Murneri.

ment des Götzendienstes anklage, und welche Schrift Murner wiederum ohne Weiteres Zwingli zuschreibt[1]).

Natürlich schrieben sich beide Parteien den Sieg auf der Badener Disputation zu. Allein die öffentliche Meinung war — und zwar vom Augenblick an, wo bekannt war, Zwingli werde in Baden nicht erscheinen — entschieden zu Ungunsten der Reformirten. Daher man in den Kreisen der Letztern diesen Eindruck durch Verhöhnung der Wortführer der Katholiken nach Möglichkeit abzuschwächen sich bemühte. Murner klagt im Jahr 1529, dass über die Badener Disputation fünf verschiedene Spottlieder gegen die Katholiken gedruckt und zu Bern öffentlich feilgeboten worden seien[2]). Von dem Spottlied eines sonst unbekannten Mathias Greyter hat sich eine Strophe erhalten[3]), die gegen Murner gerichtet, und nach welcher der Verlust des Uebrigen zu verschmerzen ist. Dagegen glüht die ganze Leidenschaft der Reformirten in den beiden vollständig auf uns gekommenen Liedern von Niklaus Manuel und Utz Eckstein, von denen das letztere als die mattere und vergröberte Nachahmung des ersten gilt[4]).

---

[1]) Et ecce desurgit in me Ulrichus Zwinglius — — qui libello famoso edito et Thuregii expresso, septem Christianos doctores incessit, lacerauit, qualiter non solent fere bestiæ discerpere cadauer eiectum et emortuum. Inter quos me quoque idolatriæ crimine insimulauit — — ob creditam Ihesu Christii — præsentiam in sacra sinaxi et unionis sacramento.

[2]) «Ein vsslegung vnd ercleren des spötlichen, vnchristlichen vnd vngesalzenen Brieffs der herrschaft von Bern durch Doctor Thomas Murner vsgelegt vnd zu verstan geben»: in Murner's «Sendbrieff der acht Christlichen ort einer loblichen Eidtgnoschafft», Luzern 1529. — Grüneisen, Manuel p. 46.

[3]) L. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, II, 508; IV, 228 f.

[4]) Bächtold, Manuel p. CLXIX: «Es sind dieselben Bilder, dieselben Witze, aber Alles vergröbert, ohne das ernste, gemüthliche Element Manuel's».

ein lobliche Eydgnoschaft», datirt vom 3. Juni [1]), veröffentlichte. Damit hatte denn, da Egg nicht mehr antwortete, die Controverse zwischen ihm und Zwingli ein Ende.

Länger dagegen zog sich der Streit mit Faber hinaus. Dieser hatte zunächst noch zu antworten auf «DIe ander geschrifft Zwinglins an doctor Johannsen Faber» vom 15. Mai [2]), in welcher Zwingli sich von seinem Hass gegen Faber nicht nur zu fortgesetzten persönlichen Schmähungen des Gegners, sondern auch zu anderweitigen albernen Ausfällen hatte hinreissen lassen [3]). Sodann hatte der Zürcher Rath an die Boten der

---

[1]) Zwingli's Werke II, 2, p. 491—498.

[2]) Zwingli's Werke II, 2, p. 467—484. Vgl. oben p. 119.

[3]) «Weisst du nümme, dass Zürich zwo myl näher Costentz ligt woder Baden? Du hasts one zwyfel vergessen, diewyl du in Rhodopo und by den Moscobiten bist gewesen» (Zwingli's Werke II, 2, p. 470).

Faber hatte in seiner gegen die erste Zürcher Disputation und die Herausgabe ihrer Akten durch Hegenwald gerichteten Schrift; «Ain warlich vnderrichtung wie es zuo Zürich auff den Neunundtzweintzigsten tag des monats Januarii nechstuerschynen ergangen sey» (ohne Angabe des Druckortes und Jahres) von dem Thrakischen Gebirge Rhodope in einem Zusammenhang gesprochen, dass die Vermuthung nahe lag, er verstehe darunter eine Insel oder ein Land. Das «Gyrenrupfen», an welchem Zwingli wenigstens indirekt betheiligt war, fiel gleich (1523) über diese Stelle her; auf sie spielt Manuel in seinem Fastnachtspiel «vom Papst und seiner Priesterschaft» (1524), Vers 193 (bei Bächtold p. 39, woselbst die Stelle abgedruckt ist) an. Hier greift sie Zwingli wieder auf; und endlich kehrt sie auch in Eckstein's «Badenfahrt» (Strophe 24) wieder.

Der Spott auf die Abwesenheit Faber's bei den Moskowiten, der ebenfalls in Eckstein's Badenfahrt (Strophe 25) wiederholt ist, hat keine andere Unterlage, als eine Schrift Faber's über die Russische (Griechische) Religion: «Ad serenissimum principem Ferdinandum Archiducem Austriæ Moscouitarum iuxta mare glaciale religio, a D. Joanne Fabri ædita — Data Tybingæ XVIII Septembris anni M. D. XXV. — Basileæ apud Joannem Bebelium, Mense Januario An. M. D. XXVI».

Und über Baden als Ort der Disputation spottet Zwingli: «Die bäder dämpfend, und schmeckt der schwebel, dass, wenn es dich an die höll möchte manen, billich denken solltist: Es ist ein omen, dass wir päpstler gen Baden kummend».

XII Orte zu Baden eine Beschwerdeschrift gegen Faber gerichtet, in der ihm u. A. vorgeworfen wurde, er habe die Badener Disputation mit Geld zuwege gebracht. Den 20. Mai erhielt Faber dieses Aktenstück, und schon den 21. Mai hatte er seine Vertheidigung an den Zürcher Rath[1]) den eidgenössischen Boten übergeben, welche dieselbe noch am gleichen Tage an die Zürcher übermittelten[2]). Faber befleisst sich in dieser Zuschrift einer auffallend höflichen Sprache, und es ist ihm offenbar Alles daran gelegen, sich mit den Zürchern zu verständigen. Trotz aller Schmähungen, die von Zürich aus schon gegen ihn ergangen waren, erachtete er diese Provinz noch nicht verloren für das Bisthum Konstanz, auf dessen Stuhl er die Anwartschaft hatte[3]). Es war ja nicht undenkbar, dass Zürich sich wieder an seine katholischen Mitstände anschloss, wenn es nur gelang, seine Sache von derjenigen Zwingli's zu trennen. Zu diesem Ende mochte Faber denn auch dienlich und nöthig halten, die Schriften der Reformatoren und die reformirten Uebersetzungen des Neuen Testamentes (d. h. die Lutherische, und deren Basler Nachdruck, sowie die Zürcherische) verbrennen zu lassen[4]). Das war nun freilich eine von vornherein unmögliche und unglückliche Zumuthung, welche zurückzuweisen Zwingli nicht schwer fiel. Es geschah dies durch «Ein kurtze gschrift Huldrych Zuinglis an gemein Christen, vorus in einer loblichen Eydgnoschafft, warnende vor dem vnchristlichen

---

[1]) Strickler, Aktensammlung zur Schweizerischen Reformationsgeschichte I, Nr. 1439, p. 468—470. — Inhaltlich in Zwingli's Werken II, 2 p. 499 f.

[2]) Abschiede IV, 1, A, p. 908, Nr. 21.

[3]) Vgl. Zwingli's Werke II, 2, p. 470.

[4]) An der Thatsache dieser Verfügung ist nach Zwingli's Gegenschrift nicht zu zweifeln. Das bischöfliche Ausschreiben Faber's aber ist uns nicht zu Gesicht gekommen. Vermuthlich bezieht es sich auf einen Erlass des Erzherzogs Ferdinand nach der vom päpstlichen Legaten einberufenen und geleiteten Versammlung der süddeutschen katholischen Fürsten und Bischöfe zu Regensburg im Juli 1524 (vgl. M. Maurenbrecher in der Allg. Deutschen Biographie VI, p. 634). Und gerade damals ja trat ihm Faber näher.

fürnemen Fabers, der nit allein die nüwlich gedruckten bücher etlicher gleerten sunder ouch dz nüw testament ze brennen sich vndernimpt»[1]). Die vom letzten Brachmonat datirte Schrift giebt nicht nur eine bündige Widerlegung der Behauptungen Faber's, sondern auch ein bemerkenswerthes Zeugniss, wie hoch Zwingli Luther's Bibelübersetzung schätzte, obwohl damals die Spannung zwischen beiden Reformatoren bereits eingetreten war[2]).

Eine weitere Publikation Faber's veranlassten die von dem Berner Thomas von Hofen in Strassburg zum Druck gebrachten summarischen Disputations-Akten[3]) und die Konfiskation dieser Schrift zu Baden[4]): die «Neuwe zeitung vnd heimliche wunderbarliche offenbarung etlicher sachen vnd handlungen, so sich vff dem tag der zuo Baden in Ergöw vor den Sandtbotten der Zwölff örter der loblichen Eydgnosschafft, vff den Sechssundzweintzigsten tag des Brachmonats. Im jar Tausent Fünffhundert vnd XXVI. gehalten worden, zuogetragen und begeben hat»[5]). Die Widmung an Bürgermeister und Rath zu Freiburg im Breisgau, welche vom 29. Brachmonat datirt ist, erzählt zunächst den Hergang der Disputation (welche «uf den xvi. tag Maij nechstuerschinen angesehen» war) des unbefugten Druckes ihrer Akten und der Arretirung ihrer Boten[6]). Sodann folgen die dem Boten

---

[1]) Zwingli's Werke II, 2, p. 509—513.

[2]) Vgl. Mörikofer, Zwingli II, p. 40.

[3]) Warhaftige Handlung der Disputation in obern Baden des D. Hanss Fabri, Jo. Ecken vnnd irs gewaltigen Anhangs gegen Joan. Ecolampadio vnd den Dienern des Worts. angefangen auff den 19. tag Mai An. 1526. Zwingly antwurt auff Ecken daselbst ingeleyt schlussreden. (Haller III, Nr. 266).

[4]) Vgl. darüber den Brief des Thomas von Hofen an Lienhard Tremp und an Zwingli, Zwingli's Werke VII, p. 524, sowie die Erläuterungen der Herausgeber zu Zwingli's Werken II, 2, p. 514.

[5]) Haller III, Nr. 275.

[6]) Der Bote, der die Bücher sammt den Briefen der Strassburger und Basler nach Zürich bringen sollte, habe beim Kloster Wettingen beim Fahr über die Limmat im Wirthshaus getrunken und angefangen, die Mutter Gottes zu lästern. Man wollte ihn «zum Laden hinauswarfen», glücklicher

abgenommenen Briefe von Capito und Oecolampad an Zwingli, von Farell an Myconius, und von Capito an Pellikan in der Uebersetzung und mit Glossen Faber's. Den Beschluss machen die Zuschriften der Tagsatzung zu Baden an den Reichstag zu Speyer und an Ammeister und Rath zu Strassburg (beide vom 28. Juni) und der «Abschid, was sich die Ratsbotten von den Zwölff Ortern der Eidgnosschafft, vff gemeltem Letstgehaltnem Tag zuo Baden in Ergöw, nebent anderm auch der Lutherey halb, mit einander entschlossen habenn — Actum vff Dornstag vor sant Peter vnnd sant Pauls tag (d. h. 28. Juni) Anno etc. im XXVI». Hier nun nennt Faber die Reformatoren ungescheut «die teufelsche neuwe Sect». Und da man reformirter Seits ihm nicht nur vorwarf, er habe Capito's Brief gefälscht [1]), sondern da ihm

---

Weise aber besann man sich besser, packte ihn und überantwortete ihn dem Landvogt zu Baden, der ihm seine Bücher und Briefe abnahm und sie der Tagsatzung übergab: — «Tabellio prostratus est» sagt Thomas von Hofen. — Auf diesen Vorfall nimmt auch Murner's «vuorhafftigs verantvurten» am Schlusse Bezug.

[1]) Der Vorwurf der Fälschungen reduzirt sich auf Eine Stelle: Faber lässt den Capito in seinem Brief vom 11. Juni sagen: «Es bitt vnser Buochtrucker, habest du ein Singramma der gsellschafft, wöllest uns dasselbig schicken, oder das du dise ding vssrichten wöllest in zweyen tagen vnd kurtzen stunden magst du sollichs thuon, die wöllest an dise sach legen, dann es vast not sein wirt, das man die Disputation verkere», welchen Ausdruck Faber in der Glosse noch dahin verstärkt: «mit der lugin vmbkeren». Capito aber giebt in seiner «Epistola V. Fabritii Capitonis ad Hulderichum Zwinglium (Zwingli's Werke VII, p. 517) seinen Text folgendermassen: «Orat impressor noster *τὸ τῆς συζητήσεως σύγγραμμα*. Si quod habes ad nos mittas, aut certe ut hoc biduo potes pauculas horas operæ seriæ subfurari, quas in hanc rem colloces. Nam vehementer opus esset ut catastrophe disputationis extaret», was nur heissen kann: «dass der Ausgang, das Resultat der Disputation sichtbar werde». Gewiss ist Fabers Uebersetzung eine ärgerliche Verdrehung des Sinnes, über welche die Reformirten sich mit allem Recht beklagten. Allein wenn wir sehen, dass Faber *σύγγραμμα* unübersetzt lässt, *συζήτησις* dagegen offenbar für «Zusammenleben» nimmt und demnach mit «Gesellschaft» übersetzt (anstatt «gemeinschaftliche Untersuchung»), so ergiebt sich eben, dass er kein

Von Ecksteins Gedicht kennen wir fünf Fassungen mit 25, 32, 35, 36 und 38 Strophen, welche uns die fortschreitende Erweiterung des Textes darzustellen scheinen.

A.

(Ein Lied In dem Thon Sommer wo bist du so lang gesin? Von der Disputation zue Baden Im Ergöw.)

Herr Gott In deinem höchsten thron.

Fünfundzwanzig Strophen. — Ohne Bezeichnung des Verfassers.

a) Handschrift des XVII. Jahrhunderts in dem Sammelband der St. Galler Stadtbibliothek (Vadiana) Nr. 124.

b) Handschrift Martin Usteri's in seiner Sammlung alter Schweizerlieder, Stadtbibliothek Zürich [1]).

Beide Handschriften geben eine späte Form des Textes (aus dem XVII. Jahrhundert), enthalten aber doch wohl mancherorts die ursprüngliche, später abgeänderte Lesart. Charakteristisch ist ferner, dass die Strophe (18), die sich über die Verzögerung der Drucklegung der Disputationsakten beschwert, hier fehlt.

Weder die St. Galler Handschrift noch Usteri geben irgend welchen Nachweis, woher ihre Texte genommen seien; doch scheint die Quelle, nach einzelnen Schreibfehlern zu schliessen, ein Manuscript gewesen zu sein.

Wir geben unten diese älteste und einfachste Fassung des Liedes auf Grundlage der St. Galler Handschrift mit Beifügung der spätern Lesarten und der neuhinzugekommenen Strophen [2]).

---

1) Msc. Usteri P, a, 1.

2) Grüneisen's Angaben, Niklaus Manuel p. 416—422, über den Usterischen Text sind, sowohl was die Lesarten als was die fehlenden Strophen betrifft, ungenau, ja unrichtig.

B.

EIn höpsch neüw
lied, betreffend doctor
hans faber, Johannes
ecken, wie sye zuo Baden
jm Ergaw gtisputirt haben
vff den. XIX. tag des
Meyen als man
zalt M. D.
vnd XXVI.
Jor

Vnd singt man diss lied in dem don
es fart ein frischer summer daher, do
werden wir hören neuwe mer.

HErr gott in deynem höchsten thron

Zweiunddreissig Strophen. — Ohne Bezeichnung des Verfassers.

Alter Druck, ohne Ort und Jahr. — Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, p. 402 ff., Spalte rechts (Panzer-Weller, Annalen Nr. 3837).

C.

(Ein Lied von der Disputation zu Baden
Im Thon: Sommer wo bistu so lang gesyn?)

Ach Gott in dinem höchsten tron.

Fünfunddreissig Strophen — ohne Bezeichnung des Verfassers.

In der handschriftlichen Sammlung des Antistes Falckeisen in Basel. — Collationirt von Grüneisen[1]).

---

[1]) Manuel p. 416—422.

D.

(Ein Schimppfflich Lied von der Bader Disputation
Das ward gesungen in der wys wie der Strigel
von Constantz)

Ach Gott in dinem höchsten Thron.

Fünfunddreissig Strophen — ohne Bezeichnung des Verfassers [1]).

In Bullingers Reformationschronik: eigenhändig von Bullinger geschrieben im Originalmanuscript [2]); von anderer Hand in der von Bullinger durchgesehenen Kopie [3]). Hienach gedruckt in der Ausgabe von Hottinger und Vögeli I, p. 357 ff.

E.

Ein hüpsch lied
von der Disputation zuo
Baden, Im Ergöw, Im
1526. Jar, gehalten. In der
wyss, wie der strügel
von Costantz.

ACh Gott in dinem höchsten tron.

Sechsunddreissig Strophen — ohne Bezeichnung des Verfassers.

Alter Druck in der Simmler'schen Sammlung, Stadtbibliothek Zürich Bd. XVII (von Simmler's Hand irrthümlich bezeichnet: « Von Nicl. Manuel, Fänner der Stadt Bern »). — Hienach bei Grüneisen p. 416 ff. und bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, p. 402 ff., Spalte links.

Titelvignette: Ein Bischof in halber Figur. (Panzer-Weller, Annalen Nr. 3835.)

Am Schluss dieses Druckes (Blatt 6 b und 7) findet sich der Anhang zu Eckstein's Lied, den wir unten geben.

---

1) Vgl. oben p. 180.
2) Stadtbibliothek Zürich, Msc. A. 16. p. 454 ff.
3) Kantonalbibliothek C. 45, p. 186 ff.

F.

Eyn hüpsch lied Doctor Johansen Ecken vnnd Fabers badenfart betreffende, vff das M. D. xxvj. jar. In der wyss Es fart ein frischer Summer dört här

HErr gott in dinem höchsten tron.

Achtunddreissig Strophen. — Am Schluss bezeichnet:
Votz Eckstein.

Alter Druck ohne Ort und Jahr. — St. Galler Stadtbibliothek, Sammelband E. F. xx. (von Herrn Dr. Bächtold kopirt und uns mitgetheilt). (Panzer-Weller, Annalen Nr. 3836.)

Wir lassen nun den Text nach A folgen und zwar nach dem St. Galler Manuskript. Die erheblicheren Varianten Usteri's sowie die übrigen Redaktionen sind angegeben und jeweilen unter dem Text die in den letztern neuhinzugekommenen Verse beigefügt.

Ein lied in dem Thon: Sommer wo bist du so lang gesin? Von der Disputation zuo Baden Im Ergöw.

1. Herr Gott *a)* In deinem höchsten Thron
Wie wunderbarlich hastu thun *b)*
Mit Fabren vnd mit Eckhen *c)*,
Zwen Helden Teutscher *d)* Nation
sey *e)* fechten *f)* beid mit schreckhen *g)*.

---

a) C D E Ach Gott. *b)* F hastu ton, B hast du thon, Usteri hast du than, D E hast gethan. *c)* B Ecken, D E F Eggen. *d)* Usteri D E F tütscher. *e)* B D E sy, F sie. *f)* Usteri B D F fechtend. *g)* Usteri B D E F schrecken.

2. Es sind fürwar zwen Helden küen
Eckh zoch vor zeiten ouch gehn *a)* Wien [1])
Hat sein Tag thun gross Thatten
Doch nur vil herter ayer gschelt
Und Öpfel in kachlen bratten [2]).

3. Dessglichen hat ouch Heyen [3]) Hanss *b)*
Kauffen *c)* helffen manche ganss
Das jr vergieng das gagen
Darumb er vf der Gauchmatt [4]) ist
Von Mauer *d)* zritter gschlagen *e)*.

4. Doctor Eckh *f)* zue *g)* Ingolstatt
Vill bücher z'sammen tragen hatt
Auss allen *h)* liberyen
Die hatt er z'baden halb nit brucht
Es gieng als zue mit schryen.

5. Eckh zog mit froüd gehn Costniz *i)* auff
Da sammelt sich der Päpstisch hauff
Inn schauben vnd Caputzen

---

a) Usteri nach. *b)* F Heyerhans, D E Dessglychen ouch herr Heyer Hans. *c)* So auch Usteri. Schreibfehler anstatt rouffen (E), rupfen (F), strouffen (D) oder beropffen (B). *d)* C D E F Murnar. *e)* B Darumb er vff dem Lechfeld ward mit pfleglen zuo ritter gschlagen. *f)* D E Herr doctor. *g)* D von. *h)* D E alten. *i)* B F Costenz, E Constanz, D Constantz.

[1]) Eck zog 1516 nach Wien und hielt dort mit grossem Glanz eine Disputation. Kessler in seiner Sabbata (Götzinger I, p. 132) berichtet, wie dieser «Stentor» Joh. Eck zu Wien mit seinem «muoysam geschray» einen Doctor zu Tode geschrien habe. Weitere hierauf bezügliche Zitate siehe bei Bächtold, Manuel p. 206.

[2]) Sich dem Wohlleben ergeben?

[3]) Faber war der Sohn eines Schmides mit Namen Heygerlin, nach der Unsitte der Zeit latinisirte er seinen Namen in Fabri. Schon im Gyrenrupfen und bei Zwingli heisst er Hans Heierle. Hans Heyoho u. dgl.

[4]) Murner's berufenes Buch, im Namen übereinstimmend, inhaltlich aber unabhängig von dem Schauspiel des Pamphilus Gengenbach.

Hanss Schmid der Gwardihauptman was
Ist Bischof zu Aprutzen [1]).

6. Alsbald kam Eckh zum Heyoho *a)*
Ein sollich gschrey erhueb sich do
Von Doctoren *b)* mit einandern
Vor jnen hett nit mögen bstan
Der gross Küng Alexander.

7. Sy Rüchleten *c)* zsammen wie die Schwein
Yeglicher wollt der vorderst *d)* sein
Zu Rächen alten schaden
Doch sey vorhin wüsstend wohl *e)*
Zwingli kemm nit gehn Baden.

8. Der Murnar kam ouch zue dem spil
Wo man von *f)* Gotts wordt reden wil
Von genssen kann er sagen
Er gsellet sich dem Eckhen zue
Und fieng an mit jm gnagen *g)*.

---

(9) Des wetters hand sie gnommen war,
ietz uf das sechs und zwenzgest jar
die gouchmatten ze höwen.
Das höw ist nass in d'schüren kon,
gens mögens nit vertöuwen. (B C D E F)

(10) Gott hat sin regen darin gsendt
davon das höuw ist übel gschendt;
hab niemant daran zwifel:
der von dem fuoter essen wirt
der überkumpt den *h)* fifel [2]). (B C D E F)

a) D E F Heyaho, B Heyenho. *b)* D E glerten. *c)* D E luffind. *d)* B D E F küenest. *e)* E doch sie wusstend vorhin wol, D Und wusstend doch all vorhin wol, E So wussten sy doch vorhin wol, B Aber sy wüstend. *f)* B D E F vss. *g)* B D E F gagen. *h)* So F, dagegen B D E die.

[1]) Wohl als Name einer abgelegenen Provinz angeführt, deren Bistum wenig Ehre bringen konnte, aber dem ehrgeizigen Eck gut genug gewesen wäre.

[2]) Drüsenkrankheit der Pferde.

Eindruck, dass es in unmittelbarem Zusammenhang mit der Disputation entstanden sei. — Eine Erwähnung von Manuel's Lied kann man in der absichtlich dunkel gehaltenen Stelle eines Briefes Berchtold Haller's an Zwingli vom 16. Oktober 1528 finden[1]), in welchem Fall es sich wohl um ein Manuskript, nicht um einen Druck des Liedes handeln würde. Und den Erlass der Berner Regierung vom 22. Dezember 1526[2]): «Haben min herren geraten, dass niemands dhein lied singe, das die disputatz Zwingli, Luther old dergliche berüert» wird man am natürlichsten zunächst ebenfalls auf Manuel's Lied beziehen, das demnach gegen Ende des Jahres 1526 fiele.

Die Hauptgedanken und Witze desselben sind folgende:

Nachbar Ruof schlägt dem Nachbar Hans vor, dem Egg eine Badschenke zu machen. Denn Egg ist von Baden gekommen und hat ein Schwein mit sieben Ferkeln gewonnen (d. h. sich siebenmal blamirt). Es ist seltsam genug, dass er dafür in's Schweizerland kam, da er doch Schweine in Baiern so viel besser fand. Aber auch Faber hat seinen Theil an der Schande, da er den häsinen Käse[3]) gewann (Str. 1, 2). Egg zappelte mit Händen und Füssen, als er mit Oekolompad disputirte, und schrie und schwur «wie ein huor im Frouwenhus» (Str. 3). Gegen den demüthigen Oekolompad und den feisten Bären (Haller von Bern) vertheidigete Egg das Messopfer und zog dabei aus alten Römischen Häfen viel papistischen Plunder hervor (Str. 4—6). Der Bär aber blieb stät an dem einen Ort, beim Gotteswort, und liess sich aus diesem Kreis nicht austreiben; das trieb Egg den Schweiss aus (Str. 7). Da sprang Egg schnell aus dem Ring, liess das Messopfer hängen und fragte den Bären andere Dinge: «dem Eggen ward der

---

[1]) Zwingli's Werke VII, p. 549.

[2]) v. Stürler, Urkunden der Bernerischen Kirchen-Reformation p. 46. Bächtold p. CLXVII.

[3]) Zum häsinen Käse vgl. Bächtold's Nachweisungen zu dieser Stelle (Manuel p. 204).

Atem zkurz, herr bhüet, er liess sin wüesten Furz» (Str. 8). Was Egg an Argumenten herfürbrachte, das blies ihm der Bär flux durch die Thür, als wären's Summermuggen. Darum suchte Egg dem Bären zu entrinnen, brachte allerlei Alefanzen, «Rossdreck für Pomeranzen» (Str. 9); aber der Bär verrannte ihm den Weg, so dass Egg ihm wieder über das Messopfer Rede stehen musste. Was er aber da vorbrachte, das stimmte «zur Wahrheit wie die Nacht zur Sonnenklarheit, und wie ein Wolf zur Orgel stimpt, so er sich singens underwindt». — «Secht, also streich Egg sinen rotz an ermel wie die kinder» (Str. 10—12). Egg «sprüsst (sträubte) sich wie ein katz im wetschger (Felleisen), zablet wie ein holzbetschger (Holzhacker), er log wie man fürs wetter lüt» (Str. 13). Dann müssen die «Säue» wieder herhalten, deren Egg und seine Gesellen einen grossen Schatz gewonnen haben. «Ich mein die Schwin von Schwyzer Boden habind gest zuogladen, Hans Schmid wird die pfannen han, Egg muoss schwinin eir drin schlan» (Str. 14); auch nach Rom können sie dem Papst etliche Säue schicken, «so kan er sinen aplass mit nach aller notturfft spicken», und was er seinen theuren Helden versprochen, mit Dukaten bezahlen (Str. 16). Dann folgt die Eingangs erwähnte Bemerkung, die Disputationsakten müssen für Egg und Faber nicht günstig lauten, sonst wären sie längst gedruckt, «des Murnars gens die müesstends gagen, den blowen enten sagen», d. h. lügen (Str. 18). Doctor Murner aber «ist jetzt höhn, dass er grad hie in disem tön so vil dahinden tanzet». Hat er doch der Christenheit seine köstliche «Gouchmatt» gepflanzet. Es wäre nicht recht, seiner hier zu vergessen, sass er doch auch dabei, als Egg und Faber logen, dass sich ein Berg hätte biegen mögen (Str. 19)!

Nach Haller[1]) ward Manuel's Lied vom Tridentinischen Konzil auf den Index librorum prohibitorum gesetzt.

---

[1]) Bibliothek der Schweizergeschichte III, Nr. 282.

Von Ecksteins Gedicht kennen wir fünf Fassungen mit 25, 32, 35, 36 und 38 Strophen, welche uns die fortschreitende Erweiterung des Textes darzustellen scheinen.

A.

(Ein Lied In dem Thon Sommer wo bist du so lang gesin? Von der Disputation zue Baden Im Ergöw.)

Herr Gott In deinem höchsten thron.

Fünfundzwanzig Strophen. — Ohne Bezeichnung des Verfassers.

a) Handschrift des XVII. Jahrhunderts in dem Sammelband der St. Galler Stadtbibliothek (Vadiana) Nr. 124.

b) Handschrift Martin Usteri's in seiner Sammlung alter Schweizerlieder, Stadtbibliothek Zürich [1]).

Beide Handschriften geben eine späte Form des Textes (aus dem XVII. Jahrhundert), enthalten aber doch wohl mancherorts die ursprüngliche, später abgeänderte Lesart. Charakteristisch ist ferner, dass die Strophe (18), die sich über die Verzögerung der Drucklegung der Disputationsakten beschwert, hier fehlt.

Weder die St. Galler Handschrift noch Usteri geben irgend welchen Nachweis, woher ihre Texte genommen seien; doch scheint die Quelle, nach einzelnen Schreibfehlern zu schliessen, ein Manuscript gewesen zu sein.

Wir geben unten diese älteste und einfachste Fassung des Liedes auf Grundlage der St. Galler Handschrift mit Beifügung der spätern Lesarten und der neuhinzugekommenen Strophen [2]).

---

1) Msc. Usteri P, a, 1.

2) Grüneisen's Angaben, Niklaus Manuel p. 416—422, über den Usterischen Text sind, sowohl was die Lesarten als was die fehlenden Strophen betrifft, ungenau, ja unrichtig.

B.

Eln höpsch neüw
lied, betreffend doctor
hans faber, Johannes
ecken, wie sye zuo Baden
jm Ergaw gtisputirt haben
vff den. XIX. tag des
Meyen als man
zalt M. D.
vnd XXVI.
Jor

Vnd singt man diss lied in dem don
es fart ein frischer summer daher, do
werden wir hören neuwe mer.

HErr gott in deynem höchsten thron

Zweiunddreissig Strophen. — Ohne Bezeichnung des Verfassers.

Alter Druck, ohne Ort und Jahr. — Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, p. 402 ff., Spalte rechts (Panzer-Weller, Annalen Nr. 3837).

C.

(Ein Lied von der Disputation zu Baden
Im Thon: Sommer wo bistu so lang gesyn?)

Ach Gott in dinem höchsten tron.

Fünfunddreissig Strophen — ohne Bezeichnung des Verfassers.

In der handschriftlichen Sammlung des Antistes Falckeisen in Basel. — Collationirt von Grüneisen [1]).

---

[1]) Manuel p. 416—422.

22. (30) Da badet Eckh vf trucknem *a)* Land
Biss das Er in dem Daniel fand
Ze fragen *b)* den Bären *c)* von Bärne
Eckh fraget *d)* was *e)* er selbs nit wusst
Ergab sich gar vngerne *f)*.

---

(31) Hans Egg der wand sich hin und her
er mocht nit weren, dass der bär
im dapte uf den secken
der teigen biren sorgt er vast
wolt im der bär erstecken[1]). (F)

(32) Kein sorg half Eggen gar und ganz,
der bär gab im in sack ein schranz
die biren warend fule;
do sach man an der Koufmanschaft[2])
dass gurr glich was wie gule[3]). (F)

(33) Egg hette *g)* ghan das hüetli[4]) gern,
darnach er jaget *h)* hür vnd fern
der schrettel *i)*[5]) hat in gsogen
Wer het ie sölichs gsehen mer *k)*
Egg schüsst gotts wort on bogen *l)* (C D E F)

(34) Das hüetli ist vast breit von gstalt
darin dukaten manigfalt
ich gloub, es sig der stifel,
der unden nienen solen hat
darmit bscheiss ein pur *m)* den tüfel. (C D E F)

a) D E trochnem, F drochnem. *b)* B D E F zfragen. *c)* D E F Bär B Herr. *d)* D E er fraget, F fraget. *e)* B D E F das. *f)* B er ergab sich nit gerne, D ergab sich nitt fast gerne, E ergab sich nitt so gärne, F Egg ergab sich nit gerne. *g)* So F, dagegen D hätte, E hatte. *h)* So F, dagegen D jagt alls, E so jagt er. *i)* So F, dagegen D dss Schrättili, E das Schrätli. *k)* So F, dagegen D Ach wer hat sölichs ghört ye meer, E Ach wer hat söllichs gsechen mer? *l)* So F, dagegen D E Egg schalt Gotts wort erlogen. *m)* So F, dagegen D so bscheiss der bur, E so bschisst der Bur.

[1]) Erwürgen, zerdrücken.

[2]) Waare.

[3]) Weibliches Thier gilt was männliches Thier, eines gilt was das andere, Stute was Hengst. Vgl. Bächtold Manuel p. 451.

[4]) Den Kardinalshut.

[5]) Der Alp, Blutsauger.

23. (36) Führt Eckh yetz schon *a)* ein grossen Pracht
Ein frommer Christ dess *b)* wenig acht
Es ist Im anerboren
Verspilte Er schon sackh vnd sail *c)*
Er wollt *d)* nit han verlohren.

24. (37) Er ist meer *e)* vf der Schleiffe *f)* gsyn
Hat allweg gfürt d'Sauw mit Im heim *g)*
Vnd wider heim ohn d'hosen
Izt aber bringt er mit Im heim
Ein vsgemäste *h)* Losen [1]).

25. (38) Hans Eckh, das schenck ich jetzund *i)* dir
Versich dich Heyen Hanss *k)* zue mir
Ich will eüch *l)* noch bass küblen *m)*
Denn jr hand beed böss fürz gelon *n)*
Darumb soll man eüch *l)* hüblen [2]).

(Strophe (38) fehlt in B, welches mit Strophe (37) schliesst, darunter: **End diss leid.** — F hat nach Strophe (38) die Unterschrift: **Votz Eckstein.**)

---

(35) Zwo hosen gmacht von einem tuoch [3])
der es nit glouben well, der suoch
des Eggen gschütz *o)* vnd lere;
e er gen Baden ie sig kon *p)*,
hat er usgschlagen sere. (E F)

a) DEF schon jetz, B ob Eck schon fürt. *b)* Usteri das, BDEF sin. *c)* D vnd band. *d)* DE er wöllts, B er wils, F wolts han nit. *e)* D nie. *f)* Usteri DE schlyffe, BF uff dem schiessen. *g)* D dsuw mitt imm hin, E hat alwäg dsuw gfiert mit jm hin, B fürt allweg dsuw mit im dahyn, F fürt allweg dsüw mit im dahin. *h)* BDEF vssgewäschne. *i)* DE yetzmal, F ietz z'mal. *k)* E Heyer Hans, DF Heyerhanns. *l)* DEF üch. *m)* DEF düblen, tüblen [4]). *n)* DEF Dann ir hand all beid fürtz gelan. *o)* So F, dagegen E gschicht. *p)* So F, dagegen E eb er gan Baden nie sig kon.

[1]) Schweinemutter.

[2]) Hobeln, Anspielung auf W. Pirkheimers Satire gegen Eck: Eccius dedolatus (der gehobelte Eck). Vgl. Grimm IV, II, p. 1590. Vgl. auch Manuel's Lied, Strophe 4: Eck wollte alle andern Päpstler polieren (Bächtold p. 207). — Oder dann hübeln, beim Kopf nehmen, auf den Kopf geben.

[3]) D. h. Eines wie das Andere, vgl. Bächtold Manuel p. 44, Grimm Wörterbuch Bd. IV, II, p. 1839 b.

[4]) Kastriren.

Vergleicht man die beiden Lieder von Manuel und Eckstein miteinander, so darf man es wohl aussprechen: dasjenige Eckstein's steht an dichterischem Werth nicht allzutief unter dem Manuelischen, oder besser gesagt, das Manuelische steht nicht sehr hoch über dem Ecksteinischen. Letzteres ist in der dichterischen Handhabung der Sprache, in der Kraft des Ausdrucks, im Reichthum der Wendungen und Bilder dem Manuelischen wohl nahezu ebenbürtig, nur dass die Bilder hier nicht so klar auseinander gehalten sind, wie bei Manuel, sondern gelegentlich ineinander übergreifen oder überfliessen. Doch gilt dies wesentlich von dem Lied in seinen umfänglicheren Formen, die eben dadurch sich als die nachträglich erweiterten ausweisen.

Die gemeinsamen Witze und Wendungen sind wenig zahlreich und ergeben sich theils von selbst aus der Situation: — die Disputation in Baden ein Bad, dieses Lied eine Badschenke — Faber ein Schmid, die Disputation also eine Schmiede — der feiste Berchtold Haller von Bern ein Bär — theils sind es überhaupt bräuchliche Schweizer Volkswitze, wie die Baiern als Säue oder Säutreiber. Im einen, wie im andern Fall konnten die beiden Verfasser durchaus unabhängig von einander auf diese naheliegenden Redefiguren und Witze gerathen.

Hält man das im Auge, so wird das Ecksteinische Lied nicht mehr den Eindruck einer vergröberten oder matteren Nachbildung des Manuelischen machen, sondern sich als ein selbständiges Pamphlet der Zürcher herausstellen, welche ja eine nähere Veranlassung zu einem Pasquill auf Faber und Eck hatten, als die Berner, und, um ein solches abzufassen, gewiss nicht auf die Anregung von Bern zu warten brauchten.

Dies um so mehr, als Eckstein's Lied, wenn es nicht von einem Augenzeugen der Disputation verfasst ist, so doch auf Berichte eines solchen zurückgeht. Der unmittelbare Eindruck des Lebendigen, Anschaulichen geht durch das ganze Gedicht, stärker vielleicht noch als durch das Manuelische. Rechnet man nun noch hinzu, dass der Hinweis auf die verzögerte Drucklegung der Disputationsakten, in der, wie wir wenigstens die

Sache ansehen, ursprünglichen Redaktion fehlt und erst nachträglich eingeschaltet wurde, so ergiebt sich, dass jene erste Redaktion ziemlich bald nach der Disputation muss entstanden sein und folglich dem Manuelischen Liede vorangeht[1]). In dieser ersten Redaktion war das Lied ein anonymes, wahrscheinlich nur handschriftlich verbreitetes Flugblatt von fünfundzwanzig Strophen (A), das dann aber successiv allerlei Vermehrungen bis auf achtunddreissig Strophen erfuhr, gedruckt, und in letzter Redaktion (F) mit dem Namen des Dichters versehen wurde.

Zum Schluss theilen wir noch einen bis dahin nicht beachteten Nachtrag zu Eckstein's Lied mit, der sich in dem Drück E vorfindet. Der Verfasser giebt sich als denselben, der das erste Lied gedichtet. Indessen ist dieses «andere Lied» so matt und — ohne alle Bilder — so bloss raisonnirend, und es wiederholt auch so ungescheut die Gedanken des ersten Liedes, dass man Anstand nehmen muss, dasselbe Eckstein zuzuschreiben. Dies um so mehr, als der Hauptzweck des Nachtrages einfach der zu sein scheint, dem Leser das im Jahr 1523 erschienene «Gyrenrupfen» wieder in Erinnerung zu bringen.

Ein Anders Lied, von Hansen Faber Vicari von Costentz, Im vorigen Thon zesingen.

WAs ich vorhin vergessen han,
Das will ich yetzund fahen an,
Was Hans schmid hat getriben,

---

1) Ein äusserer Anhalt über die Entstehung des Liedes fehlt gänzlich. Denn die Stelle in einem Briefe des Salandronius in Cur vom 22. Mai (die Martij in feriis Pentecostes) 1526 an Zwingli, die man hieher zu ziehen versucht sein könnte: «Mire bellum argumentum enascetur Utzio Eggstein et sodalitio comicorum», fällt doch wohl zu früh und passt auch sonst nicht recht für unser Gedicht. Wir kommen unten auf diese Nachricht zurück.

Doch brucht er zBaden wenig wort,
Er wer sunst ouch vssgryben.

Er bnüge sich noch der grossen ehr,
So er vnlangst mit siner leer,
Zuo Zürich het erworben,
Da er den Häsin käss gewan,
Der sunst bald wer verdorben.

Vil alter Bibli bschickt er dar,
Vnd meynt er wolte machen waar,
Wa Proferens stat gschriben.
Das sölte heissen Offerens,
Vnd wolts mit gwalt erkyben [1].

Nun sind der bücher noch vorhends,
Darinn man findt das Proferens,
Vor langen jaren gschriben,
Mich wundert was den Hansen schmid,
Zum opffer hab getriben.

Ich gloub allein der eigen nutz,
Der ist ein solcher böser butz,
Das er all welt verblendet.
Man helt offt für ein ehren man,
Der dardurch wirt geschendet.

Dess nimbt Hans Faber wenig acht,
Er suocht allein den grossen pracht,
Wie er möcht vberkommen,
Ein spitzen oder breiten huot,
Meint der brächt jm vil frommen.

---

[1]) Die Kontroverse über «Proferens» und «Offerens» bezieht sich offenbar auf den die Hostie emporhaltenden Priester. Wir haben sie in Faber's Disputationsakten nicht gefunden, wo doch zahllose Stellen der Kirchenväter aufgeführt werden. Handelt Faber darüber vielleicht in seinem «Malleus in hæresim Lutheranam» Coloniæ 1524?

Darumb er sich so Ritterlich,
Ouch etwan gantz verwegenlich,
Hinfür an spitz hat gstellet,
Doch nit vil grosser thaten than,
Denn er ward allmal gfellet.

Hieby so wöll wirs bliben lon,
Was wunderthät er mer hat than,
Die sind fast all vffgschriben,
Im büchlin das ich nennen wil,
Ist nüt dahinden bliben.

Das büchli ist gar wol bekant,
Es ist das Gyrenrupffen gnant,
Wer will der mag das lesen.
Da findt er wunder bossen vil,
Dess Fabers gantzes wesen.

Das man nit in ein schlecht gedicht,
Solch grosse that vnd wunder gschicht,
Die Hans schmid hat begangen,
Möcht zammen fassen rymens wyss,
Das lied wurd vil zuo lange.

Solt man erst von sinr erberkeit,
Vnd Bischofflicher würdigkeyt,
All thaten fürher bringen,
Gar wol dörfft der bestimpt ze sin,
Er het acht tag dran z'singen.

Am end.

VI.

Schmachlied auf Murner.

Ganz entsprechend der historischen Situation hatten Eckstein wie Manuel bei ihren Spottgedichten auf die Badener Disputation sich an Egg und Faber gehalten, und Murner nur als Nebenperson abgethan. Vielleicht war es gerade dies, was Murner am stärksten reizte, und ihm die Feder zu einem neuen Pamphlet, dem giftigsten, das alles Frühere hinter sich liess, in die Hand drückte.

Ende 1526 erschien «Getruckt zuo Zürich im Wyngarten by Christoffel Froschouer» ein auf das Jahr 1527 gerichteter evangelischer Wandkalender [1]), in welchem die bisherigen katholischen Kirchenfeste und Heiligen durch die biblischen Geschichten und die Heiligen Alten und Neuen Testamentes, «an welchen Gott seine Barmherzigkeit oder seinen Zorn geoffenbaret», ersetzt und mit den betreffenden Bibelzitaten versehen waren. Dadurch sollte der christliche Leser, wie die Einleitung sagt, gereizt werden, die Bibel zu lesen, wodurch er denn zu weiterer Erkenntniss des göttlichen Willens kommen möchte. Eine Verachtung der katholischen Heiligen sollte in diesem Vorgang, wie ausdrücklich versichert wird, nicht liegen, «da doch vielleicht viele unter ihnen auch Heilige sein möchten». In der That enthält denn auch der ganze Kalender nicht Ein die Katholiken beleidigendes Wort und keinerlei persönliche Angriffe, am wenigsten gegen Murner. Anzüglich war nur die Titelvignette des Blattes, ein vortrefflich gezeichneter und geschnittener Holzschnitt im Breitformat, der auf keinen geringeren als auf Hans

---

[1]) Den Titel desselben kennen wir nicht. Bis jetzt hat sich von dem Kalender nur Ein Exemplar gefunden, dasjenige, welches Kessler seiner Reformationschronik, Sabbata, eingeheftet. Dieses aber ist zerschnitten und wieder aufgeklebt worden, und dabei fiel der Titel weg. Einen Neudruck dieses Unikums, sowie des Murner'schen Kirchendieb- und Ketzerkalenders veranstaltete Dr. Ernst Götzinger: Zwei Kalender vom Jahre 1527. Schaffhausen. Verlag von Carl Schoch 1865.

Holbein zurückgeht[1]). Das Bild wird in zwei Hälften getheilt durch einen gewaltigen Kirchenleuchter (im edelsten Renaissance-geschmack), dessen Füsse die vier Evangelisten-Symbole bilden, während in halber Höhe des Schaftes vier Brustbilder von Aposteln (erkennbar sind Paulus und Petrus) angebracht sind. Auf diesem Leuchter steht eine hohe brennende Kerze, und auf diese hin weist, rechts stehend, Christus mit energischer Geberde die Schaar, die ihm folgt: Bürger und Bauern, Männer und Weiber, bis zum baarfüssigen Betttler, lauter schlichte Leute, Arbeitende und Beladene. Auf der linken Seite dagegen wenden sich die Verblendeten dem wahren Lichte ab: Pabst, Bischof, Domherr, Magister, sowie Mönche jeder Gattung. Sie alle tasten, blind wie sie sind, und halten sich, wo's geht, am Mantel des Vormannes. Die blinden Führer aber dieser blinden Rotte sind die heidnischen Philosophen, und diese führen sie in den Abgrund. Schon hat dieser den PLATO verschlungen, während ARISTOTELES, durch sein Türkisches Kostüm als Orientale d. h. Heide charakterisirt, ihm eben nachstürzt. Diese letztere Wendung ist freilich höchst befremdlich bei einem Druckwerk, das unter Zwingli's Augen, ja wie man annehmen muss, unter seinem direkten Einfluss entstanden ist. Denn Zwingli ist ja unter den Reformatoren gerade der Repräsentant des Humanismus; aus diesem hat er die erste Anregung zu seiner Opposition gegen das scholastische Kirchenthum geschöpft und ihm ist er bis an sein Ende treu geblieben. Zwar lässt sich eine direkte Berührung Zwingli's mit Plato und Aristoteles nicht nachweisen, und letzterer mochte ihm wohl unter den Begriff der Scholastik fallen. Allein wer, wie Zwingli, im Jenseits lieber mit Seneca und Sokrates als mit dem Römischen Papste das Loos theilen will, wer im Himmel um Christus Alle geschaart erblickt,

---

1) Vgl. Passavant, le Peintre-Graveur III, p. 380, œuvre de Hans Hobein le jeune, Nr. 28. — Woltmann, Holbein und seine Zeit, 2. Auflage, Band I, p. 238 mit verkleinerter Nachbildung des Blattes, Band II, p. 182, Nr. 195. — Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1881, p. 37 ff.

die von Anfang der Welt an ein heiliges Leben geführt, neben den Vätern des Alten und den Aposteln des Neuen Bundes die gotterleuchteten Heiden Sokrates, Numa und Andere — wer endlich den Pindar geradezu den Psalmen und dem Hiob an die Seite stellt, dem ist ein Gegensatz zwischen christlicher Wahrheit und antiker Philosophie, wie sie dieser Holzschnitt zeigt, durchaus fremd. — In diesem nicht auf Zwingli's Rechnung zu setzenden Holzschnitt ist denn auch offenbar der Grund der Erbitterung zu suchen, welche das sonst so harmlose Erzeugniss bei den Katholiken oder wenigstens bei Murner hervorrief.

Als Verfasser des Kalenders nennt sich D(octor) Johannes Copp, ein Mann, den man bisher schlechterdings nicht hat nachweisen können, und hinter welchem Namen schon die Zeitgenossen, wenigstens Murner und Salat[1]), Zwingli selbst suchten. Diesen hielt Murner ja auch für den wahren Verfasser der unter Eckstein's Namen ausgegebenen Gedichte, und nun ergriff er begierig den Anlass, nicht nur gegen den Ketzer und Volksverführer persönlich, sondern auch gegen seinen gesammten Anhang, gegen das ganze reformirte Zürich, den tödtlichen Streich zu führen. Mit Copp's Kalender also hat Murner's angebliche Entgegnung Nichts weiter zu thun, als dass sie an dessen Form anknüpft und dieselbe travestirt. Diese Entgegnung Murner's ist

DER LVTHERISCHEN EVANGELISCHEN KIRCHEN.
DIEB VND KETZERKALENDER

Unter diesem Titel sieht man, wie bei Copp, eine Titelvignette, und zwar das deutliche Gegenbild jener. Wieder steht Christus in der Mitte des Bildes; aber diesmal zeigt er einem Haufen Evangelischer, von denen jeder ein Kirchengeräthe mit sich schleppt, den Galgen, an dem bereits einer mit Platte auf dem Kopf und im Priestergewand — der Text nennt aus-

---

[1]) Reformationschronik, im Archiv für Schweizerische Reformationsgeschichte I, p. 156.

drücklich Zwingli — zappelt; die auf dem evangelischen Leuchter stehende Kerze ist zerbrochen und erloschen. Moses mit den Gesetztafeln und den zwei Hörnern hebt drohend den Zeigefinger gegen die Herannahenden. Auf einer Rolle, die über dem Galgen, Moses und Christus auseinandergefaltet flattert, liest man: «Du solt nit stelen, Deutro V.» — Der Holzschnitt ist bezeichnet 1527.

Laut Herrn Dr. Th. von Liebenau's Beobachtung [1]) tragen die sämmtlichen erhaltenen Exemplare von Murner's Kalender gleich dem in Bullinger's Autograph der Reformationsgeschichte [2]) eingehefteten das Datum: «Samstag nach Agathe (d. h. 9. Febr.) in dem Jar M.D.XXVII». Allein Herr Dr. Th. von Liebenau hat im Luzerner Umgeldsrodel von 1526 unterm 29. Dezember (Samstag vor dem nüwen Jar) die Ausgabe gefunden: «Item iiij β dem Doctor vm ij almanach». Der Kalender war also schon Ende 1526 fertig, und der Druck vom Februar 1527 ist eine neue Auflage desselben. Nur so auch erklärt es sich, wie Petrus Gynorius in Augsburg an Zwingli unterm 14. Januar 1527 schreiben konnte, der Rath von Augsburg habe den öffentlichen Verkauf von Murner's Flugschrift (libellus) verboten — womit der Zeit nach eben nur der Kalender gemeint sein kann [3]) — und wie Oecolompad den 11. Februar 1527 Zwingli melden konnte, er habe vor drei Tagen Murner's Kalender gelesen [4]). Aber auch der einzig bekannte Druck vom Februar 1527 gehört zu den grossen Seltenheiten [5]).

---

[1]) In dessen schon zitirter uns gütigst zur Verfügung gestellter handschriftlicher Biographie Murner's.

[2]) Stadtbibliothek Zürich, Msc. A 16 fol. 530.

[3]) Zwingli's Werke VIII, p. 12.

[4]) Zwingli's Werke VIII, p. 26.

[5]) Neudrucke wurden drei gefertiget, 1) von Ernst Waldau unter dem Titel: «Der erste deutsche Kirchen- und Ketzer-Almanach mit erläuternden Anmerkungen als kleiner Beitrag zur Reformationsgeschichte», Nürnberg 1804, mit allerlei willkürlichen Verordnungen des Herausgebers (Nachweisung von Herrn Dr. Th. von Liebenau); 2) der Neudruck in Scheible's

In einer längern Vorrede erklärt « Thomas Murner, Barfüsser Ordens, Doctor der heiligen Schrift und beider Rechte, Pfarrer in der christlichen Stadt Luzern und von wegen christlicher Vereinigung seiner gnädigen, günstigen Herren von Luzern auch der übrigen christlichen Orte der uralten Eidgenossenschaft Ury, Schwytz, Underwalden, Zug, Friburg, Solathorn, sowie der frommen, christlichen Waleser armer Diener, Prädikant, und Verkündiger des Gotteswortes nach dem wahren rechten Verstand gemeiner Christenheit; und ein Unterhirte, Hüter und Vorfechter der obgenanten Schäflein des wahren Oberhirten, seines gnædigen lieben Herren und Vaters, Herrn Hugen, Bischofs von Costnitz» — er habe einen «Lassbrief» und Kalender gesehen (Gott müsse es erbarmen), den sollte einer, Doctor Johan Kop genannt, gemacht haben, ist ohne Zweifel «des ehrlosen, diebischen Zwinglis Bubentand und Dichtung». Darin werden erstlich jene christlichen Orte der Abgötterei geziehen, als ob Christus Jhesus unser Herr in fünfzehenhundert Jahren nicht aller Christen Erlöser wäre, sondern sie, alle vom Teufel zum Heiligendienst verführt, als Abgötterer verdammt seien. Weiter seien in diesem Kalender nicht allein die Frommen und Auserwählten des Alten Testamentes und wenige des Neuen gesetzt worden, sondern auch grosse Diebe, Schelmen, Bösewichter, Lecker und Buben, als da sind Cain ein Mörder, Bersaba eine Hure, Saphira eine Lügnerin, Judas der Verräther Christi, Simon ein Zauberer, Herodes ein Mörder der unschuldigen Kindlein. Da er nun das habe erleben müssen, dass Schelme sollen als Gottesfreunde im Kalender sein und Bösewichter die heilige Gottesgebärerin Maria mitsammt den Märtyrern Gottes aus dem Gedächtniss der Menschen und dem Kalender verdrängt haben — wohlan so werde auch ihm erlaubt sein, einen Kalender zu

---

«Kloster» Bd. X, 1, p. 201 ff. mit schlechter Nachbildung der Illustrationen; 3) Dr. Götzinger's Neudruck s. p. 160, Anm. 1, nach dem ebenfalls (wie Copp's Kalender) zerschnittenen und dann in unrichtiger Ordnung wieder aufgeklebten Exemplar in Kessler's «Sabbata».

machen aller Ketzer, die je die Christenheit angefochten haben — in alten und gegenwärtigen Zeiten, seinen christlichen Schäflein zur Warnung vor den Wölfen. — Dass aber Zwingli in Person und Namen dahängt (am Galgen), das komme daher, dass er in der Zuschrift an die XII Orte, darin er ihn, Murner, anklage, sich über den begangenen Kirchendiebstal mit dem Satze verantworte, die Kirchengüter seien ein «Landschatz» und der Obrigkeit verfallen. Dann wiederholt Murner seine in Baden gegen Zwingli ausgestossenen Schmähungen, er sei ein vierzigmal meineidiger, ehrloser, diebischer Bösewicht, ein verläugneter Christ, und Verführer der armen Christenleute. Damit wolle er aber einen ehrsamen, weisen Rath der loblichen Stadt Zürich nicht angetastet haben samt allen frommen, allen christlichen Zürchern, und wem dieser Kirchendiebstal nicht gefalle. Desgleichen wiederholt Murner sein Anerbieten, für all seine Behauptungen betreffend Zwingli (und Ökolampad) vor den XII Orten und insonderheit vor den (Bürger-)Meistern und Räthen der beiden Städte Basel und Zürich zu Rechte zu stehen. Denn auch der Hussschin, der sich Oecolampadius nennt, sei zu Baden auf der Disputation vor gemeiner Eidgenossenschaft und vor der edlen, frommen Stadt Basel als verlogener Mann erschienen, auch gegenüber gemeiner Christenheit als lügenhaftiger Schänder Mariæ, der Mutter Gottes. Aus grossem herzlichem Mitleid mit den armen Christen, welche diese zwei erzdiebischen ketzerischen Lecker und Schelmen verführt haben — als Gegenwehr für die christlichen Orte, welche diese beiden Schelmenhälse sich unterstehen, um Leib, Ehre und Gut zu bringen mit Büchlein, Kalendern, Liedlein und andern bösen Stücken — zur Antwort endlich, dass sie ein schändliches, lästerliches Liedlein von der Disputation zu Baden gesungen haben: Wohlan, so haben sie diesen Kalender als Singerlohn, «und simmer (sammer) botz wunden, singent mir die keiben nur ein stücklin mer einicherley liedlins (ich geschwig ein gantz liedly), so wil ich inen ein wiss darüber machen, das sy solten wellen, (sy) hettend mich vnd ander frum

christen lüt zuo ruowe vnd friden gelassen mit der Disputation zuo Baden gehalten».

Der Kalender selbst nun enthält zunächst jeweilen ein Kalenderzeichen mit beigefügter Erklärung, z. B.:

Ein Gehenkter. Disses zeichen bedüt guot stelen den Pfaffen vnd München. Deut V. Galgibus in hangis kreiorum nagerebanis.

Ein Feuerbrand. Disses zeichenn bedüt guot klöster vnd kirchen brennen als zuo Yttingen geschehen ist.

Ein Gesicht mit ausgereckter Zunge. Disses zeichen bedüt guot got Maria vnd allen gottes heiligen übel reden vnd schenden wie der ketzer Hussschin gethon hat.

Ein Todtenkopf. Disses zeichen bedüt guot der doten heiligen greber z'erbrechen als sant felix vnd regula [1]) beschehen ist.

Ein Fetzen Zeug. Disses zeichen bedüt guot kloster frauwen vnd got ergebene Jungkfrauwen eliche huoren zuo machen.

Ein Kochtopf. Disses zeichen bedüt guot kutlenn vnd bluotwürst vff den Karfritag vnd jung suwe vff den palmtag fressen [2]).

Ein Messgewand. Disses zeichen bedüt guot vss messgewänder den huoren gölderlin vnd nadelbein, ouch seckely zuo machen, ziert ein gantzen dantz [3]).

---

1) Im Grossmünster in Zürich.

2) Anspielung auf den von den Reformirten in Basel am Palmsonntag 1522 abgehaltenen Spanferkelschmaus. Vgl. die Briefe des Hermann Busch und Heinrich Glarean an Zwingli. Zwingli's Werke VII, p. 195. 196.

3) Anspielung auf die ärgerliche Verwendung der Kirchengewänder aus dem Grossmünster in Zürich, im Oktober 1525. Bullinger's Manuscript «von der Reformation der Stift zum Grossen Münster». — Edlibach's Chronik, Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, IV. Band, p. 275 f. Vgl. Mörikofer, Ulrich Zwingli I, p. 315 f.

Ein Buch. Disses zeichen bedüt guot schmachbiechlin on nammen zuo machenn wie die euangelischen dieb ietz acht iar gethon haben.

Eine Schaufel. Disses zeichen bedüt guot schetz graben in den sacristien. Als Vlrich Zwinglij, der kirchendieb, lernet.

Zwei in einander geflochtene Hände. Disses zeichen bedüt guot den pfaffen münchen eeliche huoren zuo der ee geben. Als der Zwingly eine het. U. s. w., u. s. w.

Zum Schluss:

Ein brennender Scheiterhaufen. Disses zeichen bedüt guot euangelische ketzer brennen vnd im rauch zuo dem tüffel senden.

Hierauf folgt der eigentliche Kalender, wo in Travestie der den einzelnen Tagen beigeschriebenen Heiligennamen, unter Vortritt des Judas, und immer mit dem Zeichen des schwarzen halben Mondes, die Wortführer der Reformation, namentlich der Schweizerischen, in buntem Durcheinander unter die Scheusale der Welt- und Kirchengeschichte gemischt werden, als da sind: Tyrannen (Nero ein wieterich, Herodes), Mörder (Cain), Uebelthäter aller Art (Cham, der sin vatter verspottet), Buhlerinnen (Bersabea, Flora, ein römerin vnd ein grosse dicke, vnd fier eckechte huor), Kirchenschänder (Heliodor), Ketzer (Manicheus ein vnflat; Tertullianus, der do glaubte, das der bösen menschen seelen in tüffel verendret werden; Wykleff, der vss dem grab gezogenn verbrannt ward). Die den Reformirten gegebenen Epitheta entbehren in vereinzelten Fällen des Witzes nicht (so z. B. wenn Berchtold Haller von Bern «ein vsserweleter stilschwiger sines gloubens» genannt wird). Weitaus die Mehrzahl aber sind gesuchte, salzlose Namenverdrehungen und Beschimpfungen. Dabei verdient Beachtung, dass Murner, der, um seinen Kalender leidlich zu füllen, sich zum Theil mit ziemlich obskuren Leuten behilft, und selbst die meisten reformirten Theilnehmer an der Badener Disputation aufführt[1]), gerade Dr.

[1]) Vgl. Abschiede IV, 1, A, p. 932 f.

Copp und Eckstein mit völligem Stillschweigen übergeht. Es ist klar, jenen hält er für einen blossen Strohmann, diesen für das jeder eigenen Bedeutung entbehrende Sprachrohr Zwingli's, dem er vielleicht seine bloss beiläufige, geringschätzige Erwähnung im Lied auf die Badener Disputation auf diese Weise besonders empfindlich heimzahlen wollte.

Es scheint, dass Murner's Kalender in den katholischen Orten wenigstens anfänglich mit Beifall aufgenommen wurde. Dafür spricht der rasche Druck einer neuen Auflage; dafür namentlich auch der triumphirende Ton Salat's, der in seiner Reformationschronik [1]), nachdem er erzählt, « wie die von Zürich ein calender liessend trucken vnd vssgan », fortfährt: « Der predicant zuo Lucern d. Toma Murner stach den Zürcher calender mit der su », und die ganze Vorrede Murner's « von wort zuo wort, wie er im truck vssgangen », aufnimmt. Murner nennt er einen « frommen, ehrlichen, aufrechten, hochgelerten » Mann, der, als ihm der Zürcher Kalender zu Handen kam, « that als ein wahrer frommer Eiferer des alten Glaubens ».

Bei den Reformirten erregte der Kirchendieb- und Ketzer-Kalender begreiflicher Weise die grösste Erbitterung, und Zürich suchte aus demselben einen eidgenössischen Casus zu machen, indem es in der dritten Februarwoche 1527 über diese Sache an die evangelischen Mitstände ein Kreisschreiben ergehen liess. Mit seltsamer Ausführlichkeit wird hier auf Murner's Schmähungen eingetreten und ihnen jeweilen die evangelische Theorie entgegen gehalten. Ein direkter Antrag, was zu thun sei, wird nicht formulirt, sondern die Zürcher wollen die Sache den christlichen (d. h. reformirten) Eidgenossen zu bedenken zustellen, ihnen unserer gemeinen Eidgenossenschaft Ehre, Nutzen und Wohlfahrt hiemit befohlen haben [2]).

---

[1]) Archiv für die Schweizerische Reformationsgeschichte I, p. 155 ff.

[2]) Abschiede IV, 1, A, p. 1051—1053 mit dem Datum des 20. Februar nach der Abschrift in den Berner Abschieden. Dagegen ist die Antwort von Basel schon vom selben Tage datirt.

Basel antwortete umgehend. — Nach dem letzten Schreiben von Zürich wegen Thomas Murner habe man die Zuschrift und den Schmachkalender verlesen hören und darüber «grosses Mitleiden» empfunden. Dagegen liesse sich nun wohl Mancherlei thun, was aber nicht zu Frieden und Einigkeit dienen würde. Weil es aber am fruchtbarsten, auch den göttlichen Geboten am gemässesten sei, Unfriede und Uneinigkeit zu verhüten, so erachte man für gerathen, in der Sache nicht zu eilen oder etwas Unfreundliches vorzunehmen. Zürich möge vielmehr sein Anliegen auf dem nächst bevorstehenden Tag der reformirten Städte anbringen[1]). — Diesem Beschluss gemäss erhielten denn die Basler Boten Instruktion, betreffend Murner von sich aus Nichts zu thun; wenn dagegen die Sache von Zürich oder von anderer Seite zur Anregung gebracht werde, sollen sie bestmöglich zu bedenken geben, dass in so schwierigen Zeitumständen Alles sollte vermieden werden, was zur Zerrüttung der Eidgenossenschaft diene. Vor Allem aber sollen sie darauf dringen, dass hinfür solche Schmachbücher, Liedlein, Sprüche und anderes der Art abgethan und deren Verbreitung untersagt werde[2]). In der That scheint auch auf dem Tag zu Bern in diesem Sinne entschieden worden zu sein, denn der Ausdruck des Abschiedes: «Dazu hat man auch über Dr. Murner's Kalender oder Lasszeddel verhandelt, wie jeder Bote weiss» deutet auf eine blosse Erörterung der Angelegenheit, nicht auf einen Beschluss[3]). Die gleichzeitig zu Einsiedeln tagenden katholischen Stände beschäftigten sich ebenfalls mit dem Thema und nahmen in den Abschied: «heimzubringen, was für Maassregeln man ergreifen

---

[1]) Abschiede IV, 1, A, p. 1053.

[2]) Abschiede IV, 1, A, p. 1056. Die Instruktion ist dort dem Tag zu Einsiedeln, 26. Februar u. ff., zugetheilt. Dies ist aber ein ausschliesslich katholischer Tag gewesen. Gleichzeitig war zu Bern der Tag der reformirten Orte, an dem auch Basel vertreten war, so dass die angeführte Instruktion sich vielmehr auf diesen beziehen wird.

[3]) Abschiede IV, 1, A, p. 1049.

wolle, um den Spitzreden und Schmachliedchen (des Glaubens wegen) abzuhelfen, indem daraus wenig Gutes erfolgen kann » [1]).

Und damit fiel die Sache denn aus den eidgenössischen Traktanden. Dass die Katholischen ein solches Verbot gegen Verbreitung von konfessionellen Schmachriften wirklich erlassen hätten, ist nicht nachzuweisen. Den Zürchern blieb nichts übrig, als sich bei Luzern über die Zulassung des Druckes des Kalenders zu beklagen [2]) und in den einzelnen Orten gegen Verbreitung desselben zu protestiren [3]). In Bern wurde den 7. März Dr. Murner's Kalender und « Hüpenbrief » vor dem Grossen Rathe verlesen und von diesem beschlossen: « Der Kalender sol anstan bis zuo zuokunft (der Boten) der fünf Orten » [4]). Vergleiche damit ein eben damals auftauchendes, seltsames Gerücht von einem beabsichtigten Freischaarenzug der Berner nach Luzern, « den Schultheissen Hug und den Doctor zu besuchen » [5]).

Was endlich Murner selbst betrifft, so zog sich gerade seines Kalenders wegen in Luzern ein Ungewitter gegen ihn zusammen. Wie uns Salat in ausführlicher Darlegung berichtet [6]), verbreitete sich unter dem Luzerner Landvolk, das mit seinen reformirten Nachbarn viel Verkehr hatte, die Erkenntniss, wie sehr Murner's Treiben in Wort und Schrift (« sin Handlen in trucken und predien ») zur Verhetzung der Gemüther beitrage, und dass er damit Unruhe, Unfriede, Aufruhr und offenen Landskrieg anrichte. Es wurde daher das Begehren gestellt, man sollte dem Mönch Urlaub geben, ihn von der Stadt verweisen und austreiben. Murner gab dem Rathe eine Verantwortung ein, die Salat mittheilt, und deren Bekanntmachung nach dem-

---

[1]) Abschiede IV, 1, A, p. 1055 p.

[2]) Schreiben vom 25. Mai, Abschiede IV, 1, A, p. 1095.

[3]) Botschaft der Zürcher nach Glarus, ca. 28. April, Abschiede IV, 1, A, p. 1081.

[4]) Abschiede IV, 1, A, p. 1059.

[5]) Schreiben von Bern an Luzern vom 15. Mai; Strickler Aktensammlung I, Nr. 1716.

[6]) Archiv für die Schweizerische Reformationsgeschichte I, p. 158 f.

selben Berichterstatter die Unruhe in den Aemtern dämpfte. Murner betonte u. a., er habe sich ja den zwölf eidgenössischen Orten anerboten, sich ihnen vor Recht zu stellen; dort möge man ihn suchen, wenn man Ansprache gegen ihn habe. In der That nahm die Tagsatzung zu Einsiedeln vom 7. Mai ff. [1]) Murner's Anerbieten gegen Zwingli entgegen, und der Rath von Luzern konnte die Zürcher in Beantwortung ihrer Beschwerdeschrift vom 25. Mai mit Recht darauf verweisen. «Wir haben aber nie gehört, fügt das Schreiben spitzig bei, dass der Zwingli solcher Gestalt wie Murner zum Recht zu stehen sich je erboten habe». Wolle aber Zürich, von wo so mannigfaltige Lieder, Schmach- und Schandbüchli ohne Namen des Dichters gedruckt, ausgegangen seien, und wo man dieselben niemals hinterhalten und abgestellt, im Verein mit der ganzen Eidgenossenschaft künftighin diesem Treiben steuern, dasselbe abstellen und verhüten, so sei auch Luzern bereit, dazu mitzuhelfen [2]).

Fast scheint es, dass dieses Schreiben in Zürich Eindruck gemacht habe, und dass man hier zu dem Entschluss gekommen sei, weitere Pamphlete gegen die katholische Partei und ihre Wortführer nicht mehr zu dulden. Denn beinahe nur so ist es zu erklären, wie eine gegen Murner's Kirchendieb- und Ketzer-Kalender gerichtete Zürcherische Abfertigung sozusagen spurlos verschwinden konnte.

Auch jetzt nämlich fühlte sich Eckstein wieder gedrungen, Zürich's und Zwingli's Ehre zu retten und Murner's Schmähungen wo möglich noch zu überbieten. Ja jetzt sollte Alles, was man über den Verhassten Arges wusste oder sich erzählte — Wahres, Halbwahres, Erlogenes — in Ein Pamphlet zusammengefasst werden. Eckstein selbst nennt dieses ein «hübsches Lied»; uns scheint es eher ein säuisches zu sein, das wir nur mit Widerwillen

[1]) Abschiede IV, 1, A, p. 1086 n.

[2]) Schreiben vom 27. Mai; Abschiede IV, 1, A, p. 1095 f.

seiner verdienten Vergessenheit entreissen. Doch glauben wir dies im Interesse der Vollständigkeit der vorliegenden Arbeit nicht unterlassen zu dürfen. Auch mag es einen weitern Beitrag liefern zur Kenntniss der unglaublichen Verbitterung und der bodenlosen Geschmacksverwirrung auf beiden Seiten. Wir bringen das Gedicht nach der einzigen uns bekannten Aufzeichnung, einer Handschrift in den Bullinger'schen Akten des ehemaligen Stiftsarchives, zum wörtlichen Abdruck [1]:

Vff Doctor Thomas Murners Calender, Ein Hübsch Lied.

In der wyss: Zum ersten wänd wir Loben, Mariam ꝛc.

1. Herr Thoma du muost tanzen
woluff vnd far mir nach
dann du mitt alenfanzen
schältworten vnd vil schmach
ouch anderen kanst här pfyffen
doch nitt dass rächt loch gryffen
schnee, hagel, wind vnd ryffen
zeigt nitt din Almanach
thuo gmach, du tanzest zgach.

2. Du hast durch Stett vnd länder
vil fromm vnd biderb lüth
gesezt in din Calender
vnd dänkst doch deren nütt,
by denen du hast gwonet
derselben hast du gschonet

---

[1]) Staatsarchiv Zürich. Bisherige Bezeichnungen des Bandes: Epistolarum Tomus XXX — Bullingeri manuscripta 1521—1573, Nr. 9, B 30 — VI 129, p. 6. — Dass die Handschrift nicht das Originalmanuskript Eckstein's, sondern eine Kopie ist, beweisen einige sinnlose, von anderer Hand (wohl von Eckstein) korrigirte (Strophe 4, 7) und ein nicht verbesserter Schreibfehler (Strophe 24).

du bsorgst dir werd gelhonet [1])
vnd sag man dir heruss
wie du ouch habist huss.

3. On Zwyfel hast du trachtet
vorhin das allt sprüchwort
wie einer werd geachtet
der frag nun an dem ortt
allein sine nachpuren
ob er Huss mitt eim luren [2])
die sagends im on truren
dess fürchst du frylich ouch
Im näst findt man den Gouch.

4. Da du ie woltest schryben
ein sömlich Schelmen Zunfft [3])
fromm lüth also vssryben
da hast nitt on vernunfft
die sach vorhin ermässen
dich gsetzt für das vorässen
vnd din selbs nitt vergässen
der gröst schelm imm anfang [4])
der letzt in dem vssgang [5]).

5. Man weisst vast wol herr Thomen
wie es vmb dich ouch stadt

---

[1]) Durch Urkunde vom 14. August 1526 verpflichtete sich Murner, weder gegen die Stadt Strassburg noch gegen deren Bürger zu predigen, schreiben, dichten oder drucken zu lassen (Dr. Th. von Liebenau).

[2]) Lur sonst nur Masculin «Betrüger»; hier neutral im Sinn des schweizerischen Lueder, eigentlich Aas und Lockspeise, dann auch ein faules, feiles Weib, also hier Dirne. Vgl. Lurlei oder Lorelei am Rhein, die Personifikation jenes trügerischen Felsens (Lei), trügerisches Weibsbild (Mittheilung von Herrn Prof. Dr. Tobler).

[3]) Anspielung auf Murner's «Schelmenzunft», erschienen 1512.

[4]) Von einer andern, gleichzeitigen Hand korrigirt aus «an hang».

[5]) Im Eingang und zum Schluss der Vorrede zum Kirchendieb- und Ketzer-Kalender giebt Murner seinen vollen Namen.

war bist du ie hinkommen
dass du nitt din vnflat
hinder dir nitt habist glassen
du bschyssst Land, Statt vnd Strassen
noch wilt du dich nitt massen [1])
biss das man dir ouch seyt
vom Strassburger geleyt [2]).

6. Du hast ein sölich toüben
in dinem Almanach
schiltst fromm lüth kilchen roüber
redst nüt dann schand vnd schmach
vnd hast du selbs mee gstolen
zuo Cracken ligt in Polen
gang heim gan Strassburg holen
nun für ein helbling [3]) brott
dich bleytt [4]) dann wyss vnd Roott.

7. Hettest du redlich ghandlet
in dinem vatterland
wie ein biderman gwandlet
da dörfftest nitt mitt schand
von Strassburg syn gezogen
den Wyngotsheim [5]) han btrogen
du hattest imm den rogen
der barschaft gar verthon
dass bracht dich ouch darvon.

---

[1]) mässigen.

[2]) Mit Schreiben vom 28. September 1524 hatte Murner aus Ehenheim vom Rathe von Strassburg Geleit verlangt, um sich gegen die über ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen; den 18. November 1524 erklärte er den ihm ertheilten Geleitsbrief als ungenügend (Dr. Th. von Liebenau).

[3]) Halbpfenning.

[4]) Durchbläuen.

[5]) Von gleichzeitiger anderer Hand korrigirt aus «Wygotsheim». — Ueber Wingoltsheim oder Wingersheim vgl. oben pag. 159.

8. Da man solt rächnung gäben
in dinem bruoderhuss
du mitt dim huorenläben[1])
truogest für brännen vss[2])
dan küsse, blatten, kanten
muosstend dfrauwen verganten
die in din Closter rantend
allein vmb den nachtlhon
dass bar gält was verthon.

9. Du hast offt Mette gsungen
vor vnd noch mitter Nacht
bist vss dim Closter gsprungen
biss du hast zwägen bracht
brüder mitt langen zöpfen
man hort dich nitt luth klöpfen
so thür am käller gieng
alsso die Psalm anfieng.

10. Alsso hast du gemusset[3])
mitt aller buobery
das Closterguot verbusset[4])
allein nun mitt huory
du solt drumm hundert Gulden
die du hast mitt frauw hulden
dem Closter gmacht an schulden

---

[1]) Eckstein's Ansicht über Murner's Sittlichkeit theilte u. a. auch der katholische Autor der Zimmern'schen Chronik (Ausgabe von Barack in der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, III, p. 76). — In den Epistolæ virorum obscurorum heisst es: «Murner habet rem cum ipsis (sc. monialibus). Sed hoc non est verum, quia ipse est Eunuchus castratus» (Dr. Th. von Liebenau).

[2]) So dass es darauf heraus kam, als hätte es gebrannt: für's Brennen gieng.

[3]) gemauset.

[4]) verputzt.

dorumb hatt dstatt ein brieff
der Murner do entlieff.

11. Wer by dir wolt baden
der überkam die rud[1])
man hatt allwäg din schaden
zuo Cracken[2]) ist ein Jud
der klagt sich ab dir seere
du syest imm zuo feere
entloffen über Meere
imm ward nitt meer sin hab
die er dir on pfand gab.

12. Du hast im abenthlenet
on pfand allein vff borg
darnach dich selber gflechnet
dess Juden grösste sorg
ist für dich Doctor Thomen
du werdist nitt me kommen
ouch habist bücher gnommen
vnd deren nie keins bzalt
verkoufft vnd andwand gmalt.

13. Herr Thoma Doctor Murner
dem Juden ist für dich
da ryttest in eim thurner
dass er dir nitt me lich
biss man dich mitt eim schlegel
erschiess wie kramets vögel
das ist ein hänffiner pflegel
dir knütscht din kazen kopf
sunst bzalest nit du tropf.

14. Welt ich all dine thaten
erzellen dir allhie

---

[1]) Krätze, Grind.
[2]) Vgl. pag. 159, 161 (auch zu Str. 6).

schwarzkunst vnd Tüfels saaten
die du din läbtag ie
von Jugend vff hast tryben
Parnössli[1]) vssgeriben
in Clösteren dnunnen klyben
dz innen der buch gschwall
vss mitt dir in Gänss stall.

15. Ist din gröster kumber
vm Römscher kylchen gsazt
dass du iez nitt mer vmher
magst rammlen wie ein kaz
die Clöster visitieren
mitt dem Gänssnäper rüren
du wilt vil Gänss verlieren
din stal wurd sunst bald laer
wo der (?) verbotten wer.

16. Dir ist bass mitt Huoryen
dann mitt Eelichem Stand
wie luth ir schon all schryend
nach des Bapsts glübt vnd bannd
man sölle künschheit halten
dess muoss der tüfel walten
ir könnends allwäg schallten
ob ir schon machend kind
dz ir nitt zieher[2]) sind.

17. Du bist din tag durchzogen
tüttsch vnd ouch wältsche land
an allen orten trogen
wo du ye funden bstand
an keim ort blibst in dlänge

---

[1]) Ziparten, kleine Pflaumen.
[2]) Erzieher, Ernährer.

din kouffmanschaz wirt zgänge
nach fromkeit stellst du strenge
wie nach eim schweissbad dkaz
harr biss ich dich me kraz.

18. So du nienen magst blyben
zuo lettst komst ouch in Schwyz
vil schältwort hast offt triben
du armer Gugelfriz [1])
din ordens by dir gstanden
geboren vss Schwyzerlanden [2])
die schmechtest offt mitt schanden
wo einer zuo dir kam
kühmaul was glich sin Nam.

19. Das wüssend all Eydgnossen
brüder vss dim Conuent
der kübel werde vmgstossen
hast inen offt fürgwändt
ir land werd man verbrännen
der kundtschafft wirdt man innen
vnd darff man nitt wyt rennen
du schmechst wie Doctor Eck
nüt dann mitt üch in d'sek [3]).

20. Jez bist ein guotter Schwyzer
geboren vss Normandin
ein grosser Apostüzler [4])
all din tag bist nie gsin
den Schwyzeren hold vss hertzen
du hettest kleinen schmerzen

---

[1]) Gugelfritz, Kaputzenfritz, Mönch.

[2]) So die Handschrift.

[3]) Um die Katzen zu ersäufen.

[4]) Verderbt aus Superstitiosus in der Bedeutung von Heuchler, Betrüger. Sander, Wörterbuch I, 38; Grimm, D. Wörterbuch I, 536.

wo du allso mitt schertzen
durch din Calender zwar
vffhaztest haar vff hâr.

21. Bist du schon iez ein Pfarrher
ouch in dem schwyzerland
vnd fluochest wie ein karrer [1])
dess grösser ist din schand
ich bin noch nitt am boden
luog zuo zerstoss nitt knoden
du möchtest dich licht roden
man strelte dir wohl bass
mitt warheit merk wol dass.

22. Meinst du man schüch boz wunden
dass man dir nümmen sing
sind wir dann dir verbunden
dass man nitt fürher bring
all dine lamen possen
du hast bisshar genossen
dass man dir armen fossen [2])
vil mee hat nachgelan
dan nimmer meer werd thon.

23. Vnd werest schon noch gstanden
yff hohen schuolen dry
noch ist in Schwyzerlanden

---

[1]) Vgl. Manuel, Eck's und Faber's Badenfahrt (Strophe 3):

Eck schrei und schwuor so gar unrein
glich wie ein schwäbischer Karrer,
der bstanden ist am Houwenstein;
er ist ein rouwer pfarrer. (Bächtold, Manuel p. 206 f.)

[2]) Foss: Taugenichts, Lump, Hundsfott, Fötzel; Grimm, D. Wörterbuch IV, 1, 1, p. 42, 45.

din Doctorat mitt bly[1])
dir ouch anghenkt zuo Basel
dass du nitt komst vom fasel[2])
dir ward gan Wien ein Casel[3])
von Rägenspurg geschikt
ein bruoch von syden gstrikt.

24. Du hast doch sunst vil zeychen
gsetzt in din Almanach
mochtest bruoch nitt erreychen?
du bist mitt prattick zgach
so du ir hast vergässen
vnd[4]) der Franckfurter Mässen
bücher verkoufft vnd gässen
darnach gseit vnverholen
bücher syend dir gstolen.

25. Doch so ich mich rächt bsinnen
so hast du noch ein bruoch
in dim Calender dinnen
gemalet vnd ein buoch[5])
das muoss die bücher bedütten
da du dich frommen lüthen
ouch arm kondest embüten
vm all hab werest kon
Santt Räbsafft hatt dirs gnon.

---

1) d. h. mit bleiernem Siegel. Anspielung auf die päpstliche Bulle, die von der Universität Basel verlangt wurde, als Murner dsselbst zum Doctor juris utriusque promoviren wollte. Vgl. Th. v. Liebenau, Murner in Basel, Basler Jahrbuch 1879, p. 13 f.

2) Fasel, sonst Nachwuchs, hier loses Weibervolk; Grimm, D. Wörterbuch III, 1337.

3) Messgewand.

4) Schreibfehler statt vff.

5) Vgl. pag. 206, 207.

26. Was hast du damitt wellen
das du ein galgen hoch
in din brieff muosstest stellen
den Zwingli hänken ouch
der nie- kein dieb ward gscholten
du hast diebstals engolten
da d'Keyserschen vischen wolten [1])
was schon der kast vor laer
du stalest d'fisch Murner.

27. Ja äben zFryburg dunnen
küng Maximilian
d'fisch gstolen vss dem brunnen
drum muosstest in kärker gan.
hett man dich nitt verträtten
der kämerlig für dich bätten
man hett dich do vssgyätten
vnd an den Tolman [2]) gschnürt
doch wardest in kercher gfürt.

28. Sy schmaktend dir wie rössle
die selben gstollnen fisch
du vnd dine Parnössle [3])
verschlamptens ob eim tisch
man frag noch den Hans Brügker
zküngsfelden singt der Gugger
dir stiess an d'hand ein Jucker
der dich in kercher warff
Murner dess galgens bdarff.

---

[1]) Da das Hofgesinde des Kaisers aus dem Fischkasten die Fische nehmen wollte (1499).

[2]) Dolman, im Türkischen das Rad, auf welchem Verbrecher theils gefoltert, theils hingerichtet werden.

[3]) So Schreibfehler für Genössli?

29. Du wöltest dich gern schönen
werest als rächt gern fromm
glich als sölle man wenen
du habest vmb vnd vmb
mitt eeren hoff geschlissen [1])
doch einest ans bett gschissen
ich gloub es gschehe z'byssen [2])
vnd nitt zmontenflaschgon [3])
du hast wol bösers thon.

30. Magst nitt die brocken schluken
wilt gern ersuoch mich drumb
dann ich wird mich nitt ducken
ich wil din vmb vnd vmb
dess rächten dapfer warten
mitt dir on vorteil karten
doch lieber in dem Garten
da d'fygen gässen sind [4])
vnd anss bett scheiss das kind ꝛc.

Votz Egkstein 1527.

Ist dieses Lied nun seiner Zeit zum Druck gekommen? Oder ist es nur handschriftlich verbreitet worden? Oder ist es gar nicht veröffentlicht worden? Bei dem totalen Mangel aller auf das Gedicht bezüglichen Nachrichten müssen wir die Antwort auf diese Fragen auf indirektem Wege zu gewinnen suchen.

Zunächst hat sich kein gedrucktes Exemplar des Gedichtes nachweisen lassen. Haller [5]) und Weller [6]), welche

---

[1]) Den Haushalt aufgehoben, beendet.

[2]) Zu Pisa?

[3]) Zu Montefiascone s. pag. 171.

[4]) Murner hatte Zwingli wiederholt einen stolzen Figenfresser genannt.

[5]) Bibliothek der Schweizergeschichte III, Nr. 299, hienach Gœdeke, Grundriss der deutschen Dichtung I, p. 261, Nr. 112.

[6]) Annalen der poetischen Nationallitteratur I, p. 306, Nr. 68.

das Lied erwähnen, geben nicht an, dass ihnen ein solches vorgelegen. Ferner ist beachtenswerth, dass sich die einzige uns bekannte Handschrift in Bullinger's Nachlass erhalten hat, aber nicht in seiner Reformationschronik, in welcher Murner's Kalender eingeheftet ist, und wo also auch dessen Abfertigung, wenn sie dem Verfasser doch zur Hand war, ihre Stelle finden musste, sondern unter den Akten der Bullinger'schen Kirchenverwaltung. Es ist also ein Exemplar, das Bullinger amtlich zu Handen kam. Bedenkt man endlich, dass Murner, der für jede Anzüglichkeit so ungemein empfindlich ist, sich nirgends über dieses Pamphlet beklagt, das ihn speziell verhöhnt, so muss man nothwendig schliessen, dass dasselbe ihm nicht zu Gesicht gekommen, d. h. eben, dass es nicht gedruckt, und vermuthlich auch seine handschriftliche Verbreitung von den Zürcherischen Behörden nicht gestattet worden sei. Man kann demnach, wenn man will, die Handschrift in Bullinger's amtlichem Nachlass als das der Zensur eingereichte und von dieser nicht approbirte, sondern zurückgelegte Exemplar betrachten.

Der Gesichtspunkt, der bei der Zensur den Ausschlag gab, war der konfessionelle und der politische. Von diesem Standpunkt aus wird also das Gedicht unterdrückt worden sein: man wollte, müssen wir annehmen, in Zürich nicht weiter provoziren. Oder wollte man speziell auf Murner's Provokationen sich nicht einlassen? Wie denn der sonst so überaus reizbare und in Repliken und Abwehren unermüdliche Zwingli sich mit Murner nie eingelassen und den hauptsächlich gegen ihn gerichteten Kirchendieb- und Ketzer-Kalender keines Wortes der Entgegnung gewürdiget hat.

Nach seinem dichterischen Werthe betrachtet ist das Lied Eckstein's gegen Murner das geringste unter seinen Produkten. Mehr als sonst wo muss hier die blosse Schmähung den Witz, das Ekelhafte den Humor ersetzen. Auch in dem Lied auf die Badener Disputation ist mehr Bosheit als Geist, mehr Schmutz als Satire; aber dort ist doch noch eine, wenn auch zügellose

plastische Kraft; und eben diese fehlt in dem Pamphlet gegen Murner gänzlich, so dass die Zeitgenossen durch die Unterdrückung desselben sicherlich Nichts eingebüsst haben.

Das Lied ist auch die letzte Dichtung Eckstein's, von der wir Kenntniss haben.

Ist es aber überhaupt seine letzte? Und wenn ja, warum hat der so fruchtbare Poet, dem die Verse so leicht und leichtfertig aus der Feder liefen, während der noch vollen dreissig Jahre seines Lebens Nichts mehr geschrieben?

Geschah es in richtiger Selbsterkenntniss des Unwerthes seiner letzten Produkte? Im Gefühl der rasch abnehmenden dichterischen Kraft?

Oder fühlte er sein Dichtertalent den Verwickelungen der nun immer verhängnissvoller werdenden Situation nicht gewachsen?

Oder erhielt er von Oben einen Wink, seine Polemik nunmehr zu lassen?

Oder war er über die Zurückweisung seines letzten, zur Ehre Gottes, Zürich's und Zwingli's geschriebenen Pamphletes geärgert?

Oder liegt vielleicht die einfachste Erklärung darin, dass Eckstein um eben diese Zeit eine Pfarrstelle erhielt? — Hatte er um's Geld gedichtet und diesen Erwerb jetzt nicht mehr nöthig? — Oder nahm ihm die ernste Verantwortlichkeit seiner neuen Stellungen, wenn nicht die Musse, so doch den Humor für Fortsetzung seiner litterarischen Klopffechtereien?

Wir wissen es nicht. Das Eine wie das Andere, oder Dieses und Jenes zusammen kann den Ausschlag gegeben haben.

VII.

Ueber die Person des Dichters.

Ueber den dichterischen Charakter Eckstein's ist kaum mehr etwas beizufügen. In allen seinen Publikationen tritt Eckstein als Polemiker auf, und bedient sich der in der Volkslitteratur des XVI. Jahrhunderts für die Polemik resp. das Pamphlet üblichen Formen: des Gespräches, des Spiels, des Spottliedes. Innerhalb dieser Gattungen tritt seine Anlehnung an Niklaus Manuel deutlich zu Tage, ohne dass man ihn doch einen blossen Nachahmer des Berner Dichters nennen könnte. An dichterischer Kraft, an Sprachgewandtheit und in der Kunst, seine Bilder auszuführen, steht Eckstein weit hinter Manuel zurück, während er an Ursprünglichkeit der Empfindung sowie an Derbheit der Polemik ihm durchaus gewachsen ist. Die Verwechslung des Derben mit dem Unflätigen, des Witzes mit der Zote, der Polemik mit der persönlichen Beschimpfung theilt Eckstein mit seinen Zeit- und Fachgenossen. Was aber seinen Dichtungen im Vergleich zu den bessern Werken Jener auf's Empfindlichste schadet, das sind die langen theologischen Ausführungen, mit denen seine Darstellung beschwert ist, und ist die unvermittelte Reproduktion der von Zwingli in seinen Schriften gebrauchten Argumente. Hier sinkt dann die Sprache zur platten Prosa, die Reimkunst zur blossen Reimerei herab.

Der Versbau ist nicht nur ungelenk, sondern auffallend vernachlässigt, stellenweise geradezu roh; die Reime sind vielfach sehr liederlich, oft auch blosse Assonanzen. Aber der Sprachschatz Eckstein's an Worten und Wendungen ist eminent und sichert ihm in der Geschichte des Idioms der Deutschen Schweiz seine Stelle.

Was die litterarische Bildung Eckstein's betrifft, so entfaltet er in den seinen vier ersten Stücken beigedruckten Zitaten eine weitläufige Belesenheit. Freilich ist nicht überall leicht zu entscheiden, was auf eigene Kenntniss der Schriftsteller zurückgeht, und was aus der damaligen Tageslitteratur geschöpft ist.

Zunächst erscheint Eckstein im Alten und Neuen Testament gründlich bewandert. Seine Zitate gehen weit über diejenigen in Zwingli's Schriften hinaus; sie sind so mannigfaltig und mitunter so zutreffend, dass sie wohl ein selbstständiges Studium der Bibel voraussetzen. Dagegen beweist die Wichtigthuerei mit dem Hebräischen nichts für Eckstein's Kenntniss dieser Sprache; die angeführten Beispiele sind aus den Akten der Zürcher Disputation und den Schriften der Reformatoren über die Messe geschöpft[1]. — An die Bibel schliessen sich die Kirchenväter: Chrysostomus (Homilien), Ambrosius (de pœnitentia), Augustinus (super Joannem tractatus), Gregorius (Moralia und Homilien), Isidorus (de summo bono) und die Häupter der Scholastik, Thomas von Aquino und Duns Scotus, an. Kanones, Dekrete und Dekretalen zitirt Eckstein wie die Bibel und lässt auch gelegentlich juristische Fachausdrücke einfliessen. In der Papstgeschichte[2] und der neueren kritischen Forschung über dieselbe[3], in der Geschichte der

---

[1] So geht die Belehrung, die der Bauer Knüchel Fritz im «Concilium» (C v) dem Dr. Faber ertheilt, «Bekodscho» heisse «in seinem heiligen Ort» und nicht «in seinen Heiligen» auf Zwingli's Ausführung an der zweiten Zürcher Disputation zurück (Zwingli's Werke I, p. 488). Ein andermal werden wir belehrt: «Cephas ist Sirisch, nit Latin» (Concilium B 6). Das Wort «Messe» wird vom Hebräischen «Missach» (Concilium D IIII) und «Mehockuk» von «Mechsschephim» abgeleitet (Rychstag F, 7), bei welchem Anlass Eckstein mit Selbstgefühl ausruft: «Schleckt man hebreisch ab dem Ofen?»

[2] Ausdrücklich zitirt Eckstein den Platina und die «Lombardica hystoria».

[3] Mit Bezug auf die Konstantinische Schenkung, deren Nichtigkeit Nikolaus Cusanus und Laurentius Valla im XV. Jahrhundert aufgedeckt hatten, sagt der Bauer Thoman Klotz im «Concilium» (B v):

> Vnd sind doch d'wort noch vorhanden
> wie sy im alten brieff sind gstanden
> Darzuo hand Constantini kinder
> nahin (über Rom) regirt nüt destminder
> Hett der vatter dkron hin ggeben
> so wärind dkind, merck mich eben,
> Enteerbt, darzuo nit Keyser xin
> das hat nit gthon der Constantin etc.

Entstehung der Messe[1]) und in den Institutionen der katholischen Kirche zeigt er sich wohl bewandert[2]).

Auf humanistische Studien dagegen weisen seine überaus zahlreichen, aus dem Griechischen und Römischen Alterthum geschöpften Beispiele. Freilich sind seine Quellen hier, ausser Livius und Valerius Maximus, wohl nicht die alten Schriftsteller selbst, sondern neuere Kompilationen, wie z. B. des Sabellicus «exemplorum libri», desselben Schrift «de educatione» und Aehnliches, wobei das überschwengliche Zitiren ganz an das humanistische Prunken mit einer weitläufigen, oft auch nur aus zweiter und dritter Hand geschöpften Gelehrsamkeit erinnert.

Man findet sich bei der Zusammenstellung der von Eckstein benutzten Schriften überrascht durch die Uebereinstimmung seines gelehrten Apparates mit demjenigen Zwingli's, wie letzterer theils aus seinen Schriften resultirt, theils von Bullinger ausdrücklich aufgeführt wird[3]). Hieraus nun aber auf eine Verbindung zwischen Zwingli und Eckstein oder gar darauf schliessen zu wollen, dass Zwingli, nicht Eckstein der Verfasser der unter Eckstein's Namen ausgegebenen Schriften, mindestens des «Concilium» und des «Rychstages» sei[4]), scheint uns nicht motivirt. Wir lernen hier eben einfach das durchschnittliche Bildungsmaterial eines Theologen kennen, der sich nebenbei humanistischer Studien befleisst und dem auch die Bekanntschaft mit der Deutschen Heldensage nicht abgeht[5]).

---

[1]) Rede des Fiskals in der «Klag des Glaubens» (E II).

[2]) Vgl. z. B. die Aufzählung der Orden daselbst (D 6, 7) oben p. 103 f.

[3]) Bullinger, Reformationsgeschichte, herausgegeben von Hottinger und Vögeli I, p. 7: «er lärnt (in Glaris) den Valerium Maximum vssen» — p. 8: «notirt ettlichs uss Origene, Chrysostomo, Ambrosio, Hieronymo» (vgl. daselbst p. 30) — p. 12 Erklärung Zwingli's vor dem Kapitel des Grossmünsterstiftes: «man wüsse wol, was die Homiliæ Chrysostomi und die Tractatus Augustini in Joannem wärind».

[4]) Jung, Beiträge zu der Geschichte der Reformation der Stadt Strassburg (zweite Abtheilung 1820), p. 243, 250 f.

[5]) Im «Concilium» (B II) wirft Eckstein dem Dr. Eck, der bekanntlich Johannes Mayr hiess und von Eck in Schwaben gebürtig, sich nachher den

Ueber die persönlichen Verhältnisse Eckstein's bis zum Jahre 1526, d. h. also über seine Herkunft, seinen Bildungsgang und namentlich über seine Lebensstellung und seinen Aufenthalt während der Zeit, in welche der frühere und bedeutendere Theil seiner Publizistik fällt — über Alles das fehlt absolut jede Ueberlieferung; nur aus seinen Schriften ergeben sich über einzelne dieser Punkte einige allgemeine Schlüsse.

Zunächst ergiebt sich aus seiner Sprache unzweifelhaft, dass Eckstein ein Deutscher Schweizer und nicht ein Schwabe ist[1]. Wenn auch anderswo der Name Eckstein vorkommt[2], so zeigt uns das vielleicht den Weg, woher das Geschlecht in die Schweiz kam. Nicht minder entscheidend als die Sprache dokumentirt auch seine Polemik gegen Faber, Eck, Murner

---

Namen seines Heimatortes beilegte, vor, er heisse eigentlich «Gick» oder «Geck» und habe sich Eck nur aus Hochmuth umgetauft.

> Doch Eck vor zyten was ein Riss
> als ich im Berner Dietrich liss
> Der ist frylich din äny gsyn
> geboren von Cöln, das ligt am Ryn
> Vnnd du vss Schwaabenland
> din heymant ist mir vast wol bkant.

Eckstein bezieht sich hier wohl auf das um 1472 zusammengestellte «Heldenbuch» des Kaspar von der Roen, welches u. a. die Gedichte von Wolfdietrich, Ecken Ausfahrt, den Riesen Sigenot, Dietrich und seine Gesellen, also die Sage von Dietrich von Bern in verkürzten Bearbeitungen enthält. Ettmüller, Handbuch der Deutschen Litteraturgeschichte Nr. 184, 188. — Auch der Verfasser des «Gyrenrupfen» erwähnt übrigens den Berner Dietrich. Siehe die Stelle bei Bächtold, Manuel p. CLXXIV, Anm. 2.

[1]) Die in Bächtold's Manuel pag. CCXX angeführte Meinung, Eckstein stamme wahrscheinlich aus Oberegg in Schwaben, beruht einzig auf der Deutung des Namens Acrogonisæus bei Zwingli (s. p. 235). Ἀκρογωνιαῖος kann man allerdings übersetzen «vom obern Eck»; einfacher ist aber, hier die Uebersetzung des Namens «Eckstein» mit dem Zwingli vom Neuen Testament (vgl. Ephes. II, v. 20) her geläufigen ἀκρογωνιαῖος (sc. λίθος) zu sehen.

[2]) Z. B. Heinrich Eckstein, Buchdrucker in Hagenau, 1466. Vierordt, Geschichte der Reformation in Baden p. 92.

Eckstein's Schweizerischen Standpunkt. «Die Fremden, die Schwaben, die sich in unseren Hausstreit eingemischt, hätten demselben seine Bitterkeit gegeben» — das war die immer wiederholte Klage der Zürcher. Darum erlaubte man sich gegen Faber und Eck jede Insulte. Darum höhnt Eckstein sie als «zwen Helden tütscher Nation»[1]). Darum wirft er Murner seine Heimatslosigkeit vor und richtet an seine Adresse[2]) die Sottise: wenn die Juden Christus nicht gefangen genommen hätten, so hätten's die Schwaben gethan. Aus diesem plumpen Witz spricht die bekannte gegenseitige Abneigung der Schweizer und der Schwaben, die sich seit dem XV. Jahrhundert in Spottliedern und Schimpfnamen Luft machte. Im Munde eines naturalisirten Schwaben ist dieser Schimpf auf seine eigene Heimat undenkbar.

Lokalerinnerungen finden sich in Eckstein's Schriften keine, wenn man nicht etwa in folgenden Versen eine solche sehen will:

> kämist yetz gen Vlm in tempel
> Vnd fundist da vil Bilder ston
> so sprichst: Das ist Sant Bastion
> Sant Martin, vnd ouch sant Vicentz
> sant Peter vnd sant Laurentz. (Concilium, H v)

Die mancherlei Beziehungen auf Rom dagegen begründen die Annahme persönlicher Anwesenheit daselbst nicht. Der Aufzug des Papstes auf seinem Thronsessel und im Begleit seines militärischen Hofstaates[3]) war aus Beschreibungen der Wallfahrer und der Schweizergardisten des Papstes, aus dem «Passional Christi und Antichristi» von Lukas Kranach (von 1521), und neulichst wieder aus Manuel's Fastnachtspielen «Vom Papst und seiner Priesterschaft» und «Von Papsts und Christi Gegen-

---

[1]) Badenfahrt (Str. 1) s. oben pag. 187.
[2]) Concilium (E) s. oben pag. 131.
[3]) Klag des Glaubens (C v).

satz» bekannt, die 1522 aufgeführt und seit 1524 vielfach gedruckt wurden [1]). Eine andere Anführung:

> Sant Peter hat die erst Mæss ghan
> z'Rom findt man noch ein Capell ston
> Darinnen stadt noch der Altar
> Gregori hat Mäss druff ghalten zwar (Concilium D v)

kann ebensowenig als Zeugniss für Autopsie in Betracht kommen. Aus den Berichten der Pilger und den Mirabilia Urbis Romæ war diese Ueberlieferung zu Jedermanns Kenntniss gelangt.

Was Eckstein von der ersten Zürcher Disputation berichtet, ist Alles aus den Disputationsakten und dem «Gyrenrupfen» geschöpft. Die anschaulichen Züge aus der Badener Disputation gehen allerdings auf einen Augenzeugen zurück; der aber kann Eckstein's direkter oder indirekter Gewährsmann gewesen sein.

Wir wissen also über Eckstein's persönliche Verhältnisse aus seinen Schriften schlechterdings nichts Weiteres, als dass er ein geborner Schweizer (Thurgauer, St. Galler oder Zürcher?) und ein Theologe von einer für jene Zeit respektabeln Gelehrsamkeit, auch nicht ohne humanistische Bildung war, und dass er seit 1523/25 die Sache der Zürcher Reformation mit besonderem Eifer litterarisch verfocht. Und zwar diente er Zwingli, welchem die gelehrte Polemik, die Abhaltung der Glaubensdisputationen und der Gespräche mit den unzufriedenen Landleuten oblag, als populäres Organ sowohl der Polemik gegen die Wortführer der Katholiken, als auch der Belehrungen an die Adresse der Bauern. Eck, Faber und Murner gegenüber übernahm er speziell die Rolle des Zürcher Pamphletisten, hinter dessen Maske Murner und andere Katholiken ohne Weiteres Zwingli selbst suchten.

---

[1]) Vgl. die bibliographischen Nachweise bei Bächtold, N. Manuel pag. CXLI—CL.

Erst mit dem Jahre 1526 beginnen einige, zunächst noch sehr dürftige Personalnotizen über Eckstein.

Unter dem 22. Mai [1]) 1526 meldet Jacob Salzmann, oder wie er sich schrieb Salandronius, Schulmeister in Chur: « Vor acht Tagen hat Castelmur im Domleschgerkapitel zu Kazis so abscheulich und schmählich gepredigt, dass er von sämmtlichen Domleschgern mit besiegeltem Schreiben vor Gericht zitirt wurde. Am ersten Tage erschien er nicht, Freitag (ist?) der andere (Termin?). Von Utz Eggstein und einer Gesellschaft von Komödiendichtern wird ein wunderschönes Schauspiel (argumentum) herauskommen » [2]). Eckstein war also, wie man annehmen muss, damals im Bündnerland und arbeitete mit Gesinnungsgenossen an einem verloren gegangenen oder wenigstens noch nicht nachgewiesenen « Spiel » über die Bündnerischen Reformationshändel.

Unter dem 20. Oktober [3]) desselben Jahres beschliessen Grosse und Kleine Räthe von Zürich: — nachdem die Pfarrei Oberglatt durch Absterben ihres letzten Besitzers [4]) und M. Herren das Recht zusteht, dieselbe mit einem andern tauglichen Seelsorger zu besetzen, und ihnen etliche ehrsame Personen angezeigt worden sind, so soll die Liste derselben ihren Prädikanten in ihrer Stadt Zürich (d. h. den drei Stadtpfarrern, die den Kirchenrath bildeten) überwiesen werden, damit diese aus derselben dem Rathe den Tauglichsten vorschlagen [5]). Unter den sechs Vorgeschlagenen befand sich als fünfter Herr Uolrich Eggstein, wie deutlich erhellt, damals ohne Anstellung.

---

[1]) Die Martis in feriis Pentecostes.

[2]) Rosius a Porta, Historia reformationis ecclesiarum Rhæticarum I, p. 144. — Zwingli's Werke VII, p. 506.

[3]) Samstag nach Galli.

[4]) Hans Freytag « Derselbe kam dahin vss den Bündten herab vnd starb allda an der Pest ». Notiz im Pfarrbuch von Oberglatt. Diener, Geschichte der Gemeinde Oberglatt p. 89.

[5]) Egli, Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation, Nr. 1056, vgl. Nr. 1054.

Aber nicht er, sondern der Drittvorgeschlagene, «Herr Niklaus Fürstein, etwan karthuser zu Thorenberg» (im Kanton Bern), ward gewählt, der 1525[1]) nach Zürich unter Zwingli's Schutz geflüchtet war, Zwingli im Januar 1528 auf die Disputation nach Bern begleitete[2]) und in Folge des auf derselben erzielten Durchbruches der Reformation in Bern blieb oder doch bald dahin zurückkehrte. Denn während noch auf der Aprilsynode von 1528 Fürstein als Pfarrer von Oberglatt erscheint[3]), wird er schon April/Mai des Jahres als Pfarrer nach Lützelflüh gewählt[4]). Zwar heisst er bei diesem Anlass, wie auch in dem Briefe Berchtold Haller's an Zwingli aus Solothurn vom 14. Februar 1530[5]) Niklaus Schürstein. Doch ist über die Identität der beiden Namen kein Zweifel, da auch der Pfarrer von Lützelflüh «alt Vater zu Thorberg» ist und mit Felix Silberysen die Pfarrei Oberglatt tauscht[6]).

Eckstein aber treffen wir im Frühjahr 1528 auf der ersten Zürcherischen Synode als Pfarrer von Thalwyl[7]). Die Kollatur dieser Pfründe gehörte dem Kloster Wettingen und wurde also von dem der Reformation ergebenen, mit Zwingli befreundeten Abt Georg Müller von Baden, der nachher selbst die Abtei aufgab, einem Gesinnungsgenossen verliehen. Bei der an jener Synode vorgenommenen Zensur hatte die Gemeinde Nichts über den Pfarrer zu klagen[8]). Dagegen waren ein rechtes Kreuz

---

[1]) Brief des Karthäusers Georg Brugger in Basel an Zwingli vom September 1525. Zwingli's Werke VII, p. 414. Vgl. den Brief Berchtold Haller's von Bern an Zwingli, daselbst p. 442, wonach also das Datum 1526 bei Diener a. a. O. zu berichtigen ist.

[2]) Bullinger, Reformationsgeschichte I, p. 429.

[3]) Egli Nr. 1391, p. 602.

[4]) Egli Nr. 1402.

[5]) Zwingli's Werke VIII, p. 411.

[6]) Vgl. Diener a. a. O. und die Herausgeber zu Zwingli's Werken VIII, pag. 411.

[7]) und [8]) Egli, Aktensammlung Nr. 1391, p. 602 und 606.

die Wiedertäufer, welche Gottesdienst und Abendmahl nicht besuchten, sondern Winkelversammlungen hielten. «Sie sagen auch heiter, diese Prädikanten (der Staatskirche) seien falsche Propheten, denn wenn sie recht predigten, so gäbe man weder Zins noch Zehnten». Eckstein hatte also Gelegenheit, seine im «Concilium» und im «Rychstag» den Bauern gegebenen Belehrungen hier unmittelbar an den Mann zu bringen und ihre Beweiskräftigkeit praktisch zu erproben.

Wann Eckstein nach Thalwyl gekommen und wie lange er dort blieb, wissen wir nicht genau [1]. Jedenfalls aber war sein

---

[1] Das Staatsarchiv bietet — wenigstens unter den Pfrundakten der Gemeinde Thalwyl — keinerlei Anhalt hierüber. Ebensowenig das Pfarrarchiv, wie man schliessen muss aus der Schrift von Pfarrer J. J. Sprüngli, «Die alte Kirche zu Thalweil», wo wir p. 50 im Verzeichniss der Pfarrer dieser Gemeinde seit der Reformation lesen:

1. Konrad Nüppheim. — Im Jahr 1527 kam er nach Wädensweil.

2. Ulrich Eggstein. — Früher war er Pfarrer in Zollikon und wohnte der ersten im Jahr 1528 abgehaltenen reformirten Synode in Zürich bei.

3. Joost Müller. — Um seiner Verdienste willen wurde er im Jahr 1535 für 3 fl. zum Bürger von Zürich angenommen.

Nun aber war Nüppheim oder Muppein laut seinem Brief an Zwingli vom 23. August 1525 (Zwingli's Werke VII, p. 402) schon damals in Wädenswyl, also länger als ein Jahr, ehe Eckstein nach Thalwyl kam. — Sodann war vor Eckstein noch ein anderer Anhänger Zwingli's, ein gewisser Werner, Pfarrer in Thalwyl, wie wir aus Grossmann's Brief an Zwingli vom 6. VII 1529 (Zwingli's Werke VIII, p. 318) ersehen. — Im Weitern war Eckstein, wie wir unten nachweisen werden, nicht vor 1528, sondern erst in den Dreissigerjahren Pfarrer in Zollikon.

Amtliche Verzeichnisse der Zürcherischen Pfarrer giebt es für das sechszehnte Jahrhundert keine, ausser den Synodalberichten von 1528, 1530 und 1531. Dagegen wurden im siebenzehnten Jahrhundert die sogenannten Pfrundenbücher angelegt, d. h. Verzeichnisse aller geistlichen Pfründen und ihres Einkommens, denen man dann die frühern Pfrundinhaber nachträglich beischrieb, wie man sie eben aus amtlichen und nichtamtlichen Quellen, meist ohne Kritik, zusammenstellte. Diese Verzeichnisse, unzählige Male wieder copirt, sind von sehr verschiedenem Werthe; die beiden Exemplare des Zürcher Staatsarchives sind gerade sehr spät (von 1746 und

Pfarrdienst daselbst nur von kurzer Dauer. Denn schon Ende 1528 ward ihm vom Zürcher Rath ein besonderer Vertrauensposten übergeben, der ihn von Thalwyl wegrief[1]).

Zürich war, nachdem es jeden Widerstand gegen die Reformation in seinem eigenen Gebiete beseitiget, nun auch um ihre Ausbreitung in den Grenzgebieten auf's Eifrigste bemüht. Namentlich der Osten, der Thurgau und die Abt St. Gallischen Lande, wurden planmässig bearbeitet. Erst sorgte man durch Wanderprediger und sonst, dass die neue Lehre in den Gemeinden Anhänger gewinne; dann dass es Verwickelungen mit den katholischen Patronatsherren gab, dann dass der katholische Pfarrer gesprengt wurde, und schliesslich dass ein Gesuch an Zürich um Ueberlassung eines reformirten Predigers kam. Durch diese geistlichen Emissaire, die man bereitwillig den betreffenden Gemeinden zusandte, wurden letztere dann an die Mutterkirche geknüpft, und die Organisation reformirter Landessynoden gab der kirchlich-politischen Oberherrlichkeit Zürich's in jenen Gegenden den offiziellen Charakter.

Die erste Gemeinde nun in den St. Gallischen Stiftslanden, welche nach dem Vorbilde der Gemeinden Altstätten[2]) und Balgach im Rheinthale auf diesem Wege ihren Anschluss an Zürich bewerkstelligte, war Rorschach, und der Prädikant, den Zürich dorthin schickte, Eckstein. Es liegt auf der Hand,

---

1769) und unzuverlässiger als andere Manuskripte. — Aus diesen verschiedenen Pfrundenbüchern sind dann auch meist die ältern Nachrichten geschöpft, die man in den Pfarrbüchern findet. Daher die mancherlei Unrichtigkeiten und Widersprüche in den einzelnen Angaben. Die bessern dieser Pfrundenbücher melden, Eckstein sei 1527 nach Thalwyl gekommen.

[1]) Hier ward dann Jos Müller sein Nachfolger (Egli, Aktensammlung Nr. 1714, p. 733 unten), der aber auch schon im Mai 1531 wegen Alters und «etlichem unangenemem» die Pfarrei aufzugeben wünschte (Egli, Nr. 1941, p. 855).

[2]) Vgl. das äusserst charakteristische Schreiben des Rathes von Zürich an Ammann und Rath zu Altstätten im Rheinthal vom August oder September 1528. Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2088.

wie wichtig, aber auch wie exponirt der Posten war — Rorschach war die zeitweilige Residenz des Abtes von St. Gallen —, und dass der Mann, dem man ihn anvertraute, nicht nur von durchaus zuverlässiger Gesinnung, sondern auch von erprobter praktischer Tüchtigkeit sein musste. Und dieses Zeugniss giebt für Eckstein denn auch Zwingli in seinem Brief an Vadian vom 9. Dezember 1528, wo er sich folgendermaassen äussert: «Den Rorschachern haben wir den Huldrych Eckstein (Acrogoniæus) hauptsächlich aus dem Grunde geschickt, weil er durch vieles Unglück geübt ist und Mancherlei gesehen hat. Sein natürlicher Verstand (judicium) übertrifft seine Gelehrsamkeit, obgleich diese immerhin grösser ist als sein Glück. Dieser wünscht von uns eine Empfehlung an Dich» [1]).

Aus dieser merkwürdigen Stelle entnehmen wir zunächst, dass Eckstein ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Sodann aber frappirt die kühle Zurückhaltung gegenüber dem Manne, den man sich, nach seiner publizistischen Rührigkeit zu Gunsten des Zürcher Reformators, als demselben nahestehend zu denken geneigt ist. Allein dem war offenbar nicht so. In Zwingli's ganzer Korrespondenz — soweit sie erhalten ist — wird Eckstein überhaupt nur dreimal erwähnt; und als er in Rorschach war, zählte er nicht zu Zwingli's Berichterstattern; wie sich denn überhaupt in Zwingli's — sorgfältig aufbewahrtem — Nachlass kein einziger Brief Eckstein's vorfindet. Von einem persönlichen Verhältniss zwischen den Beiden kann also keine Rede sein, und Eckstein hatte seine Mission nicht der Protektion Zwingli's, sondern seinen Qualitäten zu danken.

Leider sind wir nun über die Vorgänge im Einzelnen nicht genau genug unterrichtet, um uns ein klares Bild von Eckstein's Thätigkeit in Rorschach machen zu können. Die dortigen Kirchenbücher reichen [2]) nicht soweit zurück; sonstige Quellen aber giebt

[1]) Zwingli's Werke VIII, p. 244.

[2]) Laut gef. Mittheilung des Herrn Erzieher Zollikofer in Romanshorn, früher Pfarrer in Rorschach.

es in Rorschach nicht, da die Archivalien nach St. Gallen gekommen sind. Aber auch im Stiftsarchiv sind nach den gütigen Mittheilungen des Herrn Stiftsarchivar Dr. Scherrer nur wenige und dürftige bezügliche Akten vorhanden.

Von den diese Vorgänge berührenden Chroniken ist die wichtigste diejenige des Fridolin Sicher, Priesters und Organisten am Münster, starb 1546. Seine Aufzeichnungen werden[1]) im Stiftsarchiv aufbewahrt, wo sie schon J. von Arx benützte. Herr Stiftsarchivar Dr. Scherrer hatte die Güte, uns die betreffenden Abschnitte zu exzerpiren.

Von den Reformirten erwähnen Vadian (in seiner grossen Chronik der Aebte von St. Gallen und in seinem Diarium) und Kessler die Vorgänge in Rorschach nur flüchtig. Vadian nennt Eckstein nicht einmal; Kessler führt ihn an, aber nur so kurz und beiläufig, dass man wohl sieht, er hat ihn nicht persönlich gekannt, da er es sonst an einem ehrenden Beiwort sicherlich nicht würde haben fehlen lassen[2]).

Die Chronik des Conrad Stiplin von St. Gallen (ebenfalls im Stiftsarchiv und uns von Herrn Dr. Scherrer in gleich freundlicher Weise zugänglich gemacht) ist zwar sehr späten Ursprungs (Stiplin starb 1672); allein sie geht auf quellenmässige Berichte oder auf zeitgenössische Aufzeichnungen zurück. Der Abschnitt über die Reformation in Rorschach ist zum Theil aus Kessler's Sabbata herübergenommen.

Mit Zuzug dieser Quellen ergeben sich aus den Tagsatzungs- und anderen verwandten Akten folgende Umrisse der Vorgänge in Rorschach, die unsers Wissens noch nie im Zusammenhang dargestellt worden sind.

---

[1]) In Kopie oder Extrakt. — Das Original ist verloren gegangen. — Ueber eine andere Kopie vgl. Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte III, Nr. 1318.

[2]) Die Chronik des Magnus Murer von St. Gallen (welche von Arx II, p. 518 Note c, seltsamer Weise dem Thomas Murner von Luzern zuschreibt) kennen wir nicht.

Eröffnet wurde, so viel wir sehen, die Aktion durch ein Schreiben von Bürgermeister und Rath der Stadt Zürich vom 17. September 1528 an den Abt von St. Gallen[1]), worin sie sich für die Kirchgenossen von Rorschach verwenden. Diese, schreibt der Rath, bezeugen, dass sie bisher sich immer gehorsam erzeigt haben und noch des Willens seien, ihre Pflicht zu thun. Dabei aber trage sich zu, dass sie eines christlichen Prädikanten ermangeln, der ihnen das Evangelium Christi nach wahrem christlichem Verstand predige; ja durch ihren Pfarrer werde ihnen die Schrift merklich verkehrt. Damit sie nun zum göttlichen Wort kommen und dabei bleiben mögen, entbieten sie sich, in allen andern Dingen zu handeln, wie gehorsamen Leuten zustehe. Obwohl nun Zürich's Verwendungen für die Gotteshausleute bisher beim Abte wenig guten Willen gefunden, so habe der Rath doch nicht versäumen wollen, ihn abermals zu ersuchen und ganz freundlich zu bitten, er wolle die Bemeldeten von Rorschach nicht Mangel leiden lassen an der Speise des göttlichen Wortes, sondern dasselbe vielmehr fördern und äufnen, wie er als geistlicher Prälat ja schuldig und persönlich auch geneigt sei.

Der Abt lud darauf die Rorschacher auf die nächste Tagsatzung zu Baden, um sich über die Zuschrift zu verantworten, die ihm auf ihr Ansuchen von Zürich zugeschickt worden sei. Die Rorschacher aber schickten ihren Ammann nach Zürich vor Räthe und Burger und baten um Instruktion, ob sie die Tagsatzung besuchen und wie sie sich darin verhalten sollen, da der Mehrtheil der Gemeinde des göttlichen Wortes begierig, und ihr höchster Wunsch sei, dass ihnen dasselbe lauter und klar verkündiget werde. Darauf wurde ihnen den 26. September geantwortet, sie sollen den Tag zu Baden nicht besuchen und sich schriftlich dahin verantworten: sie glauben nicht schuldig zu

---

[1]) Strickler, Aktensammlung z. Schweizerischen Reformationsgeschichte I, Nr. 2100. — Von Herrn Stiftsarchivar Dr. Scherrer wurde uns der Wortlaut gütigst mitgetheilt.

sein, sich von ihrem Herrn vor gemeine Eidgenossen zitiren zu lassen, da nur die IV Orte ihre Schirmherren seien, von diesen aber Zürich und der Mehrtheil von Glarus dem Gotteswort anhange. Die Räthe ermahnen die Rorschacher, beim Gotteswort zu beharren und versprechen, sie nicht zu verlassen, wenn Jemand mit Gewalt sie davon drängen wollte [1]).

Unterm 21. Oktober berichten [2]) der Ammann und die «evangelische Kirchhöre» zu Rorschach an den Rath in Zürich, wie der Abt, als er vermerkt, dass sie auf den Sonntag (11. Oktober) einen (evangelischen) Prädikanten anstellen wollten, es durch seinen Vogt bei 30 ℔ Pfennigen Strafe habe verbieten lassen; wie aber trotz wiederholtem Abmahnen des Vogtes, man möchte doch warten bis zum nächsten Tag in Baden, und trotzdem der Hauptmann am Sonntag Morgen früh die versammelte Gemeinde dringend gebeten, für einmal stillzustehen, diese beschlossen habe, mit dem heiligen Gotteswort in Jesu Namen vorwärts zu gehen [3]). Im Weitern wird gemeldet, wie der Abt das Schloss in Rorschach wehrhaft gemacht habe [4]).

---

[1]) Zürcher Rathsbuch. Abschiede IV, 1, A, p. 1406 und ausführlicher Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2106.

[2]) Strickler, Aktensammlung I, N. 2125

[3]) Mit diesem amtlichen Bericht stimmt genau überein die Erzählung Stiplin's (Acta Monasterii S. Galli Tom. CCCII, pag. 398), welche noch einige weitere Details giebt: «Acht Tage vor S. Gallustag (also den 9. Oktober) war der Abt zu Roschach und hat gehört, dass vf den gedachten Sonntag (11. Oktober) ainer von St. Gallen sölte in der Pfarrkilchen predigen, liess er durch den Vogt beim Aid und an 30 ℔ d. verbüten, dass sy kain frömden prediger ansteltind, und do er hört, dass sich die Evangelischen von Roschach nit woltend daran keren, schickt er den Vogt mit sambt sinem hoptman am Suntag wider zu ihnen und liess ihnen aber wie vor verbüten. In dem kam der predikant von St. Gallen, namlich Herr Jacob Riner, und verkünt ihnen das Evangelium; und darnach hett er all suntag und fritag treffenlich prediget».

[4]) Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2125. Ueber die Rüstung des Schlosses, welche «üwer gnaden stat, orden und religion gar nit zuostat (!)», hatte Zürich den Abt schon den 19. Oktober zur Rede gestellt, der Abt aber wollte von Nichts wissen. Strickler, Aktensammlung Nr. 2121, 2129.

Auf dem katholischen Tag vom 30. November ermahnten die Boten von Luzern und Schwyz die Rorschacher bei ihren geschworenen Eiden, das hl. Sakrament und alle andern Dinge bleiben zu lassen, wie es von Alters her gewesen; sollten sie es nicht thun, und ihnen daraus etwas Unangenehmes erwachsen, so mögen sie dann sich selbst die Schuld beimessen. Sie wollen es vor die Gemeinde bringen[1]). Die Rorschacher waren also, trotz der Abmahnung von Zürich, auf die Vorladung des Abtes hin vor der Tagsatzung erschienen.

Unterm 1. Dezember wenden sich Ammann und Kirchhöre zu Rorschach wieder an den Rath zu Zürich: — nachdem sie jetzt eine zeitlang einen emsigen Wächter und fleissigen Arbeiter gehabt, der sie treulich zu Christus gewiesen und das wilde Erdreich gereutet habe; noch aber der alte Wolf in einem dicken «Pöschen» stecke, und zu besorgen sei, er werde durch sein Wolfsgeschrei die armen Schäflein vom rechten Weg ablocken, wenn der treue Hirte nicht beständig die Schäflein bei der guten Weide behalte — so bitten sie, anstatt des lieben treuen Arbeiters, den sie leider nicht länger gehaben mögen, ihnen einen andern treuen Hirten zu senden, den die Wölfe fürchten, z. B. Meister Sebastian Rainsperg (Ramsperg) von Sant Gallen, oder einen andern, nach ihrer Weisheit Gefallen. Folgt ein Sündenregister des katholischen Pfarrers, der namentlich die reformirten Stände «offentlich und muntlich an der Canzel ketzer gescholten und mit grosser ungestümigkeit vssgschruwen»[2]). Daher klagten Zürich und Bern auf dem Tage vom 6. Dezember über den Pfarrer zu Rorschach und begehrten vom Abte, dass er diesen und einen andern, der sich gleich vergangen, zu entfernen und ansRecht zu nehmen. Zugleich ward der Abt ersucht, denen von Wyl und Rorschach «christliche» Prädikanten zuzulassen. Darüber hat der Abt Bedenkzeit genommen, um die Sache an seine Räthe zu bringen[3]).

---

1) Abschiede IV, 1, A, p. 1453.

2) Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2190.

3) Abschiede IV, 1, A, p. 1458.

Den 9. Dezember schreibt Zwingli an Vadian: Wir haben den Rorschachern den Huldrych Eggstein geschickt [1]).

— Ergänzt werden diese amtlichen Daten durch die nachfolgenden Berichte und Chronikaufzeichnungen.

Kessler in seiner Sabbata [2]) berichtet, wie die Rheinthaler und speziell die Altstätter sich nach Zürich um einen evangelischen Prädikanten gewandt und von dort, in Begleit von drei Rathsboten, den Johann Valentin Furtmüller, genannt von Waldshut (vormals Pfarrer zu Diessenhofen), aber durch den Vogt von Baden vertrieben, erhalten haben. «Nitt onglicher manung und verursachung woltend die von Rorschach nitt lenger Gottes worts berobt und von iren(m) papstischen priester gelert worden, habend nach ainem euangelischen predicanten gestrept, ist inen uff ir beger von unsser oberkait an (ain) zit lang vergonnt worden Jacobus Riner unsser pfarrkirchen zuo Sant Lorentzen Diacon, ain verstendiger man, gnadricher ler und geberden, aines sanfftmuotigen gaists. Dissen habend sy uffgestellt zuo ainem predicanten uff sonnentag, war der XI tag octob., über das ir Herr Franciscus abbt des clausters S. Gallen inen ain (einen solchen bei einer Busse von) XXX pfund pfenning uffzestellen verbotten hatt. Darnach habend die von Zürich inen zuo ainem aignen predicanten Huldrichen, Utz Eckstain genannt, zuogeschickt».

Jakob Riner ist der in der St. Gallischen Reformationsgeschichte vielgenannte «Schulmaister» oder «Caplan», der der Disputation zu Baden beiwohnte [3]), im Januar 1529 vom Rath zu St. Gallen als Prädikant nach Rheineck abgeordnet wurde [4]), auf der St. Galler Synode von 1530 nebst Zwingli, Dr. Schap-

---

[1]) Zwingli's Werke VIII, p. 244, s. oben p. 234.

[2]) Herausgegeben von Dr. E. Götzinger als Nr. V—X der Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte vom historischen Verein in St. Gallen, II, p. 168 ff.

[3]) Abschiede IV, 1, A, p. 933.

[4]) Sabbata II, p. 186.

peler, dem Landeshauptmann Frei und dem Bürgermeister (Kummerer) von St. Gallen präsidirte [1]). Damals war er «zuo ainem predicanten von der statt gen Tail (Thal im Unterheinthal) gelichen» [2]). Nach der Schlacht von Kappel seiner Stelle entsetzt [3]), starb er im Jahre 1532 [4]).

Weiter berichtet Kessler unter dem Titel: «Götzenbrunst» [5]):

«Am 29. tag Novemb. haben die Gotzhusslüt zuo Waldkirch ire götzen, so in der Kirchen gestanden, verbrennt.

«Uff morndes die von Altstetten in iren kalchoffen, desglichen die von Rorschach; am 6. Decemb. die von Berg».

Vernehmen wir noch die Erzählung Fridolin Sicher's [6]): «Und do das die Roschacher, Rheinthaler und Waldkircher vernamen, dass die von Zürich meniglichen, so das Wort Gottes annemen und predigen liessen, wolten schutz und schirmb geben, dan die drü Ort zu Luzern, Schwyz und Glarus schreibten und tröweten den Gottshausleuten dermassen, dass sie ohn dero von Zürich zuosagen nit hettend understanden die Kirchen zuo rumen, altär zerbrechen und die Mess abzuostellen: also namend die Roschacher gleich und bestelten Hrn. Jacoben Reiner von St. Gallen ein Zeitlang, und muost Ihr Pfarrherr Hr. Christian [7]) von etlicher reden wegen, die sie ihme an die Sonnen tragen

---

1) Abschiede IV, 1, B, p. 870.

2) Sabbata II, p. 278. — Er war im März 1529 von der Gemeinde Thal einhellig zum Prädikanten gewählt worden, nachdem er einige Wochen geprediget. Brief Jakob Hewer's an Zwingli vom 8. März 1529. Zwingli's Werke VIII, p. 269.

3) Abschiede IV, 1, B, p. 1327. — Vgl. Strickler, Aktensammlung IV, Nr. 1669.

4) Sabbata II, p. 357.

5) Sabbata II, p. 177.

6) Tom. CLV, p. 54.

7) Christian Gruber. Wegen seiner Schmähungen, die er auf der Kanzel zu Rorschach gegen die Städte Zürich und St. Gallen ausgestossen, ward er von denselben den 17. Februar 1529 abermals in's Recht genommen. Abschiede IV, 1, B, p. 60 f.

Aber nicht er, sondern der Drittvorgeschlagene, «Herr Niklaus Fürstein, etwan karthuser zu Thorenberg» (im Kanton Bern), ward gewählt, der 1525[1]) nach Zürich unter Zwingli's Schutz geflüchtet war, Zwingli im Januar 1528 auf die Disputation nach Bern begleitete[2]) und in Folge des auf derselben erzielten Durchbruches der Reformation in Bern blieb oder doch bald dahin zurückkehrte. Denn während noch auf der Aprilsynode von 1528 Fürstein als Pfarrer von Oberglatt erscheint[3]), wird er schon April/Mai des Jahres als Pfarrer nach Lützelflüh gewählt[4]). Zwar heisst er bei diesem Anlass, wie auch in dem Briefe Berchtold Haller's an Zwingli aus Solothurn vom 14. Februar 1530[5]) Niklaus Schürstein. Doch ist über die Identität der beiden Namen kein Zweifel, da auch der Pfarrer von Lützelflüh «alt Vater zu Thorberg» ist und mit Felix Silberysen die Pfarrei Oberglatt tauscht[6]).

Eckstein aber treffen wir im Frühjahr 1528 auf der ersten Zürcherischen Synode als Pfarrer von Thalwyl[7]). Die Kollatur dieser Pfründe gehörte dem Kloster Wettingen und wurde also von dem der Reformation ergebenen, mit Zwingli befreundeten Abt Georg Müller von Baden, der nachher selbst die Abtei aufgab, einem Gesinnungsgenossen verliehen. Bei der an jener Synode vorgenommenen Zensur hatte die Gemeinde Nichts über den Pfarrer zu klagen[8]). Dagegen waren ein rechtes Kreuz

---

1) Brief des Karthäusers Georg Brugger in Basel an Zwingli vom September 1525. Zwingli's Werke VII, p. 414. Vgl. den Brief Berchtold Haller's von Bern an Zwingli, daselbst p. 442, wonach also das Datum 1526 bei Diener a. a. O. zu berichtigen ist.

2) Bullinger, Reformationsgeschichte I, p. 429.

3) Egli Nr. 1391, p. 602.

4) Egli Nr. 1402.

5) Zwingli's Werke VIII, p. 411.

6) Vgl. Diener a. a. O. und die Herausgeber zu Zwingli's Werken VIII, pag. 411.

7) und 8) Egli, Aktensammlung Nr. 1391, p. 602 und 606.

die Wiedertäufer, welche Gottesdienst und Abendmahl nicht besuchten, sondern Winkelversammlungen hielten. «Sie sagen auch heiter, diese Prädikanten (der Staatskirche) seien falsche Propheten, denn wenn sie recht predigten, so gäbe man weder Zins noch Zehnten». Eckstein hatte also Gelegenheit, seine im «Concilium» und im «Rychstag» den Bauern gegebenen Belehrungen hier unmittelbar an den Mann zu bringen und ihre Beweiskräftigkeit praktisch zu erproben.

Wann Eckstein nach Thalwyl gekommen und wie lange er dort blieb, wissen wir nicht genau[1]. Jedenfalls aber war sein

---

[1]) Das Staatsarchiv bietet — wenigstens unter den Pfrundakten der Gemeinde Thalwyl — keinerlei Anhalt hierüber. Ebensowenig das Pfarrarchiv, wie man schliessen muss aus der Schrift von Pfarrer J. J. Sprüngli, «Die alte Kirche zu Thalweil», wo wir p. 50 im Verzeichniss der Pfarrer dieser Gemeinde seit der Reformation lesen:

1. Konrad Nüppheim. — Im Jahr 1527 kam er nach Wädensweil.

2. Ulrich Eggstein. — Früher war er Pfarrer in Zollikon und wohnte der ersten im Jahr 1528 abgehaltenen reformirten Synode in Zürich bei.

3. Joost Müller. — Um seiner Verdienste willen wurde er im Jahr 1535 für 3 fl. zum Bürger von Zürich angenommen.

Nun aber war Nüppheim oder Muppein laut seinem Brief an Zwingli vom 23. August 1525 (Zwingli's Werke VII, p. 402) schon damals in Wädenswyl, also länger als ein Jahr, ehe Eckstein nach Thalwyl kam. — Sodann war vor Eckstein noch ein anderer Anhänger Zwingli's, ein gewisser Werner, Pfarrer in Thalwyl, wie wir aus Grossmann's Brief an Zwingli vom 6. VII 1529 (Zwingli's Werke VIII, p. 318) ersehen. — Im Weitern war Eckstein, wie wir unten nachweisen werden, nicht vor 1528, sondern erst in den Dreissigerjahren Pfarrer in Zollikon.

Amtliche Verzeichnisse der Zürcherischen Pfarrer giebt es für das sechszehnte Jahrhundert keine, ausser den Synodalberichten von 1528, 1530 und 1531. Dagegen wurden im siebenzehnten Jahrhundert die sogenannten Pfrundenbücher angelegt, d. h. Verzeichnisse aller geistlichen Pfründen und ihres Einkommens, denen man dann die frühern Pfrundinhaber nachträglich beischrieb, wie man sie eben aus amtlichen und nichtamtlichen Quellen, meist ohne Kritik, zusammenstellte. Diese Verzeichnisse, unzählige Male wieder copirt, sind von sehr verschiedenem Werthe; die beiden Exemplare des Zürcher Staatsarchives sind gerade sehr spät (von 1746 und

Pfarrdienst daselbst nur von kurzer Dauer. Denn schon Ende 1528 ward ihm vom Zürcher Rath ein besonderer Vertrauensposten übergeben, der ihn von Thalwyl wegrief [1]).

Zürich war, nachdem es jeden Widerstand gegen die Reformation in seinem eigenen Gebiete beseitiget, nun auch um ihre Ausbreitung in den Grenzgebieten auf's Eifrigste bemüht. Namentlich der Osten, der Thurgau und die Abt St. Gallischen Lande, wurden planmässig bearbeitet. Erst sorgte man durch Wanderprediger und sonst, dass die neue Lehre in den Gemeinden Anhänger gewinne; dann dass es Verwickelungen mit den katholischen Patronatsherren gab, dann dass der katholische Pfarrer gesprengt wurde, und schliesslich dass ein Gesuch an Zürich um Ueberlassung eines reformirten Predigers kam. Durch diese geistlichen Emissaire, die man bereitwillig den betreffenden Gemeinden zusandte, wurden letztere dann an die Mutterkirche geknüpft, und die Organisation reformirter Landessynoden gab der kirchlich-politischen Oberherrlichkeit Zürich's in jenen Gegenden den offiziellen Charakter.

Die erste Gemeinde nun in den St. Gallischen Stiftslanden, welche nach dem Vorbilde der Gemeinden Altstätten [2]) und Balgach im Rheinthale auf diesem Wege ihren Anschluss an Zürich bewerkstelligte, war Rorschach, und der Prädikant, den Zürich dorthin schickte, Eckstein. Es liegt auf der Hand,

---

1769) und unzuverlässiger als andere Manuskripte. — Aus diesen verschiedenen Pfrundenbüchern sind dann auch meist die ältern Nachrichten geschöpft, die man in den Pfarrbüchern findet. Daher die mancherlei Unrichtigkeiten und Widersprüche in den einzelnen Angaben. Die bessern dieser Pfrundenbücher melden, Eckstein sei 1527 nach Thalwyl gekommen.

[1]) Hier ward dann Jos Müller sein Nachfolger (Egli, Aktensammlung Nr. 1714, p. 733 unten), der aber auch schon im Mai 1531 wegen Alters und «etlichem unangenemem» die Pfarrei aufzugeben wünschte (Egli, Nr. 1941, p. 855).

[2]) Vgl. das äusserst charakteristische Schreiben des Rathes von Zürich an Ammann und Rath zu Altstätten im Rheinthal vom August oder September 1528. Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2088.

wie wichtig, aber auch wie exponirt der Posten war — Rorschach war die zeitweilige Residenz des Abtes von St. Gallen —, und dass der Mann, dem man ihn anvertraute, nicht nur von durchaus zuverlässiger Gesinnung, sondern auch von erprobter praktischer Tüchtigkeit sein musste. Und dieses Zeugniss giebt für Eckstein denn auch Zwingli in seinem Brief an Vadian vom 9. Dezember 1528, wo er sich folgendermaassen äussert: «Den Rorschachern haben wir den Huldrych Eckstein (Acrogoniæus) hauptsächlich aus dem Grunde geschickt, weil er durch vieles Unglück geübt ist und Mancherlei gesehen hat. Sein natürlicher Verstand (judicium) übertrifft seine Gelehrsamkeit, obgleich diese immerhin grösser ist als sein Glück. Dieser wünscht von uns eine Empfehlung an Dich» [1]).

Aus dieser merkwürdigen Stelle entnehmen wir zunächst, dass Eckstein ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Sodann aber frappirt die kühle Zurückhaltung gegenüber dem Manne, den man sich, nach seiner publizistischen Rührigkeit zu Gunsten des Zürcher Reformators, als demselben nahestehend zu denken geneigt ist. Allein dem war offenbar nicht so. In Zwingli's ganzer Korrespondenz — soweit sie erhalten ist — wird Eckstein überhaupt nur dreimal erwähnt; und als er in Rorschach war, zählte er nicht zu Zwingli's Berichterstattern; wie sich denn überhaupt in Zwingli's — sorgfältig aufbewahrtem — Nachlass kein einziger Brief Eckstein's vorfindet. Von einem persönlichen Verhältniss zwischen den Beiden kann also keine Rede sein, und Eckstein hatte seine Mission nicht der Protektion Zwingli's, sondern seinen Qualitäten zu danken.

Leider sind wir nun über die Vorgänge im Einzelnen nicht genau genug unterrichtet, um uns ein klares Bild von Eckstein's Thätigkeit in Rorschach machen zu können. Die dortigen Kirchenbücher reichen [2]) nicht soweit zurück; sonstige Quellen aber giebt

[1]) Zwingli's Werke VIII, p. 244.

[2]) Laut gef. Mittheilung des Herrn Erzieher Zollikofer in Romanshorn, früher Pfarrer in Rorschach.

es in Rorschach nicht, da die Archivalien nach St. Gallen gekommen sind. Aber auch im Stiftsarchiv sind nach den gütigen Mittheilungen des Herrn Stiftsarchivar Dr. Scherrer nur wenige und dürftige bezügliche Akten vorhanden.

Von den diese Vorgänge berührenden Chroniken ist die wichtigste diejenige des Fridolin Sicher, Priesters und Organisten am Münster, starb 1546. Seine Aufzeichnungen werden[1]) im Stiftsarchiv aufbewahrt, wo sie schon J. von Arx benützte. Herr Stiftsarchivar Dr. Scherrer hatte die Güte, uns die betreffenden Abschnitte zu exzerpiren.

Von den Reformirten erwähnen Vadian (in seiner grossen Chronik der Aebte von St. Gallen und in seinem Diarium) und Kessler die Vorgänge in Rorschach nur flüchtig. Vadian nennt Eckstein nicht einmal; Kessler führt ihn an, aber nur so kurz und beiläufig, dass man wohl sieht, er hat ihn nicht persönlich gekannt, da er es sonst an einem ehrenden Beiwort sicherlich nicht würde haben fehlen lassen[2]).

Die Chronik des Conrad Stiplin von St. Gallen (ebenfalls im Stiftsarchiv und uns von Herrn Dr. Scherrer in gleich freundlicher Weise zugänglich gemacht) ist zwar sehr späten Ursprungs (Stiplin starb 1672); allein sie geht auf quellenmässige Berichte oder auf zeitgenössische Aufzeichnungen zurück. Der Abschnitt über die Reformation in Rorschach ist zum Theil aus Kessler's Sabbata herübergenommen.

Mit Zuzug dieser Quellen ergeben sich aus den Tagsatzungs- und anderen verwandten Akten folgende Umrisse der Vorgänge in Rorschach, die unsers Wissens noch nie im Zusammenhang dargestellt worden sind.

---

[1]) In Kopie oder Extrakt. — Das Original ist verloren gegangen. — Ueber eine andere Kopie vgl. Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte III, Nr. 1318.

[2]) Die Chronik des Magnus Murer von St. Gallen (welche von Arx II, p. 518 Note c, seltsamer Weise dem Thomas Murner von Luzern zuschreibt) kennen wir nicht.

Eröffnet wurde, so viel wir sehen, die Aktion durch ein Schreiben von Bürgermeister und Rath der Stadt Zürich vom 17. September 1528 an den Abt von St. Gallen[1]), worin sie sich für die Kirchgenossen von Rorschach verwenden. Diese, schreibt der Rath, bezeugen, dass sie bisher sich immer gehorsam erzeigt haben und noch des Willens seien, ihre Pflicht zu thun. Dabei aber trage sich zu, dass sie eines christlichen Prädikanten ermangeln, der ihnen das Evangelium Christi nach wahrem christlichem Verstand predige; ja durch ihren Pfarrer werde ihnen die Schrift merklich verkehrt. Damit sie nun zum göttlichen Wort kommen und dabei bleiben mögen, entbieten sie sich, in allen andern Dingen zu handeln, wie gehorsamen Leuten zustehe. Obwohl nun Zürich's Verwendungen für die Gotteshausleute bisher beim Abte wenig guten Willen gefunden, so habe der Rath doch nicht versäumen wollen, ihn abermals zu ersuchen und ganz freundlich zu bitten, er wolle die Bemeldeten von Rorschach nicht Mangel leiden lassen an der Speise des göttlichen Wortes, sondern dasselbe vielmehr fördern und äufnen, wie er als geistlicher Prälat ja schuldig und persönlich auch geneigt sei.

Der Abt lud darauf die Rorschacher auf die nächste Tagsatzung zu Baden, um sich über die Zuschrift zu verantworten, die ihm auf ihr Ansuchen von Zürich zugeschickt worden sei. Die Rorschacher aber schickten ihren Ammann nach Zürich vor Räthe und Burger und baten um Instruktion, ob sie die Tagsatzung besuchen und wie sie sich darin verhalten sollen, da der Mehrtheil der Gemeinde des göttlichen Wortes begierig, und ihr höchster Wunsch sei, dass ihnen dasselbe lauter und klar verkündiget werde. Darauf wurde ihnen den 26. September geantwortet, sie sollen den Tag zu Baden nicht besuchen und sich schriftlich dahin verantworten: sie glauben nicht schuldig zu

---

[1]) Strickler, Aktensammlung z. Schweizerischen Reformationsgeschichte I, Nr. 2100. — Von Herrn Stiftsarchivar Dr. Scherrer wurde uns der Wortlaut gütigst mitgetheilt.

sein, sich von ihrem Herrn vor gemeine Eidgenossen zitiren zu lassen, da nur die IV Orte ihre Schirmherren seien, von diesen aber Zürich und der Mehrtheil von Glarus dem Gotteswort anhange. Die Räthe ermahnen die Rorschacher, beim Gotteswort zu beharren und versprechen, sie nicht zu verlassen, wenn Jemand mit Gewalt sie davon drängen wollte [1]).

Unterm 21. Oktober berichten [2]) der Ammann und die «evangelische Kirchhöre» zu Rorschach an den Rath in Zürich, wie der Abt, als er vermerkt, dass sie auf den Sonntag (11. Oktober) einen (evangelischen) Prädikanten anstellen wollten, es durch seinen Vogt bei 30 ℔ Pfennigen Strafe habe verbieten lassen; wie aber trotz wiederholtem Abmahnen des Vogtes, man möchte doch warten bis zum nächsten Tag in Baden, und trotzdem der Hauptmann am Sonntag Morgen früh die versammelte Gemeinde dringend gebeten, für einmal stillzustehen, diese beschlossen habe, mit dem heiligen Gotteswort in Jesu Namen vorwärts zu gehen [3]). Im Weitern wird gemeldet, wie der Abt das Schloss in Rorschach wehrhaft gemacht habe [4]).

---

[1]) Zürcher Rathsbuch. Abschiede IV, 1, A, p. 1406 und ausführlicher Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2106.

[2]) Strickler, Aktensammlung I, N. 2125

[3]) Mit diesem amtlichen Bericht stimmt genau überein die Erzählung Stiplin's (Acta Monasterii S. Galli Tom. CCCII, pag. 398), welche noch einige weitere Details giebt: «Acht Tage vor S. Gallustag (also den 9. Oktober) war der Abt zu Roschach und hat gehört, dass vf den gedachten Sonntag (11. Oktober) ainer von St. Gallen sölte in der Pfarrkilchen predigen, liess er durch den Vogt beim Aid und an 30 ℔ d. verbüten, dass sy kain frömden prediger ansteltind, und do er hört, dass sich die Evangelischen von Roschach nit woltend daran keren, schickt er den Vogt mit sambt sinem hoptman am Suntag wider zu ihnen und liess ihnen aber wie vor verbüten. In dem kam der predikant von St. Gallen, namlich Herr J a c o b R i n e r, und verkünt ihnen das Evangelium; und darnach hett er all suntag und fritag treffenlich prediget».

[4]) Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2125. Ueber die Rüstung des Schlosses, welche «üwer gnaden stat, orden und religion gar nit zuostat (!)», hatte Zürich den Abt schon den 19. Oktober zur Rede gestellt, der Abt aber wollte von Nichts wissen. Strickler, Aktensammlung Nr. 2121, 2129.

Auf dem katholischen Tag vom 30. November ermahnten die Boten von Luzern und Schwyz die Rorschacher bei ihren geschworenen Eiden, das hl. Sakrament und alle andern Dinge bleiben zu lassen, wie es von Alters her gewesen; sollten sie es nicht thun, und ihnen daraus etwas Unangenehmes erwachsen, so mögen sie dann sich selbst die Schuld beimessen. Sie wollen es vor die Gemeinde bringen[1]). Die Rorschacher waren also, trotz der Abmahnung von Zürich, auf die Vorladung des Abtes hin vor der Tagsatzung erschienen.

Unterm 1. Dezember wenden sich Ammann und Kirchhöre zu Rorschach wieder an den Rath zu Zürich: — nachdem sie jetzt eine zeitlang einen emsigen Wächter und fleissigen Arbeiter gehabt, der sie treulich zu Christus gewiesen und das wilde Erdreich gereutet habe; noch aber der alte Wolf in einem dicken «Pöschen» stecke, und zu besorgen sei, er werde durch sein Wolfsgeschrei die armen Schäflein vom rechten Weg ablocken, wenn der treue Hirte nicht beständig die Schäflein bei der guten Weide behalte — so bitten sie, anstatt des lieben treuen Arbeiters, den sie leider nicht länger gehaben mögen, ihnen einen andern treuen Hirten zu senden, den die Wölfe fürchten, z. B. Meister Sebastian Rainsperg (Ramsperg) von Sant Gallen, oder einen andern, nach ihrer Weisheit Gefallen. Folgt ein Sündenregister des katholischen Pfarrers, der namentlich die reformirten Stände «offentlich und muntlich an der Canzel ketzer gescholten und mit grosser ungestümigkeit vssgschruwen»[2]). Daher klagten Zürich und Bern auf dem Tage vom 6. Dezember über den P f a r r e r z u R o r s c h a c h und begehrten vom Abte, dass er diesen und einen andern, der sich gleich vergangen, zu entfernen und ansRecht zu nehmen. Zugleich ward der Abt ersucht, denen von Wyl und R o r s c h a c h «christliche» Prädikanten zuzulassen. Darüber hat der Abt Bedenkzeit genommen, um die Sache an seine Räthe zu bringen[3]).

---

1) Abschiede IV, 1, A, p. 1453.

2) Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2190.

3) Abschiede IV, 1, A, p. 1458.

sein, sich von ihrem Herrn vor gemeine Eidgenossen zitiren zu lassen, da nur die IV Orte ihre Schirmherren seien, von diesen aber Zürich und der Mehrtheil von Glarus dem Gotteswort anhange. Die Räthe ermahnen die Rorschacher, beim Gotteswort zu beharren und versprechen, sie nicht zu verlassen, wenn Jemand mit Gewalt sie davon drängen wollte [1]).

Unterm 21. Oktober berichten [2]) der Ammann und die «evangelische Kirchhöre» zu Rorschach an den Rath in Zürich, wie der Abt, als er vermerkt, dass sie auf den Sonntag (11. Oktober) einen (evangelischen) Prädikanten anstellen wollten, es durch seinen Vogt bei 30 ℔ Pfennigen Strafe habe verbieten lassen; wie aber trotz wiederholtem Abmahnen des Vogtes, man möchte doch warten bis zum nächsten Tag in Baden, und trotzdem der Hauptmann am Sonntag Morgen früh die versammelte Gemeinde dringend gebeten, für einmal stillzustehen, diese beschlossen habe, mit dem heiligen Gotteswort in Jesu Namen vorwärts zu gehen [3]). Im Weitern wird gemeldet, wie der Abt das Schloss in Rorschach wehrhaft gemacht habe [4]).

---

[1]) Zürcher Rathsbuch. Abschiede IV, 1, A, p. 1406 und ausführlicher Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2106.

[2]) Strickler, Aktensammlung I, N. 2125

[3]) Mit diesem amtlichen Bericht stimmt genau überein die Erzählung Stiplin's (Acta Monasterii S. Galli Tom. CCCII, pag. 398), welche noch einige weitere Details giebt: «Acht Tage vor S. Gallustag (also den 9. Oktober) war der Abt zu Roschach und hat gehört, dass vf den gedachten Sonntag (11. Oktober) ainer von St. Gallen sölte in der Pfarrkilchen predigen, liess er durch den Vogt beim Aid und an 30 ℔ d. verbüten, dass sy kain frömden prediger ansteltind, und do er hört, dass sich die Evangelischen von Roschach nit woltend daran keren, schickt er den Vogt mit sambt sinem hoptman am Suntag wider zu ihnen und liess ihnen aber wie vor verbüten. In dem kam der predikant von St. Gallen, namlich Herr Jacob Riner, und verkünt ihnen das Evangelium; und darnach hett er all suntag und fritag treffenlich prediget».

[4]) Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2125. Ueber die Rüstung des Schlosses, welche «üwer gnaden stat, orden und religion gar nit zuostat (!)», hatte Zürich den Abt schon den 19. Oktober zur Rede gestellt, der Abt aber wollte von Nichts wissen. Strickler, Aktensammlung Nr. 2121, 2129.

Auf dem katholischen Tag vom 30. November ermahnten die Boten von Luzern und Schwyz die Rorschacher bei ihren geschworenen Eiden, das hl. Sakrament und alle andern Dinge bleiben zu lassen, wie es von Alters her gewesen; sollten sie es nicht thun, und ihnen daraus etwas Unangenehmes erwachsen, so mögen sie dann sich selbst die Schuld beimessen. Sie wollen es vor die Gemeinde bringen[1]). Die Rorschacher waren also, trotz der Abmahnung von Zürich, auf die Vorladung des Abtes hin vor der Tagsatzung erschienen.

Unterm 1. Dezember wenden sich Ammann und Kirchhöre zu Rorschach wieder an den Rath zu Zürich: — nachdem sie jetzt eine zeitlang einen emsigen Wächter und fleissigen Arbeiter gehabt, der sie treulich zu Christus gewiesen und das wilde Erdreich gereutet habe; noch aber der alte Wolf in einem dicken «Pöschen» stecke, und zu besorgen sei, er werde durch sein Wolfsgeschrei die armen Schäflein vom rechten Weg ablocken, wenn der treue Hirte nicht beständig die Schäflein bei der guten Weide behalte — so bitten sie, anstatt des lieben treuen Arbeiters, den sie leider nicht länger gehaben mögen, ihnen einen andern treuen Hirten zu senden, den die Wölfe fürchten, z. B. Meister Sebastian Rainsperg (Ramsperg) von Sant Gallen, oder einen andern, nach ihrer Weisheit Gefallen. Folgt ein Sündenregister des katholischen Pfarrers, der namentlich die reformirten Stände «offentlich und muntlich an der Canzel ketzer gescholten und mit grosser ungestümigkeit vssgschruwen»[2]). Daher klagten Zürich und Bern auf dem Tage vom 6. Dezember über den Pfarrer zu Rorschach und begehrten vom Abte, dass er diesen und einen andern, der sich gleich vergangen, zu entfernen und ansRecht zu nehmen. Zugleich ward der Abt ersucht, denen von Wyl und Rorschach «christliche» Prädikanten zuzulassen. Darüber hat der Abt Bedenkzeit genommen, um die Sache an seine Räthe zu bringen[3]).

---

[1]) Abschiede IV, 1, A, p. 1453.

[2]) Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2190.

[3]) Abschiede IV, 1, A, p. 1458.

lassen hatte, vortrefflich passen. Möglicherweise war auch 1535 für ihn noch der Platz hier. Denn in jenem Jahre ward Schmid auf Pelikan's Empfehlung hin vom Rathe in Zürich dem Grafen Georg von Würtemberg geliehen, um in Reichenweiher im Elsass und den dazu gehörigen zwölf Kirchen die Reformation nach dem Vorbild der Zürcher Kirche durchzuführen — ein Auftrag, der ihn drei und ein halbes Jahr daselbst festhielt [1]. Der Pfarrdienst zu Zollikon war übrigens keine leichte Sache. Die Gemeinde war ein Hauptsitz der Wiedertäuferei gewesen, der auch der frühere Helfer daselbst, Brötli, anhieng [2]. Man muss annehmen, dass dieser Posten, wenn es sich auch bloss um aushülfsweise Besetzung handelte, nur einem Mann von erprobter Tüchtigkeit übergeben wurde. Auch das würde auf Eckstein passen, der schon in Thalwyl und Rorschach mit den Wiedertäufern zu thun gehabt hatte, an letzterm Orte streng gegen sie vorgegangen war.

Mit alledem lässt sich freilich Eckstein's Anstellung in Zollikon nicht aktenmässig belegen, und es bleibt dieselbe, bis vielleicht einmal bestimmte Daten aufgefunden werden, eine blosse, wenn auch bis zu ansprechender Wahrscheinlichkeit erhobene Möglichkeit.

Ein beglaubigtes, freilich auffallend ärmliches Wissen haben wir erst dagegen über Eckstein's letzte Wirksamkeit, seinen Pfarrdienst in Uster.

Zwar fehlt es auch für Eckstein's Berufung dorthin an einem aktenmässigen Zeugniss, und im Pfarrbuch, das erst 1628 angelegt wurde, findet sich keinerlei Vormerk über die frühern

[1] J. J. Hottinger, Helvetische Kirchengeschichte III, p. 698. — Vgl. Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses III, p. 276 f. — Stälin, Wirtembergische Geschichte IV, p. 407.

[2] Egli Nr. 624. — Vgl. speziell Egli, Die Zürcher Wiedertäufer zur Reformationszeit 1878, wo der Gang der Bewegung mit allen Details verfolgt und nachgewiesen wird, dass dieselbe in der Gemeinde Zollikon erst sehr spät, 1527—1531, erlosch.

Pfarrherren. Ja wir kennen erst aus dem Jahr 1547 eine indirekte Spur [1]), und erst aus dem Jahr 1554 ein bestimmtes Zeugniss seines Aufenthaltes in Uster [2]). Da nun aber sämmtliche Pfrundenbücher, die wir durchsahen, entweder Eckstein unmittelbar auf Ulrich Pfister folgen lassen, oder wo dieser fehlt, ihn mit der Jahrzahl 1536 einführen, so kann kein Zweifel sein, dass Eckstein wirklich ohne Zwischenmann auf den 1535 oder 1536 verstorbenen Pfister, auch einen der Mitunterzeichner von Zwingli's Bittschrift an den Bischof von Konstanz um Bewilligung der freien Predigt des Evangeliums und der Priesterehe [3]), gefolgt ist [4]).

Die Kollatur der Kirche Uster gehörte früher dem Kloster Rüti und kam bei dessen Aufhebung im Jahr 1525 an die Regierung von Zürich. Die Pfründe war eine sehr gute — eine alte Notiz in den Pfrundakten von Uster im Staatsarchiv, ohne Datum, aber aus dem XVI. Jahrhundert, giebt das jährliche Einkommen auf 144 Stück an — und gerne denkt man sich Eckstein's Beförderung auf dieselbe als Anerkennung für seine Dienste, die er auf frühern Posten geleistet hatte. Merkwürdiger Weise aber

---

[1]) «Schelthandel zwischen Marti Bünzli von Uster und Hanss Egstein 1547». Generalregister des Staatsarchives unter «Uster». Das Aktenstück selbst, bez. X 474. 30, dem zu entnehmen wäre, ob dieser Hans Egstein ein Sohn des Pfarrers war, fehlt leider. Da uns aber das Geschlecht Eckstein in den Urkunden von Uster vor diesem Jahr niemals begegnet, so ist nicht zu zweifeln, dieser Hans wie der unten zu erwähnende Junghans Eggstein gehören zur Pfarrfamilie.

[2]) «Uolrich eggstein predicant zuo Uster» wird erwähnt in einem Schreiben des Vogtes von Greifensee vom 8. März 1554 an die Regierung betreffend die Kirchenrechnungen. Staatsarchiv, Pfrundakten Uster.

[3]) Zwingli's Werke III, p. 17; vgl. Bullinger's Reformationsgeschichte I, p. 80, wo Pfister ausdrücklich «Pfarrer zuo Uster» heisst.

[4]) Vgl. über Pfister: S. Vögelin, Geschichte der Kirchgemeinde Uster im XVI. und XVII. Jahrhundert. Uster, Druck und Verlag von J. Weilemann 1867. Mehrere dort vorkommende ungenaue Angaben über Eckstein und seine Schriften sind in vorliegender Arbeit berichtiget oder präzisirt.

haben, weichen und batend die von Zürich umb einen Prädikanten, hiess Vitts Eggstain. Auf Andreä (30. November) desselben Jahrs raumtend die von Waldkirch ihr Kirchen und darnach Altstetten und Roschach ihre, hernach Gossau, Berg, Golda, Stainach » etc. etc.

Es ist demnach die seit J. von Arx [1]) in alle neuern Darstellungen übergegangene Version, wonach Eckstein die Zerstörung der Bilder und Kirchengeräthe in Rorschach in's Werk setzte, zu berichtigen, da er vielmehr bei seiner Ankunft diese Arbeit schon gethan fand. Jedenfalls aber machte er sich bei den Reformirten bald sehr beliebt, denn schon unterm 16. Dezember wenden sich Ammann und Kilchhöre zu Rorschach an Zürich um Hülfe und Rath, wie sie den guten, ihnen so gar angenehmen Hirten, mit dem es sie versehen, behalten und den altgläubigen wegbringen mögen. Denn ohne Gottes Beistand durch Zürich werde das nicht möglich sein, indem man « ihm » nicht zumuthen könne, ein Gewisses fahren zu lassen, um ein Ungewisses anzunehmen. Ihn auf die Gemeinde zu vertrösten, wäre auch bedenklich, weil das gemeine Volk durch die Theurungen sehr entblösst, und bei der armen Kirche wenig zu finden sei; man hätte aber grosse Freude, einen solchen Hirten ehrlich zu versehen [2]). Von Arxens (und aller seiner Kopisten) Darstellung, wonach die Rorschacher den Pfarrer Christian schon den 31. Oktober « davon jagten », ist also zu berichtigen. Auch ersehen wir, dass Eckstein zunächst nur provisorisch nach Rorschach gegangen war und vorderhand die Pfründe Thalwyl noch nicht aufgegeben hatte.

Im Kloster zu Rorschach lag damals der Abt von St. Gallen, Franz Gaisberger, an der Wassersucht todtkrank darnieder. Es erregte daher grosses Aufsehen, als er am Morgen des 18. Febr. 1529 sich in einer Sänfte (Rossbar) in's Schloss zu Rorschach

---

[1]) Geschichten des Kantons St. Gallen II, p. 517 f.

[2]) Strickler, Aktensammlung I, Nr. 2207.

tragen[1]) und dieses bewachen liess[2]). Nach Fridolin Sicher's Chronik[3]) geschah es aber, weil der Abt sich nicht mehr sicher fühlte, «dann alle stund Sr. Gn. Tröwung und Warnunge kamend, wie man das Kloster ze Roschach einnemen und verbrennen wolle». Das ist auch die einfachste Erklärung[4]). In der That kam der Abt unterm 6. März bei den katholischen Schirmorten um Schutz gegen diese Drohungen ein[5]). Die Reformirten aber witterten verrätherische Pläne, und «an einem Sontag am Morgen habend also sich die Pursame zuosammen thuon und für das Schloss sich gelägert[6]), ja zuoletst war es darumb zuo thuon, dass Mein Gn. Hr. in Thädings weis, namb von Roschach zwen, von Stainach zwen, von Goldach zwen und von Tübach zwen, dass ihren acht warend, muost ihnen auch sold aus des Gottshaus Seckel geben, lagend so lange Zeit bis lang nach Meines Gn. Hrn. Tod»[7]). Bekanntlich gelang es aber trotz dieser Ueberwachung der Umgebung des Abtes, den am 21. März 1529 erfolgten Tod desselben sechs Tage lang zu verbergen, bis die heimlich in Rapperswyl versammelten Konventualen nach den kanonischen Formen einen Nachfolger

---

1) Strickler, Aktensammlung II, Nr. 108, 111.

2) Abschiede IV, 1, B, p. 63.

3) Tom. CLV, p. 62.

4) Nur das Datum «A. 1529 vor Lichtmess» kann nach den zitirten Akten nicht richtig sein. — Die Erzählung bei von Arx II, p. 531, deren Daten ebenfalls unhaltbar sind, scheint einfach auf unrichtiger Deutung des Berichtes von Sicher zu beruhen. «Nach diesem Vorgange (der Gefangennahme Adam Moser's von Steinegg, den 27. Wintermonat 1528) hielt sich der Abt Franz, dem täglich Warnungen, sich vor einem Ueberfalle in Acht zu nehmen, zugiengen, in St. Gallen nicht mehr sicher. Um wenigstens ruhig zu sterben, liess er sich nach den Weihnachtsfeiertagen in das Schloss Roschach bringen; aber er war kaum einige Wochen da, als die Leute — — aus dem Roschacheramte dasselbe bewaffnet umgaben und als Besatzung eingelassen zu werden verlangten etc. Am Samstag vor Lichtmess 1529. Fridolin Sicher».

5) Abschiede IV, 1, B, p. 81, 83.

6) Nach Abschiede IV, 1, B, p. 82, am Samstag den 6. März.

7) Sicher p. 62.

gewählt hatten. Es war das Kilian German, äbtischer Statthalter zu Wyl, der 1526 selbst Pfarrer zu Rorschach gewesen war [1]).

In diesen Zeitläufen blieb nicht nur das Schloss in der Verwahrung der Rorschacher Herrschaftsleute, deren Zusätze dort ohne Aufsicht, auf Kosten des Stiftes ein unmässiges Leben führten [2]) —; auch das Kloster ward von den Rorschachern besetzt [3]), geplündert, und was an den katholischen Kultus erinnerte zerstört [4]), worauf der Stiftsammann Andreas Heer [5]) sich selbst

---

[1]) von Arx II, p. 533.

[2]) Abschiede IV, 1, B, p. 75, 160, 215, 346, 474. — Strickler, Aktensammlung III, Nr. 1795. — Dem Schlosshauptmann und seinen katholisch gebliebenen Leuten überliess man die der h. Anna geweihte Kapelle, nach der das Schloss seinen Namen hatte. Näf, Chronik oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen p. 762.

[3]) Nach Kessler's Sabbata (II, p. 213) den 7. Juni 1529, unter welchem Datum unrichtiger Weise auch die Besetzung des Schlosses angeführt wird. «Ex Kesslero apostata» wiederholen diese Angaben auch Stiplin und die noch spätern Stiftsannalisten (Mittheilung von Herrn Stiftsarchivar Dr. Scherrer).

[4]) Noch sieht man im nördlichen Flügel des schönen, von Abt Franz Geisberger erbauten Kreuzganges, über der Thüre zum ehemaligen Refektorium (jetzt Musiksaal) das verstümmelte Bild einer Mater dolorosa mit der Inschrift: O QVOCIENS HVNC GLADIVM COR EIVS SENSERAT PIVM 1517, und darüber die Verse:

Grande malum Sacras adeo temerare figuras
Also in den bildern toben Sey got klagt im himel oben 1529.

[5]) Andreas Heer — über dessen Familie von Arx II. p. 55, Anm. b zu vergleichen ist — erscheint als Ammann zu Rorschach im Juni 1525 (Abschiede IV, 1, A, p. 723, 735) und im Februar 1529 (daselbst B, p. 60). Den 16. Dezember 1529 ward er an Stelle Jakob Blarer's von Wartensee (das. p. 60) zum Vogt d. h. Reichsvogt von Rorschach gewählt (das. p. 474), in welcher Stellung wir ihn noch im April (Strickler, Aktensammlung II, Nr. 1255) und im Mai 1530 (Abschiede IV, 1, B, p. 1494, 1499), sowie im September 1531 (Joachim von Watt, Deutsche historische Schriften III, p. 295, 43, hier irrthümlich Hans Heer genannt) treffen. — Ammann zu Rorschach war im Oktober 1531 Heini Wittwyler, genannt Schlosser (Strickler, Aktensammlung IV, Nr. 658).

und den reformirten Prediger daselbst einquartirte und mit den Stiftsgütern willkürlich schaltete. Der Prädikant aber stiess auf der Kanzel gegen die Katholischen und speziell die Klostergeistlichen wüste Schmähungen aus. Eine anschauliche Schilderung dieser Vorgänge enthält der Brief des Sürg von Sürgenstein, «geben am Mikten (d. h. Mitwochen) vor Margretti (14. Juli) im 1529 jar» im Schloss zu Rorschach an den «Edlen und fösten Wolfen Sörgen von Sürgenstein zu Ober-Raitnau», seinen lieben Sohn. Die Rorschacher «hand die büchsen und bulfer in das dorf genomen, hand si in die kilchen fornen in den kor gestelt, alss ob si in der kirchen ein schlacht wollen duen und bre(di)get der pfaff das gotzwort vor den büchsen, ir sigen ain kilchen bruchel [1]) und dieb und böswicht und ain schelm, he(i)gen dem gotshus das sin gestolen und sigen all münck böswich und schelmen» etc. etc. [2]). Die beiden Sürg von Sürgenstein sind die bei der Säkularisation des Klosters St. Gallen oft genannten Schwäbischen Edelleute, welche seit 1530 Inhaber einer Schuldverschreibung der Stadt St. Gallen gegen das Kloster im Betrage von fl. 6000 und als solche mit Zürich im Rechtshandel waren. Es sind offenbar die im Lande übel berufenen Bankiers des Abtes Kilian [3]). Nach dem ganzen Tenor des Briefes scheint der Schreiber Schlosshauptmann zu Rorschach gewesen zu sein. Das Datum des Ueberfalls des Klosters erhellt aus dem Briefe nicht, so wenig als aus demjenigen des Heinrich Grossmann an Abt Kilian [4]) vom Montag nach S. Margrethentag (d. h. 19. Juli)

---

[1]) Kirchenbrecher, der Kirchengüter antastet (Grimm, D. W. B. V, 1, p. 798), also Kirchenräuber.

[2]) Stiftsarchiv St. Gallen, uns gütigst mitgetheilt von Herrn Stiftsarchivar Dr. Scherrer. Die Apostrophe des Pfarrers an den Adressaten verführte von Arx III, p. 54 Anm. a) und p. 67 Anm. b) in letzterm den Abt Kilian selbst zu sehen, was aber der Ueberschrift gegenüber durchaus unmöglich ist.

[3]) Abschiede IV, 1, B, p. 758, 764 f., 810. Dazu zahlreiche Briefe in Strickler's Aktensammlung II ff. — Joachim von Watt II, 414 f.

[4]) Stiftsarchiv St. Gallen. — Strickler, Aktensammlung II, Nr. 688.

1529. Dieser meldet, es laufen (in Wyl) Klagen von Rorschach ein: «wie der aman und predicant daselbst im Kloster ganz ungschigkt und vil böser syind dann ander lüt, mit namen so werffend sy treffenlich gut hew in mist», nehmen Halftern, Seile und Anderes weg, so dass die Dienstleute des Abtes dort nicht mehr bleiben könnten, wenn sie keine Hülfe erhielten etc. — Die Antwort des Abtes auf diese Klagen war seine Beschwerde an Ammann und Richter des Gerichtes Rorschach vom 31. Juli 1529 [1]). Der Abt wirft dem Ammann u. A. vor, dass er sich «etlichs vorangenommen und gepruchten gwalts nochmals nit benügen lassen, sonder also wyter sampt dem predicanten underston in und uff dem unsern unangesehen des gemachten brichts ze handeln und ze regieren, wellicher predicant uns und die unsren dann ouch mehrmals an offner canzel mit mengerlay schwären und unverdienten scheltworten und die ouch einem frommen ze dulden gentz unlidenlich sind, dermassen und so oft gescholten hat» etc. Der Ammann hatte sich für seine eigenmächtigen Handlungen auf Befehl von Zürich berufen, und unter diesem Schutze wird auch Eckstein seiner Zunge den Lauf gelassen haben.

Ein Thema, das damals die Gemüther ausserordentlich beschäftigte, war die Frage über den Kirchenbann, welchen die Eiferer unter den Reformirten, nach dem Vorbild der altchristlichen Kirche und mit unverkennbarer hierarchischer Tendenz, einführen wollten. Auf der Synode der Geistlichkeit aus dem Land Appenzell, der Stadt und Landschaft St. Gallen und dem Rheinthal, welche im Oktober oder November 1529 zu Rheineck stattfand [2]), verfochten namentlich Eckstein und Pfarrer Furtmüller von Altstätten den Bann, und die Versammlung beschloss die Einführung desselben [3]). Das war nun aber gegen Zwingli's

[1]) Stiftsarchiv, von Herrn Stiftsarchivar Dr. Scherrer uns gef. mitgetheilt.

[2]) Strickler, Aktensammlung II, Nr. 998 b, p. 793.

[3]) Gütige Mittheilung des Herrn Pfarrer E. Sulzberger in Felben.

Meinung, und der Beschluss mag mit eine Veranlassung gewesen sein, dass von Zürich aus noch auf Mitte Dezember eine Synode der Thurgauischen Geistlichkeit angeordnet wurde [1], auf der dann Zwingli den umgekehrten Beschluss zu Stande brachte, die Bestrafung der Laster sei — wie in Zürich — der weltlichen Obrigkeit zu überlassen und nur, wenn diese hierin säumig wäre, möchte weiter gehandelt werden [2]. Damit waren nun freilich die prinzipiellen Verfechter des Kirchenbannes — namentlich die St. Galler, die der Synode von Frauenfeld nicht angewohnt hatten — nicht bekehrt und blieben bei ihrer Praxis. Das lehrt uns namentlich ein Schreiben des Pfarrer Christophilus Landenberger zu Oberbüren, eines Vertrauensmannes Zwingli's, der seinem Patron unterm 22. Januar 1530 Folgendes berichtet: — Unter den St. Gallischen Prädikanten herrsche des Kirchenbannes halber bisher noch eine ungleiche Praxis. Die Prädikanten Furtmüller von Altstätten, Utz Eggstein von Rorschach und Sebastian Grebel von Berg nämlich verfahren mit dem Bann so ungeschickt, dass sie Alle, die das (reformirte) Abendmahl nicht nehmen, der Gemeinwerke (Gemeindegüter) berauben und sich unterstehen, sie aus ihren Gerichten auszuschliessen. Als er, Landenberger, dies erfahren, habe er etliche seiner Kapitelsbrüder nach Bischofszell zusammengerufen und ihnen vorgehalten den Abschied der Synode von Rheineck, sowie Zwingli's auf der Synode zu Frauenfeld darüber abgegebene Erklärung. Da haben sich dann alle Anwesenden — vierzehn an der Zahl — geeinigt, sich des Bannes, wie ihn etliche Kapitelsbrüder noch brauchen, zu enthalten, dabei aber die Obrigkeit hoch und ernstlich zu ermahnen, dass sie die Laster fürderhin strafe und dabei fleissig betrachte, was ihres Amtes sei [3].

---

[1] Das Ausschreiben vom 4. Dezember 1529 s. Strickler, Aktensammlung II, Nr. 963. — Das Protokoll dieser Synode ist veröffentlicht von Pfr. Sulzberger in den Thurgauischen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, Heft 17. Das Ausschreiben zu derselben daselbst Heft 18.

[2] Abschiede IV, 1, B, p. 463. — Mörikofer, Zwingli II, p. 274.

[3] Zwingli's Werke VIII, p. 402.

Dass diese Verfechter der apostolisch-hierarchischen Richtung aber nicht vereinzelte Schwärmer waren, sondern der Stimmung der St. Gallischen reformirten Geistlichkeit Ausdruck gaben, das zeigt die Thatsache, dass auf jener Synode zu Rheineck gerade Dominikus Zyli, Prädikant zu St. Gallen, der zu St. Gallen für den Kirchenbann eintrat, Sebastian Grübel, Pfarrer zu Berg, Huldrych Eggstein, Prädikant zu Rorschach, und Johann Valentin Furtmüller, Prädikant zu Altstätten, als Vertreter der vier St. Galler Kapitel, gewählt wurden, die zusammen den Synodalausschuss bildeten[1]).

In den Jahren 1530 und 1531 machte die Reformation in den St. Gallischen Stiftslanden immer unaufhaltsamere Fortschritte. In Rorschach wurde den 21. November 1530 eine Synode abgehalten[2]). Von Eckstein persönlich sind uns aber keine weitern Nachrichten mehr bekannt, als die Haltung, die er auf der St. Galler Synode vom 18. bis 20. Dezember 1530 einnahm. Es ist dies die Synode, die Zwingli mit seinen geistlichen und weltlichen Zürcher Freunden leitete, und auf welcher er wiederum persönlich — gegen Dominikus Zyli — den Kirchenbann verwarf[3]). Die Mehrzahl der Geistlichen leistete den geforderten Eid, in welchem der Anschluss an das Zürcherische Kirchen-System und der Verzicht auf den Kirchenbann ausgesprochen war. Eine Ausnahme machten nur Furtmüller und Zyli, welch' letzterer seine Bedenken schriftlich eingab[4]). Eckstein dagegen fügte sich der Belehrung oder der Autorität Zwingli's. Dies geht hervor aus der Synodalzensur, die folgendermaassen lautet: « Er hat gute Kundschaft von sinen Unterthanen, auch wegen sines lebens und wandels, wird von sinem Nachbar in der Synode gemelt, dass er uf der Kanzel

---

[1]) Strickler, Aktensammlung II, Nr. 998 b, pag. 793. Vgl. daselbst auch Nr. 1973 Furtmüller als Abgeordneter von Altstätten.

[2]) Das Einladungsschreiben bei Strickler, Aktensammlung II, Nr. 1838. Vgl. daselbst über Rorschach Nr. 146, 1059 b, 1915,

[3]) Kessler, Sabbata II, p. 275—282.

[4]) Abschiede IV, 1, B, p. 870 f.

geredet: er wollte gerne einer christlichen Obrigkeit folgen; auch (wird ihm empfohlen?) dass er nit so streng wider die widertaufer handle »[1]).

So drang der Einfluss Zwingli's überall durch, und Zürich organisirte in der Form der von ihm geleiteten Synodalverbände seine Oberherrlichkeit über die Ostschweiz. Als vollends die beiden Schirmorte der Abtei, Zürich und Glarus, nach der Flucht des Abtes Kilian (7. Juni 1529) das Kloster St. Gallen aufhoben und seine Liegenschaften der Stadt St. Gallen verkauften[2]), den Stiftslanden aber eine weltliche Verfassung gaben — Mai, Juni 1530[3]) —, da schien in diesen die Reformation für alle Zeiten gesichert. Allein der Ausgang des Tages zu Kappel (11. Oktober 1531) brachte in diese Verhältnisse einen völligen Umschwung. Der nach dem Tode Abt Kilian's (30. August 1530) neugewählte Prälat, Diethelm Blarer von Wartensee, nahm noch im Dezember 1531 von der Herrschaft in den Stiftslanden wieder Besitz und betrieb nun sofort mit allen Kräften die Wiederherstellung des Katholizismus und die Unterdrückung der reformirten Gemeinden. Besonders in Rorschach, wo sein Vater Jakob Blaarer Reichsvogt[4]), und er selbst, bis zu seiner Vertreibung, Schaffner oder Statthalter des Abtes gewesen war[5]), galt es, der neuen Lehre, welche ja im Grundsatz die Unzulässigkeit einer geistlichen Herrschaft verkündete, ein Ende zu machen. Aber der Abt fand auch nirgends einen so zähen Widerstand, wie gerade in dieser Gemeinde, und ohne Zweifel ist als die Seele desselben der reformirte Pfarrer zu betrachten.

Allein wir dürfen diese merkwürdigen Vorgänge, die auch die Tagsatzung vielfach beschäftigten und mit der völligen Unterdrückung der reformirten Gemeinde endigten, hier nicht ver-

---

[1]) Gütige Mittheilung von Herrn Pfarrer E. Sulzberger in Felben.

[2]) Strickler, Aktensammlung II, Nr. 1631 (3. Sept. 1530). Vgl. Nr. 1255 (6. April) und Nr. 1880 (9. November). — Abschiede IV, 1, B, p. 650—652.

[3]) Abschiede IV, 1, B, p. 644—650; p. 1493—1499.

[4]) Abschiede IV, 1, B, p. 60, 474.

[5]) von Arx II, p. 578.

folgen[1]). Denn damals war Eckstein schon nicht mehr in Rorschach. Nach gütiger Mittheilung des Herrn Pfarrer E. Sulzberger in Felben fehlt sein Name schon auf der Dezember-Synode 1531 in St. Gallen, der die Prädikanten der alten Landschaft, aus dem Rheinthal und von den Thurgauischen Kollaturen der Abtei St. Gallen beiwohnten, und erscheint Furtmüller, der im September 1531 Altstätten wegen Hinneigung zur Wiedertäuferei hatte verlassen müssen[2]), im Februar 1532 als Pfarrer zu Rorschach[3]).

Wir erwähnen noch, dass Abt Diethelm Blaarer sich den 28. April 1532 in Rorschach mit grossem Gepränge zum Abt weihen liess[4]) und dass auf diesen Anlass ein Spottgedicht von einem Reformirten abgefasst wurde[5]), welches man, um des Behagens an breiten Wiederholungen und der salzlosen Invektionen willen, wohl für eine schwache Arbeit Ecksteins halten könnte. Doch stimmt Anderes weniger mit seiner Art; auch die Sprache weicht von derjenigen Eckstein's etwas ab, und in der angehängten «erklärung etlicher dingen, in disem spruch vorgriffen» giebt sich der Verfasser als St. Galler Bürger zu erkennen[6]).

Eckstein entschwindet uns also mit dem Dezember 1530, und wir sind völlig im Unklaren, wann und aus welcher Veranlassung er Rorschach verliess. Es ist möglich, dass er, weil

---

[1]) von Arx III, p. 53—61. Die Tagsatzungsakten und Strickler, Aktensammlung IV, Nr. (1584), 1637, 1645, (1651), 1653, (1823), 1845, (2033).

[2]) Joachim v. Watt, Deutsche historische Schriften, herausgegeben von Dr. E. Götzinger III (Diarium) p. 295, Nr. 270. — Strickler, Aktensammlung IV, Nr. 910 a, 1084, 1147.

[3]) Vgl. Joachim v. Watt a. a. O. p. 438 Erwähnung Furtmüller's im Sommer 1532, und p. 507, Nr. 531, im Dezember 1532 als Pfarrer zu Rorschach, womit nicht stimmt p. 411, Nr. 436, die Nachricht, Furtmüller sei im April 1532 von Rorschach vertrieben worden.

[4]) Joachim v. Watt a. a. O. p. 416.

[5]) Ain Spruch so ain guoter gsell diss tag von abt Diethelmen wiche zuo Rorschach gedichtet hat, welche geschechen war uf 28. tag abrell im 1532. Joachim v. Watt a. a. O. p. 416—431.

[6]) «Unser Burgermaister von Watt» p. 431.

er eine zu feindselige Stellung gegen den Abt und die Konventualen eingenommen, gleich beim Wiedererscheinen des Abtes im Lande seinen Posten räumen musste. Ebensowohl aber kann er auch aus ganz andern Ursachen Rorschach verlassen haben oder beseitigt worden sein.

Wohin wandte sich Eckstein nun zunächst? Die Zürcherischen Pfrundenbücher[1]), welche sämmtlich von seinem Aufenthalt in Rorschach Nichts wissen, lassen ihn von Thalwyl bald nach Zollikon, bald nach dem Hirzel, bald nach Egg, bald nach Uster gehen oder umgekehrt, immer also im Kanton Zürich verweilen[2]). Und da Eckstein freilich nicht an mehreren Orten zugleich Pfarrer sein konnte, so haben die Zürcherischen Geschlechterbücher von Meiss und Dürsteler[3]), sowie nach diesen Leu[4]) und der «Conspectus Ministerii Tigurini» von Pfarrer Esslinger, ein nach Geschlechtern angelegtes Verzeichniss der Zürcherischen Geistlichkeit — ein sonst verlässliches Sammelwerk[5]) — zwei Personen aus ihm gemacht.

Was nun jene Angaben im Einzelnen betrifft, so fällt zunächst Thalwyl ausser Betracht. Den wenn auch Eckstein diese Pfründe Ende 1528 nur provisorisch verlassen hatte[6]), so war sie doch, wie wir gesehen, im Oktober 1530 wieder mit einem neuen Prädikanten besetzt[7]), der sie noch im Mai 1533 inne hatte[8]). Hierhin also konnte er nicht mehr zurückkehren.

---

[1]) S. pag. 233 Note.

[2]) Die Angabe, Eckstein sei 1530 Pfarrer in Altstätten gewesen, die aus Bächtold, Niklaus Manuel, p. ccxx, in die allgemeine Deutsche Biographie übergegangen, findet sich in keiner der uns zu Gesichte gekommenen Aufzeichnungen. Offenbar liegt hier eine Verwechslung mit Furtmüller vor, der von Altstätten (im Rheinthal) nach Rorschach kam.

[3]) Stadtbibliothek Zürich.

[4]) Helvetisches Lexikon VI, p. 297.

[5]) Stadtbibliothek Zürich.

[6]) Siehe pag. 242.

[7]) Egli Nr. 1714.

[8]) Egli Nr. 1941.

Thatsachen [1]). Es kann demnach diesem Pfarrregister irgendwelche Autorität nicht zukommen.

Dennoch möchten wir diese Nachricht, die sich den Verhältnissen in Zollikon vortrefflich anpasst, für richtig halten. Zollikon war eine Kollatur des Grossmünsterstiftes, das dort einen Pfarrer und einen Helfer unterhielt. Das Pfarramt nun versah seit dem September 1528 [2]), als der bisherige Pfarrer, Johannes Haller, nach Bülach berufen wurde, ein Mitglied des Stiftes selbst, der Magister Erasmus Schmid von Stein a. Rh., ein alter Freund Zwingli's [3]), der mit ihm das Gesuch um Bewilligung der freien Predigt des Evangeliums und der Priesterehe an den Bischof von Konstanz unterschrieben hatte [4]). Schmid hatte früher neben seiner Chorherrenpfründe am Grossen Münster [5]) die Pfarrstelle in Stein a. Rhein inne gehabt und war beim Sturm auf die Karthause Ittingen im Juli 1524 in ganz besonders gravirender Weise betheiligt [6]), daher er von der Amnestie ausgeschlossen [7]), auch von den Zürchern aus ihrem Gebiete verwiesen [8]) und von seiner Chorherrenpfründe vertrieben wurde [9]). Erst im August 1527 erhielt er wieder freies Geleit, um sich in Zürich zu verantworten [10]), und im Juli 1528 ward er aus Gnaden wie-

---

1) Leo Judae war niemals, weder als Pfarrer, noch sonst wie, in Zollikon angestellt, sondern kam von Einsiedeln 1523 direkt an den St. Peter in Zürich, wo er bis zu seinem Tode, 1542, verblieb.

2) Egli Nr. 1492.

3) Brief von Schmid an Zwingli vom 12. Juni 1518 (Zwingli's Werke VII, p. 42). An Schmid richtete Zwingli seinen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen mit der bischöflich Konstanzischen Gesandtschaft vor dem Zürcher Rath im April 1522 (Zwingli's Werke III, p. 7 ff.)

4) Zwingli's Werke III, p. 17—25.

5) Egli Nr. 889.

6) Abschiede IV. 1. A. p. 478. 491. 492. 533. 617. 621. 691. — Strickler, Aktensammlung II, Nr. 880. — Bullinger, Reformationsgeschichte I, p. 184. 186, 191—196. 200.

7) Abschiede IV. 1. A. p. 557. 559. 578. — Bullinger I, p. 226.

8) Abschiede IV. 1. A. p. 557.

9) Egli Nr. 1450.

10) Egli Nr. 1246.

der in sein Kanonikat eingesetzt [1]) und ihm also die Pastoration von Zollikon übertragen [2]) Als Pfarrer von Zollikon erscheint er denn auch auf den Synoden 1530 [3]) und 1531 [4]). Schon bei Lebzeiten Zwingli's dessen Helfer [5]), ward er nach dessen Tod, wenigstens vorübergehend, Prädikant am Grossen Münster [6]), woneben er Zollikon nicht versehen konnte. Erst 1533 trat er dort wieder seinen Dienst an, wie sich aus folgender Aufzeichnung über die Pfründen am Grossmüntser aus jenem Jahre ergiebt: «M. Erasmus Schmid ist widerum gen Zolliken verordnet. Dahin gat er am Sunntag früe und mag demnach die predig (am Grossen Münster) uf den imbis nit versehen. Dessglichen an (den) Mittwuchen gat er ouch gen Zolliken und hie (in Zürich) umb die nüne versicht er sin(en) tag (d. h. seine wöchentliche Predigt). Er ist sunst ouch am lyb zum teyl bresthaft. Darum man von im wol mag und soll vorguot han; den die predigen zuo disen ziten nit so ring und liecht sind ze achten, als die unverständigen entgegen werfend» [7]).

Anderseits gieng, wie es scheint, nach dem Tode des Kaplans Niklaus Billiter [8]), der zu Kappel gefallen war [9]), auch das Diakonat in Zollikon ein. In Zollikon war also vom Oktober 1531 bis in's Jahr 1533 das Pfarramt vakant und ohne Aushülfe durch ein Diakonat, und es würde, da die Gemeinde in dieser Zeit doch versehen werden musste, ein Vikariat Eckstein's, der Ende 1531 Rorschach ver-

---

[1]) Egli Nr. 1450.
[2]) Egli Nr. 1492.
[3]) Egli Nr. 1714 (p. 730).
[4]) Egli Nr. 1757 (p. 752).
[5]) Bullinger, Von der Reformation des Stifts zum Grossen Münster, Manuskript, Anhang zu seiner Chronik von den Tigurinern.
[6]) Bullinger, Reformationsgeschichte III, p. 291.
[7]) Egli Nr. 2002 (p. 884).
[8]) Egli Nr. 495, 1414.
[9]) Bullinger, Reformationsgeschichte III, p. 146.

Thatsachen [1]. Es kann demnach diesem Pfarrregister irgendwelche Autorität nicht zukommen.

Dennoch möchten wir diese Nachricht, die sich den Verhältnissen in Zollikon vortrefflich anpasst, für richtig halten. Zollikon war eine Kollatur des Grossmünsterstiftes, das dort einen Pfarrer und einen Helfer unterhielt. Das Pfarramt nun versah seit dem September 1528 [2], als der bisherige Pfarrer, Johannes Haller, nach Bülach berufen wurde, ein Mitglied des Stiftes selbst, der Magister Erasmus Schmid von Stein a. Rh., ein alter Freund Zwingli's [3], der mit ihm das Gesuch um Bewilligung der freien Predigt des Evangeliums und der Priesterehe an den Bischof von Konstanz unterschrieben hatte [4]. Schmid hatte früher neben seiner Chorherrenpfründe am Grossen Münster [5] die Pfarrstelle in Stein a. Rhein inne gehabt und war beim Sturm auf die Karthause Ittingen im Juli 1524 in ganz besonders gravirender Weise betheiligt [6], daher er von der Amnestie ausgeschlossen [7], auch von den Zürchern aus ihrem Gebiete verwiesen [8] und von seiner Chorherrenpfründe vertrieben wurde [9]. Erst im August 1527 erhielt er wieder freies Geleit, um sich in Zürich zu verantworten [10], und im Juli 1528 ward er aus Gnaden wie-

---

[1] Leo Judæ war niemals, weder als Pfarrer, noch sonst wie, in Zollikon angestellt, sondern kam von Einsiedeln 1523 direkt an den St. Pet[er] in Zürich, wo er bis zu seinem Tode, 1542, verblieb.

[2] Egli Nr. 1492.

[3] Brief von Schmid an Zwingli vom 12. Juni 1518 (Zwingli's Wer[ke] VII, p. 42). An Schmid richtete Zwingli seinen ausführlichen Bericht ü[ber] die Verhandlungen mit der bischöflich Kanstanzischen Gesandtschaft [vor] dem Zürcher Rath im April 1522 (Zwingli's Werke III, p. 7 ff.)

[4] Zwingli's Werke III, p. 17—25.

[5] Egli Nr. 889.

[6] Abschiede IV, 1, A, p. 478, 491, 492, 533, 617, 621, 691. — Strick[ler] Aktensammlung II, Nr. 880. — Bullinger, Reformationsgeschichte I, p. 186, 191—196, 200.

[7] Abschiede IV, 1, A, p. 857, 859, 878. — Bullinger I, p. 226.

[8] Abschiede IV, 1, A, p. 857.

[9] Egli Nr. 1450.

[10] Egli Nr. 1246.

schmack unserer, aber seiner Zeit, mit Talent, Energie und vollkommener Rücksichtslosigkeit für die Sache Zwingli's eingetreten war und dasjenige gewahrt hatte, was man damals unter der «Ehre Zürich's» verstund.

Eckstein's Geschlecht können wir bis ins XVII. Jahrhundert verfolgen.

Hans Eggstein, ohne Zweifel der Sohn des Pfarrers, wurde oben erwähnt, 1547.

Erschütternd ist folgende Notiz von 1554 oder 1555:

«Junghans Eggsteyn der Weber von Uster genannt» wegen Diebstahl in Gefenknuss kommen, in Hoffnung auf Bes-

---

fasser mit völligem Stillschweigen übergangen, so dass er an dieser «zweiten Auflage» seines Gedichtes wohl keine grosse Freude haben mochte. — Von diesem, wie es scheint, sehr seltenen Büchlein lag uns das Exemplar der Vadianischen Bibliothek (Stadtbibliothek) in St. Gallen vor.

Ein ziemlich wörtlicher Abdruck von drei Stücken Eckstein's erschien sodann 1592 (nach Weller, das alte Volkstheater der Schweiz p. 130) von Seb. Henric Petri in Basel veranstaltet, unter dem Titel:

Reichstag: oder Versammlung der Bawren, gehalten zu Fridberg im Rychthal, darinnen die gemeine Klag der jetzigen Welt gehört vnd erortert wirdt;

Concilium: Darinnen Bawren mit den Doctoribus der heiligen Geschrifft von geystlichen Sachen disputieren vnd entscheiden.

Klag des Glaubens, der Hoffnung, vnd auch der Liebe, vber alle Stend der Christenheit, der Geystlichen vnd Weltlichen.

Alles vor 65 Jaren von dem Wolgelehrten vnd frommen Mann, Vtz Eckstein beschriben, vnd jetz allen frommen Christen zu gutem, vnd in vilen schwären fürfallenden Sachen zum bericht widerumb an tag gebracht.

Am Schluss: Anno CIↃ IↃ XCII. (Kantonsbibliothek Zürich.)

Dieses Datum veranlasste Weller (das alte Volkstheater der Schweiz p. 121, 125), die Originalausgabe der beiden ersten hier genannten Stücke, des «Conciliums» und des «Rychstages», irrthümlich in's Jahr 1527 zu setzen.

serung ledig gelassen, wird wegen Rückfalls zur Hinrichtung verurtheilt [1]).

Marx Eggstein stieg 1556 mit sechs andern «Knaben», als Ammann Vogler abwesend war und das Schloss leer gelassen hatte, auf einer Leiter in dasselbe hinein, um Tauben zu fangen, für deren jede man 4 Heller lösen könne. Einmal im Schloss, überkam sie die Neugierde, durch die Stuben und Kammern zu gehen und zu sehen, was darin sei. Es hiengen da Gemälde und Pfauenfedern. Die Knaben rührten aber durchaus Nichts an, und darum ward ihnen, auf erhobene Klage hin, auch keine Strafe auferlegt, als die Prozesskosten. Marx Eggstein aber, Herrn Utz Eggstein's Sohn, sagte, «sein Vatter hätte ihn darum gar nach zu tod geschlagen» [2]).

Ein Theil von Eckstein's Nachkommen blieb in Uster. 1614 ist Andreas Eggstein Verwalter des Kirchengutes Uster, und auch später noch wird er in den Kirchengutsrechnungen erwähnt. Er starb 1629 an der Pest, die damals auch in Uster grassirte. — Ein [illegible] Eggstein wird von 1614 bis an seinen Tod 1628 aus dem Kirchen-Armen-Gut Uster unterstützt.

Als Zürcher Bürger kamen zwei Descendenten Eckstein's zu Zürcher Pfründen.

Erasmus (Rasi) Eggstein ward laut dem «Conspectus ministerii Turicensis» 1584 ordinirt und im selben Jahr zum Pfarrer nach Sennwald im Rheinthal gewählt, als welcher er [illegible] den 4. Mai 1596 dem von seinem Vetter Georg von Hohensax ermordeten Freiherrn Johann Philipp von Hohensax zu [illegible] die Leichenrede hielt, auch ein Lateinisches Trauer-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Lebens-
[illegible]

gedicht[1]) und 1599 die Lateinische Grabschrift in der Kirche zu Sennwald verfertigte[2]). 1603 ward er als Pfarrer nach Uster vorgeschlagen, aber nicht gewählt[3]). 1604 kam er nach Ottenbach und ertrank den 9. Juli 1609, als er nach der Kinderlehre in der Reuss badete[4]).

Josias Eckstein, sein Sohn, geboren 1591, ordinirt 1613, ward 1614 Pfarrer nach Sennwald, 1622 nach Maschwanden, 1636 nach Kyburg, wo er den 29. Dezember 1662 starb[5]). Mit ihm erlosch, wie es scheint, das Geschlecht in Zürich.

---

1) In den Justa Exsequialia in occasum luctuosum generosi ac illustris Herois Johannis Philippi Lib. Baronis ab Alto Saxo etc., im Anhang zu W. Stucki's Narratio de vita et obitu J. Philippi liberi Baronis ab Alto Saxo. Bas. 1547.

2) Von Moos, Thuricum Sepultum — das ist Sammlung alter und neuer Grabschrifften — in den Kirchen auf der Landschaft Zürich — — (der ganzen Sammlung) Fünfter Theil 1780, p. 288. — Jahrbuch III, p. 92.

3) Pfrundakten Uster im Staatsarchiv.

4) und 5) Conspectus Ministerii Tigurini.

sein soll[1]). Wie lange aber er nach seiner Resignation noch gelebt, das wissen wir wiederum nicht. Der Umstand, dass er in Uster Nachkommen hinterliess, lässt vermuthen, dass er auch dort starb.

So endigte in auffallender Verschollenheit der merkwürdige Mann, dessen Gedichte dreissig Jahre zuvor, nach dem über die Maassen gereizten Ton in Murner's Gegenschriften zu schliessen. ein nicht geringes Aufsehen gemacht haben müssen, und von denen eines noch bei seinen Lebzeiten durch Camerlander in Strassburg eine Ueberarbeitung erfuhr[2]) — ein Mann, der, nicht im Ge-

---

[1]) Notiz in Dürsteler's Geschlechterbuch (Stadtbibliothek Zürich Msc. E. 17). Im Rathsbuch findet sich ein solcher Vormerk nicht.

[2]) Der Bawren Reichsstag vnd Concilium. Wess sich die sieben Bauren auss sieben Landtschafften vereynigt, vnd zuo antwurt geben dem Cardinal Campeio vnd seinen mitgesandten auff das verkündt Bäptisch (sic) Concilium, wa bei sie bleiben wöllen, in sieben artickel gestelt, alles verantwurt mit red vnd gegenred auss heyliger Geschrifft, lustig vnnd kurtzweilig zuo lesen.

Titelvignette: Ein Richter und vor ihm auf jeder Seite zwei Männer — einer im geistlichen Kostüm? — einander gegenübersitzend und zum Theil demonstrirend.

Am Schlusse: Wiederholung dieses Holzschnittes. Darunter: Amen. Anno M. D. XXXIX.

Diese Schrift nun ist nichts anderes als eine Reproduktion des Ecksteinischen «Concilium»; vom «Rychstag» ist nirgends Rede, als auf dem Titel; und die Ueberarbeitung besteht einzig darin, dass die Namen der sieben Doctoren, der sieben Bauern und des Weibels hier zum Theil geändert sind (statt des Weibels figurirt hier der Schultheiss; die sieben Doctoren aber sind: der Cardinal Campeius oder Cambest, Hans Schmid, Murnar, Doctor Fridrich Grau, Doctor Emser, Doctor Eck und Doctor Wolrhat) und dass ein Schlusswort des Heroldes dazu kommt. Im Uebrigen ist es ein wörtlicher Abdruck des Ecksteinischen «Concilium» mit einigen Weglassungen und, durch die neuen Namen veranlassten, geänderten Reimen. Von einer Umarbeitung der Vorlage auf die Verhältnisse des Nürnberger Reichstages von 1524, auf welchem Campeius den Papst vertrat, ist keine Rede. Das Ganze ist ein einfacher, für Deutschland berechneter Nachdruck. Dabei ist, obwohl derselbe nach der zweiten Auflage veranstaltet wurde, die Eckstein's Namen trägt, der ursprüngliche Ver-

DIE

WASSERZEICHEN DER DATIRTEN MÜNSTERERDRUCKE

ALS ZEUGEN FÜR DIE AECHTHEIT EINES UNDATIRTEN.

Von

FRZ. JOS. SCHIFFMANN.

« Psautier en latin. In-fol.[1]) Ce livre, sans lieu ni date d'impression, mais exécuté avec les caractères d'Helyas Helye de Louffen, a dû être imprimé par lui à Beromunster. Il serait même, d'après Van Præt, antérieur au Mammotrectus ».

Bibliothèque nationale. Notice des objets (imprimés etc.) exposés. Paris 1881. 48. N. 224[2]).

Wie war ich freudig überrascht, als ich diese Note las, und doch kannte ich deren Inhalt schon aus Brunet, 5e éd. IV. 932, und noch früher aus Gaullieur, Études sur la typogr. genevoise (Genève 1855) 10, sowie aus dem noch ältern Bernard, De l'orig. et des débuts de l'imprim. en Europe. II. 132, bei denen sie inhaltlich übereinstimmend wiederkehrt. Aber sie lag nun vor mir, in bester Weise bewährt, und ich wusste nun, dass der Druck in der Nationalbibliothek in Paris nicht « unauffindbar » sei, wie mir vor Jahren der leider nun verstorbene Edwin Tross schrieb. Was aber jetzt thun, um ihn in seiner Heimat wieder in gebührende Erinnerung zu bringen, wo er, wenn wir von Gaullieur absehen, selbst den Spezialisten Göldlin und Aebi unbekannt war? An die Möglichkeit, ein zweites Exemplar käuflich aufzutreiben, war nicht zu denken; ich hatte mich davon durch meine bisherigen Nachforschungen gründlich überzeugt, und selbst der blossen Einsichtnahme des Pariser Exemplars standen gewichtige Schwierigkeiten im Wege. Der Druck

---

1) Ce volume, composé de 68 ff., commence ainsi: « (B)eatus vir qui non ... », en lettres majuscules gothiques qui occupent toute la première ligne. L'ouvrage est à lignes longues et en a 31 à la page. Bernard II. 182.

2) Ich schulde mein Exemplar der Freundlichkeit der Fräulein Pellechet in Paris: sie erlaube mir, es ihr öffentlich zu verdanken.

ist zweifellos ein Münsterer: dafür bürgt dir, reflektirte ich, die Autorität von Van Præt und die Classifizirung bei seiner Aufnahme in die Ausstellung; — aber behufs seiner Einführung in die alte Heimat solltest du einen weitern Beweis beibringen können. Das wird allerdings ohne die Einsicht und das Studium des Bandes schwer, sehr schwer halten. Doch wie wäre es, wenn du den Druck auf die Wasserzeichen prüftest? Was wir von den Wasserzeichen wissen, ist allerdings geradezu elementar; man hat dieselben auffallend vernachlässigt und ist diessfalls selbst hinter La Serna Santander (Suppl. au Catalogue. Brux. 1803) zurückgegangen —: behauptet doch ein Kenner wie Blades (Caxton. Lond. 1877. 99):

«Watermarks are of much less value in bibliography than some writers have imagined. In but very few instances can a limit of time be fixed for their use; and as the marks might be repeated, or the paper itself kept for any length of time, and imported to any place, they cannot be used as evidence either of the date when, or the place where, a book passed through the press».

Aber betreff der Priorität des Mammotrectus vor dem Speculum haben sie dich doch zu einem befriedigenden Resultate geführt (Anzeiger für schweizerische Geschichte, Neue Folge III, 87); und es wäre möglich, dass sie auch für das Psalterium zu einem Kriterium würden, das selbst die Annahme von Van Præt zu stützen vermöchte. Ist das Psalterium vor dem Mammotrectus gedruckt worden, so wird sich wohl die Krone desselben als Wasserzeichen finden; fällt aber der Druck zwischen den Mammotrectus und die spätern Drucke, desto leichter, denn dann muss eines der verschiedenen Zeichen dieser Drucke in ihm wiederkehren. Gesagt, gethan. Ich schrieb an den Direktor der Nationalbibliothek, Herrn L. Délisle, Mitglied des Institutes etc., mit Beischluss des Papierzeichens des Mammotrectus (die Krone) und der Bitte, mir doch gefälligst mittheilen zu lassen, ob das mitfolgende Filigran dasjenige des Psalteriums sei, oder aber welches, resp. welche darin vorkommen?

Der berühmte Gelehrte hatte die Freundlichkeit, mir mit seiner Antwort eine Zeichnung der verschiedenen Filigrane der Inkunabel zu übersenden. Wie war ich überrascht! keines derselben war mir in seiner Form ein alter Bekannter. Die Krone im Mammotrectus ist wesentlich verschieden; ebenso der im Speculum vorkommende Ochsenkopf; Traube und Säule aber kommen in Münstererdrucken gar nicht vor. Den Mammotrectus lassen wir nun bei Seite. Ich habe ihn wiederholt genau durchgangen, er hat als Wasserzeichen einzig die Krone (Nr. 1).

Das Nächstliegende ist jetzt das Verhältniss der der Münstererpresse von verschiedenen Bibliographen zugeschriebenen anonymen Drucke zu den datirten festzustellen; denn die erstern hast du nach dieser Seite noch gar nie untersucht. Ich schrieb, da uns diese leider auf beiden Bibliotheken fehlen, nach Münster selbst, an Sr. Hochw. den Herrn Propst M. Riedweg, mit der Bitte, mir aus der Stiftsbibliothek gefälligst die Inkunabeln:

Andreas, N., Tractatus de missa. 28 Bl. 4. Hain, Repert. I. 120. N. 1084.

Thuricensis Physicus (Eb. Schlüsinger), De cometis. 12 Bl. Fol. Hain, Rep. IV, 413. N. 15512,

zu übersenden. Von den von Laire, Index und Panzer, Annales I. 203, N. 4—7, der Druckerei in Münster ebenfalls zugegeschriebenen:

Tractatus qui Viator nominatur,

Savagetus, Super controversiis eccles. Constantiensis,

wusste ich, dass sie sich nicht in der dortigen Stiftsbibliothek befinden (Savagetus ist übrigens, wenn von ihm nicht noch eine andere, als die von Hain, IV, 278. N. 14329 beschriebene Ausgabe existirt, kein Münstererdruck). Als die Inkunabeln ankamen, ergab sich nach sorgfältiger Prüfung, dass das Wasserzeichen in beiden durchgehends der Ochsenkopf ist, und zwar in der Variante, in der er in der Ausgabe des Speculum von 1472 erscheint, dagegen in beiden anonymen Drucken keine Spur von den vier Wasserzeichen des Psalterium. Mein Postulat, dass für die Bestimmung eines anonymen Druckes auch die Wasser-

sein soll[1]). Wie lange aber er nach seiner Resignation noch gelebt, das wissen wir wiederum nicht. Der Umstand, dass er in Uster Nachkommen hinterliess, lässt vermuthen, dass er auch dort starb.

So endigte in auffallender Verschollenheit der merkwürdige Mann, dessen Gedichte dreissig Jahre zuvor, nach dem über die Maassen gereizten Ton in Murner's Gegenschriften zu schliessen, ein nicht geringes Aufsehen gemacht haben müssen, und von denen eines noch bei seinen Lebzeiten durch Camerlander in Strassburg eine Ueberarbeitung erfuhr[2]) — ein Mann, der, nicht im Ge-

---

[1]) Notiz in Dürsteler's Geschlechterbuch (Stadtbibliothek Zürich Msc. E. 17). Im Rathsbuch findet sich ein solcher Vormerk nicht.

[2]) Der Bawren Reichsstag vnd Concilium. Wess sich die sieben Bauren auss sieben Landtschafften vereynigt, vnd zuo antwurt geben dem Cardinal Campeio vnd seinen mitgesandten auff das verkündt Bäptisch (sic) Concilium, wa bei sie bleiben wöllen, in sieben artickel gestelt, alles verantwurt mit red vnd gegenred auss heyliger Geschrifft, lustig vnnd kurtzweilig zuo lesen.

Titelvignette: Ein Richter und vor ihm auf jeder Seite zwei Männer — einer im geistlichen Kostüm? — einander gegenübersitzend und zum Theil demonstrirend.

Am Schlusse: Wiederholung dieses Holzschnittes. Darunter: Amen. Anno M. D. XXXIX.

Diese Schrift nun ist nichts anderes als eine Reproduktion des Ecksteinischen «Concilium»; vom «Rychstag» ist nirgends Rede, als auf dem Titel; und die Ueberarbeitung besteht einzig darin, dass die Namen der sieben Doctoren, der sieben Bauern und des Weibels hier zum Theil geändert sind (statt des Weibels figurirt hier der Schultheiss; die sieben Doctoren aber sind: der Cardinal Campeius oder Cambest, Hans Schmid, Murnar, Doctor Fridrich Grau, Doctor Emser, Doctor Eck und Doctor Wolrhat) und dass ein Schlusswort des Heroldes dazu kommt. Im Uebrigen ist es ein wörtlicher Abdruck des Ecksteinischen «Concilium» mit einigen Weglassungen und, durch die neuen Namen veranlassten, geänderten Reimen. Von einer Umarbeitung der Vorlage auf die Verhältnisse des Nürnberger Reichstages von 1524, auf welchem Campeius den Papst vertrat, ist keine Rede. Das Ganze ist ein einfacher, für Deutschland berechneter Nachdruck. Dabei ist, obwohl derselbe nach der zweiten Auflage veranstaltet wurde, die Eckstein's Namen trägt, der ursprüngliche Ver-

schmack unserer, aber seiner Zeit, mit Talent, Energie und vollkommener Rücksichtslosigkeit für die Sache Zwingli's eingetreten war und dasjenige gewahrt hatte, was man damals unter der «Ehre Zürich's» verstund.

Eckstein's Geschlecht können wir bis ins XVII. Jahrhundert verfolgen.

Hans Eggstein, ohne Zweifel der Sohn des Pfarrers, wurde oben erwähnt, 1547.

Erschütternd ist folgende Notiz von 1554 oder 1555:

«Junghans Eggsteyn der Weber von Uster genannt» wegen Diebstahl in Gefenknuss kommen, in Hoffnung auf Bes-

---

fasser mit völligem Stillschweigen übergangen, so dass er an dieser «zweiten Auflage» seines Gedichtes wohl keine grosse Freude haben mochte. — Von diesem, wie es scheint, sehr seltenen Büchlein lag uns das Exemplar der Vadianischen Bibliothek (Stadtbibliothek) in St. Gallen vor.

Ein ziemlich wörtlicher Abdruck von drei Stücken Eckstein's erschien sodann 1592 (nach Weller, das alte Volkstheater der Schweiz p. 130) von Seb. Henric Petri in Basel veranstaltet, unter dem Titel:

Reichstag: oder Versammlung der Bawren, gehalten zu Fridberg im Rychthal, darinnen die gemeine Klag der jetzigen Welt gehört vnd erortert wirdt;

Concilium: Darinnen Bawren mit den Doctoribus der heiligen Geschrifft von geystlichen Sachen disputieren vnd entscheiden.

Klag des Glaubens, der Hoffnung, vnd auch der Liebe, vber alle Stend der Christenheit, der Geystlichen vnd Weltlichen.

Alles vor 65 Jaren von dem Wolgelehrten vnd frommen Mann, Vtz Eckstein beschriben, vnd jetz allen frommen Christen zu gutem, vnd in vilen schwären fürfallenden Sachen zum bericht widerumb an tag gebracht.

Am Schluss: Anno CIϽ IϽ XCII. (Kantonsbibliothek Zürich.)

Dieses Datum veranlasste Weller (das alte Volkstheater der Schweiz p. 121, 125), die Originalausgabe der beiden ersten hier genannten Stücke, des «Conciliums» und des «Rychstages», irrthümlich in's Jahr 1527 zu setzen.

serung ledig gelassen, wird wegen Rückfalls zur Hinrichtung verurtheilt[1]).

Marx Eggstein stieg 1556 mit sechs andern «Knaben», als Ammann Vogler abwesend war und das Schloss leer gelassen hatte, auf einer Leiter in dasselbe hinein, um Tauben zu fangen, für deren jede man 4 Heller lösen könne. Einmal im Schloss, überkam sie die Neugierde, durch die Stuben und Kammern zu gehen und zu sehen, was darin sei. Es hiengen da Gemälde und Pfauenfedern. Die Knaben rührten aber durchaus Nichts an, und darum ward ihnen, auf erhobene Klage hin, auch keine Strafe auferlegt, als die Prozesskosten. Marx Eggstein aber, Herrn Utz Eggstein's Sohn, sagte, «sein Vatter hätte ihn darum gar nach zu tod geschlagen»[2]).

Ein Theil von Eckstein's Nachkommen blieb in Uster. 1614 ist Andreas Eggstein Verwalter des Kirchengutes Uster, und auch später noch wird er in den Kirchengutsrechnungen erwähnt. Er starb 1629 an der Pest, die damals auch in Uster grassirte. — Ein Andli Eggstein wird von 1614 bis an seinen Tod 1623 aus dem Kirchen-(Armen-)Gut Uster unterstützt.

Als Zürcher Bürger kamen zwei Deszendenten Eckstein's auf Zürcher Pfründen.

Beatus (Batt) Eggstein ward laut dem «Conspectus ministerii Tigurini»[3]) 1589 ordinirt und im selben Jahr zum Pfarrer nach Sennwald im Rheinthal gewählt, als welcher er dann den 4. Mai 1596 dem von seinem Vetter Georg von Hohensax ermordeten Freiherren Johann Philipp von Hohensax zu Forsteck[4]) die Leichenrede hielt, auch ein Lateinisches Trauer-

---

[1]) Richtbuch Natalis 1554.

[2]) Staatsarchiv, Nachgänge 9, 12, 5.

[3]) Msc. der Stadtbibliothek Zürich.

[4]) Ueber Johann Philipp von Hohensax vgl. die erschöpfende Lebensskizze von H. Zeller-Werdmüller im III. Bande des Jahrbuches.

gedicht[1]) und 1599 die Lateinische Grabschrift in der Kirche zu Sennwald verfertigte[2]). 1603 ward er als Pfarrer nach Uster vorgeschlagen, aber nicht gewählt[3]). 1604 kam er nach Ottenbach und ertrank den 9. Juli 1609, als er nach der Kinderlehre in der Reuss badete[4]).

Josias Eckstein, sein Sohn, geboren 1591, ordinirt 1613, ward 1614 Pfarrer nach Sennwald, 1622 nach Maschwanden, 1636 nach Kyburg, wo er den 29. Dezember 1662 starb[5]). Mit ihm erlosch, wie es scheint, das Geschlecht in Zürich.

---

[1]) In den Justa Exsequialia in occasum luctuosum generosi ac illustris Herois Johannis Philippi Lib. Baronis ab Alto Saxo etc., im Anhang zu W. Stucki's Narratio de vita et obitu J. Philippi liberi Baronis ab Alto Saxo. Bas. 1547.

[2]) Von Moos, Thuricum Sepultum — das ist Sammlung alter und neuer Grabschrifften — in den Kirchen auf der Landschaft Zürich — — (der ganzen Sammlung) Fünfter Theil 1780, p. 288. — Jahrbuch III, p. 92.

[3]) Pfrundakten Uster im Staatsarchiv.

[4]) und [5]) Conspectus Ministerii Tigurini.

ist zweifellos ein Münsterer: dafür bürgt dir, reflektirte ich, die Autorität von Van Præt und die Classifizirung bei seiner Aufnahme in die Ausstellung; — aber behufs seiner Einführung in die alte Heimat solltest du einen weitern Beweis beibringen können. Das wird allerdings ohne die Einsicht und das Studium des Bandes schwer, sehr schwer halten. Doch wie wäre es, wenn du den Druck auf die Wasserzeichen prüftest? Was wir von den Wasserzeichen wissen, ist allerdings geradezu elementar; man hat dieselben auffallend vernachlässigt und ist diessfalls selbst hinter La Serna Santander (Suppl. au Catalogue. Brux. 1803) zurückgegangen —: behauptet doch ein Kenner wie Blades (Caxton. Lond. 1877. 99):

«Watermarks are of much less value in bibliography than some writers have imagined. In but very few instances can a limit of time be fixed for their use; and as the marks might be repeated, or the paper itself kept for any length of time, and imported to any place, they cannot be used as evidence either of the date when, or the place where, a book passed through the press».

Aber betreff der Priorität des Mammotrectus vor dem Speculum haben sie dich doch zu einem befriedigenden Resultate geführt (Anzeiger für schweizerische Geschichte, Neue Folge III, 87); und es wäre möglich, dass sie auch für das Psalterium zu einem Kriterium würden, das selbst die Annahme von Van Præt zu stützen vermöchte. Ist das Psalterium v o r dem Mammotrectus gedruckt worden, so wird sich wohl die Krone desselben als Wasserzeichen finden; fällt aber der Druck zwischen den Mammotrectus und die spätern Drucke, desto leichter, denn dann m u s s eines der verschiedenen Zeichen dieser Drucke in ihm wiederkehren. Gesagt, gethan. Ich schrieb an den Direktor der Nationalbibliothek, Herrn L. Délisle, Mitglied des Institutes etc., mit Beischluss des Papierzeichens des Mammotrectus (die Krone) und der Bitte, mir doch gefälligst mittheilen zu lassen, ob das mitfolgende Filigran dasjenige des Psalteriums sei, oder aber welches, resp. welche darin vorkommen?

Der berühmte Gelehrte hatte die Freundlichkeit, mir mit seiner Antwort eine Zeichnung der verschiedenen Filigrane der Inkunabel zu übersenden. Wie war ich überrascht! keines derselben war mir in seiner Form ein alter Bekannter. Die Krone im Mammotrectus ist wesentlich verschieden; ebenso der im Speculum vorkommende Ochsenkopf; Traube und Säule aber kommen in Münstererdrucken gar nicht vor. Den Mammotrectus lassen wir nun bei Seite. Ich habe ihn wiederholt genau durchgangen, er hat als Wasserzeichen einzig die Krone (Nr. 1).

Das Nächstliegende ist jetzt das Verhältniss der der Münstererpresse von verschiedenen Bibliographen zugeschriebenen anonymen Drucke zu den datirten festzustellen; denn die erstern hast du nach dieser Seite noch gar nie untersucht. Ich schrieb, da uns diese leider auf beiden Bibliotheken fehlen, nach Münster selbst, an Sr. Hochw. den Herrn Propst M. Riedweg, mit der Bitte, mir aus der Stiftsbibliothek gefälligst die Inkunabeln:

Andreas, N., Tractatus de missa. 28 Bl. 4. Hain, Repert. I. 120. N. 1084.

Thuricensis Physicus (Eb. Schlüsinger), De cometis. 12 Bl. Fol. Hain, Rep. IV, 413. N. 15512,

zu übersenden. Von den von Laire, Index und Panzer, Annales I. 203, N. 4 — 7, der Druckerei in Münster ebenfalls zugegeschriebenen:

Tractatus qui Viator nominatur,

Savagetus, Super controversiis eccles. Constantiensis,

wusste ich, dass sie sich nicht in der dortigen Stiftsbibliothek befinden (Savagetus ist übrigens, wenn von ihm nicht noch eine andere, als die von Hain, IV, 278. N. 14329 beschriebene Ausgabe existirt, kein Münstererdruck). Als die Inkunabeln ankamen, ergab sich nach sorgfältiger Prüfung, dass das Wasserzeichen in beiden durchgehends der Ochsenkopf ist, und zwar in der Variante, in der er in der Ausgabe des Speculum von 1472 erscheint, dagegen in beiden anonymen Drucken keine Spur von den vier Wasserzeichen des Psalterium. Mein Postulat, dass für die Bestimmung eines anonymen Druckes auch die Wasser-

zeichen in die Untersuchung zu ziehen und mitbestimmend seien, hatte sich bezüglich dieser zwei Drucke vollständig bewährt; auch das Wasserzeichen erweist sie als wirkliche Münsterer. Für das Psalterium aber ergab diese Untersuchung, wie die des Mammotrectus, ein rein negatives Resultat. Allein damit, sagte ich mir, darfst du noch nicht abschliessen. Die Untersuchung der zwei anonymen Drucke, so wichtig sie für die Frage auch ist, war doch in erster Linie ein ungeduldiger Fühler; noch verbleibt die Prüfung der zwei Ausgaben des Speculum. Wenn du hiebei so verfährst, dass du zuerst die zwei Ausgaben einander gegenüberstellst, so erhältst du damit zugleich noch ein weiteres Resultat, dasjenige über ihr Druckverhältniss, und zudem wird ihr Verhältniss zum Psalterium durchsichtiger.

Ich schrieb wieder nach Münster; denn auch die Ausgabe des Speculum von 1473 fehlt unsern beiden Bibliotheken: warum, werden wir später sehen. Die Freundlichkeit des Hrn. Propst bewährte sich von Neuem, und die Untersuchung ergab nun folgendes Resultat:

Rodericus ep. Zamor. Speculum vitæ humæ.

Ausgabe von 1472. — 109 Bl. — Mein Exemplar.

Bl. 1—31.	Die Krone des Mammotrectus.
32.	Der Ochsenkopf.
34.	Die Krone d. M.
35.	Der Ochsenkopf.
38.	Ebenso.
41—69.	Das P. mit dem Kreuze.
72.	Wasserzeichen N. 4.
73—80.	Das P. mit dem Kreuze.
83.	**Die Krone des Psalterium** [1]).

[1]) In dem der Kantons- und der Bürgerbibliothek gehörenden Exemplar der Ausgabe von 1472 findet sich die Krone des Psalterium auf Bl. 88. Es kömmt dies, da das Buch in Lagen von 5 Bogen (Quinionen) gedruckt ist, einzig von der Lage her, die der Bogen und damit das Wasserzeichen in der Presse erhielt.

Bl. 86—98. Das P. mit dem Kreuze.
99. Wasserzeichen N. 4.
102—108. Das P. mit dem Kreuze.

Ausgabe von 1473. — 108 Bl. — Exemplar der Stiftsbibliothek in Münster.

Bl. 1—30. Die Krone des Mammotrectus.
33. Der Ochsenkopf.
34. Die Krone d. M.
39. Ebenso.
[1]) 40. Ebenso.
41—90. Das P. mit dem Kreuze.
94. 95. Wasserzeichen N. 4.
98. 99. Der Ochsenkopf mit der Stange.
100. Das P. mit dem Kreuze.

---

[1]) Ich habe bereits im Anzeiger für schweiz. Geschichte, N. F. III. 87, hervorgehoben, dass die Ausgabe von 1473 weniger ein Neudruck als eine Completirung bedeutender Reste der Auflage von 1472 ist. Schon Ebert, Lexikon II, 635. Hain, Rep. II. 225 u. A. haben betont, dass Blatt 1—43 der alten Auflage angehören; in Wirklichkeit gehören, wie mir eine sorgfältige Vergleichung ergab Bl. 1—45 a, 47 a, 48 a, 49 a, 50 a, 51, 52 a, 53 a, 54 a, 57 a, 58 a, 59 a, 60 a dem Drucke von 1472 an, und diese Blätter tragen daher auch dessen Wasserzeichen*). Ebenso erklärt sich hieraus die grosse Seltenheit der Ausgabe von 1473; denn wenn wir bedenken, dass die Auflagen in den ersten Zeiten (siehe den Catalog von Schweinheim und Pannarz in Rom, bei Bernard II. 152) gewöhnlich ca. 300 Exemplar betrugen, so dürfen wir wohl annehmen, dass die Zahl der durch unsern Neudruck ergänzten Exemplare 100 kaum überstieg. Durch das Studium dieser zwei Ausgaben gewann ich einen solchen Einblick in die Operationen des Geschäftes, dass ich wegen ihres grossen Interesses für die Druckgeschichte von Münster darauf in einem eigenen Aufsatze zurückkommen werde, und beschränke ich mich daher heute auf die Erklärung der Wasserzeichen in denselben.

*) Die im Anzeiger enthaltene Angabe, die Krone des Mammotrectus befinde sich auch auf Bl. 88, beruhte, wie wir gesehen, auf einem Versehen meinerseits, indem ich die Varietät des Psalteriums übersah und desshalb für diejenige d. M. hielt.

Bl. 103. 105. Der Ochsenkopf mit der Stange.
107. Wasserzeichen N. 4.
108. Der Ochsenkopf mit der Stange.

Auf Blatt 83 resp. 88 der Ausgabe von 1472 hatte ich die Freude, meine Annahme vollständig bestätigt zu sehen, und es erweist sich somit das Psalterium auch durch das Wasserzeichen als ein Münstererdruck. Man muss eben nicht übersehen, dass in den seltensten Fällen mit dem Drucke eines Buches auch das dafür bestimmte Papier zu Ende gieng; fast immer verblieb ein grösserer oder kleinerer Rest, der bei dem damaligen Werthe des Papieres [1]) früher oder später wieder zur Verwendung kam und damit zum Zeugen eines frühern Druckes derselben Presse wird. Für unsere Untersuchung steht fest, dass im Jahr 1472, als die erste Ausgabe des Speculum gedruckt wurde, sich in der Druckerei zu Münster nur mehr ein kleiner Rest des Papieres befand, das zum Drucke des Psalteriums gebraucht wurde, und zwar ein so minimer, dass wir von demselben in der Ausgabe von 1473 keine Spur mehr finden. Das ist alles, was uns die Wasserzeichen bezüglich des Alters des Psalteriums verrathen. Es ist allerdings beachtenswerth, dass das Wasserzeichen des Mammotrectus sich im Psalterium nicht vorfindet und damit das erstere ein jüngeres Alter vermuthen lässt, wie z. B. der Ochsenkopf mit der Stange im Speculum von 1473 auch hiedurch schon einen spätern Druck beweist. Es kann wohl das Wasserzeichen eines allerersten Druckes auch im letzten wiederkehren, nicht aber ein erst in einem spätern zur Anwendung gekommenes im ersten, und es lässt somit deren Vorkommen auf das Alter des Druckes nur einen bedingten Schluss zu. Der gegenwärtige Stand der Forschung über das Wesen der Filigrane der Inkunabelperiode ist so niedrig, dass nur in Verbindung

---

[1]) Man sehe hierüber die Auszüge aus Fineschi bei Bernard II, 251. Blades, Caxton. 103. Ein interessantes Beispiel auch bei Madden, Lettres d'un bibliographe (Paris 1875) 4e Sér. 285.

mit andern Faktoren ein Schluss für die Druckgeschichte zulässig ist. Diese Möglichkeit aber ist uns bezüglich des Alters des Psalteriums durch den Umstand abgeschnitten, dass wir weder die Gründe kennen, die Van Praet bei seiner Annahme, das Psalterium gehe im Drucke dem Mammotrectus von 1470 vor, leiteten, noch uns durch das Studium dieser Inkunabel ein selbständiges Urtheil darüber bilden konnten. Dagegen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass bei der Bestimmung anonymer Drucke, neben den mitzuberathenden Momenten, die Wasserzeichen einen wichtigen Faktor bilden, ja, dass dieselben oft einen zuverlässigeren Wink über die Herkunft eines Druckes geben, als die Typen etc. Nehmen wir z. B. an, der Mammotrectus und das Speculum seien anonym erschienen, wem würde nun beifallen, dieselben aus den Lettern für Produkte einer Presse zu halten? Gewiss niemandem, während wir aus den Wasserzeichen dieser Drucke den Beweis für die Zusammengehörigkeit und in überraschender Weise selbst für die Zeitfolge erhalten (Anzeiger f. schweiz. Geschichte. Neue Folge III. 87.)[1]).

Mir gilt daher als Resultat der Untersuchung: — Die Wasserzeichen, in Verbindung[2]) mit den bei der Fixirung

---

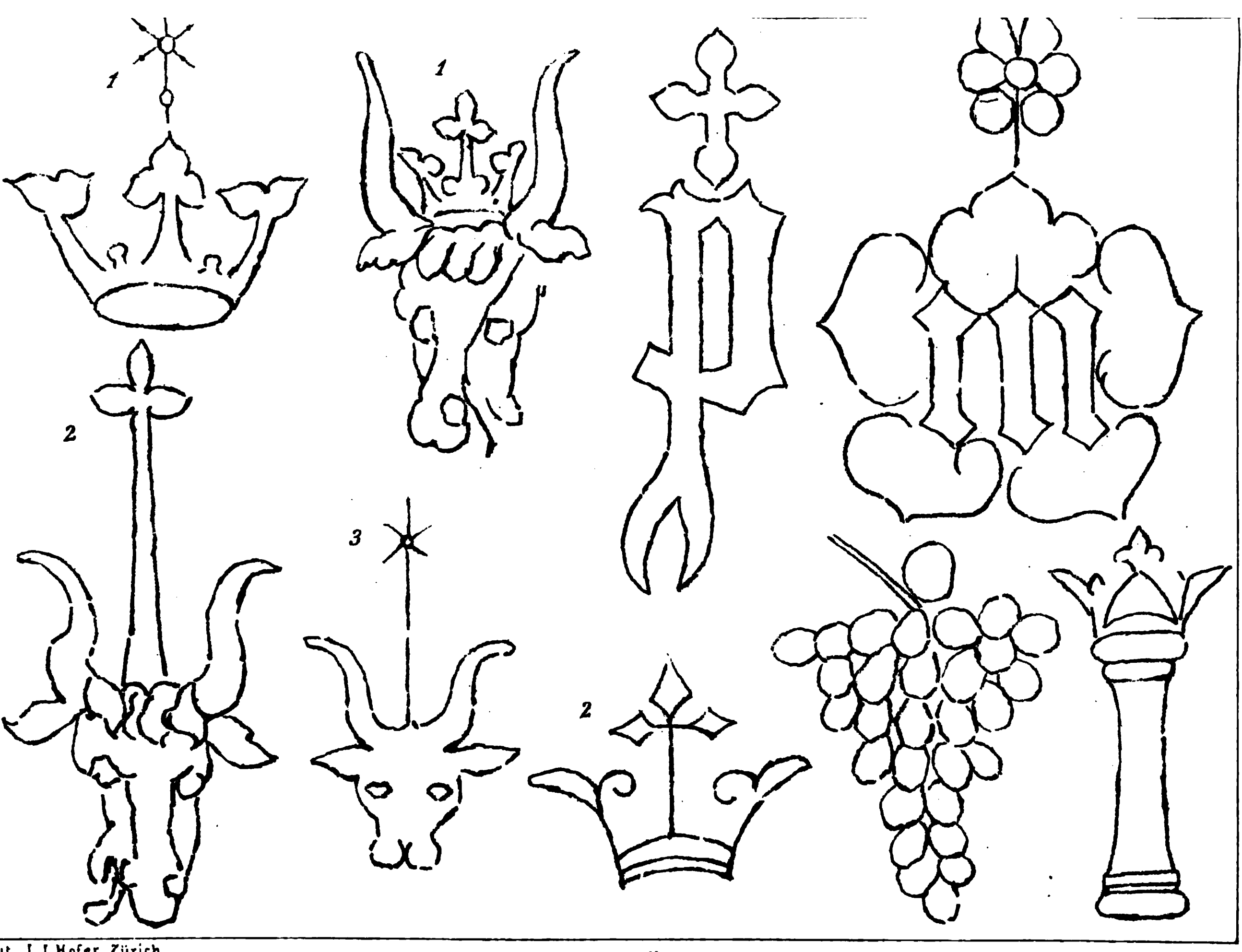
[1]) Ein interessantes Beispiel verzeichnet auch La Serna, Suppl. 3: Il y a des cas où le filigrane du papier est un guide plus sûr que la forme des caractères: par exemple, qu'on jette les yeux sur les Sermones discipuli, grand in-folio, numéro 773 de ce catalogue, et l'on croira d'abord, par la forme des caractères gothiques très-ressemblans à ceux mis en usage, dans plusieurs impressions, par le célèbre Nicolas Jenson, que cette édition est faite à Venise. Cependant, en examinant les différentes marques du papier, on voit qu'elles ne se trouvent que dans les impressions faites en Allemagne. Effectivement, en comparant ses caractères avec ceux des ouvrages imprimés à Reutlingeu, on en a reconnu l'identité. Vide Braun. I, pag. 91.

[2]) Die Krone in der Varietät des Psalteriums findet sich z. B. auch in Drucken Creussner's in Nürnberg vom J. 1477; dagegen sind die Lettern total verschieden. Ebenso findet sich die Säule des Psalteriums z. B. in Drucken von Joh. und Wendelin von Speyer, in Venedig, aber ebenfalls wieder im Widerspruch mit der Schrift. Das ist eben der Unterschied zwischen

anonymer Drucke zu berathenden Faktoren, vermögen für die Periode bis spätestens 1480 zur Kenntniss des Druckers zu führen. Das besprochene Psalterium aber ist auch durch das Wasserzeichen ein Produkt der Presse des Chorherrn Helias von Lauffen in Bero-Münster, jetzt Münster im Kanton Luzern.

---

meiner Aufstellung und der von Blades, dass ich nicht einseitig, von den Wasserzeichen aus, schliesse, sondern in Harmonie mit den Typen etc. Also die einfache Logik: Schrift und Wasserzeichen, die in datirten Drucken einer Presse vorkommen, müssen naturgemäss in undatirten wiederkehren, wenn sie derselben Presse angehören.



Aut. J. J. Hofer, Zürich.

WASSERZEICHEN DER MÜNSTERER-DRUCKE.

Hiezu die lithographische Beilage.

Die Wasserzeichen der Münstererdrucke.

A. Die Datirten.

Mammotrectus 1470.	Speculum 1472.					Speculum 1473.				
1.	1.	2.	3.	4.	5.	1.	2.	3.	4.	5.
Krone.	Die Krone des Mammotr. (N. 1)	Ochsenk. (N. 1)	P.	Die Rosette.	Krone des **Psalterium.** (N. 2)	Krone des Mammotr. (N. 1)	Ochsenk. (N. 1)	P.	Die Rosette.	Ochsenk. mit der Stange. (N. 2)

B. Die Undatirten.

Psalterium.				Tract. de cometis.	Tract. de missa.
1.	2.	3.	4.		
Ochsenkopf. (N. 3)	Krone. (N. 2)	Traube.	Säule.	Ochsenkopf N. 1.	Ochsenkopf N. 1.

DAS

ZWEITE STRAFGERICHT IN THUSIS

1618.

Von

CHR. KIND.

Unter den bündnerischen Strafgerichten hat keines einen schlimmern Nachruf erlangt, als dasjenige, welches im Jahre 1618 vom Juni bis December in Thusis tagte. Zwar war auch sein Vorgänger vom Jahre 1573 mit grosser Gewaltsamkeit aufgetreten, indem es alle diejenigen zur Verantwortung zog, welche von Pius V. Ritterketten und andere Auszeichnungen empfangen hatten, und eine Verfolgung organisirte, welche das Land in tiefe Wirren stürzte, aus denen es sich nur durch Dazwischenkunft der eidgenössischen Orte wieder erholte. Allein das zweite in Thusis abgehaltene Strafgericht, dem ersten darin ähnlich, dass es sich mit übelgewählten und verzweifelten Mitteln um die Herstellung der Ordnung und des Friedens im Lande abmühte, übertraf an Gewaltsamkeit des Verfahrens, wie auch durch seine eigenthümliche Organisation alles bisher Dagewesene.

Die Strafgerichte — ausserordentlich bestellte, gewissermassen souveraine Standgerichte — sind an und für sich eine speziell bündnerische Erscheinung, und konnten eben nur hier, wo die Staatshoheit in einer Summe von Gerichtsgemeinden vertheilt war, anwendbar sein. Nach dem bündnerischen Grundrechte, wie dasselbe im Bundesbriefe von 1544 niedergelegt war, gab es Fälle, deren Bestrafung nur durch gemeine III Bünde erfolgen konnte. Die nähere Anwendung dieses Grundsatzes blieb aber dem Zufalle überlassen. Erst nach dem in Folge des ersten Thusner Strafgerichtes 1574 errichteten Dreisiglerbriefe gab es einige Grundzüge von Strafprocedur bei Vergehen gegen die Landeshoheit. Zunächst sollte jede Gerichtsgemeinde pflichtig sein und bleiben, ihre Angehörigen selbst abzuurtheilen. Wenn sich jedoch eine Gemeinde dessen weigerte, indem ihre Obrigkeit sich für den vorliegenden Fall nicht zu legitimiren

vermochte, so war es Sache des Bundes, dem die Gemeinde angehörte, einzuschreiten; falls aber der letztere seiner Bundespflicht wegen obwaltender Parteiung oder aus andern Ursachen nicht nachkam, dann wurde es Sache Gemeiner III Bünde, gerichtlich einzuschreiten. Ein solches Gericht wurde dann aus sämmtlichen Gerichtsgemeinden zusammengesetzt und stand während der Dauer seiner Verhandlungen unter dem Schutze und der Autorität der Gerichtsfähnlein. Es hatte bewaffnete Wächter, und versammelte sich in der Regel an einem der Bundeshauptorte. Gerade auch in dieser Beziehung bieten die beiden Thusner Strafgerichte eine bemerkenswerthe Ausnahme.

Die Nothwendigkeit oder vielmehr ein in weitern Kreisen gefühltes Bedürfniss nach Anwendung dieses letzten Mittels trat hauptsächlich dann ein, wenn eine Partei der andern gegenüber ihr augenblickliches Uebergewicht allzustark ausbeutete. Da es aber in der Aristokratie des Landes zwei nahezu gleich starke Parteien gab, von denen jede durch die politischen Gegensätze des Auslandes ausgenützt wurde, und nebenbei gleichzeitig ihren persönlichen Vortheil zu fördern wusste, so wurden die Strafgerichte, je häufiger sie wiederkehrten, um so mehr zu Parteigerichten und Parteiverfolgungen. Man wusste im Auslande, d. h. in Frankreich und Italien, ganz genau, dass die Lenksamkeit der Gebirgsvölker nur durch Geldspenden in jeder Form zu erreichen sei, und desshalb war es ebenso richtig, wenn je eine Partei der andern ihre Bestechlichkeit vorwarf, als wenn Padavino unbedingt behauptet, bei diesen Gebirgsvölkern sei Alles feil.

Der französische Hof hatte zuerst den Weg der Bündnisse mit den Eidgenossen und den rätischen Bünden betreten. Die Krone bedurfte der tapfern Fussvölker zunächst, um während der von den Grossen unterhaltenen Unruhen die Monarchie zu retten. Es wird unbestritten bleiben, dass die schweizerischen Fussvölker diesen Dienst wirklich leisteten. Aber die Werbung von Mannschaften konnte nicht ohne vielfache Geldspenden oder vielmehr Versprechungen, die zum geringsten Theile erfüllt

wurden, in's Werk gesetzt werden. Und wie dem auch war, die Führer waren einmal gebunden und immer wieder bereit, Volk unter Frankreichs Fahnen zu sammeln. So lange dieses Gewerbe noch neu war, wurde es verwünscht und trieb den besser Gesinnten die Schamröthe in's Gesicht; aber auch hierin übte die Gewohnheit eine verderbliche Wirkung aus. Die bessere Gesinnung, so oft sie auch sich geltend zu machen suchte, blieb ohnmächtig gegenüber königlichen Versprechungen und dem Glanze des Goldes.

Noch verwickelter und gereizter wurden die Verhältnisse, seit Frankreichs Krone am Ende des 16. Jahrhunderts ihre italienische Politik wieder aufnahm und Spanien nicht bloss an der niederländischen Grenze zu bekämpfen gedachte, sondern ihr Augenmerk neuerdings der Unterstützung der italienischen Fürsten zuwandte. Es war vollends die Wiederaufnahme der Politik Coligny's durch Heinrich IV. in grösserm Massstabe, als Frankreich in enge Verbindung mit Venedig trat, und zu dem Ende durch Verträge mit den evangelischen Ständen der Eidgenossenschaft und den rätischen Bünden sich einen Weg nach Venedig öffnete, der ihm gestattete, an die Seite Mailand's zu gelangen, ohne erst den Widerstand Savoyen's bekämpfen zu müssen. Gleichzeitig mit diesen Vorgängen war in den rätischen Bünden noch einmal ein Erwachen des Volksgeistes erfolgt, um der Bestechlichkeit der Optimaten und der Aemterwerberei durch Bestechungen jeder Art entgegenzutreten.

Die sogenannte erste Landesreforma wurde 1603 aufgerichtet, um dem Lande Ruhe zu verschaffen, Friede und Ordnung im Innern herzustellen, die Eifersucht der vornehmen Familien in Schranken zu halten und eine unparteiische Vergebung der Landesämter zu erzielen. Die demokratische, hauptsächlich von den vielfach geschmähten reformirten Geistlichen angeregte und unterstützte Richtung feierte hiemit einen ersten grossen Erfolg. Allein wenn schon im Verlaufe der Berathungen die Reform nicht mehr nach ihrer ursprünglichen Idee festgehalten wurde, so blieb sie auch in der Ausführung weit hinter ihrer Aufgabe

zurück. Die Vergebung der Aemter in den Grafschaften und dem Veltlin hatte bisanhin dem Bundestage zugestanden, wurde jetzt aber den Gerichtsgemeinden in einer bestimmten Kehrordnung übertragen. Man hatte gehofft, auf diese Weise der Oligarchie im Bundestage ihren Einfluss zu entziehen und jedem einfachen, redlichen Bundsmann den Weg zu den Standesämtern eröffnen zu können. Dabei wurde aber nicht vorausgesehen, dass mit dieser Neuerung weiter nichts erreicht werde, als die Uebertragung der Intriguen und Bestechungen aus dem Schoosse des Bundestages in die Gemeinden. Schon bei den ersten Versuchen stellte es sich überdies heraus, dass die Abordnung ungeschulter Leute dieselben zum Spielball veltlinischer Intriganten mache, und dass hiedurch eine Reihe ganz neuer Missbräuche in die Landesverwaltung eingeführt werden. Um derartigen Missständen zu begegnen, hatte man allerdings auf die Wiederherstellung der schon 20 Jahre zuvor in Sondrio gegründeten Landesschule zurückgegriffen; allein dieses Mittel konnte an sich schon nur mit der Zeit in Wirksamkeit treten, und bedurfte, um seinen Zweck zu erreichen, einer friedlichen Entwickelung. Wenn demnach, wie dies wirklich der Fall war, bürgerliche Wirren die Zielpunkte der Landesreforma und ihrer Stützen verrückten oder ganz vergessen liessen, so konnte sie ihrer Aufgabe nach keiner Richtung gerecht werden. Das gleichzeitig abgeschlossene Bündniss mit Venedig, überhaupt die Einmischung der auswärtigen Politik verhinderten deren Ausbau.

Der Unwille, mit dem man in Mailand das venetianische Bündniss ertrug, machte sich sofort bemerkbar und eröffnete für die rätischen Bünde eine ununterbrochene Reihe innerer und äusserer Verwickelungen. Indem der Graf de Fuentes im Abschluss des Bündnisses mit Venedig die Hand der französischen Politik erkannte, schritt er sofort zu Gegenmassregeln, und es konnte ihm nicht schwer fallen, schon durch die ersten Veranstaltungen zum Bau einer Fortezza an der Bocca d'Adda die Absicht einer Sperrung der Handelsstrasse mit vollendeter Deutlichkeit zu offenbaren und hiedurch die wirksamste Drohung

gegen die Bünde auch ohne Worte auszuführen. Wenn schon bisher dem Handel durch die Inquisition unendliche Hemmnisse bereitet worden waren, so hob ein Militärposten am obern Ende des Comersees vollends jede Möglichkeit freien Verkehrs auf, und es datirt von dieser Zeit her die stets grösser gewordene Gefahr einer Ablenkung des Handelsverkehrs nach dem Gotthardpasse.

So mussten die Handelsinteressen ebensowohl, als die politischen und religiösen Verhältnisse dazu beitragen, einen gewaltigen Sturm zu erzeugen. Man weiss, wie sich schliesslich die Gährung geradezu gegen die Begünstiger der spanischen Politik wandte, als es nach langen, fruchtlosen Unterhandlungen 1607 den Anschein gewann, als hätten sie gegen das Interesse des Landes mit Mailand unterhandelt, oder dasselbe wenigstens nicht genügend wahrgenommen. Diese Partei war übrigens, so weit sie nicht zugleich kirchliche Interessen verfocht, nur aus Gründen der Zweckmässigkeit und zur Aufrechthaltung des nachbarlichen Verkehres für Beseitigung aller meist nur dem schwächern Nachbar nachtheiligen Reibungen gestimmt, wie ja die Stadt Cur namentlich fortwährend bestrebt war, dem guten Einvernehmen Vorschub zu thun.

Die im Jahre 1607 in einem plötzlichen Aufstand erzwungene Hinrichtung zweier angesehener Parteiführer, Beeli's und Baselgia's, denen kaum eine so weitgehende Verschuldung beigemessen werden konnte, reizte die Partei auf's Aeusserste und brachte eine kaum weiter zu treibende Verschärfung der Gegensätze hervor. In der That fand dieselbe denn auch durch eine im Jahre 1612 zu Zuz abgeschlossene Verkommniss mehrerer Gemeinden des Gotteshausbundes hinreichende Mittel, um den Fortbestand des Bündnisses mit Venedig bei Ablauf seiner Vertragsdauer zu hintertreiben und auch den im Jahre 1617 wiederholten Versuch zu seiner Erneuerung zu vereiteln.

Eben von diesen letzten Bewegungen nahm nun das zweite Strafgericht in Thusis seinen Ursprung. Unterstützt von Zürich und Bern, welche bereits in Bündniss mit Venedig eingetreten

waren, begann Padavino auch in den Bünden seine neuen Werbungen zur Wiederaufnahme des Bündnisses. Bei den reichen Mitteln, über die er verfügte, fand er bei einem Theil der Bevölkerung grossen Anklang, und eine Anzahl von Hauptleuten nahmen Dienst bei der Herrschaft, ohne den Abschluss des Bündnisses abzuwarten. Allein einerseits neigte sich der französische Hof während der Regentschaft der Königin Maria, mehr als vordem der Fall war, zu der spanischen Politik, und andrerseits trat der Herzog von Feria als Gubernator von Mailand ebenfalls vor die Gemeinden der rätischen Bünde mit einem Bündnissantrage, welcher die Beseitigung der Fortezza als hauptsächliche Gunstbezeugung an der Stirne trug und jedenfalls mehr bot, als bisher von spanischer Seite zu erlangen gewesen war. Dieser mit Hülfe des Maximilian von Mohr ausgeführte Schachzug gab der spanischen Partei sofort das Uebergewicht. Wurde auch der Bündnissantrag bei dem Widerstreite der Interessen verworfen, so wurde wenigstens die Absicht erreicht, dem venetianischen Antrag ein gleiches Schicksal zu bereiten, und den venetianischen Agenten sowohl, der sich seiner Sache sicher glaubte, sowie die in Dienst getretenen Hauptleute in eine sehr bedenkliche Stellung zu drängen. Padavino wurde des Landes verwiesen, gegen die Förderer seiner Anträge aber und die Hauptleute die gerichtliche Procedur eingeleitet. Während man so nach Aussen den Schein der Neutralität ausbreitete, begannen die Parteien im Innern sich zu zerfleischen, und der französische Geschäftsträger schürte nicht wenig an diesem Kampfe.

Auf Betreiben des Hauptmann Rudolf von Planta, der mit eilig zusammengebrachten 300 Bewaffneten eine drohende Haltung einnahm, trat in Cur sofort ein Strafgericht des Gotteshausbundes zusammen, um hauptsächlich gestützt auf die Zuzer Verkommniss von 1612 die Begünstiger der Erneuerung des venetianischen Bündnisses zu schwerer Verantwortung zu ziehen. Es war im Bundesbriefe vorgesehen, dass jeder Bund seine fehlbaren Angehörigen selbst zu bestrafen habe. Allein die Art,

wie das Curer Strafgericht zu Stande kam, berechtigte wohl die mit Urtheilssprüchen belasteten Gemeinden und Personen, bei den andern Bünden Schutz gegen formloses und gewaltsames Verfahren zu suchen. Ein in Ilanz noch im December gleichen Jahres zusammengetretenes Revisionsgericht hob in der That die Curer Urtheile auf. Da jedoch das Gotteshausische Strafgericht die Aufhebung seiner Straferkenntnisse nicht zugeben wollte und nochmals züsammentrat, um selbige zu bestätigen, so waren die Dinge schon unter diesem rein politischen Gesichtspunkte dahin gediehen, dass nur noch durch einen Souveränitätsakt Gemeiner III Bünde eine weitere gesetzliche Entwickelung gesichert werden konnte.

In diesem Moment trat nun noch ein anderer Factor auf. Es lag auf der Hand, dass nach den bisherigen Vorgängen der Abschluss eines spanischen Bündnisses nur noch des günstigen Augenblickes harre, und dass ein so gewandter Unterhändler, wie Maximilian von Mohr, dem die reichen Mittel des spanischen Gesandten Alphons Casati zur Verfügung standen, und ein Mann von dem energischen Wesen und grossen Einflusse des Hauptmanns Rudolf von Planta ihren Vortheil so leichten Spieles nicht preisgeben würden. Wenn aber das spanische Bündniss eines Tages die Mehrheit der Gerichtsstimmen erlangte, so war der Freistaat vollständig in den Machtbereich der spanisch-mailändischen Politik einbezogen, und hiemit in erster Linie die Glaubensfreiheit und kaum in minderm Maasse die politische Unabhängigkeit ernstlich bedroht.

Unter solchen Aussichten hielt es die im Mai des Jahres 1618 in Bergün zusammengetretene Synode für ihre Pflicht, die Gemeinden vor den Gefahren einer nähern Verbindung mit Spanien zu warnen. Es waren zwar auch in ihrer Mitte die Ansichten getheilt, wie denn der Antistes von Cur, Georg Saluz, von weitgehenden Schritten abrieth. Es hatte dies jedoch nur die Folge, dass die eifrigere Partei der Synodalen den Antistes bei der Wahl des Moderators der Synode überging und den Caspar Alexius, Rector der Schule in Sondrio, an diese Stelle berief.

Unter der Leitung des Letztern erliess nun die Synode einen Hirtenbrief, in welchem sie ihre Besorgnisse vor den Folgen eines spanischen Bündnisses zur Sprache brachte und sich anheischig machte, die Beweise für landesverrätherische Umtriebe zu leisten [1].

Im Unterengadin, wo namentlich Jacob Anton Vulpius, Pfarrer in Vetan, Uebersetzer und Herausgeber der ganzen Bibel in ladinischer Sprache, ein grosses Ansehen genoss, brachte der Hirtenbrief stürmische Bewegung hervor. Man war dort, wo der Einfluss der Familie Planta besonders stark empfunden wurde, nicht lange im Zweifel, wo der Schlüssel zur Aufdeckung der dem Lande und der Religionsfreiheit drohenden Gefahren zu suchen sei. Rudolf Planta, vor Kurzem noch der Venetianischen Partei angehörig, und als Hauptmann in Diensten der Herrschaft Venedig seit 1603 mit der Markuskette geziert, war muthmaasslich durch den Einfluss seines Bruders Pompejus, der neben bischöflichen Hofämtern auch die Ehrenstelle eines erzherzoglichen Rathes bekleidete, auf die österreichische Seite hinübergelenkt worden. De Porta berichtet (II. 255), Erzherzog Leopold habe unter dem Namen eines polnischen Ritters eine Reise durch Engadin nach Italien gemacht und in Zernez eine Zusammenkunft mit Rudolf Planta gehabt. Planta, zur Zeit Landammann des Steinsberger Gerichts, von Charakter ein stolzer und zur

---

[1]) De Porta, Vol. II, pag. 258, theilt die Ansprache der Bergüner Synode im Auszuge mit. Das Schreiben beklagte zunächst den Zustand Rätien's, durch seine innern Zerwürfnisse herbeigeführt, und erbietet sich an seinem Theile zur Heilung der Schäden mitzuwirken, beschwert sich sodann über die Schmähungen und Anlastungen, denen einzelne Geistliche von Seite Uebelwollender ausgesetzt seien. Es gebe in Rätien Anhänger Spanien's. Wie bisher alles durch Aufstände ausgemacht worden sei, müsse missbilligt werden; auf dem Wege der Gewaltsamkeit unterliege sehr oft die gerechte Sache. Man rathe den Gemeinden, ohne Waffen und Aufstände über die Abstellung der Verderbnisse ernstlich nachzudenken, und mit klugem Rath alle diejenigen, welche in Bestechungen verstrickt seien, mögen sie übrigens venetianischer oder spanischer Partei angehören, zu strafen und das Vaterland von diesem Uebel zu befreien.

Gewaltthat geneigter Mann, wurde durch seine offene Hinneigung zu Oesterreich's Bestrebungen noch unpopulärer. Als Bonaventura Toutsch, auf Besuch bei seinem Vater in Zernez anwesend, daselbst für letztern predigte und dabei im Sinne des Bergüner Ausschreibens gegen die spanische Partei seine Stimme erhob, soll ihn Planta nach der Predigt in's Schloss berufen und nicht allein mit den härtesten Vorwürfen überhäuft, sondern sich selbst thätlich an ihm vergriffen haben, um zu erfahren, wer ihn zu diesen Angriffen aufgestiftet habe.

Leidenschaftliche Aufregung und persönliche Reibungen vermengten sich nun derart mit dem dringenden Bedürfnisse nach Wiederherstellung des gestörten Friedens- und Rechtszustandes, dass dem Wunsche der evangelischen Geistlichkeit, auf ruhigem, gesetzlichem Wege die Beseitigung der herrschenden Uebelstände zu erstreben, keine Rechnung mehr getragen wurde. Wie Pompejus Planta vor der Tagsatzung zu Baden behauptet haben soll, wurde im Unterengadin ausgestreut, Rudolf Planta halte in seinem Schlosse zu Zernez zwanzig Priester und vier Jesuiten versteckt. Ausserdem wollte Pompejus wissen, die Prädikanten hätten den Bauern Geld in die Hüte geworfen und reichlich spendirt. Wie viel Wahres an diesen Behauptungen ist, wird sich nicht mehr ermitteln lassen. Jedenfalls erreichte die Erhitzung der Unterengadiner Bauern denjenigen Grad, welcher genügt, um einen Aufstand hervorzurufen. Planta blieb die drohende Stimmung des Volkes nicht unbemerkt, und er traf deshalb umfassende Vertheidigungsanstalten, um gegen allfällige Angriffe gedeckt zu sein, und nahm insbesondere die Obrigkeit und Gemeinden des Steinsberger Gerichtes in Eidespflicht zum Schutze seiner Person und seines Eigenthums.

In seinen Anfängen war der offene Kampf zunächst nur gegen Rudolf Planta gerichtet. Die Leute des Remüser und des Schulser Gerichtes erhoben ihre Fähnlein und zogen gegen Zernez, um Planta herauszufordern und vor Gericht zu stellen. Ueber Buffalora her erschienen auch die Münsterthaler; allein die Vertheidigungsanstalten, das Aufgebot des Steinsberger Ge-

richtes, die aufgeworfenen Gräben machten es den Fähnlein vor der Hand unmöglich, sich des Schlosses und des Schlossherrn zu bemächtigen. Erst als durch herbeigerufenen Zuzug aus dem Oberengadin eine völlige Umstellung erzielt war, verzweifelte Planta an dem Erfolge seiner Gegenwehr und fand Mittel, wenigstens seine Person der Gewalt seiner Gegner zu entziehen. Nun drangen die Leute in's Schloss ein. Man erbeutete wichtige Briefschaften und behandelte im Uebrigen das Schloss nach damaligem Kriegsgebrauch.

«Und haben also», so berichtete Pompejus in Baden, «die grimmigen tyrannischen Bauern, so H. Planta vertrieben mit offnem Gewalt, ihme nicht allein das Haus geplündert und zerstört, sondern aus grossem Uebermuth den Wein ausgelassen, was sie nicht trinken mögen, also dass es noch heut bei Tag vier und mehr Finger hoch im Keller schwebe». Letzteres mag wohl zu den übrigen Uebertreibungen zu zählen sein, deren Pompejus sich schuldig machte, denn vom Juni bis November musste der verschüttete Wein doch im Erdreich grösstentheils versickern.

Der Erwerb von Planta's Briefschaften war ein folgenschweres Ereigniss. Durch dieselben allein wurde es möglich, eine genauere Kenntniss von den Absichten der Beförderer eines Bündnisses mit Spanien zu erlangen und sich derjenigen Personen zu versichern, von welchen man, nachdem Planta sich selbst in Sicherheit gebracht hatte, weitere Aufschlüsse erwarten konnte. In der That stützte man sich bei den Verhandlungen des Strafgerichtes sehr wesentlich auf die erwähnten Papiere. Und es liegt unter diesen Umständen die hohe Wahrscheinlichkeit vor, dass erst in Zernez der Beschluss gefasst wurde, sofort Piquets nach dem Veltlin, nach Chiavenna und Bergell zu entsenden und die hauptsächlichsten Vertrauten Planta's rasch festzunehmen und ein gerichtliches Verfahren gegen sie zu eröffnen.

Auf diese Weise geschah es, dass eine Rotte Bewaffneter unvermuthet in Sondrio erschien und den Erzpriester Nicolao Rusca verhaftete und abführte, obschon eine grosse Aufregung

im Flecken entstund und der Syndik sogar die Sturmglocke ertönen liess. Eine andere Rotte zog durch Bergell nach Chiavenna, um dort einen Angestellten des Handlungshauses Luna, Namens Georg Selder von Ulm, gefangen zu nehmen, von dem man offenbar durch Planta's Correspondenzen erfahren hatte, dass er viel nach Mailand verkehre und Briefschaften, auch Gelder vermittle. Unterwegs wurde dann auch der alte Joh. Baptista Revost, genannt Zambra, in Vicosoprano ergriffen und ebenfalls mitgeführt.

Nach solchen Erfolgen beschlossen die Fähnlein nun nach Cur zu ziehen, und verstärkten sich unterwegs, indem von Gericht zu Gericht neue Zuzüge sich ihnen anschlossen, wie dies je und je ähnlich der Fall war. Vor Cur angelangt, fand man jedoch hier keine Geneigtheit, den Fähnlein die Thore zu öffnen und die Stadt zum Schauplatze muthmaasslich tumultuarischer Verhandlungen zu machen, wie sie schon 1607 stattgefunden hatten. Es war der Bürgermeister Andreas Jenny, der fester Haltung die Aufnahme der Fähnlein versagte und augenscheinlich im Sinne des Rathes und der Zünfte handelte. Fünf Tage harrten die Fähnlein vor dem Thore auf Einlass und entschlossen sich hierauf, zornig über die Haltung der Stadt, nach Thusis zu ziehen. Dort aufgenommen, schlugen sie ihr Lager auf und begannen das Strafgericht nun zu organisiren.

Zu dem Ende mussten zunächst sämmtliche Gerichte aufgeboten werden, ihre Abordnungen unter bewaffneter Bedeckung mit dem Fähnlein zu senden, worauf dann erst aus der derart zusammengesetzten bewaffneten Volksgemeinde das Gericht ausgeschossen werden konnte und sich mit Fiscalen, Gäumern und Weibeln zu versehen hatte.

Die Gemeinden entsprachen dem Aufgebote, wie ja der Gegenstand, die Untersuchung und Aburtheilung eines Landesverrathes aufregend genug war. Indessen waren nicht alle Gemeinden mit ihren Gerichtsfähnlein vertreten. Am stärksten vertreten waren diesfalls die Gerichte des Gotteshausbundes. Hier waren anwesend 13 Fähnlein und fehlten nur diejenigen

von Stalla und Avers. Aus dem Obern Bunde erschienen die Fähnlein von Gruob, Waltensburg, Razüns, Boden, Rheinwald und Schams, ohne Fähnlein die Abordnungen von Disentis, Lungnez, Misox. Gänzlich fehlten demnach die Gerichte von Vals, Laax, Tenna, Schleuis, Heinzenberg, Tschappina und Savien. Aus dem Zehngerichten-Bunde waren anwesend die Fähnlein von Klosters, Kastels und Schiers, ohne Fähnlein Davos, Belfort, Schanfigg und Mayenfeld.

Das Strafgericht wurde nun derart zusammengesetzt, dass jedes Gericht zwei, einige grosse, wie Disentis und Lungnez, drei Beisitzer abgab. Das Verzeichniss der Richter, obschon es wegen Beschädigung der dasselbe enthaltenden Blätter des Protokolls nur unvollständig überblickt werden kann, ergibt wenig in den Ereignissen jener Jahre bekannter gewordene Namen. Es waren meist Leute aus der Mitte des Volkes, unbescholtene Männer, von denen anzunehmen war, dass die Pensionen nicht bis zu ihnen vorgedrungen seien.

Diese Zusammensetzung des Gerichtes bedingte dann mit Nothwendigkeit die Ernennung eines Directoriums, und gerade hiedurch kam der ausserordentliche Charakter, das von allem Herkommen abweichende Verfahren zum vollendetsten Ausdrucke. Für die Geschäftsleitung wurden zwei Collegien gewählt, eines aus weltlichen, ein zweites aus geistlichen Aufsehern bestehend. Hiedurch sollte ohne Zweifel angedeutet werden, dass dem Gerichte eine doppelte Aufgabe obliege, und es sich neben den bürgerlichen Angelegenheiten insbesondere auch der kirchlichen Fragen anzunehmen habe.

Besehen wir uns nun diese beiden Aufseher-Collegien, so fällt zunächst auf, dass im Collegium der weltlichen Assessoren die drei Bünde in sehr ungleicher Anzahl vertreten waren. Der obere Bund zählte nur vier Aufseher, während aus dem Gotteshausbunde deren sechs und aus dem Zehngerichtenbunde sogar neun erwähnt sind. Die hervorragendsten Namen unter diesen letztern waren Johann Peter Guler und Rudolf von Salis, beides übrigens noch jüngere Männer. Die katholischen Gerichte waren

zudem unter diesem Personal auffallend wenig zahlreich vertreten.

Zusammengenommen mit dem Personal des geistlichen Collegiums, war demnach das entscheidende Uebergewicht auf der Seite der Reformirten. Und dieses Uebergewicht wird noch um vieles bedeutender erscheinen, wenn man die Zusammensetzung des geistlichen Collegiums in's Auge fasst. Hier sassen unstreitig die hervorragendsten Prediger jener Periode, ein Stephan Gabriel, Pfarrer in Ilanz, Johann à Porta, Pfarrer in Zizers, Caspar Alexius, Rector in Sondrio, Jacob Anton Vulpius, Pfarrer in Vetan, Conrad Buol, Pfarrer in Davos, sodann die drei jungen Prediger im Veltlin: Blasius Alexander, Georg Jenatsch und Bonaventura Toutsch [1]. Somit befanden sich gerade die Veranlasser des Aufstandes gegen Planta unter den geistlichen Aufsehern, und war auch in dieser Richtung der Einseitigkeit zu wenig vorgebeugt.

Zur Formirung des Gerichtes gehörten nun noch Kläger, Schreiber und Weibel. Hiebei wurden nun dem Obern Bunde zur Klagführung drei Vertreter zugeschieden, während aus den beiden übrigen Bünden nur zwei erwähnt werden. Jeder Bund hatte sodann seinen Schreiber und sollte das Protokoll dreifach abgefasst, das Original in einer eisernen Kiste verwahrt und jedem Bunde eine Abschrift zugestellt werden. Zur Untersuchung der Briefschaften und Spruchreifmachung des Aktenmaterials wurden vorzugsweise die jüngern Mitglieder des geistlichen Aufsehercollegiums verwendet, ausserdem auch zuweilen zu andern nicht gerade begehrten Missionen. Die Akten lagen die ganze Zeit ihrer Anwesenheit über in den Händen dieser Geistlichen;

[1]) Mohr nennt nach Sprecher auch den Pfarrer von Schams, Johann Peter Janett. Sein Name kommt aber erst vor, als sich die drei letztgenannten Veltliner Prediger beurlaubten. Da Caspar Alexius unter den Zurückgebliebenen nicht mehr erscheint, so geht hieraus hervor, dass letzterer sich schon bei einem frühern Anlasse beurlaubt hatte und durch Janett ersetzt worden war.

erst bei ihrer Beurlaubung trug man angelegentliche Sorge, dass sämmtliches Material in Gerichtshänden zurückbleibe.

Wir verfolgen nun im Weitern die Verhandlungen des Standgerichtes an der Hand des im Staatsarchive niedergelegten Protokolls. Dasselbe ist ein mässiger Folioband, und gibt sich als die für den Zehngerichtebund verfasste Abschrift des Originalprotokolls, namentlich auch durch den bemerkenswerthen Umstand, dass dem Thusner Protokoll dasjenige des Malanser Strafgerichtes von 1621 beigeheftet ist, welch' letzteres vom Zehngerichtebund nach der Vertreibung der fünförtischen Truppen gegen den Landvogt Enderlin und den Hauptmann Gugelberg veranstaltet wurde. Das wirkliche Original ist nicht mehr vorhanden und wurde höchst wahrscheinlich von dem Curer Revisionsgerichte von 1619 cassirt. Die ersten Blätter unserer Abschrift, auf welcher sich das Verzeichniss der Standrichter, sowie die Abschrift des Zuzer Vertrages von 1612 befindet, sind stark beschädigt, so dass das Verzeichniss des Richterpersonales nicht mehr vollständig erhoben werden kann. Namentlich fehlen die den Gerichten von Räzüns, Schams, Thusis, Bergün, Puschlav, IV Dörfer zugehörigen Richter, ebenso die Namen einiger der weltlichen Aufseher.

Bei grossem Zulaufe des Volkes von allen Seiten wurde zur Eröffnung der Verhandlungen den Gerichtspersonen ein körperlicher Eid auferlegt, durch welchen sie theils ihre Unabhängigkeit vom Bischofe von Cur und andern Prälaten, sowie von fremden Fürsten und Herren, endlich gegenüber dem letzten Strafgerichte des Gotteshauses zu Cur bezeugen, anderseits anloben mussten, dass sie keine französische Pension mehr beziehen. Im Weitern verpflichteten sie sich zur Förderung der Ehre Gottes und Verbesserung und Erhaltung des vaterländischen Wohlstandes, «alle Frevel zu bestrafen, die sie erfahren können, wider den allgemeinen Stand, wider den Bundsbrief, an fremden Fürsten und Herren, füraus den Spanier, und andere Hochmisshandlung, die Unschuldigen zu beschirmen, wie auch

zu offenbaren alle Personen, so solcher Frevlen hafftig, und die der Corruption des Gerichtes verdächtig sein möchten».

Die Sitzungen wurden jeden Morgen um 6 Uhr eröffnet; damit war die Absicht kund gegeben, in möglichst kurzer Zeit mit der gestellten Aufgabe fertig zu werden, um dem Anwachsen enormer Kosten auszuweichen. Säumnisse sollten unnachsichtlich mit 5 Kronen gebüsst werden. Jede Verletzung des Amtsgeheimnisses wurde als Meineid mit Strafen an Leib, Leben, Ehre und Gut bedacht. Blutsfreundschaft und Schwägerschaft bis zum vierten Grade und näher galt als Ausstandsgrund für das Gerichtspersonal. Die Güter der Landflüchtigen wurden schon in der ersten Sitzung in Arrest genommen, und ebenso eine Beschwerdeführung gegen Gueffier beim Hofe von St. Germain beschlossen und durch den Fähndrich Flisch als Courier dorthin befördert.

Die Wirthe sollten für das Gerichtspersonal die Uerte nicht höher als 5 Bazen berechnen.

Am 5./15. August machten nun die geistlichen Aufseher die Anzeige, «es sige ein hispanische faction in unsern gemeinen III Pünten, aber sy sigend jetzunder ein mal auf den grund kommen, dass etliche personen sich mit söllicher hispanischer faction vertieft. Zur wahrmachung desselben ihres fürgebens wellend sy genugsame kundschaften, es sige gschrifften oder personen darstellen».

Auf Anhalten der geistlichen Aufseher wurde hierauf einhellig beschlossen, «dass man angends die genambseten kundschaften zitire, und sehe, dass man die process, so sy genambset überkomme und die sachen so vast möglich an die hand nehme».

Unter den gerufenen Processen war in erster Linie derjenige gegen Beeli und Baselgia von 1607 verstanden, sodann mit Bezug auf den Erzpriester Rusca derjenige von 1612 gegen Ciappini. Man war jedoch im Gerichte selbst nicht ohne grosse Bedenken betreffend Anhebung eines Prozesses gegen Rusca, mit Rücksicht auf das Ansehen desselben im Veltlin und die bei

seiner Abführung entstandene Aufregung. So wurde denn beantragt, es sei durch eine Abordnung für die Ruhe in jener Provinz zu sorgen und eine ausserordentliche Beeidigung vorzunehmen. Das Gericht fand indessen, eine derartige Maassregel könnte der Folgen halber kaum verantwortet werden, und beschloss, es den Fähnlein anheimzustellen, ob sie diese Beeidigung anordnen wollen.

Tags darauf begannen die Verhandlungen in Zambra's Sache. Die vom Zehngerichtenbunde vorgeschlagene Maassregel, die Gefangenen in die Kychen [1]) oder an Ketten zu legen, beliebte den beiden andern Bünden nicht. Dafür wurden von jedem Hochgerichte zwei Mann und von jedem Bunde ein Wachtmeister ernannt, um die Gefangenen zu verwahren.

Als Hauptbelastungszeuge gegen Zambra wurde der Ammann von Oberhalbstein, Cola, vorgeführt, welcher Kundschaft gab, dass Zambra von dem Zuge gegen das Fort Fuentes abgemahnt habe. Bekanntlich hatten sich die Unterhandlungen mit Mailand wegen des Forts derart zerschlagen, dass man einerseits den Unterhändlern Beeli und Baselgia den Process machte und anderseits nun zu Gewaltmaassregeln, zu einem Angriff auf mailändisches Gebiet, zur Zerstörung des Forts schreiten wollte. Von letzterm Unterfangen riethen alle vernünftigen Leute ab, und es unterblieb deshalb auch. Nichts desto weniger wurde Zambra jetzt hiefür in peinliche Untersuchung gezogen. Uebrigens sollte sich aus dem Beelischen Prozess der Verdacht ergeben, dass er den ersten Rath zu Erbauung des Forts ertheilt habe, und hiefür von Mailand mit einer Kornausfuhrbewilligung von 1000 Saum und einer Geldzahlung belohnt worden sei. Aus den Plantanischen Briefschaften sollte sich überdiess ergeben, dass er eine französische Pension bezogen und eine Vermehrung derselben durch Vermittlung des Hauptmann Rudolf Planta sich zu verschaffen gesucht habe. Endlich wurde auch der schon im Synodalschreiben betonte Vorwurf der Bedrohung gegen die Prä-

---

[1]) Kychen, Schuldgefängniss.

dikanten gegen Zambra ebenfalls zu einem Anklagepunkt gemacht. Er soll gesagt haben, er wolle ihnen das Maul zuthun wegen der spanischen Faction.

Zambra war dieser vier Anklagepunkte nicht geständig und wurde somit der peinlichen Frage unterworfen. Anfänglich waren es nur Mitglieder des Gerichtes, die sich der Aufgabe unterzogen, mit der Tortur ein Geständniss zu erhalten, indem man noch Bedenken trug, sich des Scharfrichters zu bedienen. Als Verhör-Kommission waren bestellt Landammann Rudolf von Salis, Podestà Fausch von Seewis, Jos. Walther, Sebastian Caspar, sowie als Kläger der Fähndrich Hs. Flury. Da nach dreimaliger Folterung noch kein Geständniss erzielt war und die Kläger auf Beendigung der Procedur drangen, damit man ab der Kostung komme, verlangte der Vertheidiger, dass man nicht weiter gehe, als die kaiserlichen Rechte vermögen. Dessen ungeachtet erkannte das Gericht neuerdings auf Fortsetzung der Tortur, und zwar sollte jetzt zur Anwendung des Feuers geschritten und eine erweiterte Verhörkommission von sieben Mann aus jedem Bunde ernannt werden. Nach den Anbringungen des Pompejus Planta vor der Tagsatzung zu Baden wurde Zambra 42 Mal aufgezogen; dagegen erwähnt er von Anwendung der Feuerprobe Nichts. Jene unerhörten Torturen erpressten dem Inculpaten endlich ein umfassendes Geständniss, welches dann auch die Gebrüder Planta auf's Aeusserste bloss stellte. Pompejus war daher im vollsten Rechte, wenn er ein solches Geständniss als werthlos bezeichnete; ob Zambra dasselbe aber vor seiner Hinrichtung noch widerrief, wie er behauptete, ist nicht erweisbar.

Am 14./24. August wurde Zambra constituirt. Das Protokoll leitet diese Verhandlung mit folgenden Worten ein: « Ist der arm gefangne Johann Baptista Zambra von Prevost uss Bargell von Vespron, nachdeme er ettlich mal peynlich examinirt und hohe schwäre Sachen, so wider das geliebte Vaterland gehandlet, bekennt, für den H. Richter und gantzes Gericht mit guter gwardi gestellt und geführt worden ». Das Urtheil lautete auf Vier-

theilung, Niederreissung seines Hauses und Aufrichtung einer Schmachsäule an der Stelle desselben, und Confiscation seines Vermögens. Auf Fürsprache geistlicher und weltlicher Herren wurde an die Stelle der Viertheilung die gewöhnliche Form der Hinrichtung durch das Schwert gesetzt, und auch das Haus verschont und den Kindern überlassen.

Aehnliche Urtheile, wie gegen Zambra, wurden im Verlaufe des Gerichts auch gegen die Landesflüchtigen erlassen, deren Rückkehr durch dieses Mittel unmöglich gemacht werden sollte. Sie sollten im Betretungsfalle dem Vogel in der Luft erlaubt sein. Es betraf diess die Gebrüder Pompejus und Rudolf Planta, den Podesta von Morbegno, Cavalier Joh. Anton Giover, den Landrichter Luzi von Mont, den Dusch von Prevost, den Daniel Planta, den Bischof Flugi und seinen Bruder Andreas, den Dr. J. Fr. Schenardi.

Ein Hauptaugenmerk, zugleich eine Sache zwingender Nothwendigkeit war bei allen gefällten Hauptturtheilen die Vermögenseinziehung, während da, wo keine Ehrenstrafe erkannt wurde, wenigstens bedeutende Geldbussen und Audienzgelder zur Anwendung gelangten. Bei der Vermögenseinziehung wurde indessen stets das Frauengut als unantastbar anerkannt, und ebenso die Rechte der Gläubiger verwahrt.

Der zweite bedeutende Gefangene war der Erzpriester Nicolao Rusca von Sondrio. Ein Mann von bedeutender Begabung, aber erfüllt von den Bestrebungen, im Geiste des Tridentinischen Concils und nach dem Vorbilde des Cardinals Borromeo die Wiederherstellung der allgemeinen Kirche zu fördern. Er verdiente sich den Namen eines malleus hæreticorum, und war insonderheit ein nicht zu verachtender Gegner der in Sondrio eingerichteten Landesschule. Wie schon seine Verhaftung von grosser Aufregung gefolgt war, so noch mehr sein Process und sein trauriges Ende.

Am 27./31. August wurde die Anklage gegen Rusca geführt. Was ihm Schuld gegeben wurde, bezog sich auf ein Attentat gegen den Prediger Scipio Calandrin, welcher im Jahre

1594 ergriffen und dem geistlichen Officium in Mailand überliefert werden sollte. Wegen dieses Versuches war im Jahre 1612 ein gewisser Ciappino verurtheilt worden. Man glaubte Beweise zu besitzen, dass Rusca der Anstifter jenes Versuches gewesen sei. Es liegt nun auf der Hand, dass wenn das Strafgericht politische Vergehen zu ahnden übernommen hatte, auf Rusca auch nicht der Schatten einer derartigen Anschuldigung fiel; wollte man ihn aber wegen der angenommenen Betheiligung an einem Entführungsversuche zur Verantwortung ziehen, so gehörte diess vor den Gerichtsstab von Sondrio, und nicht vor das Strafgericht. Wenn dasselbe dem ungeachtet seine Macht den Erzpriester fühlen liess, so geschah diess wohl hauptsächlich wegen seiner Opposition gegen die Landesschule und in der Besorgniss, Alexius könnte eines Tages von dem Schicksale des Franz Cellarius betroffen werden, welcher 1568 in die Hand der Inquisition gefallen war. Sprecher berichtet allerdings von Aufreizung gegen die obrigkeitliche Gewalt. Die katholischen Rechtssprecher weigerten sich anfänglich, über Rusca zu Gericht zu sitzen, indem es ihnen von ihren Gemeinden verboten worden sei. Auf Zureden etlicher Herrn, sagt das Protokoll, haben sie jedoch mit den Andern geholfen, urtheilen. Es wurde nämlich zuerst eine Amtsentsetzung ausgesprochen, um dem Schein auszuweichen, als sei man über eine geistliche Person zu Gericht gesessen. Alsdann wurde die Vergicht Ciappino's, weil derselbe darauf gestorben, als der erbrachte Beweis angesehen, dass Rusca ein Zedeli geschrieben und gehalten, den Prädikanten zu Sonders gen Mailand zu fertigen. Diese Aussage werde im weitern erhärtet durch die Processe dreier andern ebenfalls hingerichteter Personen. «Dieweil nun — fährt das Protokoll fort — durch erliche Leut wider ihne bezeuget, aber er keines nit kanntlich sein wellen, sondern alles in Lugen gestellet, ist darauf hin, damit man doch recht auf die Wahrheit kommen möge, mit dem mehren Urtheil erkennt worden, dass er gemelter Rusca solle an die gewohnlichen Ort geführt, und an das Folterseil geschlagen werden, und also nach dem kaiserlichen Recht pro-

Jahre lang von Räthen und Thäten ausgeschlossen sein. Ausserdem wurde das Gericht verpflichtet, Planta's Wappen, Namen, Titel, Contrafetten in ihren Kirchen, Dörfern, Häusern und Büchern zu vernichten. An Audienzgeld hatte das Gericht 600 Kronen zu bezahlen mit Regress auf den Anstiftern.

Die Stadt Cur wurde beschuldigt, aus Parteilichkeit für den König von Spanien habe sie wallonisches und madruzzisches Kriegsvolk durch die Stadt ziehen lassen, andern aber den Pass verschlossen; — die Fähnlein, die zur Ausreutung der spanischen Faction aufgebrochen, habe sie entweder gar ausgeschlossen oder unfreundlich empfangen, hingegen was zur Beförderung der spanischen Faction angezettelt, nicht allein gerne kommen sehen. sondern ihre Thor und Porten bei Tag und Nacht geöffnet, mit ihnen allezeit «geleichet und gelendet»; sie habe den eidlosen Zuzischen Vertrag (1612) angenommen und dadurch den allgemeinen Bundesbrief geschwächt und hintangestellt. Sie habe einen allgemeinen Hass gegen die Prädikanten getragen, alsbald sie gespürt, dass dieselbigen sich dem spanischen Wesen mit allem Ernst widersetzt. Die Burgerschaft habe sich, als die Fähnlein beim letzten Auflaufe zu Cur waren, zum Schutz des Bürgermeisters Jenny zusammengerottet, und sich lange geweigert, zu den Gotteshausischen Fähnlein zu schwören wegen des Eides, die spanische Faction auszureuten.

Gegen die Stadt wurde demnach erkannt: sie sei schuldig, ehrlichen Bundesleuten jeder Zeit bei Tag und Nacht ihre Thore zu öffnen; ihre Häupter und Räthe sollen sich nicht unterstehen, in wichtigen Angelegenheiten aller drei Bünde allein zu dekretiren. Weil die Fähnlein des Gotteshausbundes etliche Tag mit schweren Kosten ausserhalb der Stadt bleiben mussten, soll die Stadt den Fähnlein für fünf Tage ihre Kosten ersetzen, jedes Fähnlein zu 100 Mann gerechnet, und ausserdem für Audienzgeld und Busse 8000 fl. erlegen, unter Vorbehalt für die durch den letztjährigen Aufbruch der Gotteshausfähnlein Beschädigten, die Stadt ebenfalls zu belangen.

Gegen den Rath von Cur wurde noch besonders Folgendes klagweise vorgebracht:

1) Er habe sich unterstanden, des Passes halber eigenmächtig an den Commissär von Cläven zu schreiben;

2) habe die verdächtigen Personen entweichen lassen, unerachtet er deren Auslieferung versprochen;

3) habe gegen die Verbote der II Bünde befohlen, die Urtheile des Gotteshausgerichtes vollziehen zu lassen;

4) habe Briefe der «Gutherzigen» unterschlagen, und auf die Gemeinden nur gelangen lassen, was ihm gefällig war [1];

5) habe durch Botschaften an die Gemeinden der andern zwei Bünde die Artikel der vorjährigen Fähnlein empfohlen und zum Aufruhr gemahnt.

Auf Grund dieser Beschuldigungen wurden dem Rathe noch 1000 Kronen Busse zuerkannt.

Eine fernere Abtheilung von Strafsachen bezog sich auf ungetreue Amtsverwaltung im Veltlin und den Grafschaften. Hier trat die Parteistellung mehr zurück; doch handelte es sich auch hier hauptsächlich um Gewinnung der Mittel zur Deckung der enormen Gerichtskosten. Eine wirkliche Abstellung der Missstände konnte durch noch so abschreckende Geldstrafen, welche einzelne Personen betrafen, nicht erzielt werden, so lange die ganze Einrichtung der Justizpflege und Gesetzgebung so wenig unter sich übereinstimmend und zugleich so fehlerhaft war.

Der Landeshauptmann Christoph Gees wurde des Meineides beschuldigt, weil er ohne Zustimmung der Gemeinde Fürstenau den Zuzischen Vertrag besiegelte und die Kammer durch Vertrag mit einem Unterthanen beschädigte, indem er Namens seines Amtsnachfolgers sich verpflichtete, ohne Zustimmung des betreffenden Unterthanen weder zu componiren noch zu transigiren [2].

---

[1] «Gutherzige» — Patrioten — nannten sich beide Parteien.

[2] Der Umstand, dass nicht selten Amtleute im Veltlin aufzogen, die aus Mangel an Sprach- und Rechtskenntniss sich eingeborner Juristen bedienen mussten, und so häufig die Verantwortlichkeit für durch dritte be-

Ausserdem wurde er auch als Feind der Prädikanten bezeichnet. Gees wurde hiefür lebenslänglich von Ehr und Gewehr gesetzt und mit Gerichtskosten, Audienz- und Bussgeld im Betrage von 4000 Kronen belastet.

Der oben bereits erwähnte Landeshauptmann Joseph von Capol war beklagt, er habe die Gemeinde Flims zum Widerrufe ihres Mehrens für Annahme des venetianischen Bündnisses veranlasst und dem französischen Gesandten einen Revers ausgestellt, womit Flims auf die Freiheit, in Bündnisse einzutreten, verzichtete, dem Bischofe von Como den Eintritt in's Veltlin ohne Vollmacht hiefür von Seite seiner Gemeinde gestattet, seine Landshauptmannschaft «durch böse Mittel» erlangt und während der Dauer derselben grosse Ungerechtigkeit in Bedrückung der Armen, in enormen Geldbussen, tyrannischer Schuldbetreibung, unförmlichen Proceduren, Fälschung der Processe etc. geübt, ferner die Kammerrechnung gefälscht. Trotz Fürbitte sowohl seiner Verwandten als auch der Gemeinde Flims wurde Capol gefoltert und sodann von Ehr und Gewehr für Lebensdauer gesetzt, zum Ersatze dessen, «was er die Kammer möchte betrogen haben», verhalten, im angenommenen Betrage von 4000 Kronen. Ausserdem hatte er an Audienz- und Bussgeld 2000 Kronen zu bezahlen.

Dieses Urtheil ist besonders desshalb beachtenswerth, weil es zur Bestätigung an die Fähnlein ausgeschrieben werden musste. Eine ziemliche Anzahl von Rechtsprechern aus dem Gotteshausbunde protestirten gegen dasselbe als zu mild. Bei Veröffentlichung desselben vor den Fähnlein erhob sich eine starke Unruhe unter dem Volke. Man liess Generalmarsch schlagen, zog vor das Gericht und verlangte Verschärfung. In Folge dieses Drängens beschloss das Gericht, ein ordnungsmässiges Mehren der Fähnlein aufnehmen zu lassen. Die Mehrheit der Fähnlein bestätigte Tags darauf die Gerichtserkenntniss, während die

---

gangene Ungerechtigkeiten zu tragen hatten, war eines der hier angedeuteten Hauptgebrechen der Landesverwaltung.

Minderheit, besonders die Unterengadiner, Ausschreibung des Urtheils an die Räthe und Gemeinden verlangten, um hiedurch die Cassation zu erzielen.

Der Vikar[1]) Nikolaus Schöni, ein Parteigänger für Venedig, war beschuldigt, er habe dem Bischof von Como den Eintritt in's Veltlin gestattet, sich mit Capol in einen Vertrag eingelassen wegen Theilung der Kriminalbussen; auch habe er das Mehren der Gemeinde Rheinwald in Sachen des Bündnisses anstatt an den Landrichter unmittelbar dem französischen Geschäftsträger Gueffier zugestellt. Sein Audienz- und Bussgeld betrug 200 Kronen.

Auf Antrag der geistlichen Assessoren wurden die gegen das Verbot der III Bünde nach Venedig gezogenen Hauptleute ebenfalls in Behandlung gezogen. Hier galt es jedoch mehr einer Revision der Curer Urtheile im Sinne einer weitgehenden Milderung derselben. Die meisten Bussen waren noch nicht bezahlt und konnten demgemäss nach Gunst umgewandelt werden.

Auch die Gemeinden, welche vom vorjährigen Strafgerichte so hart mitgenommen worden waren, wurden bei diesem Anlasse berücksichtigt und erleichtert, und die damaligen Richter zur Erstattung der bezogenen Bussen verpflichtet. Zu dem Ende sollten die Protokolle des vorjährigen Strafgerichtes durchgesehen und alles, was in Behandlung des venetianischen Bündnisses in Bestechungen und andern Vergehen vorgekommen sei, zur Ahndung gezogen werden. Alle Gemeinden des Obern Bundes sollten besonders aufgefordert werden, anzuzeigen, was in besagter Sache Rügenswerthes bekannt geworden sei.

Eine letzte Klasse von Strafurtheilen bezog sich auf meuterische und aufrührerische Handlungen der Veltliner Herrn. In einem Thalrathe war beschlossen worden, man solle sich dem Abscheide Gemeiner III Bünde wegen der Schule und der ausländischen Predigermönche widersetzen. Franz von Ardenn hatte den Marchese von Como ersucht, durch Wachtschiffe auf dem

---

[1]) Vikar hiess der Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit im Veltlin.

Bestimmungen unter allen Umständen der Gutheissung durch die Räthe und Gemeinden bedürftig waren.

Noch ist unter den zu Capitalstrafen verurtheilten Personen der Fall des Georg Selder von Ulm zu erwähnen. Es ist schon oben erwähnt, dass er gleichzeitig mit Zambra ergriffen wurde. Offenbar führten einzig die in Zernez gefundenen Briefschaften auf diese Persönlichkeit. Es erschien glaubhaft, dass sich Rudolf Planta Selder's Beziehungen zu Mailändischen Häusern als Angestellten des Hauses Paul Lüna bedient habe, um seinen Briefwechsel mit Vertrauten in Mailand sicher zu befördern, und dass Selder sich allfällig sogar im Besitze wichtiger Geheimnisse befinde. In dem über ihn ausgefällten Urtheile wurde in Erwägung gezogen, dass er sich als Landsfremder mehr als gebührlich der Standessachen angenommen habe und desshalb von Ehr und Gewehr zu setzen sei, auch eine Busse von 2000 Kronen zu bezahlen habe. Hier behielt man sich jedoch bezüglich der Ehrenstrafe die Begnadigung vor, falls er behülflich sei, das Guthaben Rudolf Planta's im Betrage von 40,000 fl. bei Paul Pestalozza für den Fiskus flüssig zu machen, und den Kommissarien den Einzug zu erleichtern. Man ist übrigens nicht im Falle, aus dem Protokoll den weiteren Verlauf dieses saubern Handels zu verfolgen. Immerhin erhöhte es die Ehre des Strafgerichtes nicht, einen ehrlos erklärten Fremdling zum Gehülfen gerichtlicher Erpressungen zu machen.

Unter der grossen Anzahl von Processen, bei welchen nicht auf Capitalstrafen erkannt wurde, sind nun ebenfalls einige hervorzuheben.

Der Pfarrer Andreas Stupan von Ardez war beschuldigt, er habe den Hauptmann Rudolf Planta auf der Kanzel defendirt und gelobt, item in der Predigt die Ehrenfähndli gelästert: «sagend, sy thuend dem Planta Gewalt und Unrecht; er sei ein Idolatra geworden, den Heiden gleich, da er in der Predigt, wann er den Planta genamset, den Hut abgezogen habe als einem Gott, und des Planta Namen bas geachtet als den Namen Gottes); item er sei allweg bei dem Planta im Thurm gewesen

und habe mit ihm die schelmischen Rathschläge gefasst, auch des Planten Volk zu Widerstand der Fähnlinen gemahnt und sin Tyrannei gefürdert, auch falsche Schriften angericht, ihn Planta gemahnet, er solle einen Prädikanten, der wider die Spanischen gepredigt, gefänglich einziehen[1]), habe auch dem Landammann verboten, die Brief, so vom Strafgericht kommen, nit für die Gemeind kommen zu lassen, die färdrige Uffrur[2]) gelobt und ehrliche Prädikanten gescholten». Für dieses Benehmen als Parteigänger Planta's wurde er für vier Jahre verbannt, mit Bedrohung strafrechtlicher Procedur im Falle unbefugter Rückkehr.

Georg Saluz, Antistes der Kirche von Cur, war beschuldigt, er habe die schädlichen spanischen Capitulationen gelobt, und ihme gefallen lassen, die färdrige Uffruhr gebilligt, und diejenigen, so sich wider das spanische Werk gesetzt, geschmäht, verfolgt und durchächtet, auch da die Fähnlein auf der Plarena[3]) gewesen, Ursach zu einer Uffrur und Uneinigkeit gegeben. Seine Mitbrüder, die Prädikanten, habe er mit Worten höchlich verletzt[4]) und in Gefahr Leibs und Lebens gebracht, als sollten sie venedisch Geld empfangen und hiemit wider den weltlichen und geistlichen Stand sich vergriffen haben. Das Gericht taxirte diese Vergehungen zu 200 Kronen Busse und Bezahlung des Audienzgeldes, unter Vorbehalt aller Rechte des Capitels, ihn weiter zu bestrafen.

Der Landvogt Fortunat von Juvalt wurde ähnlich behandelt und hatte 400 Kronen Busse zu zahlen, was jedoch seinen Ehren, wie ausdrücklich bemerkt wird, nicht zum Nachtheil gereichen sollte.

Da Juvalt in den Aufzeichnungen aus seinem Leben herbe Beschuldigungen gegen das Strafgericht erhoben hat, so bietet

---

[1]) Es wird sich diess ohne Zweifel auf Bonaventura Toutsch beziehen.
[2]) Das Strafgericht des Gotteshausbundes zu Cur.
[3]) Deutsch Rheinebene, die Wiesen zwischen Ems und Felsberg.
[4]) Hierin lag wohl der Grund, wesshalb er von der Bergüner Synode bei der Wahl des Moderators zurückgesetzt, und ihm Caspar Alexius vorgezogen wurde.

es ein besonderes Interesse, aus dem Protokoll zu vernehmen, was gegen ihn vorgebracht wurde. Aus den 16 Klagpunkten, welche das Protokoll enthält, heben wir daher folgende heraus:

1) Er habe das Engadiner Fähnlein vom Zuge gegen Fuentes abgehalten;

2) gesagt, Gott habe einen Lügengeist in den Mund der Prädikanten gegeben, welche die spanische Faction verhindern wollten;

3) er habe « z'fressen und z'sufen zahlt », den Eidgenossen den Pass abzuschlahen;

4) er habe die spanischen Bundsartikel geholfen stellen;

5) das Mehren der Gemeinde Fürstenau gefälscht, welches den Eidgenossen den Pass bewilligt hatte;

6) sei nach Almens gegangen, um die Gemeinde zur Unterwerfung unter das Gotteshausische Strafgericht zu bereden;

7) habe dem Bischof Beistand gethan;

8) sei auf dem Beitag gewesen, welcher dem Casati unter Brief und Sigel versprochen, keine Neuerungen in Bünden anzufangen;

9) habe verlangt, dass Pompejus Planta bei der Berathung der Bundesartikel mit Spanien anwesend sei, und sei der besondere Freund desselben gewesen.

10) habe es übernommen, die französischen Pensionen nach Gutdünken zu vertheilen.

Das Gericht hielt von obigen Klagpunkten (die übrigen sechs sind zu unerheblich) im Grunde nur drei fest, diese aber auf dem vom Strafgerichte eidlich festgestellten Standpunkte mit Recht. Seine Bemühungen, den Durchpass der Berner und Zürcher Truppen nach Venedig zu hintertreiben, woran sich eben das Curer Strafgericht von 1617 knüpfte, seine abfälligen Urtheile gegen die Prädikanten, sein Antheil an dem Entwurf des Mailändischen Capitulat in Verbindung mit Pompejus Planta, stellten ihn allerdings in die Reihe der spanischen Parteigänger. Immerhin hat das Gericht gegenüber andern Angeklagten den Landvogt Juvalta mit achtungsvoller Schonung behandelt.

Härter ohne Frage, namentlich mit Rücksicht auf die Höhe der Geldbussen, wurden das Steinsberger Gericht und die Stadt Cur heimgesucht, beide offenbar für ihren Widerstand gegen die aufgebrochenen Fähnlein.

Das Steinsberger Gericht wurde folgender Vergehen beschuldigt:

1) Sie seien mit ihrem Fähnlein auf gewesen, ohne Wissen und Willen der Gerichtsgenossen;

2) sie haben sich dem Rudolf Planta eidlich verpflichtet, was gegen den Bundesbrief verstosse;

3) sie haben ihn gegen ihre eignen Gerichtsgenossen und die Gotteshausbündner geschützt, ihren Nachbarn Speise und Trank und Herberge abgeschlagen, mit Wehr und Waffen wider sie gestanden in offner Schlachtordnung, Wachten wider sie gestellt, die Brücken abgeworfen, den Planta nicht wollen herausgeben;

4) vor diesem Aufbruch dem Planta Platz und Gelegenheit gegeben zu allen Tyranneien und Unordnungen, und ihre Gerichts- und Gemeindsrechte aus der Hand gegeben;

5) sich von ihm brauchen lassen wider die Oberengadiner mit Wehr und Waffen;

6) die Münsterthaler bei ihrer Ankunft in Zernez abgewiesen, sie bei Mitternacht im Felde stehen lassen, ohne Essen und Trinken.

Drei noch folgende Klagpunkte bezogen sich auf andere Gegenstände, und das Urtheil berücksichtigte nur die obigen sechs Punkte. Das Steinsberger Gericht wurde desshalb mit den gesammten Verpflegungskosten für die Fähnlein vom Tage ihrer Ankunft in Fetan bis zum Abzug aus Oberengadin belegt. Hieran sollte Zernez $^1/_3$, Ardez $^1/_6$, Süs und Lavin zusammen ebenfalls $^1/_6$ bezahlen, und der letzte Drittel vom ganzen Gerichte nach dessen Schnitzordnung aufgebracht werden. Befreit hievon wurden Wittwen und Waisen, sowie alle diejenigen, die sich des Eides an Planta geweigert hatten. Anderseits sollten sämmtliche Theilhaber an den kriegerischen Massregeln vier

Jahre lang von Räthen und Thäten ausgeschlossen sein. Ausserdem wurde das Gericht verpflichtet, Planta's Wappen, Namen, Titel, Contrafetten in ihren Kirchen, Dörfern, Häusern und Büchern zu vernichten. An Audienzgeld hatte das Gericht 600 Kronen zu bezahlen mit Regress auf den Anstiftern.

Die Stadt Cur wurde beschuldigt, aus Parteilichkeit für den König von Spanien habe sie wallonisches und madruzzisches Kriegsvolk durch die Stadt ziehen lassen, andern aber den Pass verschlossen; — die Fähnlein, die zur Ausreutung der spanischen Faction aufgebrochen, habe sie entweder gar ausgeschlossen oder unfreundlich empfangen, hingegen was zur Beförderung der spanischen Faction angezettelt, nicht allein gerne kommen sehen, sondern ihre Thor und Porten bei Tag und Nacht geöffnet, mit ihnen allezeit «geleichet und gelendet»; sie habe den eidlosen Zuzischen Vertrag (1612) angenommen und dadurch den allgemeinen Bundesbrief geschwächt und hintangestellt. Sie habe einen allgemeinen Hass gegen die Prädikanten getragen, alsbald sie gespürt, dass dieselbigen sich dem spanischen Wesen mit allem Ernst widersetzt. Die Burgerschaft habe sich, als die Fähnlein beim letzten Auflaufe zu Cur waren, zum Schutz des Bürgermeisters Jenny zusammengerottet, und sich lange geweigert, zu den Gotteshausischen Fähnlein zu schwören wegen des Eides, die spanische Faction auszureuten.

Gegen die Stadt wurde demnach erkannt: sie sei schuldig, ehrlichen Bundesleuten jeder Zeit bei Tag und Nacht ihre Thore zu öffnen; ihre Häupter und Räthe sollen sich nicht unterstehen, in wichtigen Angelegenheiten aller drei Bünde allein zu dekretiren. Weil die Fähnlein des Gotteshausbundes etliche Tag mit schweren Kosten ausserhalb der Stadt bleiben mussten, soll die Stadt den Fähnlein für fünf Tage ihre Kosten ersetzen, jedes Fähnlein zu 100 Mann gerechnet, und ausserdem für Audienzgeld und Busse 8000 fl. erlegen, unter Vorbehalt für die durch den letztjährigen Aufbruch der Gotteshausfähnlein Beschädigten, die Stadt ebenfalls zu belangen.

Gegen den Rath von Cur wurde noch besonders Folgendes klagweise vorgebracht:

1) Er habe sich unterstanden, des Passes halber eigenmächtig an den Commissär von Cläven zu schreiben;

2) habe die verdächtigen Personen entweichen lassen, unerachtet er deren Auslieferung versprochen;

3) habe gegen die Verbote der II Bünde befohlen, die Urtheile des Gotteshausgerichtes vollziehen zu lassen;

4) habe Briefe der «Gutherzigen» unterschlagen, und auf die Gemeinden nur gelangen lassen, was ihm gefällig war[1];

5) habe durch Botschaften an die Gemeinden der andern zwei Bünde die Artikel der vorjährigen Fähnlein empfohlen und zum Aufruhr gemahnt.

Auf Grund dieser Beschuldigungen wurden dem Rathe noch 1000 Kronen Busse zuerkannt.

Eine fernere Abtheilung von Strafsachen bezog sich auf ungetreue Amtsverwaltung im Veltlin und den Grafschaften. Hier trat die Parteistellung mehr zurück; doch handelte es sich auch hier hauptsächlich um Gewinnung der Mittel zur Deckung der enormen Gerichtskosten. Eine wirkliche Abstellung der Missstände konnte durch noch so abschreckende Geldstrafen, welche einzelne Personen betrafen, nicht erzielt werden, so lange die ganze Einrichtung der Justizpflege und Gesetzgebung so wenig unter sich übereinstimmend und zugleich so fehlerhaft war.

Der Landeshauptmann Christoph Gees wurde des Meineides beschuldigt, weil er ohne Zustimmung der Gemeinde Fürstenau den Zuzischen Vertrag besiegelte und die Kammer durch Vertrag mit einem Unterthanen beschädigte, indem er Namens seines Amtsnachfolgers sich verpflichtete, ohne Zustimmung des betreffenden Unterthanen weder zu componiren noch zu transigiren[2].

---

[1]) «Gutherzige» — Patrioten — nannten sich beide Parteien.

[2]) Der Umstand, dass nicht selten Amtleute im Veltlin aufzogen, die aus Mangel an Sprach- und Rechtskenntniss sich eingeborner Juristen bedienen mussten, und so häufig die Verantwortlichkeit für durch dritte be-

Ausserdem wurde er auch als Feind der Prädikanten bezeichnet. Gees wurde hiefür lebenslänglich von Ehr und Gewehr gesetzt und mit Gerichtskosten, Audienz- und Bussgeld im Betrage von 4000 Kronen belastet.

Der oben bereits erwähnte Landeshauptmann Joseph von Capol war beklagt, er habe die Gemeinde Flims zum Widerrufe ihres Mehrens für Annahme des venetianischen Bündnisses veranlasst und dem französischen Gesandten einen Revers ausgestellt, womit Flims auf die Freiheit, in Bündnisse einzutreten, verzichtete, dem Bischofe von Como den Eintritt in's Veltlin ohne Vollmacht hiefür von Seite seiner Gemeinde gestattet, seine Landshauptmannschaft «durch böse Mittel» erlangt und während der Dauer derselben grosse Ungerechtigkeit in Bedrückung der Armen, in enormen Geldbussen, tyrannischer Schuldbetreibung, unförmlichen Proceduren, Fälschung der Processe etc. geübt, ferner die Kammerrechnung gefälscht. Trotz Fürbitte sowohl seiner Verwandten als auch der Gemeinde Flims wurde Capol gefoltert und sodann von Ehr und Gewehr für Lebensdauer gesetzt, zum Ersatze dessen, «was er die Kammer möchte betrogen haben», verhalten, im angenommenen Betrage von 4000 Kronen. Ausserdem hatte er an Audienz- und Bussgeld 2000 Kronen zu bezahlen.

Dieses Urtheil ist besonders desshalb beachtenswerth, weil es zur Bestätigung an die Fähnlein ausgeschrieben werden musste. Eine ziemliche Anzahl von Rechtsprechern aus dem Gotteshausbunde protestirten gegen dasselbe als zu mild. Bei Veröffentlichung desselben vor den Fähnlein erhob sich eine starke Unruhe unter dem Volke. Man liess Generalmarsch schlagen, zog vor das Gericht und verlangte Verschärfung. In Folge dieses Drängens beschloss das Gericht, ein ordnungsmässiges Mehren der Fähnlein aufnehmen zu lassen. Die Mehrheit der Fähnlein bestätigte Tags darauf die Gerichtserkenntniss, während die

---

gangene Ungerechtigkeiten zu tragen hatten, war eines der hier angedeuteten Hauptgebrechen der Landesverwaltung.

Minderheit, besonders die Unterengadiner, Ausschreibung des Urtheils an die Räthe und Gemeinden verlangten, um hiedurch die Cassation zu erzielen.

Der Vikar[1]) Nikolaus Schöni, ein Parteigänger für Venedig, war beschuldigt, er habe dem Bischof von Como den Eintritt in's Veltlin gestattet, sich mit Capol in einen Vertrag eingelassen wegen Theilung der Kriminalbussen; auch habe er das Mehren der Gemeinde Rheinwald in Sachen des Bündnisses anstatt an den Landrichter unmittelbar dem französischen Geschäftsträger Gueffier zugestellt. Sein Audienz- und Bussgeld betrug 200 Kronen.

Auf Antrag der geistlichen Assessoren wurden die gegen das Verbot der III Bünde nach Venedig gezogenen Hauptleute ebenfalls in Behandlung gezogen. Hier galt es jedoch mehr einer Revision der Curer Urtheile im Sinne einer weitgehenden Milderung derselben. Die meisten Bussen waren noch nicht bezahlt und konnten demgemäss nach Gunst umgewandelt werden.

Auch die Gemeinden, welche vom vorjährigen Strafgerichte so hart mitgenommen worden waren, wurden bei diesem Anlasse berücksichtigt und erleichtert, und die damaligen Richter zur Erstattung der bezogenen Bussen verpflichtet. Zu dem Ende sollten die Protokolle des vorjährigen Strafgerichtes durchgesehen und alles, was in Behandlung des venetianischen Bündnisses in Bestechungen und andern Vergehen vorgekommen sei, zur Ahndung gezogen werden. Alle Gemeinden des Obern Bundes sollten besonders aufgefordert werden, anzuzeigen, was in besagter Sache Rügenswerthes bekannt geworden sei.

Eine letzte Klasse von Strafurtheilen bezog sich auf meuterische und aufrührerische Handlungen der Veltliner Herrn. In einem Thalrathe war beschlossen worden, man solle sich dem Abscheide Gemeiner III Bünde wegen der Schule und der ausländischen Predigermönche widersetzen. Franz von Ardenn hatte den Marchese von Como ersucht, durch Wachtschiffe auf dem

[1]) Vikar hiess der Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit im Veltlin.

See die Berner Soldaten, welche gegen den Herzog von Savoyen gebraucht werden sollten, zu verhindern. Carl Besta hatte sich mit etlichen Bravi versehen, um Rudolf Planta zu Hülfe zu kommen. Johann Franz Schenardi, Doctor der Rechte, ein erfahrener Advokat, der den bündnerischen Amtsleuten vielfach behülflich war und als zeitweiliger Stellvertreter derselben sich manche Eigenmächtigkeit zu Schulden kommen liess, war beschuldigt, er habe bei Beginn des Festungsbaues gedroht, das Veltlin werde wegen der Ungerechtigkeit und Ketzerei der Bündner in fremder Fürsten Hände kommen und sei hierauf nach Mailand und Rom gereist. Da er die Jesuiten in's Land bringen wollte, habe er sich verlauten lassen, dass er die beiden Religionen wider einander verhetzen wolle. Der Thalkanzler Anton Maria Paravicin war beschuldigt, er habe fremde Fürsten um Hülfe angerufen und in's Land locken wollen und die spanischen Capitulate befördert. Abondio Torelli, Dr. Paribelli und Joh. Batt. Quadrio bemühten sich um die Einführung der Jesuiten. Als der Strafbarste unter diesen erschien der Dr. Schenardi, welcher ähnlich wie die Gebrüder Planta beurtheilt wurde.

Die beiden Dolmetscher des Geschäftsträgers Gueffier, Podesta Joh. Anton Molina und Johann Pol, weigerten sich mit Rücksicht auf ihre Anstellung bei Gueffier vor dem Strafgericht Recht zu nehmen. Das Gericht nahm jedoch auf diese Einrede keine Rücksicht und war, seine sonstige Legitimation vorausgesetzt, befugt, diese Angestellten ebenso wie andere Bundsleute zu behandeln.

Johann Anton Molina war beschuldigt, er habe die vorzeitige Kündung des venetianischen Bündnisses mittelst grossartiger Bestechungen durchgesetzt, mit Pompejus Planta und Giover ein Einverständniss geschlossen, dahin gehend, allen denjenigen, so das venedische Bündniss annehmen würden, die Pensionen Frankreichs zu entziehen. Durch seinen Stellvertreter Joh. Maria Paravicin habe er geheime Mittheilungen an den

Canonicus Julius della Torre in Mailand gelangen lassen und sich in die Unterhandlungen mit Spanien eingelassen.

Johann Pol war beschuldigt, er habe dem ehrwürdigen Capitel in Schams, welches nicht alle Sachen, so er in seinem Vortrage begehrt, billigen wollen, gedroht; den obern Bund und andere ehrliche Leute, die sich nicht nach seinem Willen richten wollen, höchlich geschmäht und, wie Molina, die vorzeitige Kündigung des venetianischen Bündnisses betrieben.

Molina wurde dafür mit vier, Pol mit zwei Jahren Verbannung bestraft, und sollte jener 1000, dieser 500 Kronen Busse bezahlen. Würden sich die Dolmetscher noch weiter in Verschwörungen einlassen, so werde ihre zeitliche Verbannung in eine ewige unter Confiscationsfolge umgewandelt.

Gehen wir nun zu der politischen Stellung des Strafgerichtes über. Das Gericht war auf Grund seiner Urtheilssprüche in sehr üble Nachrede gerathen und hatte sich gegenüber den Anklagen der Bandirten vor der eidgenössischen Tagsatzung, gegenüber den Anschuldigungen Gueffier's auch vor dem Hofe von St. Germain zu vertheidigen und zu verantworten.

In der Behandlung seiner Angestellten erblickte Gueffier, wenn auch mit Unrecht, einen versteckten Angriff auf seine amtliche Stellung. Hierüber erhob er bittere Klagen bei den XIII Orten und unterrichtete speziell die VII katholischen Orte, die ihrerseits nichts unversucht liessen, um Frankreichs und Spaniens feindselige Einmischung einzuleiten. Diese letztern hielten über das Bündner Geschäft, hauptsächlich allerdings zum Schutze des Bischofs, besondere Tagsatzungen, auf welchen auch die Beschwerden des Landrichters Luzius von Mont in Erwägung gezogen wurden. Uri erhielt sogar den Auftrag, sich mit vertrauten Personen im Obern Bunde in's Vernehmen zu setzen. Unter solchen Umständen sah sich Zürich veranlasst, eine allgemeine Tagsatzung, zu der auch die Zugewandten eingeladen wurden, auszuschreiben. Am 5. November trat diese Tagsatzung in Baden zusammen. Sie dauerte bis zum 14. Zu derselben waren vom Strafgerichte abgeordnet worden der Landrichter

Joachim von Montalt, der Stadtvogt von Cur, Gregorius Mayer [1]). und Landammann Rudolf von Salis. Die Gesandtschaft erhielt am 27. Oktober die Instruction, mit den bandirten Personen, die sie auf der Reise oder in Baden antreffen würden, keine sonderbare Gespräche zu halten, noch einige Tractation einzugehen.

Bei Eröffnung der Tagsatzung wies Bürgermeister Rahn zunächst die Verdächtigungen der VII Orte zurück, als ob die Unruhen in den Bünden, besonders das Verfahren gegen den Bischof, dem Einflusse der evangelischen VI Orte zuzuschreiben sei. Da Miron hierauf eine Zuschrift eröffnen liess, worin er die Erwartung des Königs aussprach, dass die Tagsatzung die Unruhen in den Bünden zu beendigen wissen werde, so wurde nun eine förmliche Verhandlung über diese Gegenstände eröffnet. Pompejus Planta beklagte sich über die Proceduren und Confiscationen. Nach dem Berichte, den Rudolf von Salis nach seiner Rückkehr dem Strafgerichte erstattete, hätte er sich auf Zambra's Widerruf seiner an der Folter gemachten Geständnisse berufen, und die Entstehung der Unruhen auf das Geld einer fremden Herrschaft durch Mittel der Prädikanten zurückgeführt, auch speziell das Einschreiten gegen Rudolf Planta berührt. Nach den eidgenössischen Abscheiden wurde von den Bandirten hervorgehoben, wie den alten Bünden und Gewohnheiten zuwider etliche Gemeinden sich zusammengethan, ihre Häuser überfallen und zerstört und durch ungewohnte Prozedur sie an Leib, Ehre und Gut gestraft: auf ihre Leiber seien Taglia oder Schnitz [2]) gesetzt worden; sie bitten um unparteiisches Recht und Restitution des Ihrigen. Gueffier fügte Planta's Anbringungen mündlich bei, das Gericht sei mit fremdem Gelde corrumpirt, es sei

---

[1]) Mayer war Guler's Tochtermann. Er hatte anfänglich die Mission nach Baden abgelehnt, war aber beim Eide verpflichtet worden, sich der Abordnung anzuschliessen.

[2]) Nach dem Protokoll waren Preise für Einbringen der Lebenden im Betrag von 5000 Kronen, der Todten von 1000 Kronen festgestellt worden.

nichts als eine Faction; denn es habe den Häuptern die Siegel mit Gewalt abgerennt. Es sei eine Veranstaltung zu Austilgung der katholischen Religion: man habe den Bischof vertrieben, damit man einen Prädikanten einsetze, an einem Orte einen Priester vertrieben, und an dessen Stelle des Hrn. Guler's Sohn oder Vetter eingesetzt. Man achte den König nichts mehr; denn man habe ihm gerathen, er solle nicht gen Thusis, es sei nicht rathsam, und wenn man von ihm rede, so sage man nichts denn «der Franzos». Aber er wolle alles seinem König anzeigen; der werde allem Recht thun. Seine Dolmetscher verfolge man ungebührlich, wider welche man doch nichts habe. Die anwesende Gesandtschaft sei nicht legitimirt, ebenso wie Oberst Guler ebenfalls nicht rechtmässig an den Hof abgeordnet sei.

Gueffier glaubte, es sei unbedingt erforderlich, die katholische Religion und deren Einkünfte in altes Wesen zu setzen, alle ergangenen Urtheile einzustellen und ein anderes Gericht einzusetzen.

Es war gerade wegen dieser befangenen Haltung Gueffier's, der von Miron in Solothurn seine Weisungen empfing, eine Sache der Dringlichkeit geworden, den am französischen Hofe wohl angesehenen Oberst Johann Guler persönlich nach St. Germain abzuordnen, um den nachtheiligen Berichten Miron's und Gueffier's zu begegnen und zu versichern, dass das gute Einvernehmen mit Frankreich weder gestört worden sei, noch gestört werden solle. Auf die Klagen Miron's und Gueffier's sollte er mit Gegenklagen antworten. War es ja doch eben die Haltung der französischen Residenten, welche zwar den politischen Einfluss Spaniens zurückzuhalten suchten, seine kirchlichen Bestrebungen aber unbedingt unterstützten, was den bündnerischen Verhältnissen das Gepräge der Unsicherheit und der Gewaltthätigkeit verlieh.

Gerade durch die zweideutige Haltung der französischen Agenten wurde die Politik der spanischen Krone in Bezug auf die rätischen Bünde am meisten gefördert. Der Hof von St. Germain, der Guler's Verdienste zu würdigen wusste, beruhigte sich,

gestützt auf die eifrige Verwendung Pascal's für seinen Freund, vorläufig bei Guler's Erklärungen, empfing und entliess ihn in ehrenvollster Weise, so dass Gueffier's Ränke einstweilen ohne Erfolg blieben.

Dagegen war die Tagsatzung durch die bündnerischen Angelegenheiten in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Auf die Anbringungen des Pompejus Planta und des französischen Geschäftsträgers eröffnete die bündnerische Gesandtschaft ihre schriftliche Instruktion [1]). Mehrere Landsleute, erklärten sie, haben sich durch Praktiken der obrigkeitlichen Gewalt bemächtigt und dieselbe ungetreu verwaltet. Diese Thatsachen sind durch die eignen Schriften der Angeklagten und durch sonstige Zeugnisse festgestellt. Das Strafgericht besteht aus verständigen Personen beider Religionsparteien, die unparteiisch und durch keine Pension corrumpirt sind. Weder die eine noch die andere Religion begehrt man zu schädigen. Fremde Fürsten und Stände geniessen wie von Alters her das verdiente Ansehen; gegen den einen oder den andern haben die Bestraften sich treulos erzeigt und sie mit Abnehmen ihrer Gelder und leeren Versprechungen hintergangen. Für den Fall, dass die Verurtheilten sich bei den Eidgenossen beklagen, werden diese ersucht, in die Freiheiten der III Bünde keinen Eingriff zu thun, sondern dieselben eher dabei zu schützen. Die Verbannten mögen die Eidgenossen nicht in ihrem Gebiete dulden.

Unerachtet dieser freimüthigen Erklärungen drang doch die ungünstige Meinung, welche man von dem Strafgerichte gefasst hatte, auch in der Tagsatzung durch, wozu wohl die numerische Mehrheit der katholischen Stände, sowie die Einwirkung Miron's das meiste beitrug. Es wurde demnach beschlossen, eine ernste Mahnung an die Bünde zu richten, des Inhaltes, das Strafgericht sei abzustellen, den Verurtheilten dagegen unparteiisches Recht und sicheres Geleit zu gewähren, und so die Ruhe wieder herzustellen. Mit Ausnahme des Religionsartikels, auf den sich die

---

[1]) Vgl. Eidg. Abschiede Bd. V. II. S. 48.

Tagsatzung nicht einlassen konnte, entsprach dieses Conclusum den Propositionen Gueffier's. Die Tagherren mussten jedoch ohne Zweifel selbst einsehen, dass mit diesen Vorschlägen wenig oder nichts ausgerichtet sei. Denn wie sollte in den Bünden nach bisher sattsam gesammelten Erfahrungen ein unparteiisches Gericht eingesetzt werden, da das ganze Land in zwei Parteien zerfiel, welche abwechselnd die Rolle des Richters oder des Beklagten übernahmen. Der Beschluss blieb daher um so eher ein leerer Schall, als sich die beiden Religionsparteien der Tagsatzung über die Redaktion des Mahnschreibens nicht zu einigen vermochten, und die Beklagten, da die III Bünde nicht unter das eidgenössische Recht gestellt waren, keinen Richter in der Eidgenossenschaft anrufen konnten.

Die sieben katholischen Orte erliessen hierauf das Mahnschreiben im Sinne Gueffier's, erklärten dabei die Thusner Urtheile von sich aus als cassirt, und fügten bei, dass sie ihres Ortes den Bandirten freies Geleite und völlige Sicherheit gewähren.

Die Gesandtschaft kehrte natürlich nach diesen fruchtlosen Verhandlungen nach Hause und erstattete dem Strafgerichte Bericht über ihre Mission. Unter dem Eindrucke dieser Vorgänge, sowie besonders bei der Nachricht von verdächtigen Bewegungen an der tirolischen Grenze, beschloss das Gericht, seine Verhandlungen mit möglichster Beschleunigung zu Ende zu führen. Ohnehin verlangten die Münsterthaler, « wegen der wunderbarlichen Läuff » am 23. November nach Hause entlassen zu werden. Es wurde desshalb verfügt, dass, sobald man mit den Gefangenen fertig sei, die Fähnlein, welche es wünschen, beurlaubt werden können, nur habe für jeden Rechtsprecher ein Mann zurückzubleiben, um das Gericht zu «gaumen». Die «wunderbarlichen Läuff», welche die Münsterthaler veranlassten, vor Beendigung der Prozesse mit ihrem Fähnlein aufzubrechen, bezogen sich auf die während der Verhandlungen des Gerichtes erfolgte Besetzung der Veste Fürstenburg und die damit verbundene Losreissung des Gerichtes Untercalven vom Verband des Gottes-

hausbundes. Erzherzog Maximilian hatte diese Unternehmung nicht ohne Zustimmung des Bischofs, der sich hiedurch vor seinen Gegnern besser zu sichern hoffte, in's Werk gesetzt. Ausserdem war das Gericht durch die Plurser Commissäre benachrichtigt, dass auch im Comaskischen und Mailändischen Gebiete Mannschaften gesammelt werden, deren scheinbarer Zweck allerdings auf eine Expedition nach Sardinien lautete.

Auf Bericht und Antrag der Bundeshäupter beschloss das Strafgericht, die Stelle eines Bundestages oder grossen Congresses vertretend, am 7. December ein Aufgebot von 3000 Mann aus jedem Bunde ergehen zu lassen, und um dasselbe feldtüchtig auszurüsten, die Hauptleute im venetianischen Dienste heim zu mahnen. Venedig, Zürich und Bern sollten diesfalls sofort begrüsst werden, die Gemeinden wurden zur Bewachung der Pässe aufgefordert. Die Befürchtung war nicht ohne Grund, dass ein Angriff auch gegen das Gericht Obcalven (Münsterthal) bevorstehe, da die Besetzung dieser Landschaft in hohem Grade die von Spanien in Bezug auf Veltlin gehegten Absichten begünstigte.

Wie die Haltung der Innsprugger Regierung zu beurtheilen war, ergab sich daraus, dass ein gleich anfangs seiner Verhandlungen vom Strafgericht ausgegangenes Gesuch um Auslieferung der Bandirten von Erzherzog Maximilian mit einer einfachen Empfangsbescheinigung beantwortet worden war. Ein zweites, an den Landvogt auf Kastels gerichtetes Auslieferungsbegehren, mit welchem die Drohung verbunden war, dass man sich für allen Schaden, den die Bandirten dem Lande zufügen würden, an die Einkünfte des Erzhauses zu halten wissen werde, wie auch dass Unterengadin dem Pfleger auf Naudersberg keinen Gehorsam mehr leisten werde, so lange der Gerichtsstab von Untercalven nicht hergestellt sei, blieb gänzlich unbeantwortet. Zwar geht aus den von Prof. Reinhardt eingesehenen Innsprugger Korrespondenzen [1]) hervor, dass man tirolischer Seits nicht ohne

---

[1]) Luzerner Schulprogramm von 1881.

Bedenken war, die Erbeinigung gewaltsam zu brechen, und wenigstens den Schein vermieden wissen wollte, als ob man sich eigenmächtig in fremde Angelegenheiten gemischt hätte, während man ganz bestimmt auf das Eingreifen Spaniens wartete. Für den Fall eines Misslingens des von den Bandirten vorbereiteten Planes wollte man diese letztern gänzlich verläugnen und die denselben bewilligten Mannschaften als Reichstruppen angesehen wissen. Bei dem offnen Treiben der Bandirten war indessen der üble Wille und die verstellte Drohung der tirolischen Regierung nicht zu verhüllen.

Bald erhob sich unter fortdauernden drohenden Bewegungen an den Grenzen auch eine lebhafte literarische Polemik gegen das Strafgericht. Im Veltlin zögerte man nicht, den Erzpriester Rusca mit dem Palmzweige des Martyriums zu schmücken, wozu doch kaum ein hinreichender Grund vorlag, da es sich in keiner Weise um ein mit dem Tode besiegeltes Glaubenszeugniss handelte und Rusca nicht vor einem Glaubensgerichte stund. Die immerhin schwere Misshandlung, die übrigens nicht von ferne an diejenige Zambra's reicht, war nichts als eine Anwendung der allgemein gültigen Halsgerichtsordnung, wenn auch bezüglich des meritum causæ in keiner Weise zulässig und gefordert.

Das hart angegriffene Strafgericht wurde indessen auch durch eine Schutzschrift vertheidigt, welche im Jahre 1619 zu Cur erschien. Dieselbe beschreibt zunächst diejenigen Prozesse, über welche die härtesten Anschuldigungen ergingen, namentlich diejenigen gegen Zambra, die Gebrüder Planta, den Erzpriester Rusca, den Cavalier Giover, den Landrichter Luz. von Mont, den Bischof Johann, sucht die Rechtfertigung derselben ausführlich zu begründen und schliesst mit einer Darstellung der Hauptcontroversen. Was die letztern betrifft, so war der am meisten betonte Vorwurf der, das ganze Treiben sei nur Sache einer Faktion, die sich vom Hasse gegen die katholische Kirche leiten lasse, ihre alten Bundesgenossen verachte und neue Verbindungen anknüpfe. Die Schutzschrift beantwortet obigen Vorwurf damit, dass sie sagt: «Es ist die Faktion, die Gottes Ehr und Wort,

hausbundes. Erzherzog Maximilian hatte diese Unternehmung nicht ohne Zustimmung des Bischofs, der sich hiedurch vor seinen Gegnern besser zu sichern hoffte, in's Werk gesetzt. Ausserdem war das Gericht durch die Plurser Commissäre benachrichtigt, dass auch im Comaskischen und Mailändischen Gebiete Mannschaften gesammelt werden, deren scheinbarer Zweck allerdings auf eine Expedition nach Sardinien lautete.

Auf Bericht und Antrag der Bundeshäupter beschloss das Strafgericht, die Stelle eines Bundestages oder grossen Congresses vertretend, am 7. December ein Aufgebot von 3000 Mann aus jedem Bunde ergehen zu lassen, und um dasselbe feldtüchtig auszurüsten, die Hauptleute im venetianischen Dienste heim zu mahnen. Venedig, Zürich und Bern sollten diesfalls sofort begrüsst werden, die Gemeinden wurden zur Bewachung der Pässe aufgefordert. Die Befürchtung war nicht ohne Grund, dass ein Angriff auch gegen das Gericht Obcalven (Münsterthal) bevorstehe, da die Besetzung dieser Landschaft in hohem Grade die von Spanien in Bezug auf Veltlin gehegten Absichten begünstigte.

Wie die Haltung der Innsprugger Regierung zu beurtheilen war, ergab sich daraus, dass ein gleich anfangs seiner Verhandlungen vom Strafgericht ausgegangenes Gesuch um Auslieferung der Bandirten von Erzherzog Maximilian mit einer einfachen Empfangsbescheinigung beantwortet worden war. Ein zweites, an den Landvogt auf Kastels gerichtetes Auslieferungsbegehren, mit welchem die Drohung verbunden war, dass man sich für allen Schaden, den die Bandirten dem Lande zufügen würden, an die Einkünfte des Erzhauses zu halten wissen werde. wie auch dass Unterengadin dem Pfleger auf Naudersberg keinen Gehorsam mehr leisten werde, so lange der Gerichtsstab von Untercalven nicht hergestellt sei, blieb gänzlich unbeantwortet. Zwar geht aus den von Prof. Reinhardt eingesehenen Innsprugger Korrespondenzen [1]) hervor, dass man tirolischer Seits nicht ohne

---

[1]) Luzerner Schulprogramm von 1881.

Bedenken war, die Erbeinigung gewaltsam zu brechen, und wenigstens den Schein vermieden wissen wollte, als ob man sich eigenmächtig in fremde Angelegenheiten gemischt hätte, während man ganz bestimmt auf das Eingreifen Spaniens wartete. Für den Fall eines Misslingens des von den Bandirten vorbereiteten Planes wollte man diese letztern gänzlich verläugnen und die denselben bewilligten Mannschaften als Reichstruppen angesehen wissen. Bei dem offnen Treiben der Bandirten war indessen der üble Wille und die verstellte Drohung der tirolischen Regierung nicht zu verhüllen.

Bald erhob sich unter fortdauernden drohenden Bewegungen an den Grenzen auch eine lebhafte literarische Polemik gegen das Strafgericht. Im Veltlin zögerte man nicht, den Erzpriester Rusca mit dem Palmzweige des Martyriums zu schmücken, wozu doch kaum ein hinreichender Grund vorlag, da es sich in keiner Weise um ein mit dem Tode besiegeltes Glaubenszeugniss handelte und Rusca nicht vor einem Glaubensgerichte stund. Die immerhin schwere Misshandlung, die übrigens nicht von ferne an diejenige Zambra's reicht, war nichts als eine Anwendung der allgemein gültigen Halsgerichtsordnung, wenn auch bezüglich des meritum causæ in keiner Weise zulässig und gefordert.

Das hart angegriffene Strafgericht wurde indessen auch durch eine Schutzschrift vertheidigt, welche im Jahre 1619 zu Cur erschien. Dieselbe beschreibt zunächst diejenigen Prozesse, über welche die härtesten Anschuldigungen ergingen, namentlich diejenigen gegen Zambra, die Gebrüder Planta, den Erzpriester Rusca, den Cavalier Giover, den Landrichter Luz. von Mont, den Bischof Johann, sucht die Rechtfertigung derselben ausführlich zu begründen und schliesst mit einer Darstellung der Hauptcontroversen. Was die letztern betrifft, so war der am meisten betonte Vorwurf der, das ganze Treiben sei nur Sache einer Faktion, die sich vom Hasse gegen die katholische Kirche leiten lasse, ihre alten Bundesgenossen verachte und neue Verbindungen anknüpfe. Die Schutzschrift beantwortet obigen Vorwurf damit, dass sie sagt: «Es ist die Faktion, die Gottes Ehr und Wort,

und dessen aufrichtige redliche Diener beider Religionen begehrt zu fördern, zu erhalten, zu schützen und zu schirmen. Es ist die Faktion, die da begehrt, vaterländische Freiheit laut der alten Statuten und Satzungen zu manteniieren. Es ist die Faktion, die da begehrt, gegen alle Verbündeten Treu, Ehr und Eid zu halten. Es ist die Faktion, die sich schon viel Jahr zuvor verlobt, keine jährlichen Verehrungen und Pensionen auf Standessachen zu nehmen, die niemandem jemals etwas verheissen, das sie nicht redlich gehalten habe, die ab böser Leute Procediren lange Zeit ein grosses Missfallen getragen».

Der Vorwurf, es handle sich um Verfolgung und Vertilgung der katholischen römischen Religion, wird damit abgelehnt, dass derselbe glaubwürdig sein könnte, wenn sich ausschliesslich die Römischkatholischen zu beklagen hätten. Allein auch die Evangelischen beklagen sich, deren Religion nicht verfolgt werde. Warum sind wir von beiden Religionen im Vaterland wohl eins, warum sitzen von beiden Religionen in diesem gegenwärtigen Gericht[1]) und strafen zugleich die fehlbaren geistlichen und weltlichen Personen beider Religionen? Die Religionsfrage sei nur ein Vorwand, um das Wasser zu trüben, die Unterthanen zu verhetzen und benachbarte Fürsten zur Einmischung zu verleiten.

Was nun diese letztere Seite der Polemik betrifft, so ist es auf der Hand liegend, dass eben nur die gleichzeitige Religionsspannung vermögend war, die politischen Parteien so sehr gegen einander zu erhitzen. Wenn Juvalta das Hauptgewicht auf den Gegensatz der Familien Salis und Planta legt, so lag dies einem Zeitgenossen nahe genug; allein ein historisches Urtheil ist es nicht. Wenn man daher den ebenso sehr kirchlichen wie politischen Gegensatz, der vom Auslande her seine Nahrung erhielt, in seinem ganzen Umfange als die wahre und bleibende Ursache betrachten muss, dann fragt sich nur, welche von beiden Par-

[1]) Es ist hier das Davoser Strafgericht gemeint, welches die Thusner Urtheile neuerdings bestätigte.

teien sich in der Angriffsstellung befand, welche in der Nothwehr? Für den ersten Augenschein bot die Aufhebung Rusca's und das Verfahren gegen den Bischof Anhaltspunkte dar, welche die venetianische Partei (so nannte man sie nach ihrem politischen Abzeichen) als Angreifer erscheinen liessen, und eben desshalb wurden die Prädikanten bis in neuester Zeit für alles Unheil verantwortlich gemacht, das aus den politischen Verwickelungen über das Land hereinbrach.

Allein gerade die Prädikanten hatten Gründe, sich und ihre Kirchen als im Zustande der Nothwehr begriffen hinzustellen. Es geht dies schon aus dem Sendschreiben der Bergüner Synode hervor, und ebenso aus den in den Verhandlungen des Strafgerichtes häufig vorkommenden Klagpunkten über Beschimpfung der Prädikanten. Die Anfeindung derselben hatte also schon vor dem Strafgerichte einen sehr hohen Grad erreicht. Blickt man überdies auf die Art und Weise, wie die Brüder Planta das Strafgericht des Gotteshausbundes zu Cur benutzt hatten, um ihre Gegner unschädlich zu machen, so lag der Gedanke einer Nothwehr sehr nahe. Abgesehen hievon liegt es vor Augen, dass Currätien mit seiner Religionsfreiheit allerseits von katholischen Herrschaften umgeben war, und namentlich im Mailändischen Gebiete die spanische Inquisition Allem aufbot, um im Veltlin die bündnerische Religionsfreiheit abzuwehren. So befanden sich die reformirten Kirchen Currätien's weit mehr in einem Belagerungszustande als in Angriffsstellung. Nimmt man hinzu, dass Bischof Johannes die VI Artikel zu beschwören hartnäckig sich geweigert hatte, auf denen die Anerkennung des reformirten Kirchenwesens von Seite des Diöcesanbischofes einzig beruhte, und er nur auf Anrathen des Nuntius, nicht ohne stillen Vorbehalt, zur Ableistung des Gelöbnisses bewogen werden konnte, so zeigte es sich, dass man weder nach Innen noch nach Aussen sich auch nur einen Augenblick sicher glauben durfte.

Durch den Hirtenbrief von Bergün, den Aufstand der Unterengadiner und das Strafgericht ging man nun allerdings in die Angriffsstellung über, doch nur so, wie allenfalls ein Belagerter

einen Ausfall wagt, und suchte so die höchsten Güter, die man zu vertheidigen hatte, zu schirmen.

Wenn es für politisch klug gelten konnte, mit Mailand, wie dies 1617 beabsichtiget war, auf guten Fuss sich zu stellen, ein Standpunkt, den der Rath von Cur, den auch Juvalta festhielt, so fragte es sich, ob die politische und kirchliche Haltung Mailand's eine so friedliche und Vertrauen erweckende war, dass es rathsam erschien, auf jede andere Stütze zur Behauptung der politischen und kirchlichen Unabhängigkeit zu verzichten. Oder waren etwa diese beiden Interessen so lose miteinander verbunden, dass das eine ohne das andere behauptet werden konnte? Augenscheinlich hatte die kirchliche Unabhängigkeit ihren einzig möglichen Halt in der politischen. Letztere aber war noch nicht so fest begründet, um auch ohne die kirchliche Freiheit aufrecht zu bleiben. Die nächstfolgenden Jahre erläuterten diesen Sachverhalt zur Genüge. Das Schicksal Böhmen's und der Pfalz wäre auch für Currätien besiegelt gewesen, hätte nicht der Cardinal Richelieu aus allgemeinen Gesichtspunkten des französischen Staatsinteresses noch in guter Zeit eingegriffen.

Ob man nun gleichwohl den Satz aufstellen darf, die reformirten Prediger wären besser ruhig geblieben, sie hätten das Heraufziehen der schweren Wetterwolke, die dem ganzen Volke Unheil drohte, unbeachtet lassen sollen, sollte nach dem Obigen ziemlich leicht zu beantworten sein. Ihre Mitschuld an den vorgekommenen Gewaltsamkeiten darf demnach auch weniger hart beurtheilt werden, als es gemeinhin geschieht, zumal Gewaltsamkeiten innerhalb und ausserhalb des Rechtsverfahrens zur Signatur des Jahrhunderts gehörten. Kaum denkbar erscheint es ja, dass einige wenige Prädikanten einen bewaffneten Aufstand herbeiführen konnten, falls sie nicht wirklich die wesentlichen Interessen des Volkes für sich hatten.

Die Sprache der erwähnten Schutzschrift ist sehr erregt. Man muss es ihr anfühlen, dass sie eine gute Sache zu vertheidigen glaubt; sie stammt jedenfalls aus der Feder eines der

hervorragenden Mitglieder der geistlichen Beisitzerschaft, etwa des Johannes a-Porta.

«Wann unser Volk so leichtfertig wäre», so schliesst dasselbe, «wie diese Lästermäuler von uns ausgeben, so hätten wir mit ihnen, als den Anstiftern aller Leichtfertigkeit, jährlich allerlei Bündnisse angenommen und aufgesagt. Dann es wahrlich nicht an ihnen erwunden, dass die aufrechten redlichen Bündnisse nicht sind aufgesagt worden, sondern ist gestanden an der Treu und Standhaftigkeit des redlichen Landvolkes, und etlichen derselben redlichen Vorständern und Räthen. So wir aber etwas an bundsgenössischen Pflichten ermangeln lassen, ist die Schuld niemanden als diesen unsern treulosen Landskindern zuzumessen, die sich von andern zu solchem mit Geld als die Taglöhner dingen lassen, und dann den gemeinen Mann, so bei uns die höchste Obrigkeit ist, mit erdichtem Fürgeben und fälschlich fürgemalten Gefahren, vom rechten Weg abwendig gemacht haben».

«Weil die Sachen also beschaffen, achten wir, es werde ein jeder und sonderlich diejenigen, welche es wissen, was wahre Freiheit ist, und worin dieselbige bestehet, fürohin Anlass und Gelegenheit haben, rechter und bescheidenlicher von unsern Sachen zu urtheilen; unsre untreue Landkinder, so von uns billig bandiert worden, ehe zu Empfahung ihres verdienten Lohnes befördern, als ihrem unwahrhaften Fürwenden Ohren und Glauben geben. Der Gott, der die Reiche verändert, die Könige ein- und absetzt, die Gewaltigen vom Stuhle stosst und die Demüthigen erhebet, der wolle alle Regiment in seine göttliche Gnade und Protektion aufnehmen, vor Krieg und Verrätherei, vor Argwohn und Misstrauen bewahren, alle treulosen Praktiken allmächtiglich stürzen, und sie durch sein Barmherzigkeit bis an das End mildiglich erhalten. Amen, Amen».

Der demokratische Satz, dass der gemeine Mann die höchste Obrigkeit, dass mithin vor den vereinigten Fähnlein jede andere Autorität zurückzuweichen habe, war es, der jene Prediger durchdrang, als sie die grosse Verantwortlichkeit übernahmen,

einen Ausfall wagt, und suchte so die höchsten Güter, die man zu vertheidigen hatte, zu schirmen.

Wenn es für politisch klug gelten konnte, mit Mailand, wie dies 1617 beabsichtiget war, auf guten Fuss sich zu stellen, ein Standpunkt, den der Rath von Cur, den auch Juvalta festhielt, so fragte es sich, ob die politische und kirchliche Haltung Mailand's eine so friedliche und Vertrauen erweckende war, dass es rathsam erschien, auf jede andere Stütze zur Behauptung der politischen und kirchlichen Unabhängigkeit zu verzichten. Oder waren etwa diese beiden Interessen so lose miteinander verbunden, dass das eine ohne das andere behauptet werden konnte? Augenscheinlich hatte die kirchliche Unabhängigkeit ihren einzig möglichen Halt in der politischen. Letztere aber war noch nicht so fest begründet, um auch ohne die kirchliche Freiheit aufrecht zu bleiben. Die nächstfolgenden Jahre erläuterten diesen Sachverhalt zur Genüge. Das Schicksal Böhmen's und der Pfalz wäre auch für Currätien besiegelt gewesen, hätte nicht der Cardinal Richelieu aus allgemeinen Gesichtspunkten des französischen Staatsinteresses noch in guter Zeit eingegriffen.

Ob man nun gleichwohl den Satz aufstellen darf, die reformirten Prediger wären besser ruhig geblieben, sie hätten das Heraufziehen der schweren Wetterwolke, die dem ganzen Volke Unheil drohte, unbeachtet lassen sollen, sollte nach dem Obigen ziemlich leicht zu beantworten sein. Ihre Mitschuld an den vorgekommenen Gewaltsamkeiten darf demnach auch weniger hart beurtheilt werden, als es gemeinhin geschieht, zumal Gewaltsamkeiten innerhalb und ausserhalb des Rechtsverfahrens zur Signatur des Jahrhunderts gehörten. Kaum denkbar erscheint es ja, dass einige wenige Prädikanten einen bewaffneten Aufstand herbeiführen konnten, falls sie nicht wirklich die wesentlichen Interessen des Volkes für sich hatten.

Die Sprache der erwähnten Schutzschrift ist sehr erregt. Man muss es ihr anfühlen, dass sie eine gute Sache zu vertheidigen glaubt; sie stammt jedenfalls aus der Feder eines der

hervorragenden Mitglieder der geistlichen Beisitzerschaft, etwa des Johannes a-Porta.

«Wann unser Volk so leichtfertig wäre», so schliesst dasselbe, «wie diese Lästermäuler von uns ausgeben, so hätten wir mit ihnen, als den Anstiftern aller Leichtfertigkeit, jährlich allerlei Bündnisse angenommen und aufgesagt. Dann es wahrlich nicht an ihnen erwunden, dass die aufrechten redlichen Bündnisse nicht sind aufgesagt worden, sondern ist gestanden an der Treu und Standhaftigkeit des redlichen Landvolkes, und etlichen derselben redlichen Vorständern und Räthen. So wir aber etwas an bundsgenössischen Pflichten ermangeln lassen, ist die Schuld niemanden als diesen unsern treulosen Landskindern zuzumessen, die sich von andern zu solchem mit Geld als die Taglöhner dingen lassen, und dann den gemeinen Mann, so bei uns die höchste Obrigkeit ist, mit erdichtem Fürgeben und fälschlich fürgemalten Gefahren, vom rechten Weg abwendig gemacht haben».

«Weil die Sachen also beschaffen, achten wir, es werde ein jeder und sonderlich diejenigen, welche es wissen, was wahre Freiheit ist, und worin dieselbige bestehet, fürohin Anlass und Gelegenheit haben, rechter und bescheidenlicher von unsern Sachen zu urtheilen; unsre untreue Landkinder, so von uns billig bandiert worden, ehe zu Empfahung ihres verdienten Lohnes befördern, als ihrem unwahrhaften Fürwenden Ohren und Glauben geben. Der Gott, der die Reiche verändert, die Könige ein- und absetzt, die Gewaltigen vom Stuhle stosst und die Demüthigen erhebet, der wolle alle Regiment in seine göttliche Gnade und Protektion aufnehmen, vor Krieg und Verrätherei, vor Argwohn und Misstrauen bewahren, alle treulosen Praktiken allmächtiglich stürzen, und sie durch sein Barmherzigkeit bis an das End mildiglich erhalten. Amen, Amen».

Der demokratische Satz, dass der gemeine Mann die höchste Obrigkeit, dass mithin vor den vereinigten Fähnlein jede andere Autorität zurückzuweichen habe, war es, der jene Prediger durchdrang, als sie die grosse Verantwortlichkeit übernahmen,

die moralischen Führer eines Strafgerichtes zu werden, das in alle öffentlichen und Privatverhältnisse mit rauher Faust eingriff.

Indessen beschränkte sich das Strafgericht keineswegs darauf, die spanische Partei für immer niederzuwerfen, und sodann auch alle andern Personen, wie immer sie strafbar sein mochten, ohne Ansehen des Standes, geistliche und weltliche, militärische und bürgerliche zu rügen. Es war auch sichtlich bestrebt, zur Herstellung besserer Ordnung im Lande und Sicherung des Friedens das Seinige beizutragen und desshalb Satzungen, sogenannte Artikel, zu berathen, welche die Herstellung einer völligen Neutralität bezweckten, als deren nächste Wirkung die Ausweisung der fremden Agenten erscheinen musste. Unstreitig täuschte es sich unter den damaligen Verhältnissen in der Voraussetzung, dass eine solche Neutralität möglich und durchführbar sei. Aber in Verbindung mit diesem an sich richtigen Gedanken ist auch das übrige so gewaltsame, in einzelnen Fällen schauderhafte Durchgreifen eher zu würdigen. Was die innern Angelegenheiten betrifft, so hatten die Fähnlein neue Artikel, die Rechte der Evangelischen im Veltlin und die Schule in Sondrio betreffend, aufgesetzt, und dieselben dem Gerichte übergeben, welches dieselben an die Gemeinden auszuschreiben beschloss und am 22. November die hierüber eingegangenen Mehren zusammenstellte. Gegen diese Artikel, als in Gesetzeskraft erwachsen, legten jedoch die Abgeordneten von Misox und Roveredo Verwahrung ein, da dieselben ihren Gemeinden nie vorgelegt worden seien. Sie verwahrten sich überhaupt bei diesem Anlasse gegen alles und jedes, was der katholischen Religion möchte präjudizirlich sein, und wurden hierin von dem Statthalter de Caduff aus Lungnez unterstützt. In die nämliche Klasse von Massregeln zur Handhabung des innern Friedens gehören auch die früher besprochenen Artikel gegen den Bischof. Hiebei ergab sich der auffallende Umstand, dass Statthalter Schmid Namens der Gerichte Thusis, Heinzenberg und Tschappina vor dem Gerichte anbrachte, der Artikelbrief von 1526 sei ihnen unbekannt ge-

wesen [1]), daher sie dem Bischof zu guten Treuen gehorsamet haben; sie verlangen, dass hierüber weitere Ordination von den Gemeinden eingeholt werde.

Auch die Angelegenheit von Plurs beschäftigte das Gericht mehrfach. Als am 4. September der Berg Conto über dem reichen Flecken Plurs einstürzte, erschienen 8 Tage hernach die Verwandten des ebenfalls erschlagenen Podesta und liessen durch den Obersten Guler dem Gerichte vertragen, man möge das erledigte Amt dem Bruder des Erschlagenen zuwenden. In dieser Sache wollte jedoch das Gericht nicht ohne Zuzug und Mitberathung der Häupter vorgehen und berief desshalb dieselben auf folgenden Tag ein. Es erfolgte hierauf in der That die Ernennung des Vorgeschlagenen, jedoch mit dem Vorbehalt, dass diesfalls die Gemeinde, welcher nach bestehender Kehrordnung das Vorschlagsrecht für dieses Amt zur Zeit zustand, befragt werden müsse.

In Betreff der eingetretenen Besitzesstörungen wurde zunächst dem neu ernannten Podesta ein Salarium bestimmt mit Rücksicht auf die Mühe, welche die Ermittelung der Kammereinkünfte verursachen musste, und gleichzeitig Aufgrabungen angeordnet, welche unter die Leitung einer besondern Commission gestellt wurden, die zugleich Namens der herrschaftlichen Kammer alle Ansprachen an Liegendem und Fahrendem geltend machen sollte und Fundgegenstände in Verwahrung zu nehmen hatte.

Indem die Commission jedoch auf Widerstand gegen das Mandat des Strafgerichtes bei den Unterthanen stiess, indem der Podesta selbst in Verbindung mit dem Censole persönlich anbrachte, die Instruktion der Commissäre laufe den Statuten

---

[1]) Bekanntlich existirt der Artikelbrief von 1526 nur in Protokollsform, ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche für eine öffentliche Urkunde unentbehrlich waren. Daher erklärt es sich, dass er sogar evangelischen Gerichtsgemeinden als rechtsverbindliche Satzung unbekannt blieb, oder völlig in Vergessenheit gerathen war.

